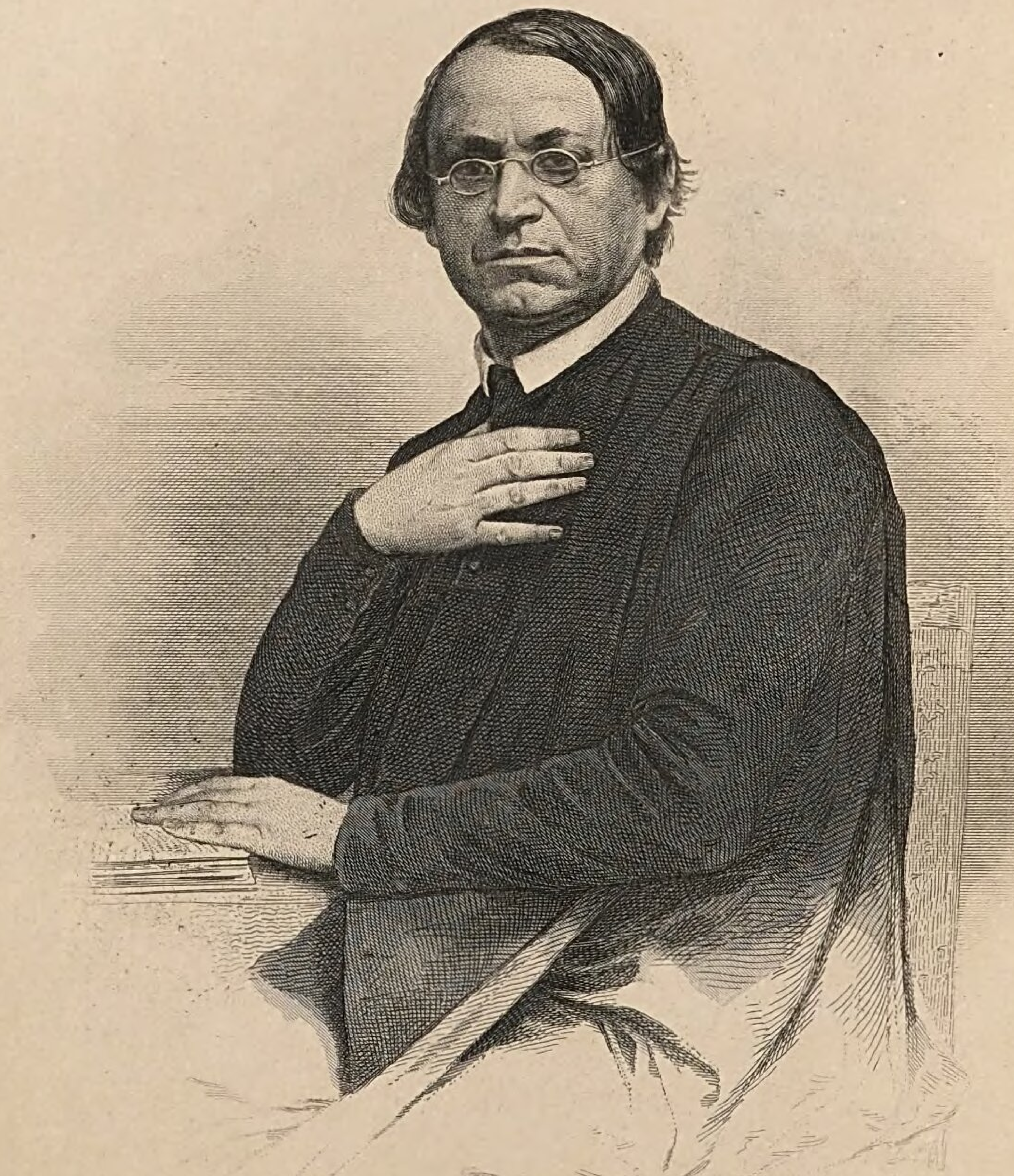
Charakterbilder.

Von

Beda Weber.

Mit dem Bildniß des Verfassers.



Nach einem Daguerreotyp von Jacob Seib.

[R]astloser Thätigkeit allein ist Leben und begründet
[L]eben. Gott sey dein ewiges Vorbild, die einzige
Quelle der guten That und des gesunden Lebens.

[illegible] Huber.

Charakterbilder.

Von

Beda Weber.

plötzlich nach 2tägiger Krankheit † am 28 Febr 1858.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1853.

Aus Merk's „Gedenkbuch an die Paulskirche.“

(1848.)

Nie verläugn' ich meine Fahne,
Ja, ich bin Ultramontane
Mit den Worten, mit der That,
Treu der Kirche, wie dem Staat!
Und aus dieser Ultratreu'
Sproßt die Liebe täglich neu,
Alle Menschen zu begrüßen,
Und sie an mein Herz zu schließen,
Daß wir alle, Brüdern gleich,
Liebend ruh'n im deutschen Reich.
Und wer's lauer denkt und meint,
Der ist Deutschlands ärgster Feind.
An der Donau, wie am Rhein,
Laßt uns alle Ultra sein,
Ultra in der Lieb' und Treue
Für das Vaterland, das freie!

Beda Weber.

Vorwort.

Im Begriff, die nachfolgenden Blätter der größeren Lesewelt zu übergeben, darf ich sie wohl mit einigen Bemerkungen begleiten. Wie die Lieder des Waldes trotz ihrer Mannigfaltigkeit alle den Frühling bedeuten, und darin ihren Zusammenhang haben, so wurzeln auch die vorliegenden Aufsätze, wenn auch verschiedenartig an Inhalt, Ton und Zeitfolge, einheitlich in der unveränderlichen Ueberzeugung des Verfassers, und sammeln sich dadurch in ein Ganzes als aufgelesene Zweige vom Baume des Lebens, das sich in ihnen abgesponnen und gebildet hat. Sie wollen nichts anderes sein als erste Eindrücke, deren Werth in ihrer Unmittelbarkeit besteht vor allem Urtheile, das nicht selten Fremdes in den beurtheilten Gegenstand bringt. Sie bedeuten das Leben nicht, sie sind es selbst, Kinder vielleicht, die auf nachsichtige Behandlung Anspruch machen, deren Blick aber noch klar auf die irdischen Erscheinungen fällt, ohne Absichtlichkeit in Lob und Tadel, wo die Seele unbefangen ausspricht, was sie denkt und empfindet, nicht selten im Gewande der Novelle und Poesie, um die Erlebnisse anschaulicher zu machen. Sie folgen den Zeitereignissen, die ihre Kreisringe

noch jetzt an die Ufer der Gegenwart treiben, und wollen nur im Verhältnisse zu denselben und nach den Eindrücken, die sie im ersten Augenblick gemacht, beurtheilt werden. Was von diesen Aufsätzen bereits gedruckt erschienen ist, hat in der vorliegenden Zusammenstellung fleißige Nachbesserung, und bedeutende Vermehrung gewonnen. Jeder Aufsatz trägt die Jahreszahl seiner Entstehung an der Stirn, um den Leser über die Fassung desselben zu orientiren. Neigung oder Abneigung gegen Personen lag mir ganz ferne. Wie das Leben und die Wirklichkeit auf mich gewirkt, steht darin redlich verzeichnet von meinem Standpunkte aus, der in der Religion katholisch, in der Politik monarchisch=conservativ ist. Die Aufsätze über das deutsche Parlament in der Paulskirche entstanden im ersten Eindrucke der damaligen außerordentlichen Zeitumstände. Es ist die Sprache vom Jahr 1848, wo seidene Handschuhe wenig im Gebrauche standen. Ich ließ sie größtentheils unverändert, wie sie ursprünglich aus der Quelle geströmt, und wer sie ganz verstehen will, muß die Vorgänge zu Frankfurt am Main aus den Jahren 1848 und 1849 genau kennen. Es ist darin natürlich nicht die Rede, wie die Dinge und die Personen jetzt sind. Das Einst und Jetzt, wenn auch nur vier Jahre dazwischen liegen, läßt sich überhaupt schwer combiniren, weil die menschliche Natur in den meisten Fällen zu elastisch ist. Jeder Unzufriedene mit meinen Bildern von damals mag sich trösten, mit dem berühmten Ausspruch: „Nun in Gottes Namen! Es war im Jahr 1848.“

Man hat mich seiner Zeit als Preußenfeind bezeichnet. Es ist gar zu verführerisch für jede Partei, die Augen fest zuzudrücken, und die Schuld des eigenen Herzens auf einen Andern zu

werfen. Das revolutionäre Kaiserthum der Paulskirche habe ich allerdings bekämpft. Mein Urtheil über dieses Produkt ist aber durch die höchste Souveränität bestätigt worden. Es hat keine Annahme gefunden als Fabricat von einer uncompetenten Versammlung. Dem preußischen Volke, seinen Institutionen, seiner Armee, seinem Königshause habe ich in der Paulskirche nie gefehlt mit meiner Stimme zu einer Zeit, wo die conservative Treue, den Barricaden der Hauptstadt gegenüber, noch rarer war als in unseren Tagen wundersam rührender Bekehrungen, für die ich keinen Sinn habe.

Frankfurt a. M. den 18. Februar 1853.

Der Verfasser.

Eine „anima candida"!! von Thiersch genannt.
Mein unvergeßlicher Lehrer in München, welcher mich mit der innigsten Liebe u. Freundschaft beehrte, gleich groß als Mensch, Lehrer u. Priester. Dr. [illegible]

Möhler in Meran.

(1836.)

† am 12 April 1838, [illegible] Camerarius Joachim u. [illegible] von Franz Ludwig [illegible] Todestag auch von Bossuet † 1627.

Liebe Freunde aus München hatten mir frühzeitig Nachricht gegeben, daß der Verfasser der Symbolik im Frühlinge Meran besuchen, und daselbst seine Gesundheit herstellen wolle. Ich wartete mit Schmerzen auf den Mann, dessen Schriften mir eine so ausgiebige Belehrung gewährt hatten. An einem Donnerstage des Jahres 1836, wo die Studenten am Gymnasium Ferientag hielten, eilte ich gewohnterweise ins Freie, diesmal nach Völs im Eisakthale, um Urkunden über den tirolischen Bauernkrieg aufzusuchen. Es war ein heiterer Tag im Juni, wo es rings von allen Bergen in den üppigsten Bildern des Grünens und Blühens leuchtete. Als ich in den Kuntersweg eingefahren und an die sogenannte hohe Klause gekommen war, sah ich schon von Weitem einen ledigen Wagen, dessen Fuhrmann im Schatten eines Baumes rastete. Ich bog sorglos aus dem Schatten der Felsen, an denen frische Wasserfäden niedertröpfelten, um die Ecke ins Sonnenlicht und erblickte einen Mann, der voll Verwunderung vor den merkwürdigen Porphyrgesteinen stand, und die seltsamen Geschiebe mit seinen langen zierlich-weißen Fingern abgriff. „Ich konnte es im Wagen nicht mehr aushalten,“ sagte er lächelnd zu mir mit einem rührenden Tone der Stimme, der mir tief zu Herzen ging, „diese zauberhafte Felsenwelt zog mich mit Allgewalt an sich heran. So weit ich gekommen bin, nie habe ich ein schöneres Gebirge gefunden, als diese Felsstufen des Kunterswegs. In diesen Lagerungen herrscht eine Regel, eine Schönheit, eine Fülle des Maaßes und der Ordnung, daß ich die Wirkung davon unendlich wohlthätig in der Seele fühle. Und die luftigen Frühlingskränze um diese Bildungen des allmächtigen Gottes, die reinen Strahlen der Sonne, die wir im Norden nicht kennen, die schmeichelnden Züge der weichen Luft, und dies makellose Tiefblau des Himmels, ich kann es mit Worten nicht ausdrücken, welche selige Empfindungen dadurch in meiner Seele angeregt werden!“ Er drückte mir bei diesen Worten, sichtbar ergriffen, mit feuchtem Auge die Hand, und ging schweigend

an seinen Wagen. Mir blieb das Bild dieses Unbekannten den ganzen Tag während meiner Wanderungen im Gebirge vor der Seele, und als nach zwei Tagen Möhler zu Meran in mein Zimmer trat, war es kein Anderer als der Bewunderer der Felsbildungen des Kuntersweges, den ich unbekannterweise bereits gegrüßt und liebgewonnen hatte. Seine Nähe hatte etwas Heiliges. Ich ließ alle Arbeit liegen und widmete jede freie Zeit dem freundlichen Lehrer, der in wenigen Stunden mehr nützen konnte, als ein Jahrescurs an der Hochschule. Er wünschte auch Gesellschaft um seine leiblichen und geistigen Leiden zu vergessen.

Er war zu Meran zu einer Zeit angelangt, wo bereits eine drückende Hitze fühlbar wurde, die aber auf seine Gesundheit den wohlthätigsten Einfluß übte, und in Verbindung mit der Molkenkur den besten Hoffnungen Raum gab. Er heiterte sich im Strome der südlichen Lebenslüfte sichtbar auf. Seine hohe würdevolle Gestalt, das überaus Treuherzige seines geistreichen Auges, die Humanität in seinem ganzen Betragen, vor allem andern die gemessenste Maßhaltung in Rede und Urtheil, machten ihn gleich in den ersten Tagen sogar den ganz Unbekannten höchst ehrwürdig, so daß seine bloße Erscheinung mit moralischer Kraft auf die Gemüther wirkte. Er wohnte im Postwirthshause, wo ihm die große Aufmerksamkeit der guten Wirthsleute sehr wohl that. Und in der That genoß er dieselbe in hohem Grade, nicht so fast als Gast, sondern weit mehr durch die hohe Würde seiner priesterlichen Persönlichkeit. Unser Volk, stets ehrfurchtsvoll angeregt beim Anblick eines Priesters, erwies ihm überall die größte Hochachtung, ohne ihn näher zu kennen, mit sichtbarem Zartgefühle für seine auferbauliche Gegenwart, gerührt durch sein freundliches Entgegenkommen. Wenn die Landleute nach altem Brauche die Ackerwerkzeuge fallen ließen, um ihm die Hand zu küssen, bemächtigte sich seiner einigemal eine sichtbare Rührung, die, andere Zustände im Geiste damit vergleichend, der edlen Einfalt und Innigkeit des tirolischen Volkes das schönste Zeugniß gab. Der Zustand seiner Gesundheit, welcher das laute Reden nicht begünstigte, machte ihn in allen Verhältnissen behutsam, ja ängstlich; aber auch diese unabweisliche Mißstimmung war stets mit dem umsichtigsten Zartgefühle höheren moralischen Rücksichten untergeordnet, so daß sich der Besuchende oder

der mit ihm Umgehende unwillkürlich zu eben so großer Rücksicht als Bewunderung aufgefordert fühlte. Er wollte Anfangs mehrere Ausflüge machen, auf das Schloß Tirol, nach Kaltern, Botzen und anderwärts; es kam aber nicht dazu, weil jede größere Bewegung sein Brustübel reizte. Sein weitester Gang ging eine Stunde weit nach Tscherms, aber mit einer Raschheit und Eile, die nicht umsonst als Ueberreiz seines zarten Organismus auffiel und auch eine kurz dauernde Verschlimmerung seines Zustandes herbeiführte. Während seine Sorgfalt in äußerer Richtung auf die Herstellung seiner Gesundheit gerichtet war, blieb sein reger unaufhörlich thätiger Geist mit den weitreichendsten originellsten Ideen über Gott, Kirche und Staat beschäftigt, so daß der Umgang mit ihm die beste Schule der größten und edelsten Wahrheiten war.

Er redete stets sehr langsam, äußerst bestimmt, in wohlgefügten, unverwickelten, mit größter Präcision durchgeführten Perioden, mit der Glätte und Feinheit eines klassisch gebildeten Geistes, dem die höhere Salbung christlicher Weisheit Kraft und Anmuth verliehen hatte. Bisweilen stieg sein Vortrag im vertrauten Kreise zur begeisterten Innigkeit, und eine leichte Röthe überflog sein blasses Angesicht, des inwohnenden Feuers beredte Zeugin, aber auch andeutend den Funken der Krankheit, die sein Leben endigte. Es war überaus lehrreich und rührend zugleich, wie dieser originelle Geist, bei sinkender Flamme seines Lebens, so überaus thätig und theilnehmend einging in Alles, was Leben, Natur und Wirklichkeit war. Er lag stundenlang an einer schönen Aussicht und schien die Bilder alle aufzutrinken aus der reichen blüthenstrahlenden Landschaft. Und nach diesem Genusse trug er sichtbar den Frühling neu und duftig in seiner Seele, und ließ ihn strahlen aus dem Auge, ließ ihn rauschen im Strome seiner Rede. Er gab sich gerne mit Kindern ab, die ihn auch bald kannten und aufsuchten. „Das sind Menschenbilder, so rein und voll und klar,“ sagte er mit Wärme, „als wären sie unter einer Glasglocke, unberührt vom Winter dieser Welt, gewachsen.“ Und wenn ihm am Sonntage die riesigen Männer vom Burggrafenamt und Passeier begegneten, so schüttelte er ihnen verwundert die Hand, und forderte sie auf, Gott zu danken für diese stolze Männlichkeit, die selbst im späten Alter die Züge heiliger Kindheit, die Unschuld eines

unbefleckten Lebens nicht verläugnen konnte. Und alle die Burgen und Landhäuser, unter den ausdrucksvollen Formen der schönsten Berge der Welt, Zeugen einer untergegangenen Weltgeschichte, regten seine reizbare Phantasie dergestalt auf, daß er ein Mitlebender wurde mit allen verrauschten Geschlechtern der Vergangenheit. Er bekam in solchen Träumen die Weihe eines Dichters, die Sicherheit eines Propheten, und die leise Fieberrose auf seinen Wangen vollendete den geisterhaften Eindruck.

Von seinen gelehrten Werken sprach er nie, außer auf bestimmte Anfrage, und auch da nur kurz mit einer Demuth und Bescheidenheit, wie sie nur bei so viel wirklichem Verdienste, bei einer so vollendeten Durchbildung und Abrundung in Religion und Wissenschaft angetroffen wird. Ersucht, ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften anzugeben, überging er sein erstes Werk: „Ueber die Einheit der Kirche" ganz mit Stillschweigen, und daran erinnert, sagte er: „Ich werde nicht ganz gerne an dieses Werk erinnert. Es die Arbeit einer begeisterten Jugend, die es mit Gott, Kirche und Welt redlich meinte; aber manches, was darin steht, könnte ich jetzt nicht mehr vertreten; es ist nicht alles gehörig verdaut und bündig dargestellt." Nur von der Symbolik fing er einmal unaufgefordert zu reden an, bei einem besondern Anlasse, mit dem ihm ganz eigenen Lächeln des klaren, redlichen Bewußtseins. Es war nämlich der bekannte Consistorialrath und Hofprediger Strauß bei Gelegenheit seiner Reise zu den Dissidenten im Zillerthale, von Berlin nach Meran gekommen in der Gesellschaft seines Sohnes, angeblich in der Absicht, den Letztern die Spitze des Ortlers besteigen zu lassen, wozu jedoch unseres Wissens kein Versuch gemacht worden ist. Zufällig erfuhr Strauß am Tische des Wirthshauses, ein gewisser Professor Müller halte sich hier gesundheitshalber auf, sei es, daß der Name Möhler unrichtig ausgesprochen oder falsch aufgefaßt worden war. Sogleich wollte Strauß ihn sehen, als einen Bekannten von langer Zeit her. Er trat in Möhler's Zimmer, bemerkte sogleich seinen Irrthum, und bog in allgemeiner Rede klug aus, während der Verfasser der Symbolik den Hofprediger von Berlin aus gar wohl kannte.

Strauß machte keinen Versuch, sich über den unbekannten Professor weiter aufzuklären, als im Laufe der Rede ein zufälliges Wort fiel,

Möhlern verrathend, ohne Absicht. „Ich habe also, wie ich merke," fiel Strauß lebhaft ein, „nicht den Professor Müller, den ich suchte, sondern Möhler, den Verfasser der Symbolik vor mir." Möhler machte eine stumme freundliche Verbeugung im bejahenden Sinne. „Sie haben den Protestantismus," fuhr Strauß weiter fort, „ganz richtig aufgefaßt und dargestellt; mit Ihrer Darstellung bin ich ganz einverstanden, Sie sind weit redlicher als unsere Kirchengeschichtschreiber; nur andere Folgen ziehe ich daraus. Was Ihnen als Schwäche desselben erscheint, betrachte ich als einen besondern Vorzug, als das große Princip der Perfectibilität unseres Bekenntnisses." Möhler erwiederte nichts. Beide schieden freundlich von einander und der Erstere war über diesen Vorfall den ganzen Abend sichtbar aufgeheitert. Beim Abschiede drückte er mir die Hand und sagte: „Wohin die Perfectibilität des protestantischen Bekenntnisses führt, wird Strauß vielleicht noch selbst erleben. Täuscht mich nicht Alles, so ist die Axt an den Wald gesetzt, und nach kurzer Frist fällt der letzte Baum, und mit ihm der Glaube an den ewigen Gott!" In den Stunden der Ruhe, was gewöhnlich von 10 — 4 Uhr der Fall war, um der größten Hitze auszuweichen, studirte er die Geschichte der bischöflichen Kirchen von Brixen und Trient, las wohl auch bisweilen das eine oder andere Buch zur Unterhaltung, namentlich in Lewald's: „Tirol," welches damals als das erste größere Werk über unser Alpenland erschienen war. So sehr er die Darstellung im Letzteren lobte, ebenso lebhaft äußerte er sein Erstaunen über die theilweise Unähnlichkeit der Bilder mit der Wirklichkeit.

Nebenbei beschäftigte er sich fortwährend mit der Idee einer Geschichte des Benediktinerordens, dem er besonders zugethan war, und wollte in einem großen Octavbande die unermeßlichen Wirkungen desselben auf die Cultur des Abendlandes zeigen. Er las deßhalb fleißig in den Constitutionen dieses Ordens und sammelte auch Manches, für seinen Zweck Passendes, aus der Bibliothek der Benediktiner von Marienberg. Dazu bewog ihn ein Grund, den ich jetzt nach mehreren Jahren, die seit seinem Tode verflossen sind, wohl hier einschalten darf. Er hatte eigene Ansichten über den Jesuitenorden, welche zwar Achtung bewiesen für den von der Kirche bestätigten Orden und seine berühmten Mitglieder, aber den Zeitverhält-

nissen gegen denselben Rechnung getragen wissen wollten. Deßhalb folgte er mit Eifer allen Versuchen, denselben wieder einzuführen. Nach seinem Dafürhalten konnten dieselben nie ganz gelingen, gegenüber der Abneigung der protestantischen Hälfte Deutschlands, ohne lebendige Theilnahme vieler Katholiken selbst. Dazu fand sich Möhler nie in den Grundsatz: „Jesuitae sint, ut sunt, aut plane non sint!" Ihm schien darin die Unfähigkeit einer zeitgemäßen Fortbildung zu liegen, ein Mangel an Demuth vor Gott, der allein unabänderlich sei. Diese Ansichten über den Jesuitenorden theilten mehrere sehr kirchlichgesinnte Männer der bayerischen Hauptstadt, denen selbst Döllinger nicht fremd blieb. Deßhalb dachte Möhler mit dem Könige Ludwig von Bayern und vielen gleichgesinnten Freunden in Deutschland die unstreitig vorhandene Lücke in den Lehrkräften zur Erneuung der katholischen Kirche durch den Benediktinerorden* auszufüllen, welcher von jeher der Politik fremd geblieben sei, und sein Werk über denselben sollte dazu den geistigen Anstoß geben.

Besonders interessant wurde sein Vortrag, wenn er von seiner Reise durch Deutschland erzählte, die er vor seinem Lehramt in Tübingen für literarische Zwecke gemacht hatte. Er hielt sich längere Zeit in Berlin auf und machte sich mit allen Kreisen des religiösen Lebens daselbst vertraut. „Was nach menschlicher Ansicht," sagte er, „geeignet war, meine noch nicht hinlänglich entschiedene Geistesrichtung den katholischen Interessen zu entfremden, wurde in der Hand Gottes gerade das Mittel, mir den Katholicismus in seiner festen, unzerstörlichen Kraft, in seiner ewigen Erhabenheit und Würde darzustellen, so daß mein Aufenthalt in Berlin der entscheidendste und wichtigste Moment genannt werden muß."

Einen besondern Eindruck machten dort auf ihn die Verirrungen des Pietismus, der Schwärmerei und Geisterseherei, welche die Stelle des wahren Glaubens und klarer Auffassung religiöser Wahrheiten einnahmen, und trugen wesentlich bei, ihm die katholische Kirche, den Einheitspunkt der geoffenbarten Wahrheit, als unerläßliches Bedürfniß einzuschärfen. Seine Schilderungen aus diesen „dämonischen" Kreisen, wie er es nannte, erregten in jedem Zuhörer den lebhaften Dank zu Gott, dem Geber alles Guten, welcher uns ohne unser Verdienst in der heiligen katholischen Kirche geboren werden ließ, wo der religiöse

Wahnsinn des Individuums vor der allgemein festen Wirklichkeit des kirchlichen Lebens in bestimmter Form nicht aufkommen kann. Joseph von Görres schrieb damals gerade jenen Theil seiner Mystik, wo von diesen dämonischen Verirrungen die Rede ist. „Ich bin froh," sagte Möhler, „daß ich diesen Theil nicht zu schreiben brauche. Mich brächte der Gestank dieser Hölle von entzügelten Teufelskräften ums Leben. Görres hat Gottlob bessere Nerven."

Wie schon seine äußere Haltung, noch mehr aber seine geistige Anlage stets auf allseitiges Ebenmaaß lossteuerte, wo er in sicherer Stellung mit Ruhe und Ernst die ungeheueren Massen der Wissenschaft und Kunst, wie der Welt- und Menschengeschichte überblickte, so war ihm nichts schmerzlicher, als jedes Unmaaß und Uebermaaß, auch noch so gut oder böse gemeint in Religion und Kirche, in Staat und Ländervereinen. Er beklagte oft mit schwerem Herzen die Ereignisse der Gegenwart, welche damals mit der Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln, Droste-Vischering, die Welt in Aufregung gebracht hatten, diesen furchtbaren Zusammenstoß der Extreme, um so schwieriger zu vermitteln, je leichter Ruhe und Maßhaltung überhört werden kann im Tumulte widerstrebender Meinungen. Besonders schärfte er dringend das bescheidendste Feststehen auf der Linie des kirchlichen Gebiets, unermüdliche Geduld und aufopferndes Entgegenkommen ein, um der Kirche wahrhaft zu nützen und ihre allseitigen Interessen mit Sicherheit und Dauer zu erweitern. Das entgegengesetzte Verfahren nannte er „unzeitiges Herausfordern der feindlichen Sturmmassen." Merkwürdigerweise war er für seine Orientirung in der Welt- und Menschengeschichte, wie sie der Tag brachte, ein eifriger Leser der „Allgemeinen Zeitung" von Augsburg. Ich nehme keinen Anstand, sein Urtheil über dieses Blatt hier anzuführen. „Diese „„Allgemeine Zeitung"" ist keineswegs mein Evangelium," bemerkte er einst einem scharfen Tadler derselben, „für dieses gibt sie sich auch nicht aus. Im Gegentheile gehört Bildung und Religionstreue dazu, wenn man sie ohne Schaden für seine katholische Ueberzeugung lesen will. Man muß aber im tieferen Deutschlande durch den Schmutz der Localblätter, durch den Schimpf der Parteisucht selbst bedeutender Zeitungen und durch ihre Stylverwilderung gehetzt worden sein, wenn man gegen die „Allgemeine Zeitung" einigermaßen billig sein will.

Ihr Maaß thut mir nach solcher Irrfahrt wohl, wenn ich auch dasselbe als Tendenz nicht hoch anschlagen darf. Sie ist fast immer gut geschrieben und kann oft als Auctorität in Sprache und Darstellung gelten. Gemeinen Persönlichkeiten öffnet sie selten ihre Spalten, obwohl sie eine Freundin des Tones ist, den man „göttliche Grobheit" genannt hat. Ihre Allseitigkeit über Welt, Zeit und Literatur ist dem denkenden Menschen fast unentbehrlich. Katholisches Wesen findet allerdings in derselben weniger Vertretung, als man wünscht. Aber dieses zu lernen, nehme ich sie nie in die Hand. Wer ihre liberal abschleifende, confessionell aplanirende, mit Spruch und Gegenspruch in scheinbarer Unbefangenheit Propaganda machende Manier gefährlich findet, der soll sich in tiefer Demuth mit dem Localblatte seiner Heimath behelfen."

Mit Vergnügen sah er überall das Aufleben der älteren religiösen Orden, drang aber ebenso entschieden auf neue, der Zeit angepaßte, in Wissenschaft und Tugend festgestellte Grundlagen, ohne welche die Form nie genügen werde, den Geist zu beleben, der Gegenwart zu leisten, was Noth thue, und die Aussicht auf ihren Fortbestand in der gebesserten Zukunft zu begründen. Von den barmherzigen Schwestern sagte er, er sei in seinem ganzen Leben durch nichts so sehr gerührt worden, als durch die Aufopferung und Liebe dieser heldenmüthigen Jungfrauen am Rheine. Der Lehrberuf stand so reizend und segenreich vor seiner Seele, so zusagend seiner Neigung, daß er auch dann nicht den Muth hatte, ans Aufgeben seiner Stelle zu denken, als wohlmeinende Freunde die Nothwendigkeit dieses Schrittes aus gesundheitlichen Rücksichten von ferne durchschimmern ließen. Uns entging nicht, daß seine Gesundheit im Lehrberufe zu München in einem ihm unzusagenden Klima nicht Stand halten könne. Deßhalb wendeten wir auch Alles an, ihn wenigstens auf längeren Urlaub in Südtirol festzuhalten. Er hörte uns stets liebevoll an, oft mit einer Thräne im Blick, aber er war nicht zu bewegen, auf einen solchen Vorschlag einzugehen. Sein Gesicht bekam dabei ein schmerzlich lächelndes Ansehen, es war wie ein Hinausschauen auf den Kreis junger Leute, seiner Zuhörer, die er von seinem Wesen, von seinem Glücke nicht trennen konnte, ein Veteranenabschied von den Lieben seines Hauses, weil es galt, das Leben einzusetzen für die Kirche als Lehrer der

deutschen Jugend. Er nahm daher auch bei uns an Allem den lebhaftesten Antheil, was auf die Erziehung Bezug hatte. Besondere Liebe und Aufmerksamkeit schenkte er dem Gymnasium und der Schulanstalt der englischen Fräulein in unserer Stadt, so daß er mit der edelsten Humanität alle ihm zu Ohren kommenden Urtheile über beide Anstalten sammelte und denjenigen mittheilte, von deren Mitwirkung er die Handhabung des Guten und Wahren erwarten zu müssen glaubte. Als ich ihn eines Tages ins englische Fräuleininstitut begleitete, fiel ihm die Hauptlehrerin des Mädchenpensionats auf, eine hochragende Gestalt in den besten Jahren, die unbefangen wie ein Kind vor ihm stand und lächelnd die nöthigen Auskünfte gab. Beim Fortgehen nahm er mich auf die Seite und sagte ernst: „Können Sie mir bürgen, daß diese Dame aus eigenem Trieb, aus Liebe Gottes diesen Stand gewählt hat?“ Und als ich die Frage bejahen konnte mit Gründen, die ihn in große Verwunderung setzten, sagte er gerührt: „Solche Seelen sind Bräute Christi!“ Seine innige Frömmigkeit, besonders in der Kirche bei der heiligen Messe, gab nicht bloß seinen Worten und Handlungen, sondern seinem bloßen Erscheinen, seinem Auftreten eine unwiderstehliche Kraft, die ihm Aller Herzen gewann und anzog. Man erinnert sich noch jetzt mit Freuden an seine hehre, menschenfreundliche Erscheinung, und diese Erinnerung lebt in moralischen Folgen segenwirkend fort. Daher hat sein Tod hier um so tiefern Eindruck gemacht, je frischer das Bild des milden, weisen Lehrers vor unserer Seele stand. Möge sein Andenken lange unter uns fortleben als der beste Commentar zu seinen geistreichen Schriften, segnend und belebend, was der Verklärte auf Erden vertreten, Wahrheit und Tugend der katholischen Kirche.

So weit schrieb ich bald nach seinem Tode 1837 in Südtirol, und da der Aufsatz für einen engeren Leserkreis bestimmt war, so mußte Manches wegbleiben, was zur Ergänzung des Bildes jetzt wohl nachgeliefert werden mag. Möhler war nicht bloß von einer unheilbaren Krankheit angezehrt, sondern auch von seinen gesellschaftlichen Verhältnissen in München krankhaft gereizt. Nicht nur vermißte er dort überall die blühenden Hügel des herrlichen Neckarthales, den unvergeßlichen Frieden des heimathlichen Waldes, an dem seine Wiege gestanden, die leichte, oft anmuthige Natur der treuherzigen Schwaben

und Hessen, die einen scharfen Gegensatz zur Schwerfälligkeit anderer deutschen Volksstämme bilden. Er konnte sich selbst in die physische Lebensart der Bayern nicht finden, und mußte, wie ein reisender Prinz, die rheinländische Küche mit sich nehmen, ohne damit unter ganz anderen Umständen stets die nämlichen Resultate zu erzielen. Bier vertrug er nicht; Wein stimmte zum Münchner Klima und der Reizbarkeit seiner Natur wenig. Und je zarter er gebaut war, desto mehr fand er sich unwohl in der ihm aufgenöthigten Lebensweise. Ueberdies hat wohl jeder gutorganisirte Geist die Erfahrung gemacht, daß zur Begründung einer innigen, allein genußreichen Freundschaft die Jugendseele am meisten geeignet ist. Wer plötzlich, bereits über die Dreißig hinaus, die Heimath verläßt, um seine Hütte im fremden Land aufzuschlagen, findet dort wohl gute Bekannte, aber keine eigentlichen Freunde, mit denen man leben und sterben möchte. Bei Möhler war dies noch mehr der Fall, da seine empfindliche Natur von Jugend auf nur mit großer Vorsicht und Auswahl sich dem Freundesherzen erschloß, und sein Krankheitsgefühl Manches ernsthafter nahm, als es gemeint war. So stand er nach seinem eigenen Bekenntniß in München fast allein, und dieses Alleinstehen nahm bald die Form einer absichtlichen Umpuppung vor fremden Einflüssen an. Was er mir hierüber mittheilte, darf ich wohl veröffentlichen ohne Furcht, geachtete Männer im Kreise der bayerischen Hauptstadt zu kränken, da es mir nothwendig scheint, um Möhler's Art ins gehörige Licht zu stellen. „Ich bin," sagte er mir auf einem Spaziergange nach Allgund, „für die gelehrte Welt in München ein verpfuschter Mensch. Männer wie Döllinger, Lassaulx, Sepp, Moy, die beiden Görres, Seyfried, Philipps und Andere werden stets ehrwürdig vor meiner Seele stehen, aber der Umgang mit ihnen wird mir in manchen Stunden schwer. Das Scharfmarkirte ihres Kirchenthums ist auch meine Ansicht und Ueberzeugung, aber die Art des Vortrages, die Verlautbarung der inneren Welt und die Stellung zur Gegenwart, welche diese Männer charakterisirt, greift mich oft an, es verletzt meine Nerven. Ein Witzwort meines Freundes Döllinger, ein strenger Kraft-Ausdruck des Professors Görres, ein Aufsatz des Professors Moy in der neuen Würzburger Zeitung bringt mir schlaflose Nächte. Deßhalb muß ich ihre Gesellschaften fast ganz meiden und auf mich allein gestellt bleiben.

Diese unfreiwillige Einsamkeit hat ihre nachtheiligen Folgen für Körper und Geist zugleich, und anstatt meine Studien zu fördern, bin ich in Gefahr einseitig und weltscheu zu werden." Diese Kluft riß immer tiefer, jemehr seine Kränklichkeit fortschritt und die empfindlichen Saiten straffer gespannt wurden. Besonders aus diesem Grunde gefiel es ihm in Südtirol so wohl, da er hier in der ersten Zeit nirgends an die Spitzen kämpfender Grundsätze gerieth, und die friedlichen Neigungen seiner Seele gewähren lassen konnte, ungeachtet er wohl einsah, daß jene Kämpfer für die katholische Kirche oft ganz andere Waffen führen müßten, als seine zartgebildete Seele gebrauchen und vertragen konnte.

Mit dieser Reizbarkeit hing in Möhler's Gemüth eine tiefer gehende Richtung zusammen, eine Art Abneigung nämlich gegen staatsmännische Schriftsteller, welche ungefähr die nämlichen Ansichten, wie das ehemalige Berliner Wochenblatt, wenigstens theilweise ausgesprochen und vertheidigt hatten. Seine Ansicht darüber, die er mir öfter auseinander setzte, war ungefähr folgende: „Schon aus den Tagen des Adam Müller her glaubte ich fest, daß die Kirche als sichtbarer Ausdruck der Heilseinrichtung durch Christus selbstständig und aus ihren eigenen Mitteln vertheidigt werden müsse, aber nie als Folie oder Unterlage politischer Doctrinen gebraucht oder gemißbraucht werden dürfe. Die politischen Baumeister mögen selbst zusehen, wie sie mit ihrem Absolutismus oder Constitutionalismus, mit ihrer Monarchie oder Republik fertig werden. Man leistet unserer Kirche einen schlimmen Dienst, wenn man sie in diese Bahn des Kampfes leitet, wo leider, wie wir alle Tage sehen, alles Ungeschick der Politik, alle nöthige oder überflüssige Reaction, alle Sünden des Unverstandes im Regiment auf dieselbe als vermeintliche Staatslehrerin zurückfallen, und die heiligsten Interessen des Menschen gefährden. Dadurch gerathen die ehrlichen Streiter unmerklich in die Gesellschaft solcher, welche ihre politische Weisheit durch das Ansehen der Kirche stützen wollen, ohne die Kirche selbst aufrichtig zu ehren und durch heiliges Leben den Ruhm derselben zu erhöhen. Und weil man ohne wahrhaft christliches Gefühl eifert, so fließen Ausdrücke, Uebertreibungen, Sophistereien ein, die ein, von Jesus und seiner Kirche durchdrungener, Christ nie gebraucht haben würde, und den Haß, welchen sie aufregen,

muß der ehrliche Verfechter der Wahrheit mittragen, und die Kirche unschuldig mitleiden. Und bliebe es dabei stehen, daß bloß ausgezeichnete Geister ohne herzliche Anhänglichkeit an die Kirche ihr Talent einsetzen, um durch die Kirche ihre staatlichen Theorien ins Leben einzuführen, so wäre es noch zu verschmerzen. Wir hätten wenigstens Gelegenheit, den Geist und den Muth literarischer Vormänner zu bewundern. Aber es hängt sich an dies Beispiel ein Schweif literarischer Niederträchtigkeit, die uns mit tiefem Ekel erfüllt, wo Leute ohne Sitte, ohne Geist, ohne Beruf diesen Weg betreten und alle Schuld ihres Ungeschicks auf die Kirche wälzen; Männer, die unsere Kirche verfechten um Geld und Gunst, und dieselbe als Mittel brauchen, ihre unsauberen Zwecke zu erreichen. Mir graut vor der Bitterkeit, die aus solchen Federn fließt, vor dem Abscheu, den sie in unverdorbenen Gemüthern gegen uns Katholiken aufregen, vor der Mißhandlung unseres Glaubens selbst, der sich oft peinlich recken und strecken muß, um ein tauglicher Knecht dieser Politiker zu werden. Daß sich Schriftsteller dieser Art gern unter die Flügel hoher Herren stellen, gern an ihrer Tafel essen und geistreich thun, und ohne Selbstverleugnung am liebsten mitregieren, ist ein weiterer Verdachtsgrund gegen unsere Kirche, die man hierbei nicht ungern verantwortlich macht für alle Handlungen der Regenten.“ Er erläuterte mir diese Ansicht durch schlagende Beispiele, wovon ich freilich nur Lamartine und Lamenais anführen kann, die leider seine Behauptungen nur zu sehr gerechtfertigt haben. Möhler trat mit sichtbarer Scheu in jede Gesellschaft, wo er eine solche Mengerei der Religion und Politik fürchtete, er wich jeder Person nach Möglichkeit aus, die eine solche Richtung zu verfolgen schien, er legte in seiner überzarten Gefühlsweise auch manche unschuldigen Erscheinungen der Tagesliteratur in diesem Sinn aus, und das war genug, seinen harmlosen Umgang von solchem Terrain abzulenken.

Dazu kam, daß er als hochgebildeter Mann ein Feind der „sogenannten Gräfenbergischen Heilmethode“ im Gebiete des Geistes war, der hartnäckigen Behauptung nämlich, daß eine gewisse kirchliche Uebung alle Schäden der Zeit heilen könne, wie nach dem Urtheile befangener Wasserdoctoren Gräfenberg alle leiblichen Krankheiten beseitigen sollte. Ich weiß, daß ich hier eine Stelle seines Geistes

berühre, die unserer Zeit vielleicht am mindesten zusagt. Aber gerade deßhalb passen Möhler's Aeußerungen um so mehr in den Text, da wir ja durch das Wort Gottes ohnehin verpflichtet sind, Alles zu prüfen, und das Gute zu behalten. Niemand war aufrichtiger für die, damals zuerst auftauchenden Missionen durch den Orden der Redemtoristen eingenommen, als er. Wenn er aber auf einer gewissen Seite davon reden hörte, wie von einem Universalmittel gegen alle geistigen Gebrechen und Seelenschäden, so wurde er stets unsanft berührt, nach seiner Ansicht im Interesse der Sache und der Kirche zugleich. „Man kann die beste Sache nicht gründlicher ruiniren," sagte er mir, „als wenn man sie für allheilsam erklärt. Das ist gerade so, als wenn unser Freund J. v. G. die Rubriken als das allein wichtige Studium der Theologie ausschließlich gehandhabt wissen will, und schon seit Jahren alle Tage daran studirt. Eine solche Auffassung muß nothwendig zur Einseitigkeit und Verkehrtheit führen. Gott allein ist absolut gut; das relative Gute kann es nur nach Umständen sein. Das Letztere ins Erstere zu verwandeln, das Mittel in den Zweck, ist eine Sünde gegen Gott, und beweist, wie wenig Demuth und Denklust im Menschen ist. Die Missionen, mit Umsicht und Eifer gehalten, werden nur dort von dauerndem Nutzen sein, wo die kirchlich-gebildete Pfarrgeistlichkeit rastlos arbeitet, die Gemüther dafür vorzubereiten, und die Wirkungen derselben durch eigenen Eifer zu zeitigen. Wo sie kurzweg als Universalmittel ohne eifriges Pfarrerthum oder bei schlechtem Pfarrwesen wirken sollen, da fängt ein Glauben an, den ich nicht begreife." Aus dem Gesagten erhellt, daß Möhler's Aufenthalt in München, wie er selbst sagte, in seiner Auffassungs- und Empfindungsweise zum Theil ein „geistiges und leibliches Marthyrium" war, das um so tiefer eingriff in den organischen Bau des Mannes, je weniger er sich selbst zu helfen wußte, und je greller krankhafte Empfindlichkeit die Farben auftrug. Uns scheint, daß stärkere Naturen als die seinige, sich an diesem Beispiel eine heilsame Lehre nehmen können.

Ich sammelte damals an den Fragmenten „Tirol und die Reformation," und äußerte ihm unverhohlen mein Bedenken über die Veröffentlichung mancher Theile jener Schrift. Er ging mit Liebe und seiner Gewohnheit nach gründlich auf meine Bedenken ein. „Sie

haben Recht," sagte er, „nach verschiedenen Seiten hin werden Sie anstoßen. Ihre Nachweise über die verdorbenen Sitten Ihrer Heimath zur Zeit der Reformation werden alle Zöpfe in Bewegung bringen, die Nichts für gut finden, als was sie nie gesehen und nie gekannt haben. Aber Sie sind solchen Leuten keine Aufmerksamkeit schuldig, und wenn diese unwiderlegbaren Thatsachen nicht zum Vortheile der Kirche ins gehörige Licht gestellt werden, so wird sie der Haß gegen die Kirche ausbeuten und entstellen. Wenn Sie ferner nachweisen, daß in der Stunde der Gefahr der katholische Glaube vorzugsweise durch begeisterte Persönlichkeiten erhalten worden sei, so werden Ihnen alle Curien und Kanzleitirannen, alle geistlichen und weltlichen Bureaucraten, alle kleinlichen Seelen aus Neid und Eitelkeit grollen, ungeachtet die Weltgeschichte längst für Sie entschieden hat. Denn sie meinen in ihrer beispiellosen Unschuld, daß das Gute von ihnen ausgehe, und daß ihre Nüchternheit die Welt erhalte. Ihr Unwille schlägt leicht in Haß über, machen Sie sich darauf gefaßt. Wenn wir diesen Menschen zu Gefallen schreiben wollen, so finden wir mit Recht keine Leser, denn Niemand hat auf Erden Lust, sich von der Langweile tödten zu lassen, und ihre stolze Frage: „Was ist Wahrheit?" beweist überhaupt, daß sie mit der Wahrheit nicht viel zu thun haben. Endlich werden manche schäferlichen Protestanten zornig sein über scharfe Ausdrücke gegen die Reformation, die Sie aus den Schriften der Reformationszeit auffrischen. Sie leben der harmlosen Meinung, daß damals Alles mit seidenen Handschuhen abgethan wurde, und die Reformatoren so breiweich und blasirt waren, wie das moderne Geschlecht, ihre Kinder und Kindeskinder. Das war doch anders, und ich finde es lehrreich, daß sie einander so bengelhaft-derbe, so bäurisch-schimpfhaft, so zornig-rasend behandelten in Schriften, die wir alle nachlesen können. Es war dies weit redlicher, als der Versuch es ist, den Stand der Sache abzuläugnen, und an gleichartiger Gegenrede von Seiten der Katholiken konnte es nicht fehlen. Uns kann und soll kein solches Geschrei irre machen. Was am meisten angefeindet wird, kann wohl nur Wahrheit sein, denn die Welt verträgt Alles, nur die Wahrheit und das Recht nicht, und wo am lautesten gebrüllt wird, da kann unser Unrecht nicht groß sein."

Er schied von uns in tiefster Ergriffenheit, die er gar nicht zu

verbergen suchte. Daß er mit sichtbarer Vorliebe und fast ausschließlich mit uns Benediktinern, Professoren am dortigen Gymnasium, umgegangen, war bei ihm nicht so fast persönliche Hinneigung gewesen, sondern in Folge einer historischen Richtung seines Lebens. „Sie sind Sprossen einer unermeßlichen Familie,“ sagte er zu uns, „die durch Jahrhunderte den Anbau des Landes und der Wissenschaft in Europa vertreten, und die Vermittelung der alten mit der neuen Welt möglich gemacht hat. Deßhalb muß ich Sie vorzüglich lieben und achten. In Deutschland, wo man jetzt so hochmüthig die Mönche verachtet, haben fast durchgängig diese verachteten Männer allein die Menschenbildung im Urwalde begründet, und an vielen Orten, wo jetzt die Reformation die ehemals katholischen Einkünfte verzehrt, und sich mit Kirche und Schule comfortabel fristet, hat die Maßhaltung, der Fleiß, die Abtödtung demüthiger Mönche die Mittel geschaffen für das moderne Kirchen- und Familienglück. An anderen Orten, wo die schwielige Hand der frommen Ordensbrüder die erste Rebe an den Fels gepflanzt, den ersten Kirschbaum ans Spalier gezogen, regieren und hausen jetzt die deutschen Herzoge und Könige in zierlichen Städtchen mit einer lustigen Bevölkerung, die den Bierkrug bis zur Neige leert, ohne an das Gerstenkorn zu denken, welches vor Jahrhunderten aus der Hand des Mönches in die Furche gefallen und von seinem Schweiße befruchtet worden ist. Und unsere Bibliotheken könnten wir jetzt mit Leichtigkeit zu Kasernen und Fabriken brauchen, wenn nicht fleißige Mönche das unermeßliche Material geliefert hätten, um zum Vortheile menschlicher Ausbildung und Gesittung die Fächer mit gelehrten Werken aller Art zu füllen. Darüber geht unser dankloser Zeitgeist nicht bloß hinaus, sondern er schafft noch zum Ueberfluß eine Lessing'sche Hussitenkunst, wo die Karrikatur an die Stelle reiner Formen tritt, und die sächsische Grobheit der Reformationszeit sich eigenhändig mit grellen Farben das Gesicht malt zum neuen Einbruch ins gesittete Leben. Da hat die Priester- und Mönchsverspottung ihren geeigneten Salon mit Zerrbildern, die unglücklicher Weise aus den Reihen der Spötter genommen und abconterfeit wurden, und den grellen Gegensatz zum gesunden Leben der geistlichen Orden bilden Aber wer Geschichte gelernt hat und ein treues Herz in der Seele trägt, der schaut mit Ehrfurcht zu jenen klaren einfachen Männern

der klösterlichen Vorzeit und ihren Nachfolgern empor, denen wir die Bildung der Menschen in Europa verdanken. Der unnatürliche Haß gegen alle Ordensgenossenschaften kommt mir vor wie böses Gewissen im Besitze." Als ich mich mit tiefem Schmerze von ihm losriß, drückte er mir innig die Hand und sagte: „Unverzagt, lieber Freund! die Lüge der Zeit muß vergehen; die Wahrheit allein ist ewig!" Wenn ich jetzt nach Jahren den Gesammteindruck, den mir seine Persönlichkeit gemacht hat, zusammenfasse, so muß ich sagen: Möhler war kein Buchgelehrter, kein speziell theologischer Mann vom Fache, dem die übrige Welt unbekannt oder gleichgiltig war. Man konnte ihn in der Sprache mystischer Seelen mit einer zartbesaiteten Harfe vergleichen, an der jeder Windhauch der Zeit, jedes politisch-kirchliches Ereigniß, jede Freude und jeder Schmerz scharf anklang, mehr oder minder leidenschaftlich, aber nie ohne den Adel einer fein gebildeten Seele, die auch im Schmerze schön ist. Sein Weltschmerz um die Kirche und ihre Gefahren erinnerte mich stets an jene tiefen und doch maßvollen Klageseufzer der Helden in den Tragödien des Sophokles, worin ein höherer Geist den Ton der Wehmuth anstimmt, nicht ohne Zuversicht, daß Tausende untergehen können, aber am Ende die Idee, der sie gedient, den Sieg behalten wird. Aus diesem Grunde haben Möhler's Schriften auch eine so tief einschneidende Kraft in die Zeit, weil sie auf einem Gefühle beruhen, das in der Gegenwart wurzelnd, prophetisch die siegreiche Zukunft für Gott und die Kirche grüßt. Der menschlichen Charaktere gibt es unendlich viele und mannigfaltige. Keiner ist ganz von jedem Fehle frei. Das Gute, in allen Charakteren zusammen genommen, macht erst den wahren Menschenwerth aus. Was in Möhler oft schüchtern und ängstlich als Vorsicht und Klugheit angeklungen, wird im folgenden Bilde von der Etsch seine Fortbildung und Ergänzung finden.

Der Sonderling von der Etsch.

(1852.)

Jahre sind über das Grab meines Freundes hingegangen und die meisten meiner Landsleute haben ihn vergessen; vor mir steht er noch immer frisch als Augentrost in einer verbildeten blasirten Welt mit seiner etschländischen Naturwüchsigkeit, die aller falschen Weisheit trotzig widerstand, mit dem Humor der Verachtung gegen alle sogenannte Weltbildung, welche uns die leidige Convenienz auf den Boden der Natur pflanzt, ein Todtes auf die Wurzel des Lebendigen, das ausgetrieben werden soll, um den Lüsten, Sünden und Gewohnheiten aller Roués, Pedanten und Querköpfe Raum zu machen. Er war ein kleiner dünner Mann mit zwei lichten Augen, über denen zwei eigensinnige schwarz-glänzende Brauenringe borstenartig die Idee von List und Mutterwitz sinnbildeten. Die feingeschnittene Nase im Gebiete der röthlich angeflogenen Wangen gab dem Gesichtsausdruck einen sanften Zug von Rücksicht und Duldung, dem Rohen und Ungeschlachten gegenüber, und verlorne, von ihm selbst höchst ungleich mit der Scheere bearbeitete Barthaare ließen aus der geistreichen Verwilderung die lebendige Seele mit dem schalkhaften Lächeln hervorleuchten wie ein lustiges Hirtenfeuer aus dem dünnen Strauchwerke der Haide. Seine Gestalt mit dem verbrauchten, unscheinbaren Gewande hatte etwas Schlotteriges, Abgelebtes, wie ein Baum im Frühlingsfeld, dem alle Zweige ringsum abgewelkt sind, und nur im höchsten Gipfel ein Busch frischen Lebens freudig ins Licht emporblüht. Sein zartgebildeter kleiner Mund, mit den humoristischen Tücken auf den rothen Lippen, stand mit den beweglichen Augen im geheimen Einverständniß, um die Thorheit lächerlich und die Eitelkeit wehrlos zu machen. An seinen glänzendreinen Fingern von geschmackvollster Form erkannte man den Sohn von adeliger Abkunft, welcher die Behaglichkeit sorgloser Jugend nicht verläugnen konnte, ungeachtet die unelegante Außenseite oft nicht weit ablag von der Gestalt einer kurzathmigen Schreiberseele. In gleichem Verhältnisse waren seine übrigen Gliedmaßen gerathen, klein, gemessen, allbeweglich mit einer

Anlage von Alldurchdringlichkeit, die bloß der Ausdruck seiner inneren Beweglichkeit war. Und hat es wirklich Leute gegeben, welche durch die Ritze der Wand oder durchs Schlüsselloch schlüpfen können, so war sicher unser Freund einer von diesen verhängnißvollen Jesuiten, überall zugegen, wo man ihn nicht erwartete, und noch weniger brauchte, alle Sicherheit des Alleinseins störend bei Tag und bei Nacht, ein allseitig wacher Geist mit unbarmherziger Kritik für jede verkehrte Meinung, für jede unrichtige That. Man nannte ihn in dieser Eigenschaft kurzweg das „Mandl,“ und fühlte oft die Unbequemlichkeit seiner Erscheinung wie die Stimme des Gewissens, die zur unerwarteten Stunde schmerzlich genug in den Context redet und die satte Faulheit der Sünde unangenehm berührt. Zum Ueberflusse trug er noch ein altes abgeschabtes, oft von ihm selbst geflicktes Hütchen auf dem Kopfe, wie sich alle klugen Leute zu kleiden pflegen, wenn sie die Welt zum Besten haben, und ohne große Kosten über sich selbst lachen wollen, und vollendete damit den Eindruck eines Sonderlings, der Allen auffiel und den die Wenigsten klar zu nehmen wußten.

Er wußte höchst anmuthig von seiner Jugend zu erzählen. „Ich war der einzige Sohn wohlhabender Eltern,“ sagte er lächelnd. „Mein Vater, ein dicker wohlbehäbiger Mann, liebte das Studium der Physik, und war mit der Elektricität seines Cabinetes weit mehr beschäftigt als mit mir, von dem er wenig mehr verlangte, als daß ich ihn bei seinen Versuchen ungestört ließ. Meine Mutter, eine herzensgute, aber schwächliche Frau, sorgte gewissenhaft für meine leibliche Nahrung, für ein warmes Bett und gute Bekleidung; aber in allem Uebrigen war ich mir selbst ganz überlassen, ein allgewaltiger Herrscher über das Gesinde, das meinen Launen nicht widerstehen durfte, unfehlbar selbst in der Unart, und üppig im Blühen meiner unbeschnittenen Gedanken und Begierden. Seltsamer Weise machte sich mein knabenhaftes und tyrannisches Königthum nur im eigentlichen Vaterhause geltend. Im Umgange mit gemeinen Leuten, im Garten, auf dem Felde verlor ich alle Wildheit und fühlte mich eigenthümlich wohl und einheimisch im Kreise arbeitsvoller, schweißüberronnener Gesichter, deren Schweißtropfen mir schöner vorkamen, als die Perlen und Edelsteine an schönen Frauen, mit bunten Fächern

zur Sonnen- und Fliegenabwehr. Auf diesem Boden begann erst meine von Haus aus vernachlässigte Erziehung. Eine fromme Kühemagd nahm sich meiner besonders an, und eröffnete mir das Verständniß der irdischen und himmlischen Welt. Mit ihr fing ich an, Morgens und Abends zum allgegenwärtigen Gott zu beten, kniend auf einem Bunde Stroh, das sie mir, „dem einzigen Sohne des Hauses,“ mit demüthiger Scheu bereitete, während sie selbst, „die grobe Stalldirne,“ auf den nackten Steinen vorlieb nahm. Es lag eine unermeßliche Innigkeit, eine tiefe allgewaltige Andacht in den Zügen dieser schönen Seele. Schon bei ihrem Anblicke umschauerte mich die Gegenwart des lebendigen Gottes, in welchem sie Alles that und wirkte. Sie docirte nicht wie die Professoren und Religionslehrer, welche später mit ihrer bittern Salzfluth nicht mehr im Stande waren, die tiefen Eindrücke dieses Weibes auf mein Gemüth zu zerstören. Kurze, oft schneidende Sprüche, welche sich unverwischlich dem Gedächtniß einprägten, waren die Träger ihrer Weisheit, zum Beispiel: „Fürchte Gott, das färbt die Wangen roth.“ „Liebe Gott, das macht die Sünde todt.“ „Gottesliebe ohne gute That, ist Teufels Lust und Teufels Rath.“ „Gingst du auch im tiefsten Wald allein, Gott oder der Teufel wird dein Begleiter sein.“ „Mit den Frommen wandelt Gott, mit den Bösen tanzt der Tod.“ — Nie werde ich die Macht dieser einsamen, in Gott fröhlichen Seele vergessen, wenn sie mit begeisterten Worten von der Allgegenwart Gottes redete, wie wir Alle nur vor Gott grünen und gedeihen können, und die freche Sünde vor Gott als unausstehlicher Greuel alle schönen Menschenbilder, alle Bäume und Blüthen tödte.

Der Kuhstall gewann dadurch für mein kindliches Gemüth einen unbeschreiblichen Reiz, und als ich später in die Schule mußte, bekam ich Herzweh nach den Lehrvorträgen des Stalles gegen die klapperdürren Abhandlungen der Weltweisen. Alle Abend erschienen zwei Katzen mit ihren Jungen, grauweißen wunderlieblichen Thierchen, vor meiner süßen Lehrerin und erhielten aus ihrer Hand ein kleines Schüsselein Milch, das sie redlich miteinander theilten und hierauf in behaglicher Lust mit den Pfoten ihre Schnäutzchen reinigten. Deßgleichen kamen die Hennen mit ihren Hühnlein, welche ebenfalls eine kleine Portion frischer Milch erhielten und sie auf das Zierlichste

austranken, die Köpfchen mit jedem Schlucke zum Himmel haltend. Und die wohlgenährten Kühe mit ihrem neidlosen Gefühle schauten uns Alle theilnehmend an, als verständen sie unsere Seligkeit. Sogar die Spinne erschien als ein Daseinsberechtigtes, daher mit Vorsicht geschontes Wesen, und ließ sich aus ihrem Zaubernetze, das an der Decke des Stalles hing, freundlich herunter in die warmen Athemzüge der Stallbewohner. Ich erstaunte nicht wenig über diese stille, mittheilungsselige Genossenschaft, und alle Knospen des menschlichen Zartgefühls und der rücksichtsvollen Theilnahme öffneten sich in meiner Seele.

Ueber dem Melkstuhle, auf dem ich gewöhnlich saß, war die Wand mit Heiligenbildern bunt beklebt, worunter ich den Ritter Sanct Georg im Kampfe mit dem Drachen, den frommen Hirten Wendelin, die heilige Jungfrau Ottilia und Sanct Isidor mit der Jungfrau Nothburga besonders liebgewann, die rings um die heiligste Dreifaltigkeit und um die Krönung der allerseligsten Jungfrau Maria mit Palmzweigen schwebten, in hellfunkelnden Farben, mit Goldstreifen und Sternen verziert. Auf einem Zettel darunter stand der Haussegen geschrieben, welchen wir Abends allzeit beteten, und der also lautete:

„Mach' uns selig, Jesus Christ!
Weil Du unser Heiland bist.
Halt' uns allesammt gesund,
Rein das Herze, rein den Mund,
Und aus dieser falschen Zeit
Führ' uns bald zur Herrlichkeit!"

Diese fromme Bilderwelt, die mir noch heute leuchtend in der Seele steht, hat mir zur sittlichen Reinigung mehr genützt, als alle berühmten Gemäldegalerien, die ich später in Deutschland, Italien, Frankreich und England gesehen habe. Insbesondere hat die goldstrahlende Krone auf dem Haupte der heiligen Jungfrau Maria aus der Unschuld meiner kindlichen Träume ihren unverwüstlichen Glanz in die dunkelsten Stunden meines Lebens, wo Zeit und Ewigkeit auf dem Spiele standen, wirksam hineingeworfen und das schöne Wort meiner ersten Lehrerin wach gehalten: „Gold, o Kind! bedeutet die Unschuld deiner unbefleckten Seele. Halte sie unversehrt im Leben und im Sterben!" Mit dieser treuen Magd zog ich hinaus in den

Garten, auf das Feld, hinab in die Auen an der Etsch, und wurde vertraut mit den Arbeitern, Taglöhnern und Fuhrleuten. Mitten in Mühsal und Noth sah ich sie immer heiter, voll Mutterwitz und poetischer Weltauffassung. Aus dieser Quelle habe ich meine eigene Lust getränkt und alle Anlage zum sentimentalen Katzenjammer verloren. Ich bekam einen unermeßlichen Respect vor der Arbeit und eine tiefe Abneigung gegen die vornehme Nichtsthuerei, an welcher die höheren Stände laboriren. Jahrelang habe ich mich auf solche Weise glückselig umhergetrieben, alle Bäume der Umgegend waren meine Vertraute, an allen Bächlein hatte ich meine Füße plätschernd abgespült, und um die Vogelnester im Gebüsche den Athem angehalten, um die Thierchen nicht zu erschrecken. Die Natur war an mich herangetreten mit ihrem gesunden Hauche, mit ihren aufregenden Liedern, und hatte meine ganze Seele eingenommen. Wenn ich bisweilen im Besuchszimmer meiner Mama erschien und von eintretenden Damen überrascht wurde, so war ich ihnen und sie mir ganz fremd. Sie schalten mich den „sonneverbrannten Wildfang," ich schlich mich gewandt hinweg, eilte in den Hof und ließ den Brunnen des Hauses über meinen Kopf laufen. Damit war aller Verdruß hinweggeschwemmt. —

Als ich nach solcher Vorbildung in die Studirjahre eintrat, wurde mir nach der Sitte ein sogenannter Hofmeister beigesellt, ein Student aus den höheren Classen des städtischen Gymnasiums, meinen Eltern vorzüglich deßhalb genehm, weil er unergründlich gutmüthig, aber lässig für alle Wissenschaft war, und nie in Versuchung kam, mich gegen die Absicht meiner zärtlichen Mutter allzu stark anzustrengen. Die schönste Zeit meines Jugendlebens ging unter seiner Aufsicht wirkungslos vorüber in der anständigsten Form von Lehremsigkeit und Lernthätigkeit ohne alle Eindringlichkeit auf meinen Verstand und mein Gemüth. Lehrer und Lehrling wurden regelmäßig vom Haus aus alle Samstag belobt, daß sie die Zeit so gut herumgebracht, ohne etwas Ernsthaftes gethan zu haben. Ich in meiner Schalkhaftigkeit durchschaute das ganze Gewebe der studirlichen Scheinheiligkeit, leitete es mit gutem Humor zu meinem Besten und klagte bisweilen, um die elterliche Theilnahme nicht erkalten zu lassen, über Kopf- und Magenweh, wovon mich aber jedesmal meine geheime

Freundin Therese im Stalle mit einem Näpfchen Buttermilch curirte. So blieb ich während der fünf Jahre meines Gymnasialstudiums ganz unverdorben vom Wissen und Halbwissen dieser Welt, und rettete meine Naturwüchsigkeit aus den triefenden Glossen der guten Lehrväter. Am Ende des Jahres erwirkte mir ein Röllchen von fünf und zwanzig Ducaten, welche mein Vater in die Hände des Lehrers niederlegte, stets eine erträgliche Fortgangsnote, mit der ich unseren Verwandten meine Kenntniß der lateinischen Sprachlehre beweisen konnte, während sie mir der Sache nach ein völliges Geheimniß geblieben war.

So vorbereitet, bezog ich die Universität, um Jura zu studiren. Gleich in der ersten Vorlesung trat ein Ereigniß ein, welches als prophetisches Zeichen meiner Rechtsstudien gelten konnte. Der Professor war ein ältlicher Mann, mit Altersrosen im Gesichte, durch feine Wäsche und einen Stern auf der Brust ausgezeichnet. Seine Hauptthaare lagen in zierlichen Locken über der breiten Stirn, und hatten meinen unbedingten Beifall wegen ihrer ungemeinen Ruhe und Regelmäßigkeit. Mit allen Kämmen und Bürsten der Welt hätte ich die meinen nicht zu einer so liebenswürdigen Zahmheit bringen können. Das fühlte ich tief in meiner erwartungsvollen Seele. Da wurde der Professor, vom Codex des römischen Rechtes redend, in seinem Vortrag immer lebhafter, gesticulirte mit der rechten Hand nachdrücklich durch die, aus dem offenen Fenster eindringenden, Herbstlüfte und streifte durch eine geistreiche Wendung unsanft seinen Haarschmuck. Unter einer Staubwolke von duftiger Pomade flog die Perücke vom Haupte des begeisterten Redners mitten unter die Zuhörer hinein, dem Sohne des Appellationsgerichtspräsidenten ins Gesicht. Mein neuer Rock war ganz überstäubt und schneeweiß vom mächtigen Perückenanflug, und was dem Lehrer als Wohlgeruch gegolten, ekelte mich an als Gestank. Und welchen Anblick bot der Rednerstuhl! Der Professor saß verdutzt über das ungeheuere Ereigniß, ohne alle Fassung in dieser bösen Stunde, kein Fläumchen Haar auf dem nackten Haupte, mit schlotternder Nase, die rosenartig ausgeschlagen hatte, während ein homerisches Gelächter die Wände des Hörsaals erschütterte. In mir rief sogleich eine Stimme: „Dein Weg ist verfehlt! Kehre zurück aus den unnatürlichen Lüften in die Frische deiner Heimath!“ Ach!

alle meine Illusionen und Rechtsblüthenträume von einer gelehrten Zukunft waren kläglich zerstört. Mir fiel mit Uebermacht das gesunde frische Landleben in die Seele und bildete für mich eine grüne Insel voll Duft und Lieblichkeit, der gemachten Pomadengelehrsamkeit, der Falschheit und Niederträchtigkeit irdischgesinnter Pedanten gegenüber. Ich wendete dem Hörsaale meistentheils den Rücken und trieb mich leicht und luftig wie ein flatterndes Blüthenblatt durch das Leben. Mein Vater, der mir in nichts Widerstand leisten konnte und wollte, ließ mich gewähren. Eine frühe Heirath band mich an bestimmte Verhältnisse und trug wesentlich bei, mich noch mehr aus der traumhaften Jugend an die Wahrheit und Wirklichkeit des irdischen Lebens zu gewöhnen. Das Grab meiner Freundin Therese, die leider während meiner kurzen Universitätsfahrt an einer hitzigen Krankheit gestorben war, trieb um diese Zeit die ersten Veilchen. Ihr Duft schauerte mich an wie Himmelsluft, und alle ihre Lehren wachten mächtiger in meiner Seele auf. Mein Sinn wurde ernster, mein Fleiß stätiger und die Andacht meines Herzens inniger und gottvertrauender. Die fliegende Professorenperücke mit ihrem Pomaderegen drängte hinter mir her wie ein Stoßgeier, so daß ich aus den Regionen gemachter und blasirter Weisheit immer weiter und entschiedener auf das Gebiet der Natur und des Evangeliums getrieben wurde, ohne Lust jemals dahin, auch nur versuchsweise, zurück zu kehren."

Aus diesem Bruchstücke der Jugendgeschichte meines etschländischen Freundes schließen meine verehrten Leser wohl von selbst, daß wir es mit einem eigenthümlichen Manne zu thun haben, der in seiner männlichen Ausbildung höchst originell erscheinen mußte. So unscheinbar und verbraucht in der Regel seine Bekleidung war, oft geflissentlich gegen alle Regeln der Mode und des conventionellen Anstandes, nährte er doch stets ein überaus zartes Gefühl für ein reinliches Dasein in allen Bedürfnissen seines Lebens. Sein Zimmer, auf die einfachste Weise eingerichtet, zeigte an allen Wänden schöne Kupferstiche und Steindrücke, welche Heiligenbilder oder andere kirchlich-religiöse Gegenstände vorstellten. Alles Zimmergeräthe, Boden und Decke waren höchst säuberlich gehalten. Nichts lag ungeordnet umher, keinen Halm konnte er unter den Füßen liegen sehen, frische Luft, vom anstoßenden Garten her, liebte er nicht bloß als Labsal der

Brust, sondern auch als eine sittlich-reinigende, aufheiternde Kraft. Es war ganz wundersam ihn reden zu hören von den Heilkräften der Luft gegen alle Versuchungen in der moralischen Welt. Selbst die sittliche Verkommenheit dichtbevölkerter Städte hatte nach seiner Ansicht ihren Grund größtentheils im Mangel reiner lebenskräftigen Luft, die der Seele so nothwendig sei, als dem Leibe zum sündenlosen Gedeihen aller sittlichen Kräfte im Menschen. Ein unreines Durcheinander in den Menschenwohnungen, machte ihm daher stets einen unwiderstehlichen Ekel, der oft in förmlichen Brechreiz überging. „Das Widerlichste, was mir im Leben begegnen kann," sagte er oft mit Nachdruck, „ist eine Wohn- und Schlafstube ohne reine Luft, ohne den Eindruck vorsorglicher Aufmerksamkeit einer zarten wohlgeordneten Seele, wo Alles ohne Sinn umherliegt, das Bett nicht zugedeckt ist und das verlorene Sacktuch nach seinem Herren schreit. Ich kann das menschliche Wesen nicht begreifen, daß unter so beschwerenden Umständen leben und athmen kann. Es muß einen organischen oder sittlichen Fehler haben, weil es nicht aufspringt und aus dem unheimlichen Dickicht die Flucht ergreift. Ich fliehe aus diesem Grunde von jeher Beamtenstuben, wo die Confusion eine Folge der Unnatur des Schreiberstandes ist und jedes ordentliche Menschenkind zu ersticken droht. An den Wust der bestäubten Akten hängt sich der Rauch des Tabaks aus schmutzigen Pfeifen oder schlechten Cigarren, und die braune Höllensaat unersättlicher Schnupfer verpestet die Luft zur Schreibhölle, wo alle gesunden Gedanken sterben. Man hat in frecher Thorheit unsere Soldaten „verthierte Wesen" genannt. Das ist ein grober Irrthum. Diese Männer der Ordnung stehen als Wächter des Ackerbaues und der unverdorbenen Menschenseele auf gesundem Boden, in Gottes Licht und Luft, wo der gesunde Sinn im Hauche des heiligen Geistes nicht untergehen kann. Aber im Dunstkreise, wo Tabakraucher und Schnupfer an der Auflösung der organischen Wesen arbeiten, und dadurch alle gesunden Begriffe und Gefühle einbüßen, da ist die Ausartung unvermeidlich, da blüht die Sünde in ihrer häßlichen Uebermacht, da ist es mit dem Zusammenhange der Gedanken aus."

Er war daher auf Reisen äußerst vorsichtig, um ja nichts Unreines an seinen Leib und seine Seele herankommen zu lassen. Er

aß sehr wenig und selten, in der Regel nichts anderes als frische Eier, Brod, Käse, Gemüse und dergleichen, aber kaum jemals Fleisch, dem er überhaupt nicht hold war, als dem vorzüglichsten Träger leiblicher und geistiger Fäulniß. Es war ihm unbegreiflich, daß die Reisenden so gerne zur Rast einkehrten, und im nächsten besten Gasthause sorglos aßen und tranken. „Mir jagen diese Häuser jedesmal einen Schauder ein," versicherte er oft, „allerlei Athemzüge haben sie angesteckt von allen Winden und Herzkammern. Den Augiasstall kann man reinigen, aber tausend reine Seelen vermögen nicht zu säubern, was drei lasterhafte anrüchige Weltkinder verpestet haben. Wo Jeder mit Jedermann essen, schlafen und athmen kann, da bleibt für mich kein Raum zum Leben übrig, die gute Luft ist aufgezehrt, und in der bösen will und mag ich nicht verderben."

Er strengte sich täglich an, so wenig Bedürfnisse als möglich zu haben, und sich selbst für seine Person genug zu sein. Seine Nahrung war zwar gesund, aber kaum im Verhältnisse zu seinem menschlichen Bedürfnisse mit strenger Beseitigung aller Leckerbissen. Er trank fast nie Wein, obgleich im Weinlande geboren, und selbst Weinbesitzer. Seine besten Freunde konnten ihn von dieser mäßigen Lebensweise nicht abbringen. Er wurde gegen ihr Zureden oft eifrig und sprach: „Der Mensch, welcher ewig nach Freiheit schreit, und deren nie genug haben kann, macht sich gleichwohl zum Sclaven sinnlicher Bedürfnisse ohne sichtbaren Grund und Nutzen für seine leibliche und geistige Gesundheit. So häuft er selbst als ekelhafter Feinschmecker das Mißbeet, auf dem die Pilze aller Krankheiten und Laster wachsen, allerdings eigenes, aber trostloses Gewächs. Dadurch wird er im eigentlichen Sinn unfrei, nicht durch den Druck von Außen, der seine Freiheit nur prüfen und zeitigen kann. Jedes unnöthige Bedürfniß, jeder, zur unerläßlichen Bedingung gewordene, Genuß ist eine verhängnißvolle Kette, welche unsere Thätigkeit entweder lähmt oder aufhebt. Tausend, und gerade die ärgsten Schreier nach Freiheit, seufzen unter der Last angewohnter Bedürfnisse im Zustande der beschämendsten Unterwürfigkeit und Knechterei, weil sie sich selbst nicht zu zähmen und zu beschränken wissen. Die Freiheit selbst hat ihre Wurzel in der Beherrschung und Entbehrung; wer das eine und das andere nicht kann, und nicht will, ist ein mit Recht gepeitschter

Knecht im freiesten Lande der Welt.“ Wenn er auf ein, von seinem Hause abliegendes, Feld ging, nahm er sein Stück Brod oder einen andern Bissen mit sich, und hielt sein Mittagsmahl unter seinen Schnittern aus der Papierdüte, die er in der Rocktasche mitgebracht, voll Dank gegen seinen Schöpfer, der ihn so trefflich speiste. Um das Wasser aus dem frischen Quell zu schöpfen, führte er stets ein ledernes Trinkgefäß bei sich, da er alle fremden Gefäße und Handreichungen nicht vertragen konnte. Auf sehr beschwerlichen Feldwanderungen nahm er auch bisweilen ein kleines Fläschlein Wein mit sich, und freute sich herzlich, wenn er dasselbe wieder zurückbrachte, ohne einen Tropfen davon gekostet zu haben. Er konnte nicht genug erzählen vom sättigenden Dufte des Fichtenwaldes, von der Kraft nervenstärkender Maienblüthe, und von dem leisen Hauche des Abendwindes, der wie eine Speise einginge in die Herzen und Nieren der Menschen. „Der unnatürliche Appetit,“ behauptete er, „ist ein Privilegium üppiger Städte, weil da die Stickluft und die Sünde und der frühe Tod mitessen, und nie genug haben.“

Auf gleichmäßige Weise hielt er es mit der Kleidung, wo ihm die äußerste Nothdurft oft noch Ueberfluß schien. Er konnte sich von seinem alten Rocke, wenn er auch sehr unscheinbar geworden, nur spät und mit großen Schmerzen trennen. Oft mußte man ihn im eigentlichen Sinne stehlen und den neuen dafür hinlegen, um den Forderungen der Außenwelt zu genügen, wobei er sich stets in die rührenden Klagen über den Verlust seines vortrefflichen alten Rockes ergoß. Die alte Magd des Hauses stand besonders deßhalb bei ihm in hohen Ehren, weil sie seine alten Kleider so gut und so willig auszubessern verstand. „Es ist die schlimmste Art der Treulosigkeit,“ meinte er, „sich so oft und so leicht von seinen Kleidern zu trennen. Sturm und Wind und allerlei Unheil dieses Lebens habe ich mit ihnen ausgehalten, sie sind feucht von meinen einsamsten Thränen, und haben nie gefehlt, wo es galt, dem Schicksale die Stirn zu bieten; warum soll ich meine Vertrauten so leicht aufgeben? Wer sein Kleid ohne viele Umstände mit lustigem Herzen wechselt, macht es mit dem Freunde kaum besser, und die Frauen der oft wechselnden Mode hängen ihrem Charakter eine schlimme Makel an. Laut gedacht ist es nicht, aber laut gethan, und ohne allen Neid kann ich ihre Liebe einem

Andern überlassen. Diese Sucht des Kleiderwechsels charakterisirt überhaupt die neuere Zeit. Mit der Leichtigkeit eines Rockwechsels wechselt man im Großen Grundsätze, Gesinnung, Verfassung, Religion und Vaterland. Auf einmal ist das nicht gekommen. Mit dem schnellen Kleiderwechsel hat man angefangen, und mit dem Wechsel der Eide aufgehört, wo also so ziemlich aller Menschenwerth, und der Mensch selber ein Ende hat. Die vorschnelle Abdankung des ersten Rockes hat den Faden angesponnen zum süßen Lächeln beim dreizehnten Eide der Treue, nachdem zwölf schmählich gebrochen waren. König Xerxes hatte daher ganz Recht, den unterjochten Joniern neue bequemere Kleider machen zu lassen. Das neue Kleid macht zahmer als man glaubt, und lehrt den neuen Herren leicht ertragen. So ist die Menschennatur und nicht anders. Die Wurzel alles conservativen Lebens in Staat und Kirche hat in dieser alltäglichen und kleingeachteten Treue gegen das uns zunächst Umgebende ihren besten Grund, und hat der junge Mensch einmal diese Treue verlernt, dann trägt er nächstens mit Leichtigkeit die rothe Mütze und den Laternenpfahl."

Er ging in seinen Behauptungen noch weiter und schloß aus der Kleidung geradezu auf den inneren Charakter des Menschen. „Die eigentliche Unnatur im menschlichen Gemüth offenbart sich durch Zufälligkeiten im Anzuge, bewußt oder unbewußt," sagte er einst zu einem guten Freunde. „Dahin gehört die Vorliebe für das Bunterlei in der Kleidung, das im Süden immer auffallender wird, je mächtiger die sinnliche Flamme der Phantasie in den Gebeinen glüht; die Streif- und Würfelform des Gebildes, worin sich im Alterthum nur die Narren, Histrionen und sittenlosen Leute kleideten, die Durchscheinbarkeit des Gewebes, welches als persischer Luxus in ältester Zeit übel berüchtigt war. Dadurch offenbart sich ein eitler, windiger, wollüstig leichtfertiger Charakter, der das Uebermaaß der Phantasie den sinnlichen Eindrücken dienstbar gemacht hat oder jeden Augenblick zu machen bereit ist. Da ist die ursprünglich reine Natur des Menschen bereits untergegangen in der drückenden Stickluft der Gemeinheit und Befleckung. Für den unversehrten, sittlich keuschen Menschen ist die bescheidene Farbe des Kleides ein Bedürfniß wie dem erhitzten Wanderer die Kühle des schattigen Baumes. Die Grundlage zum Urtheil über den innern Werth des Nächsten bildet daher bei

mir stets das Kleid, welches er bewußt oder unbewußt wählt und ausstellt. Mir sind wenige Fälle bekannt, wo ich mich auf diese Weise im Urtheil über die Menschen geirrt hätte."

Er haßte überhaupt das Beiwesen der modernen Civilisation, den Ueberfluß gemachter Bedürfnisse, die conventionelle Verschwendung, die Unwahrheit der Höflichkeitsformen, alle die Lumpen dressirter Vorzüge und Geschicklichkeiten des gesellschaftlichen Lebens auf das gründlichste. Er nannte es Abfall von der gottgeordneten Natürlichkeit des menschlichen Daseins, eine Verleitung der sittlichen Kräfte in den Dienst des Lasters. Nach seiner Ansicht half dagegen nichts als die aufrichtige Rückkehr zur ursprünglichen Natur, wie sie von Gott im Anfange festgesetzt worden ist, zum demüthigen Betriebe des Ackerbaues nämlich, auf welchem vom Paradiese aus der beste Segen Gottes ruht. Das Herrenthum ohne Ackerbau und Viehzucht war ihm eine Sünde gegen die Natur, die Fortsetzung der ersten Lüge am verbotenen Baume. Daher kaufte er mit einer Art Andacht bedeutendes Grundeigenthum, indem er den größten Theil seines Vermögens vom Geldmarkte zurückzog, und zahlte dafür in der Regel mehr als es streng genommen werth war, um die Einrichtung Gottes zu ehren, und den Armen Gutes zu thun. Er ließ auf seinen Gütern Vielerlei anlegen und verbessern, um den müßigen Leuten Arbeit zu geben, und sie am Segen des Ackerbaues theilnehmen zu lassen, wenn auch ohne Hoffnung auf irgend genügenden Ersatz der aufgewendeten Kosten. Von seinen Blutsverwandten als Verschwender getadelt, von Anderen ausgelacht, ließ er sich hierin doch nie irre machen, und redete stets begeistert von den unermeßlichen sittlichen Segnungen, die dem Menschen aus dem Feldbaue zugingen.

Er nahm auch sehr schwache Arbeiter mit Liebe zum Anbau seiner Felder, weil nach seiner Erfahrung nichts so mächtig die menschliche Gesundheit förderte, als die Theilnahme an diesen Feldarbeiten. „Natürlich," rief er einst, „die arme trostlose Stadtseele im Dunste der Sünde und Unnatur, es könnte einen Löwen oder Tieger umbringen! Nun kommt sie aus diesen unnatürlichen Einflüssen aller Art hinaus in die freie Welt. Der Hauch aus den Fichtenwaldungen, die Frische des Felsenquells, und der aus gesunder Erde aufsteigende heilkräftige Duft umschmeicheln seinen Körper dergestalt, daß er in vierzehn Tagen

gesund ist, roth im Gesichte, mit festen Gliedern und hellen Augen. Da zieht die Sonne ein ins Menschenherz, und die Gnade Gottes mit ihr. Da thaut er auf im lichten linden Sonnenkuß, er fühlt den Schmerz der Reue über das trostlose Stadtleben, das treibt die eingewurzelte Sünde und den alten Ungesund aus. Jetzt kann er beten ins Morgen- und Abendroth, er hat ein unsäglich süßes Gefühl, das Gefühl des Schweißes im Gesichte, das alle Sehnen geschmeidig macht, ein himmlisches Gut, weil er für Gott vergossen, geduldet und aufgeopfert wird. Jetzt weiß und fühlt er erst, was Sonntag ist, dieser himmlisch-reine und stille Tag voll Lehre, Trost und Zerknirschung, daß er gerührt und erschüttert auf den Rasen fallen und Gottes Erde küssen muß für das Glück, ein Mensch und ein Feldarbeiter zu sein. So rettet der Ackerbau, was die Stadt vergiftet, die Kanzlei abstumpft, die Krämerei aussaugt und der Teufel berückt hat."

Er hielt, nachdem er zur Einsicht in die Heilsamkeit des Ackerbaues gekommen war, gegen sieben Pferde, die er ausschließlich für den Zweck der Landwirthschaft verwendete. Der Luxus, welcher gewöhnlich mit Pferden getrieben wird, war ihm ein Greuel. Deßhalb durften die Seinigen diese Pferde nicht zu Lustfahrten benutzen, um nicht in die Schlingen der Hoffart zu fallen. Sie sollten entweder zu Fuße gehen, was Gott bereits im Paradiese als das Natürlichste eingeführt hatte, oder sich der Lohnpferde bedienen, welche in der Regel gut geeignet sind, alle weltliche Eitelkeit niederzuschlagen. Er selbst saß zur Verherrlichung des Ackerbaues nie in einer Kutsche, wenn eine Fahrt auf seine entlegenen Felder nöthig war, sondern auf dem gewöhnlichen Leiterwagen, der für die Landwirthschaft eingerichtet war, und konnte die Süßigkeit einer solchen Landfahrt nicht genug rühmen als äußerst wohlthätiges Gefühl durch Mark und Bein über die Erfüllung des göttlichen Willens. Dagegen war er jeden Augenblick bereit mit seinen schönsten Pferden die Feldfuhren armer Leute unentgeltlich zu bestellen, da der Schöpfer Himmels und der Erde diese Aushilfe als Grundlage heiliger Ackerbaugesinnung schon beim Austriebe der ersten Menschen aus dem Paradiese zum Trost armer Sünder angeordnet hatte. Dabei verlangte er aber das strengste Geheimniß, daß seine Pferde diese Armendienste geleistet hätten, und

pries die Thiere selig, daß sie gewürdiget worden seien, der Armuth die schuldige Ehre zu erweisen, und die Zeiten der paradiesischen Unschuld ins Gedächtniß der Menschen zurückzurufen. Er wollte auch gefunden haben, daß die Pferde bei solchen Landfuhren für arme Leute am herrlichsten einherschritten, weil ihnen Gott das süße Gefühl einathme, theilzunehmen an dem Berufe der landwirthschaftlichen Brüderlichkeit und Gleichheit — gewiß ein Socialismus, dem man seine Hochachtung nicht versagen kann. Wollten seine Knechte brummen, daß durch diese Fuhren ihre eigenen Feldarbeiten wenig gefördert würden, so sagte er mit großem Ernst: „Ihr versteht nichts! Alle Garben sind mein, die ich führe aus Liebe zu Gott und den Menschen, und was nicht in meine Scheune kommt, haben die Engel Gottes für die liebe Armuth in Pflege und Aufsicht genommen.“

Nach dieser Ansicht vom Ackerbau, als dem Urgrund alles gesunden Lebens auf Erden, bildeten sich in ihm eigene politische und religiöse Grundsätze aus für das Leben und Gedeihen der staatlichen Gesellschaften. Ihm galt nur diejenige Einrichtung für natürlich und richtig, welche auf die Verehrung und Selbsthandhabung des Ackerbaues gegründet war. „Unser modernes Beamtenwesen,“ behauptete er einst, „wird nie zur gesunden Blüthe kommen, weil man es vom Ackerbau und vom unmittelbaren Interesse für denselben getrennt hat. Dadurch ist es ein Kunstprodukt geworden, mit Lehmfüßen, ohne lebendige Wurzel im Volk, isolirt vom wahren Leben gegen den Willen Gottes. Gott hat Niemanden ausschließlich zum Schreiber erschaffen, und was die Welt davon macht, schlägt der nächste beste Zufall als schlechtes Gefäß in Scherben. Der einfältig-kindliche Glaube ist aus dieser verunglückten Gemächte entwichen, keine wahrhaftige Begeisterung für die überirdischen Güter will darin wurzeln, ein leichter Weltsinn hat es wie ein entnervendes Schwammgewächs überzogen. Daher die Erscheinung, daß man in den meisten deutschen Ländern die Ungläubigen, Schwachgläubigen und Irrgläubigen vorzugsweise unter den Beamten suchen muß, die das Unglück ihrer Lage als esprit de corps gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der katholischen Kirche eben so sehr treibt als gegen die älteren, aus den ackerbaulichen Besitzverhältnissen hervorgegangenen, Landstände. Kein Wunder, daß in aufgeregten und aufregenden Zeiten die ganze büreaucratische Heerschaar

nicht bloß den Muth, sondern sogar den Verstand verliert zur Bewältigung der revolutionären Zeitströmungen, die sie durch ihre papierne Stellung oft gegen alle Voraussicht hervorruft, nährt und begünstigt.“ Er ging hierin so weit, daß er, als seine beiden Söhne, wackere junge Leute, sich dem Beamtenstande zuwendeten, den tiefen Schmerz dieser Verirrung vom Ackerbau und gesunden Menschenverstande nicht verhehlen konnte. „Sogar bezahlen wollen sie sich lassen,“ klagte er mir, sichtbar bewegt, „während doch nur die rechte, von Gott geheiligte Arbeit des Ackerbaues, und der aus ihm fließenden Gewerbe eines Lohnes werth ist. Mit solchem Gelde möchte ich nicht haushalten. Mir erbarmt der gute Kaiser, daß er solche unerfahrne Jugend zu Reichsdiensten haben soll. Der jüngere Sohn nennt sich sogar Collegialrath; ach! wieder einer von jenen Räthen, die Niemanden rathen können, und von allen Verständigen auf dem Boden des Lebens und der Erfahrung Rath annehmen sollen.

Diese unnatürliche Stellung der modernen Beamten läuft folgerichtig in die Schmarotzerpflanze des doctrinären Constitutionalismus aus, den man am besten in den deutschen Kleinstaaten studiren kann. Die letzteren werden nie zur Ruhe kommen, so lange das constitutionelle Geschwätz Tausende aus dem Säckel des armen Volkes nutzlos verschlingt. Da kein überwiegendes Ackerbauinteresse einigermaßen heilkräftig dagegen einwirkt, so gedeihen nur die Mistbeete mit den ephemeren Pilzen parlamentarischer Wühlerei ohne möglichen Sauerstoff, um die geschmacklose Teigmasse der Professoren-, Advocaten- und Beamten-Weisheit zu durchdringen. Der Bauer verliert unter solchen Umständen alle Freiheit des Urtheils und Bestandes, ein kläglich mißbrauchtes Mittel, um die Schwatzhaftigkeit des unackerbaulichen Drohnenvolkes zu remuneriren. Auf seine Kosten wird das eckelhafte Parteispielen ausgebildet, betrieben und in die Bierkneipen eingeführt, wodurch allmählich die beste Bauernnatur entackerbaut und verkannegießert wird. Da ist es aus mit aller Ruhe in jedem Lande, mit allem Fleiße der beharrlichen Arbeit, mit aller Sparsamkeit und Einfalt angeerbter Tüchtigkeit. Menschen, die ich nicht nennen will, tauchen als Volksführer auf, welche die künstliche Aufreizung zum täglichen Geschäfte machen und Alles vergessen können, nur sich selber nicht, bloß möglich in Kreisen, wo maulfertige Redekniffe an die

Stelle des Pfluges treten, und die patriarchalische Weihe des Landlebens im rumorenden Schnapps- und Bierkneipenthum untergegangen ist. Aus dieser Quelle stammen die Kräfte, mit denen in Deutschland Geschrei gegen die rechtmäßige Obrigkeit, und in glücklichen Märztagen Revolution gemacht wird; Lumpen, die man von der Arbeit des Feldes ins politische Nichtsthun verlockt hat, Gesellen des Blaumontags, die auf Kosten des Ackerbaues unhältigen Gewerben und Fabriken zugesteuert sind, liederliche Wanderseelen ohne Geschicklichkeit und Arbeitslust, ohne Heimath und Liebe zu derselben. Diese nennen sich mit großer Zuversicht das Volk, den Ausdruck der öffentlichen Meinung, Recht und Landesverfassung, ungefähr mit der gleichen Berechtigung, wie die Raupe am Baume spricht: „Ich bin die Blüthe, und die Bürgschaft für reife Früchte im Lande." Freilich werfen mir die Doctrinäre ein: „Schau auf England!" Das ist es aber gerade, was meine Meinung bestätigt. Dort liegt die gesunde Volkskraft im Zug und in der Liebe zum Landbau, zur Natürlichkeit des Landlebens, zur Unschuld in Wald und Wiese, in Berg und Thal. Dieser Grundzug englischen Wesens durchdringt sieghaft alle Klassen der Gesellschaft mit solcher Macht, daß demselben die Fabriken gehorchen, die Professoren und Beamten huldigen, die Phrasenmänner des Parlamentes nachgeben müssen. Nicht das Parlament erhält den Staat aufrecht, sondern das Parlament ist nicht im Stande, die Gesundheit des englischen Volkes auf der festen Heimathscholle zu zerstören, wie in Frankreich, wo das unnatürliche Vorwalten des Stadtlebens die Oberhand hat, und der Ackerbau ohne nationale Geltung ist."

Wie sich mein Freund die Regierung in der Welt gedacht hat, sagt uns noch ein liebes Blatt aus einem seiner Briefe, den er bei Gelegenheit des Todes des Kaisers Franz des Ersten geschrieben hat. „Gott," heißt es darin, „ist und bleibt die höchste Obrigkeit im Himmel und auf Erden! Wer diesen Grundsatz nicht bei jeder Regierung obenan stellt, der löst die Bindekraft seines Floßes auf, und will durchaus in der nächsten besten Stromschwelle ersäufen. Mit dieser Vorliebe ist nicht zu streiten, sie frißt die Könige und Obrigkeiten zuerst auf, und die Völker fallen auf ihren Gräbern als Hekatomben, ohne Sang und Klang, unter dem Gebrülle der Sansculotten.

Man liebt die letzteren nicht sonderlich in deutschen Landen. Unsere Werther'sche Sentimentalität, mit einiger Zugabe von Hölty's Elegieen und der sittigen Louise von Voß sträubt sich dagegen. Man kann das häusliche Glück unmöglich entbehren. Dafür beschützt man im Interesse der Lehrfreiheit Hegel, Feuerbach und Consorten, oft sogar mit den seidenen Handschuhen der sogenannten Unterrichtsministerien. Diese Männer reißen Gott bloß in der Idee von seinem Thron, und die Idee ist immer etwas Interessantes in den Ländern der Intelligenz. Man braut daraus die Aufklärung, die Religion der Humanität, die freie Gemeinde, die Kirchentage ohne Basis und Inhalt, die Kirchen ohne Glauben und Zuhörer, und dergleichen niedliche Artikelchen mehr. Selbst die Union und die Zollvereinsfrage kann nach Herrn von Radowitz solche Ideen der Revolution theilweise brauchen, und im eigenen Kreise nach Kräften mitwirken zur Anhäufung des Materials, woraus die consequenten Leute einst die Barricaden gegen die Gesellschaft bauen werden, unbekümmert um die Ideen der Civilisation und Intelligenz, die als Eierchen in die deutsche Erde gelegt wurden, und aus denen rechtzeitige Vipern ausgekrochen sind, gut zum Beißen und Vergiften.

Mein Kaiser nimmt daher die höchste Wahrheit, daß Gott die einzige Obrigkeit ist im Himmel und auf Erden, mit gläubiger Seele an, und beugt sich demüthig vor allen Consequenzen dieses Satzes, um den Consequenzen der Revolution in jeder Form zu begegnen. Das ganze Volk folgt diesem Beispiele, mit Ausnahme einiger Beamten. Ein Decret ist zwar erschienen, um auch diese zum Gottesdienste zu verpflichten, es war aber ein Schrei in den Wald. Die Bäume sprachen: „Wir sind zu fest gewurzelt, unser Holz ist zu stark und erlaubt uns das Niederknieen nicht; wir können nur mit dem Gipfel schwanken, hierhin und dorthin, im irdischen Winde. Haltet euch an die Sprößlinge zu unseren Füßen." Das war doch redlicher als die meisten Zankartikel der „neuen preußischen Zeitung." Die Ausnahme ist so unbedeutend, daß der Weltchoral meines gottergebenen Kaisers nicht merklich alterirt wird. Er ist uns der Stellvertreter Gottes in allen irdischen Angelegenheiten, und sein Gesetzbuch gründet sich auf das heilige Evangelium und die Aussprüche der, vom heiligen Geiste geleiteten, unfehlbaren Kirche. Alle seine Gesetze sind einfach und

klar, kurz und gut. Die Bauern können sie alle leicht verstehen und die Advocaten mit ihren Winkelzügen nichts dabei verdienen. Und während sich unser Leben nach diesen Gesetzen regelt, sorgt die Kirche, daß unser irdisches Thun und Lassen durch heilige Absicht geweiht werde. Sie ist in geistlichen Dingen so frei als mein Kaiser in weltlichen Dingen, und eine Collision zwischen beiden so undenkbar als zwischen der Sonne und dem Monde, die in eigenen Bahnen ihren Lauf vollenden.

Alle anständigen Leute helfen meinem Kaiser in der Verwaltung des Reiches meistens unentgeltlich und mit bestem Willen. Man schreibt und regiert so wenig als möglich, weil der Mensch sich in allen persönlichen Dingen selbst am besten und wohlfeilsten bedienen kann. Die Nothwendigkeit ihn zu beschränken tritt erst dann ein, wenn er mit Andern nicht mehr ruhig leben will. Gegen das Gemeinschädliche solcher Friedensstörer wacht das Leben selbst, wenn man es gewähren läßt. Die Polizei hat in einem gesunden Staat überhaupt wenig zu thun; ihr Dienst gehört ins Hospital. Man kann in der Residenz auch nicht allzeit wissen, wo der faule Fleck zu heilen ist. Da fragt der Kaiser demüthig die Landleute der Provinzen, welche die treuesten Räthe der Krone sind. Diese wissen, wo sie der Schuh drückt, und ist dieser zurecht gemacht, dann ist alles ruhig und gut-kaiserlich im Lande. Die Landleute wollen nicht regieren, sie haben dazu keine Zeit, sie müssen ihr Feld bauen und ihre Wiesen mähen. Deßhalb jubelt alles Volk, daß der Kaiser allein regiert, und das lange Parlament und das Bürgerwehrspielen ein Ende hat, welches aus fleißigen Arbeitern Müßiggänger und Kneipenhocker machen wollte. Die aufrichtige Anhänglichkeit an die Kirche ist der Prüfstein aller Unterthanentreue, und der treuste Sohn derselben ist auch der bewährteste Diener des Kaisers. Was aus diesem Lebensverbande herausstrebt, steuert dem Verrathe an Kaiser und Volk zu, vetabo, fragilem mecum solvat phaselon. Auf diese Weise braucht man wenig Beamten, und der Mensch hat Zeit im Betriebe des Feldbaues sein Brod zu verdienen. Der Unterschied zwischen Menschen, die bloß schreiben, und Anderen, die für dieselben arbeiten, kennt man gar nicht, es wäre ein Riß in die große Menschenfamilie, eine Abtheilung, die nur vom Teufel herrühren kann, welcher trennt, um zu verderben."

Wie mein etschländischer Freund den Ackerbau als festen Boden der Gesellschaft für eine gesunde lebenskräftige Entwickelung zeitlicher Interessen betrachtete, so eiferte er in folgerichtiger Ausästung seiner Ansichten für den Anbau des Geistes durch gediegene Wissenschaftlichkeit, die er mit seinem Gefühle von Literatenthum gemeiner Seelen zu trennen verstand. Was ihm das Beamtenthum ohne den Hinterhalt des Besitzes von Grund und Boden, das galt ihm die Wissenschaft ohne Bezug aufs Leben, ohne Nutzen für die Wirklichkeit. Das wahrhaft gründliche Wissen, welches dem Leben dient und gerade dadurch seine Gründlichkeit und Ehrlichkeit beweist, fand an ihm sogar gegen die Frommen im Land einen entschiedenen Vertheidiger. „Ich weiß nicht,“ bemerkte er in einer gewählten Gesellschaft, „was die frommen Seelen für überflüssige Furcht vor der Wissenschaft haben. Das ist ja ein Krieg gegen die eigenen Eingeweide. Die Wissenschaft, wenn sie gründlich und ehrlich ist, thut dem Leben so noth, wie die gute Verdauungskraft dem Leibe, sie ist wohlthuend, sinnvoll, menschenfreundlich, und die Tüchtigkeit eines Menschen, der sich ihrem Dienste geweiht hat, für das Leben, kann nicht ausbleiben. Nur die oberflächliche Halbheit, die gespreizte Eitelkeit und Hohlheit im falschen Scheine des Wissens feindet unser Heiligstes, die Religion, an und führt Krieg mit dem Christenthum und der guten Sitte. Das gediegene Wissen bringt selbst auf Sonderwegen in eigenliebiger Verirrung am Ende immer Trost und Erquickung für das Herz und festen Halt für die Andacht redlicher Seelen.

Wo die Wissenschaft einen hartnäckigen Fehdezug gegen unsere Religion und Kirche verfolgt, ist sie eine Eselin, leider nicht vom Palmsonntage, sie trägt keinen Christus, sondern den Teufel der Windbeutelei und des kreischenden Phrasenthums, sie reitet einen Todesritt, nicht nach Jerusalem, sondern ins Thal Hinnon, und verendet kläglich in den Pfützen nichtsnutziger Stänkerei. Diese kann uns eigentlich nicht viel schaden, und das beste Mittel dagegen ist die Gründlichkeit der echten Wissenschaft selbst. Man kann daher die Jugend nicht früh und ernstlich genug zum Studiren anhalten.

Was der heutigen Wissenschaft so viel Faules, Unhältiges und Gottloses anbildet, ist die bequeme Faulheit, Weichlichkeit und Verkehrtheit unserer Zeit. Der wahre Charakter alles gründlichen Studirens

ist die Abtödtung, das Beschneiden aller eiteln windigen Begierden und Neigungen der Seele, das Sammeln aller besseren Seelenkräfte zur keuschen Liebe der Arbeit und zur standhaften Beharrlichkeit im Guten, ein Ausschlagen gegen alle Schönfärberei, gegen sentimentale Romantik ohne Klarheit und Reinheit des Gefühles, gegen die wohlfeile Vielwisserei und Wichtigthuerei. Ein solches Studiren treibt die Erbsünde aus und stählt die Seele zur Eindringlichkeit ins Heiligthum aller Wahrheit. Nur das, mühsam und mit Abtödtung erworbene, Wissen hat Bescheidenheit und Demuth genug, sich vor der höchsten Wahrheit des Evangeliums zu beugen, und eine solche Errungenschaft fördert die Welt zur Tugend und Gerechtigkeit. Je tiefer der Geist auf diese Weise eindringt, um so näher kommt er der Natur, dem wirklichen Leben, dem Karste, welcher in den Furchen des vom Vater angeerbten Feldes arbeitet. Und diese Annäherung ist die Erprobung aller ächten Wissenschaftlichkeit. Dagegen legt die falsche Wissenschaft die Fäulniß der Person in das Wissen selbst hinein, und wird dadurch immer unnatürlicher und blinder, es wird aus dem Sonnenflug ein käferartiges Gleißen und Lichteln, ein unredliches Schwärmen zwischen Licht und Finsterniß, ewig rege, und nie satt, aufschneiderisch und doch bettelarm, halsstarrig und käuflich, verbuhlt und scheinheilig zugleich. Man steuert immer mehr vom festen Boden hinaus ins Reich der Träume und des Aberwitzes. Gegen dieses Irrsal hilft wieder nur die ächte Wissenschaft selbst, und diese kann mit ihrer Wahrheit und Unbestechlichkeit nur eine Hilfsgenossin der katholischen Kirche sein."

Er wehrte sich besonders gegen die Versuche kurzsichtiger Kirchenfreunde, das priesterliche Gebiet vom gründlichen Wissen abzuschließen, und auf den Isthmus theologischer Alltagsgriffe einzuschränken. Und in der That kann man seine Bemerkungen in dieser Beziehung den deutschen Bischöfen, den Professoren der Theologie und den Directoren der Priesterseminare nicht nahe genug legen. „Was den Priesterstand vor der Welt ehrwürdig macht," pflegte er zu sagen, „ist zunächst allerdings die reine Sitte, aber diese hat der Priester mit jedem tüchtigen Bauer gemein, sie bevorzugt ihn nicht. Nur die tiefe Kenntniß des christlichen Alterthums, der Bibel und der Kirchenväter, und die Fertigkeit, den unermeßlichen Schatz der Kirche dem prak-

tischen Leben anzupassen und einzuverleiben, begründet die Achtung und Ehrfurcht des Volkes vor der fühlbaren Ueberlegenheit des Seelsorgers. Die Andacht ist ein köstliches Gut, aber im hohlen Faß wohnt sie nicht, da haust der Wind, das Gepolter, und das unleutselige Brummen verdumpfter Lüfte. Sie gedeiht am besten auf dem Felde der Arbeit, der geistigen Thätigkeit, der Vermittlungsversuche zwischen Gott und Menschen zum ewigen Leben. Gebet und Studiren durchdringen sich auf gesundem Boden wechselseitig, vergeistigend und befruchtend. Priester, die das Privilegium des Gebets anstatt alles Wissens und Studirens selbstgefällig in Anspruch nehmen, gereichen der Welt selten zu besonderer Auferbauung. Die eifrigsten Beter waren auch die fleißigsten Studenten bis ins hohe Alter. Auf diese baut die Gemeinde, diese ehrt der Feind, und wenn sie sterben, wird das Grab von Thränen naß. Freilich muß das priesterliche Wissen, sogut als jedes andere, dem Hauche der Natur treu bleiben, wenn es einen Werth haben soll. Die Moral und Dogmatik, die Kirchengeschichte und Bibelkunde unserer deutschen Hochschulen gehörten leider fast durchweg in die Wolken des Aristophanes, so abstrakt, nebelhaft und grau waren sie im besten Falle, bis sie sich endlich beim Durchbruche der norddeutschen Philosophie in einen rationalistischen Platzregen auflösten und alles flache Land überschwemmten. Diese Wissenschaft kann den Priester nicht empfehlen.

Unsere Theologie, mit dem Oelzweig aus dieser Sündfluth errettet, muß von ihren noch immer zu theoretischen und spitzfindigen Klippen herabsteigen auf das Feld heiligen Anbaues, sie muß demüthig säen, mit Thränen wässern, mit allem Eifer praktischer Gewandtheit ernten, uneigennützig und mit unermüdlicher Liebe. Das ist die wahre theologische Weisheit auf dem Waizenfelde des Evangeliums. Das Priesteramt zehrt unabläßig am Menschen, alle Tage soll er geben, während ihm selbst wenig geboten wird, unaufhörlich Neues zu Tage fördern, während Inhalt und Form der Lehre selbst keinen unermeßlichen Umfang hat. Und nie soll der Priester gemein, wiederholend, langweilig sein, sondern stets geistreich, erfinderisch, hinreißend. So ist der Mensch, so die Menschennatur! Selbst das heiligste Einerlei macht ihm Angst und Beschwerde. Wenn der Priester daher nicht unabläßig studirt, sich nicht bildungswarm in allerlei Wissen selbst

über die Grenze des eigenen Haushalts aussäſtet, und in der mannigfaltigſten Form den Stoff bewältigt, ſo wird er bald leer an Geiſt und Einfluß, ein Prediger der Langweile und des Schlafes, um die Kirchen leer, die Köpfe dumpf und den Willen lahm zu machen.

Unter ſolchen Umſtänden hilft ſelbſt die zierlichſte Uniform des äußeren Menſchen nichts. Der geſunde Sinn des Volks achtet den Zuſchnitt wenig, die Tüchtigkeit des innerlichen Weſens heiligt jede Form. Alles Steife, Berechnete, Längenmaaßliche kann den armen Hausrock des braven Dorfgeiſtlichen mit den Wunden von zwanzig Jahren nicht erſetzen. Der Geiſt allein bezwingt die Geiſter.“

Nach ſeiner Anſicht ſollte der Geiſtliche ſtets einfach, beſcheiden und ſo wenig wie möglich auffallend gekleidet ſein; er konnte ſich aber von der Heilſamkeit einer ängſtlichen, durch ſtrenge Geſetze ſcharfausgeprägten Kleiderordnung für Geiſtliche in den mannigfachſten Verhältniſſen der Seelſorge nicht recht überzeugen, und als man ihm einſt über dieſen Punkt Einwendungen machte, erwiederte er lebhaft: „Ich laſſe mich durch theoretiſche Zänkereien in meinen Erfahrungen nicht irre machen. In Italien, wo die geiſtliche Uniform am allgemeinſten und durchgreifendſten ausgebildet iſt, habe ich keineswegs im gleichen Maaße die Reinheit und Vortrefflichkeit des geiſtlichen Standes finden und bewundern können; auch weiß ſich mein Gedächtniß noch recht gut an die franzöſiſchen Abbés zu erinnern, die unter Ludwig dem Vierzehnten und Fünfzehnten den gemeſſenſten Zuſchnitt ihrer Talare zur Schau ſtellten, aber nebenher verwunderſame Beiſpiele abgefeimter Liederlichkeit waren. Einige von ihnen trugen ſogar als die erſten die Fackel der Revolution, während die armen, von ihnen verachteten, Landpfarrer in ihren unregelhaften Röcken und Beinkleidern Blut und Leben für ihre Anhänglichkeit an die Kirche und ihren König einſetzten. In einem ſolchen Falle wird nicht das Prieſterliche, ſondern das Unprieſterliche zur Schau geſtellt. Eine wahrhafte, innerliche Tüchtigkeit wird ſich um die Form nur ſo viel bekümmern können, als ſie verdient, damit der Anſtand und die Würde des Amtes beim Volke nicht durch unziemliche Außenſeite Schaden leide. Weiter ſoll man in dieſer Sache überhaupt nicht gehen, damit das, was man in unweſentlichen Dingen für die Kirche zu gewinnen hofft, nicht der Gleißnerei allein zum Vortheil aus-

schlage. Der fromme Glaube, daß durch Uniformirung der priesterlichen Erscheinung alle Keime der Eitelkeit und Gefallsucht gründlich erstickt werden, zeugt von einer überraschenden Unschuld an Einsicht und Welterfahrung. Die Uniform ist überall die gewandteste Kupplerin für jede Art irdischer Eitelkeit und Thorheit."

Er war von Jugend auf ein Freund der klösterlichen Genossenschaften, und betrachtete sie stets mit besonderer Vorliebe als die, vom Geiste des Evangeliums geforderten, Pflanzschulen christlicher Andacht, mit allen guten Mitteln der Gelehrsamkeit und Welterfahrung, um sich der menschlichen Gemüther für das Einzignothwendige zu bemeistern. „Aber gerade diese Institute," rief er einst in einer Unterredung mit Guido Görres und mir aus, „müssen in unseren Tagen der geistigen Versteinerung aus aller Kraft entgegenwirken, wenn sie in der Gesellschaft und im Leben Wurzel fassen wollen. Ein Stillstand in der wissenschaftlichen Bildung macht sie für die Welt todt; so gerühmt auch ihre Tugend vor Gott sein mag. Man beruft sich auf die Ordensregel, um das Wissen im universellen Sinne vom Ordensmann abzuwehren, und erweist dadurch der Kirche und den, von ihr bestätigten, Orden einen schlimmen Dienst. Die Ordensregel eifert gegen die Sünde der Eitelkeit, der Faulheit, der Welttrunkenheit; mit der Wissenschaft kann sie sich leicht vertragen. Männer, die dessen ungeachtet einer solchen verkehrten Auffassung ihrer Ordensstellung folgen, bleiben hinter den Bewegungen der Zeit und ihren Resultaten kläglich zurück, sie werden dadurch immer ungleichartiger mit der denkenden Masse der Nation und büßen die beste Kraft der Wirksamkeit auf die Menschen ein. Durch ihre Untheilnahme am Leben und an der Wissenschaft entsteht für sie ein verhängnißvoller Dualismus zwischen dem Volk und den Gebildeten, der alle Thätigkeit im Ganzen lähmt. Man operirt mit dem Volke selbst in der besten Absicht so einseitig, daß es den Gebildeten nicht schwer wird, darin Beweisgründe gegen die klösterliche Genossenschaft selbst zu finden. Die großen Geister, wie Bonaventura, Anselm, Thomas von Aquino, Kapistran, Aquaviva und tausend Andere, welche mit der Uebermacht ihres Wissens ihr laues Zeitalter zur Anerkennung ihrer Tugend zwangen, verschwinden immer mehr aus solchen stereotypen Kreisen, und die Stagnation der Unbildung erweist sich

auch der Frömmigkeit ungünstig. Die Ordensregel wird in diesem Zustande leicht ein Beschönigungslibell für Geistloses und Abgeschmacktes. Was vor siebenhundert Jahren unter ganz anderen Umständen und für wesentlich andere Verhältnisse vortrefflich war, kann möglicher Weise, trotz der unanfechtbaren sittlichen Grundlage, die so ewig ist als das Evangelium und die Kirche, in seiner Anwendung auf unsere Zeit und Bedürfnisse den ursprünglichen Zweck der Menschenbesserung nicht mehr erreichen. Der ewige Geist regiert durch die Beweglichkeit der Form, die Allen Alles wird. Wo dieser Grundsatz unbeachtet bleibt, ist der Verfall des klösterlichen Lebens unvermeidlich, und es gehört zu den ärgsten Mißgriffen unserer Zeit, daß sie theilweise zu glauben geneigt scheint, durch Herstellung der alten Form könne der Geist gebannt werden. Es verhält sich gerade umgekehrt, der Geist allein kann die Form retten und fruchtbar machen Man denke nur an die Benediktiner von Saint Maure, die ihre Regel den heiligen Studien gegen die Widersprüche des Abbé von Rancé angepaßt, und das Größte geleistet haben, was irgend eine religiöse Genossenschaft aufweisen kann, gleich groß in der Tugend wie im gründlichsten Wissen, an dem noch jetzt die Gelehrten aller Nationen zehren, und das literarische Schmarotzervolk die Federn findet, seine Blöße zu bedecken."

Guido Görres war mit seinen Aeußerungen über diesen Gegenstand vollkommen einverstanden, und wollte ihn in einer Abhandlung der historisch-politischen Blätter näher besprechen. Es unterblieb jedoch, wie so vieles Andere, was dieser reiche und edle Geist, der uns zu früh entrissen worden ist, für seine heilige Kirche warm im Herzen getragen hat.

Unser Freund von der Etsch war den Ordensgeistlichen und ihren Instituten auch deßhalb gewogen und herzlich dankbar, weil sie zur Zeit ihrer höchsten Blüthe und Sittenreinheit durch ihre emsige Arbeit die klassische Literatur aus dem Strudel der Völkerstürme gerettet und dadurch der allgemeinen Menschenbildung einen unermeßlichen Dienst geleistet hätten. Er liebte überhaupt das Studium der lateinischen und griechischen Klassiker und lernte noch in seiner zweiten Lebenshälfte mit Mühe und Anstrengung die griechische Sprache, um den Homer im Original zu lesen, und verband mit

dieser klassischen Geistesrichtung seine wundersamen Vorstellungen vom Ackerbau als Lebensgrund der menschlichen Gesellschaft. „Was der Mensch ohne Ackerbau und Liebe zum Landleben ist," äußerte er lebhaft, „ein lotterhafter Gesell ohne Halt und Tüchtigkeit, das ist der Geist ohne klassische Bildung, marktschreierisch vielleicht und prahlhaft, aber nie gründlich und gediegen, nie ein Meister in jener Anmuth und Lieblichkeit, die man nur aus den Schriften der Griechen und Römer sich anbildet. Es kann keinem Denker entgangen sein, daß gerade diejenigen Kirchenväter am nachhaltigsten in ihren Schriften für die Kirche gewirkt haben, welche ihre Jugend mit den Geistesblitzen der klassischen Welt bewaffnet und kampffertig gemacht hatten. Nehmet den Ackerbau und die klassische Literatur aus der Welt, dann ist für Deutschland die Zeit der Wilden gekommen, die freche Raubübermacht der thüringischen Schlösser in der kaiserlosen, in der entsetzlichen Zeit. Selbst das Christenthum kann ohne diesen Doppelboden der Menschenbildung keine tiefe Wurzeln fassen. Einzelne mögen davon beseligt werden, aber das Ganze bleibt in der Barbarei befangen. Das lehrt der Geist der Weltgeschichte, welcher das ackerbauliche und klassische Element vorausgehen ließ, um auf beiden die ewige Wurzel der Sitte und Lebensbildung durch Christus einzusenken. Wo diese geschichtliche Wahrheit für das Studium der Klassiker verkannt wird, wuchert auf der einen Seite die ungeschlachte Rohheit, wovon uns die Democraten in den deutschen Kammern und Volksversammlungen so treffende Beispiele liefern, auf der andern Seite der oberflächliche romantische Geist, welcher die deutschen Niederungen unter Wasser gesetzt und alle Unnatur des Lasters und der verbuhlten Phantasie in Romanen des In- und Auslandes zusammenschlemmt. Das lesende Publikum verfällt in dieser Ueberfluthung dem Müßiggange der schlechtesten Art, wo die guten Kräfte des Menschen ausarten, und sich in die Fäulniß fremdartiger Zustände hineinbohren wie der Käfer in den Koth der Straße."

Und was er Anderen vortrug übte er an sich mit nachhaltigem Eifer. Viele Jahre studirte er nicht bloß die Mathematik als einen vom Vater geerbten Lieblingsgegenstand für seine Thätigkeit, sondern auch die alten klassischen Schriftsteller, von denen er auf die großen Geister der Franzosen, Italiäner und Engländer überging und inte-

ressante Vergleichungen anstellte. Er trieb diese weltdurchgreifenden Studien mit größter Gewissenhaftigkeit in öfterer Wiederholung des nämlichen Buchs als entschiedener Feind aller Schnellleserei. „Diese verschlingende Schnellleserei,“ pflegte er zu sagen, „macht weichlich, phantasiekrank, weltunzufrieden und verzehrt das beste Oel des Geistes in kläglicher Einbildung und Eitelkeit. Denn diese allein ziehen Nutzen daraus, und das beste Buch, weltflüchtig gelesen und schlecht verdaut, setzt uns den Teufel in die Seele.“ An diese klassische Studienliebe schloß sich bei meinem Freund eine tiefe Hochachtung und Ehrfurcht vor den heiligen und kirchlichen Schriftwerken an, die er besser kannte als mancher Priester und Professor. Die heilige Schrift, der heilige Augustin, Boethius, Thomas von Kempten, Basilius und Gregor von Nazianz waren seine täglichen Begleiter. Er ließ nämlich alle diese Bücher als Einlegebogen für sein Portefeuille falten, und erneuerte sie alle Tage je nach dem Bedürfnisse seines Lesefortschrittes. Darin las er auf dem Felde, im Wagen zum Heumahd fahrend, auf der Reise während die Pferde gefüttert wurden, unter dem Essen, wenn die Küche mit dem Gerichte zögerte, mit der größten Aufmerksamkeit sogar bis auf die kleinste grammatische Eigenthümlichkeit. Es war äußerst interessant, ihn von seinen Lesefrüchten erzählen zu hören. Er hatte den Geist des Schriftstellers ganz in sich aufgenommen, und denselben mit den wirklichen Bedürfnissen des Lebens in ebenso zwanglose als geistreiche Verbindung gebracht.

Um sich die geeigneten Bücher zu verschaffen, machte er verschiedene Reisen, zum Theil in entfernte Länder, nach Rom, London, Frankfurt am Main, und anderen Weltgegenden, unter Umständen, die bezeichnend genug waren für den Gehalt des wunderbaren Mannes. Er kleidete sich auf diesen Reisen so ärmlich, daß er allenthalben für einen Schuster- oder Schneidergesellen angesehen wurde, mit einem so dünngeschnittenen Windhütchen, daß der deutsche Humor, der sich selbst auslachen will, nicht „narrenschifflicher“ gekleidet sein konnte. Als er einst auf einer solchen Reise an meiner Thür anklopfte, wollte die Magd ihn kurzweg als fahrenden Junggesellen mit einem Groschen abfertigen. Er war von Herzen vergnügt über solchen Botenlohn für sein lustiges Unbekanntsein. „Nichts ist verdrießlicher auf der Welt,“ sagte er, „als wenn man den neugierigen Augen offen liegt, diesen

unverschämten Polizeispähern, die ihren Schnabel in jede Persönlichkeit stecken.“ Von seiner Romfahrt war er auffallend einsylbig. Als ich ihn einst drängte über seine Bücherankäufe daselbst nähere Aufklärung zu geben, äußerte er mit ungewöhnlichem Ernst: „Ich habe dort kein Buch von Bedeutung gekauft als die griechische Bibel von Stephanus vom Jahr 1550. Darin las ich, so lange ich durch jene weltberühmten Ruinen wandelte, stets das nämliche Kapitel: „Du bist Petrus, das ist ein Fels, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen, und selbst die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!“ Das hat mich wundersam erfrischt unter den Cypressen des Aventin, wo einst der socialistische Cacus die Rauchwolken seiner Reformationsideen gegen den ewigen Frühling Roms wirbelte, ohne Glück und Ruhm, wie alle seine Vorgänger und Nachfolger. Nach ungefähr zwei Monaten meines dortigen Aufenthalts fand ich bei einem jüdischen Trödler das kleinste aller kleinen Büchlein, betitelt: „Manuductio ad coelum,“ vom Kardinal Bona. Darin stand ein Satz, der mir viel Nachdenken verursachte, und also lautet: „Veteres didicere sat, si didicere mori.“ Erst im folgenden März, als ich unter einem blühenden Apfelbaume saß und in die Ebene des Porto grande nach Ostia hinausstarrte, wurde mir der Sinn dieser räthselhaften Worte klar. Mit einem kühnen Griffe, welcher dem talentvollsten Gothaer Ehre gemacht haben würde, übersetzte ich dieselben also: „Wer nichts Rechtes gelernt, und bloß Sündhaftes geübt hat, der wird unter schweren Stoßseufzern trostlos sterben.“ Und ich glaube noch heute, daß dieser kühne Griff glücklicher war als der revolutionäre Traum des preußischen Kaiserthums in der Paulskirche. Mein liebster Aufenthalt zu Rom war die Kirche Santa Maria Maggiore, an deren blendweißen jonischen Säulen ich stundenlang mein Auge weiden konnte. Es wurde mir dabei allzeit innigwarm um die Seele, und ich hatte den süßen Eindruck jungfräulicher Gottesnähe, die in die geheimsten Falten meines Herzens läuternd eindrang. Als ich eines Tags aus einer solchen Verzückung auf die piazza Navona zurückkam, setzte ich mich freudig unter die Obstverkäufer und Höckerfrauen, die mich mit ihrer Naturwahrheit und kernigen Derbheit von den Albanergebirgen her wundersam anzogen. Sie wurden meine liebsten Gesellschafter, von ihnen lernte und sammelte

ich die schönsten Volkslieder mit ihren populären Weisen, und ließ sie in Marokin einbinden. Selbst im Traume spielten diese Liedesweisen, wie beseelte Wesen, um meine innere Welt, und der Eindruck einer heiteren Gemüthlichkeit, eines reinen von Gottesgeist durchdrungenen Naturlebens auf den schönsten Hügeln Italiens ließ die Blüthen der Freude auf meinen Schlummer regnen. So hatte ich drei Bücher, die heilige Schrift, die Himmelsleiter von Cardinal Bona und die albanische Volksliedersammlung. Damit war ich zufrieden, und wanderte selig durch die Regionen alter und neuer Kunst ohne mich viel um die moderne Gesellschaft zu bekümmern."

Als ich ihm einst meine Verwunderung ausdrückte, wie er um neue Bücher habe nach London reisen können, trotz der ihm angeborenen Sparsamkeit in ein so theures Land, fiel er lebhaft ein: „England ist das wohlfeilste Land, das ich bisher angetroffen habe. Ach! noch denke ich mit Sehnsucht an das vortreffliche Bier, das schmackhafte Brod, den duftigen Käs und das allerliebste Dachstübchen, nirgends so wohlfeil und so comfortabel zu haben als gerade bei John Bull. Dabei habe ich im Lernen die besten Fortschritte gemacht. Im Parlamentshause wurde mir erst ganz klar, daß der vielgerühmte Constitutionalismus eitel Geschwätz und glücklicher Weise nicht im Stand ist, den vortrefflichen englischen Ackerbau zu Grunde zu richten, wie in machtlosen Duodezstaaten bei uns. Der, mit Gartensorgfalt gepflegte, Ackerbau ist der Grund altenglischer Freiheit und Constitution, auf die Freiheit und Unabhängigkeit der Person und der Familie gegründet, allein stark genug, daß sechshundert Schwätzer in der Hauptstadt nicht vermögen, das „Mark der Männer und die Stärke des Herzens" vom Felde des Ackerbaues aufzufressen, oder in die Taschen der nachgeborenen Söhne zu stecken. Der König von England ist das Symbol dieses Ackerbaues, unangreifbar und unüberwindlich, um alle Advocaten zu demüthigen, die Parlamentsschwätzer unschädlich zu machen, und die Intriguanten zum verdienten Selbstmorde zu bringen."

Von seinen Bücherkäufen zu Frankfurt kam er weit früher zurück als er ursprünglich festgesetzt hatte. Auf unsere Verwunderung darüber sagte er, sichtbar aufgeregt: „Ich hatte nicht überlegt, daß sobald Frohnleichnam wäre. Deßhalb bin ich schnell umgekehrt, damit ich

daheim die Procession des allerheiligsten Leibes und Blutes Christi begleiten konnte. Und dann hat eine richtige Seele bald genug an den berühmten Vorhügeln des Taunus. In vielen Ortschaften besteht gar keine katholische Kirche, wo ein ordentlicher Gottesdienst stattfände, und als ich einst in eine protestantische ging, ach, Gott sei mir armen Sünder gnädig! Eine Handvoll Zuhörer, der herzzerreißende Gesang von abgelebten Matronenstimmlein, und der Prediger, ein Papier in der Hand, und herauslesend, daß alle guten Werke nichtig und der Glaube allein seligmachend seien. Größere Langweile kann ich mir keine denken. Gott Lob, daß ich wieder zu Hause bin!"

Als bei dieser Rede einer der Anwesenden geringschätzig über Frankfurt urtheilte, fiel er ihm ernsthaft in die Rede: „Freund! Ein langweiliger Gottesdienst hat mit der guten Stadt Frankfurt nichts gemein. Frankfurt, die kaiserliche Stadt am Main, geht im Psalmgesange nicht unter. Da sind alle Tugenden und guten Bücher zu finden, wenn man sie von den schlechten abzusondern weiß. Da ist der Mittel- und Schwerpunkt der deutschen Welt, von Carl des Großen Zeiten her; der verschüttete Quell aller Ordnung für das deutsche Leben. Ich erleb' es nicht mehr, aber die fröhliche Jugend wird einst jauchzen über den herrlichen Kaiser, welcher von der Eider bis an die Vogesen und den Po, von den Quellen des Rheins bis ans schwarze Meer und die Weichsel unangreifbar gebietet. Zu Frankfurt am Main hat er sich seine Krone im Römer aufs Haupt gesetzt, und war mächtig genug, einerseits die verlornen deutschen Marken wieder zu gewinnen, andererseits alle Bruchtheile fremder Nationalität in eine einige große deutsche Nation von hundert Millionen Menschen zu verschmelzen. Gewiß der schönste Beruf, den eine deutsche Stadt haben kann, diesen mächtigen Kaiser der deutschen Nation in ihrer Mitte zu verehren und zu lieben."

Die tiefe Religiosität unseres Freundes hatte in der Regel eine ganz eigene Stille, Demuth und Bescheidenheit. Alles Auffallende der Andacht, alle gesuchte Ostentation mit den heiligen Gefühlen der Gottesverehrung war ihm zuwider, alle Außenseite ohne lebendige, liebeverklärte, die Frömmigkeit des Herzens darstellende That ein Gräuel. „Das wahrhaft innerlich Tiefe," lehrte er uns eines Tags, „ist seiner Natur nach in himmlischer Güte und Gottesnähe viel zu

selig, als daß es äußerlich rumoren und gleißen könnte. Es flieht die menschliche Acclamation als Störung des Friedens und der verschämten Liebe, der reinen Lust und Treue vor Gott. Was von dieser innerlichen Erhebung aller Seelenkräfte in Gott zum Vorschein kommt, ist still und unscheinbar wie der Keim des Saatkornes, der über Nacht sich grün aus der Erde spitzt, und thaubenetzt ins Morgenroth betet." Man sah ihn deßhalb nie vorgedrängt nach Pharisäerart, sondern einsam in den Winkeln der Sünder und Publikane, um seiner Andacht freien Lauf zu lassen. Nur wo er seiner Kirche das offene Bekenntniß seines Glaubens schuldig zu sein meinte, trat er muthig aus seiner Zurückgezogenheit hervor.

Dieser Fall ereignete sich für ihn fast ausschließlich nur in der Andacht zum allerheiligsten Sakramente des Altars. Er betrachtete den Frohnleichnamstag für das erste Fest der katholischen Kirche, und erschien bei der feierlichen Prozession nicht bloß selbst unter den ersten Begleitern des Hochwürdigsten, sondern verhielt auch alle seine Taglöhner, Armen, Studenten und Busenfreunde dazu, und versah sie auf seine Kosten mit Wachskerzen, Kleidern, und Blumenkränzen, um dabei würdig zu erscheinen. „Denn dieser Tag," rief er aus, „rückt uns öffentlich den Inhalt unserer ganzen Religion am bündigsten vor die Seele, den Herrn Jesus Christus, wahrhaft Fleisch und Blut geworden, unser Aller Nahrung, daß wir Alle gleich würden vor Gott, theilhaft seines göttlichen Wesens, und eins im Hauche seiner ewigen Liebe. Unsere Seele und unser Leib jubeln zugleich im Genusse seines Leibes und Blutes, und fühlen erst dadurch die Vernichtung des Todes, das Rauschen der Auferstehung, und die Lust unsterblicher Geister im ewigen Leben. Wer keine Transsubstantiation im Sakrament annimmt, leugnet die eigentliche Kraft des Gottmenschwerdens, die Einleibung himmlischer Substanz ins menschliche Dasein, die leibhaftige Brüderschaft aller Menschen in Christus, den göttlichen Lebensnerv aller Einheit in der Kirche. Es ist eine geheimnißvolle Kette, welche den gefallenen Menschen wieder an den Himmel bindet. Wie Gott im Sohne sich wesenhaft abspiegelt, so erscheint der göttliche Sohn wesenhaft im Fleisch als Gott und Mensch zugleich, und wie er beide Naturen, die menschliche und die göttliche, in einer Person geeinigt hat, so leibt er sich als Gottmensch im Sakramente des Brodes und Weines

wesenhaft in jedes Individuum ein, und bindet es durch seinen heiligen Geist ans göttliche Sein. Wie dieser Schlußstein der christlichen Incarnation von unverständigen Bauleuten verworfen werden konnte, wird nur dadurch erklärlich, daß die Bauleute selbst aus der wesenhaften Verbindung mit Christus durch Stolz und Dünkel gelöst, nothwendiger Weise sich anstrengen mußten, durch den todten Glauben zu besitzen, was sie bereits wesenhaft verloren hatten, um sich im Schiffbruche zu trösten über den Verlust des wesenhaften Christus im Menschen. Kaum war daher die Transsubstantiation über Bord geworfen, so brach auch die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes zuerst in ihrer praktischen Wirksamkeit später als Glaubenssatz zusammen, und unsere Tage haben mit Leichtigkeit die Gottheit Christi und mit ihr das Fortleben der Menschenseele für einen Wahn schwacher Seelen erklärt. So hat sich der, von Christus gepredigten, Trinität die Trinität der Gottlosigkeit gegenüber gestellt, die sich aus dem Bruche mit der alten Kirche folgerichtig entwickeln mußte. Es war ein vollendeter Bankrott durch den Abfall von der apostolischen Wesenhaftigkeit des Heilandes im Sakramente des Altares, wenn auch die Ganterklärung erst in unseren Tagen geschehen ist. Deßhalb wird bei den Katholiken die Begeisterung für das Frohnleichnamsfest immer mehr steigen, da die Wurzel desselben auch die Bedingung des apostolischen Christenthums ist.“

Auch die schöne Sitte der Südländer, das Allerheiligste als Wegzehrung der Sterbenden zu den Kranken zu begleiten, fand an ihm einen eifrigen Verehrer. Nie fehlte er im Zug als demüthig gläubiger Anbeter des wahren Leibes und Blutes Christi. Mit ihm zogen alle seine armen Clienten, Nachbarsleute und Pathenkinder, darunter Viele, die er jedesmal für diese heilige Handlung mit Almosen belohnte. Nie ist mir der edle Freund liebenswürdiger erschienen als in diesem andächtigen Geleite, Führer der Armen, denen er mit lauter Stimme vorbetete: „Gelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament!“ Während der Kranke mit dem Abendmahle versehen wurde, knieete er betend vor der Thür des Hauses, und begleitete dann jedesmal den Priester wieder in die Kirche zurück. Er pflegte hierüber oft zu sagen: „Dieser Liebesgang des Erlösers in alle Leiden des menschlichen Herzens ist eine

Heiligung der Stadt, durch die er geheimnißvoll zieht, ein Himmelsgruß an alle Menschen, die ihm begegnen das Herz in der Hand, ein Segen des Wohnhauses, in welches er eingeht, um die bittersten Schmerzen zu stillen. Wehe der Stadt, die einer solchen Heiligung entbehrt!“

Als man ihm erzählte, ein gelehrter Mann aus Bremen habe auf einer Reise in diesen öffentlichen Aufzügen mit dem allerheiligsten Sakrament eine Profanirung der Religion, eine lästige Schaustellung der Innerlichkeit erblickt, erwiederte er lebhaft: „Das sind doch wunderliche Ansichten! Alle Feierlichkeiten der Welt, alle Lust- und Schauzüge können Menschen von solcher Gemüthsart ertragen; nur der Umzug der Liebe unseres Heilandes verletzt ihr Herz, das arme trostlose Herz ohne heilige Communion, ohne innige Liebe zum Herrn, durch den die ganze Welt gemacht ist. Jede Sünde darf mit ihrem ruchlosen Aergerniß die Pflastersteine der Stadt austreten; nur öffentlich den Heiland anbeten soll man nicht, das sei eine Verletzung der Schicklichkeit. Gibt es eine größere Ungerechtigkeit in der Welt? Ihr Helden der Freiheit, ihr Männer des freien Bekenntnisses, laßt doch nach eueren eigenen Grundsätzen jeder Gesinnung ihren Lauf und jeder Andacht die öffentliche Aeußerung. Nur das Oeffentliche ist wirklich, klar und unverdächtig. Die Stoßseufzer in den Hut können dabei doch in ihrer berechtigten Heimlichkeit bestehen. Wo man solche friedliche Demonstrationen katholischer Andacht verbietet, muß der eigene Religionshaushalt keine Festigkeit haben, weil man fürchtet, daß ihm der katholische Gebetshauch verderblich werden kann.“ Mit besonderer Vorliebe wünschte er diese Prozessionen ins Freie geführt, wo der Mensch sich in der Natur entfalten kann. „Nicht umsonst,“ sagte er, „hat Christus seine größten Geheimnisse unter freiem Himmel verkündet, gewiß nicht bloß aus Rücksicht für die Menschenmenge, sondern auch für das reine Element der Sonne und des Lichtes, welches den Verstand schärft, die Sinne läutert, und das Herz aus der Angst und Noth dieses Lebens löst und gesund macht. Am schönsten ist dann der Gottesdienst auf unseren Alpen, wo der Priester, messelesend, in einer nach allen Seiten offenen Halle steht, und ringsum Berg und Thal mit Andächtigen bedeckt ist, im Blumenduft der Bergwiesen, am Rande frischer Bächlein, im Hauche der Luft, die

sich am Gletscher gekühlt und die Düfte der Tannenwaldung getrunken hat.“

Ueberhaupt war im Manne nichts Todtes, sondern Alles durchlebt und vom Gedanken durchgeistigt. Merkwürdig schien mir deßhalb seine Aeußerung über die kirchlichen Ceremonien, die ich hier vollständig wiedergebe. „Wer gegen die Cermonien schreit, greift sein eigenes Menschenbild an, das nichts anderes ist als der sichtbare Ausdruck des innwohnenden Geistes, sowie dieser Geist eine Ceremonie des großen Gottes ist, den er auf Erden sinnbilden und offenbaren soll. Der Verächter der Ceremonien ist fieberkrank und zerschlägt im Wahnsinn das Gefäß, worin die frische Labe des Quells perlt, die ihn auslüften soll. Was ist die herrliche Sprache anders als eine Corallenschnur von Bildern und Ceremonien, um unsere Gedanken und Gefühle äußerlich anschaulich zu machen? Was ist die Poesie, die Kunst, die Mimik anders als lauter Ceremonien, das Unaussprechliche, das Absolute ins Bewußtsein der Menschen zu bringen, von eueren Ceremonien auf der Bühne nicht einmal zu reden? Gibt es überhaupt eine Wahrheit, die der Geist allein ohne Ceremonie, ohne sinnliche Vermittelung verstehen und behalten kann? Ist die gesammte Schöpfung etwas anders als das Symbol des unermeßlichen Weltgeistes, der sie angezogen hat wie ein Kleid? Nur diejenige Ceremonie ist verwerflich, die keine Innerlichkeit ausdrückt, keine Wahrheit, keine Liebe. Solche Ceremonienstümper, die nothwendiger Weise der Caricatur verfallen müssen, mag es allerdings geben. Von diesen wenden wir uns ab soviel wir können, die Marschen und Dünen haben für uns zu wenig Bildlichkeit, die Langweile ist auf denselben kaum abzuwehren. Wir halten uns an die geistvollsten Künstler aller Jahrhunderte, von den Riesenmassen der Alpen und Pyrenäen, von Capri und Sorrent nehmen wir unsere Symbole, wo Himmel und Erde warm und ewig jung in einander fließen und das kühnste Ceremonienspiel die Seele entzückt.

Daraus flossen die Riesenblumen unserer Dome, die nur so lange unverfälscht und rein bleiben als der katholische Geist sie fortbaut und pflegt, weil sie organisch wachsen aus der andächtigen Seele als Ausdruck einer heiligen Gemüthswelt, die allein alle Kälte, alle Unnatur des Baues abwehren kann. Kommen die Ceremonienfeinde

in ihren Besitz, so tritt sogleich die Unnatur, die Vernachlässigung, der Ungeschmack zu Tage, wodurch die schönsten Kirchen entstellt und entheiliget werden. Man will für den Geist eifern, und thut alles, um ihn zu lähmen und todtzuschlagen; das wird jeder zugestehen, welcher eine Reise durch Deutschland gemacht hat. Darüber darf man sich auch nicht wundern. Ein katholischer Dom, der organisch aus katholischem Glauben, Hoffen, Lieben hervorgeblüht ist, hat nur für die treuen Glaubensgenossen Sinn und Bedeutung, deren Lehre durch ihn dargestellt wird. Andere, die ihn sich ohne katholische Gesinnung angeeignet haben, kann er nur compromittiren, weil ihr Denken und Empfinden der gerade Gegensatz zum dombauenden Geist der katholischen Kirche ist. Der Dom wird als falscher Federschmuck eine ewige Protestation sein gegen den Gottesdienst im nichtkatholischen Geiste. Man muß aus diesem Irrthum herausgehen, und sich ein Haus bauen, das mit dem reformirenden Geiste des sechzehnten Jahrhunderts im Einklange steht, welcher die organische Entwickelung des Christenthums aus der apostolischen Zeit durchbrochen und sich nach persönlichem Behagen eine Mosaiklehre gebildet hat, mit der die katholischen Dome nie harmoniren können. Nur auf diesem Wege wird man ganz wahr und consequent, weil ledig der plastischen Lüge, die wie ein Theatermantel um die Schultern des Propheten hängt."

Er ging in seiner Auffassungsweise noch weiter und behauptete, daß nicht bloß die Ceremonie oder die äußere Darstellung katholischer Gesinnung, sondern der Katholik selbst in seiner äußeren Erscheinung vom katholischen Herzen Gestalt annehme. „Was der Mensch," sagte er, „innig und wahr denkt, fühlt, liebt, theilt sich organisch seiner Persönlichkeit mit, und gestaltet dieselbe für die äußere Wahrnehmung nach der Flamme, die im Innern brennt und wärmt. Und ist diese Flamme katholisch, so offenbart sich diese katholische Innerlichkeit am äußeren Menschen durch so unzweideutige Merkmale, daß man den Katholiken als solchen auf den ersten Augenblick erkennt. Nicht ohne Grund hat ein deutscher Protestant gesagt, daß die andächtigsten Gesichter ihm stets als die schönsten erschienen seien. Und diese Andacht, welche verschönert und verklärt, welche äußerlich den Triumph der Kirche an ihren Mitgliedern abspiegelt, ist vorzugsweise unsere katholische, weil sie auf fester Basis begründet, durch die Jahrhunderte

mit dem Charakter der Allgemeinheit vorgeschritten, von Millionen Menschen aus allen Völkern und Zeiten gleichmäßig und bewährt erfunden worden ist. Der heilige Geist selbst hat sich an dieser katholischen Weltandacht als ewige Norm aller Anmuth und Schönheit dem Menschenbilde eingelebt, und deßhalb ist nicht bloß der irdische Reiz, sondern der ewige Hauch eines himmlischen Frühlings an ihm aufgegangen, während die Andacht der Willkür ihre eigene Fabrik nicht verläugnen kann, und alle Launen des eiteln Herzens, alle Unsicherheit des Alleinstehens, alle Selbstqual aufzehrender Gefühle ohne Einheit und Klarheit in die Linien der Gestalt, in die Züge des Gesichtes getrieben hat. Diesen Himmelsreiz katholischer Andacht haben unsere Künstler dargestellt, und man wird mir eingestehen müssen, daß die Kunst bettelarm wäre ohne diesen staunenswerthen Reichthum des katholischen Lebens, von dem alle Nationen zehren, und der nicht durch das Studium allein, sondern im Strome heiliger Andacht aus unseren Domen in die Atelier der Meister eingezogen ist. Denn es gibt nichts schöneres als das katholische Menschenangesicht, aus welchem die ganze Kirche mit ihrem ewigen Himmel leuchtet, und dieses Angesicht kann nur der katholische Meister malen, welcher die lebendige Wurzel davon im Herzen trägt. Und wenn von Heiterkeit, von Frohsinn, von Zufriedenheit die Rede ist, so hab' ich gesucht, ich habe umher gefragt, Leichtsinn hab' ich gefunden, kalte Linien sogenannter Schönheit, kecke Lust, bacchantische Ausgelassenheit, zuchtlose Rohheit allenthalben, wo die organische Entwickelung der katholischen Innerlichkeit nach außen gefehlt hat. Die ewigen Rosen der Freude sind vorzugsweise katholisch, und zwar mit dem besten Grunde von der Welt. Wo hat der Mensch eine größere Beruhigung als bei uns, wo die Engel Gottes im Kinde Jesu die menschliche Schwachheit ehren, wo die unmittelbare Sündenvergebung durch den, von Christus beglaubigten, Priester die verlorene Seele aufsucht und tröstet, wo der Regenbogen der heiligen Sakramente die sieben Farben der Gnade und Heiligung um die Noth des Lebens zieht, wo das feste ewige Wort der Kirche erst den Inhalt des Evangeliums sicherstellt, und alle Zweifel, alle Zerrissenheit der angstvollen Seele austreibt, wo alle Lebensverhältnisse ihre Weihe, ihren Halt, ihre Beseligung schon auf Erden finden! Diese strahlende Katholikenfreude ver-

kündet mir beim ersten Eintritt in die fremde Stadt die unverkennbar katholische Einwohnerschaft. Als ich unlängst in einer deutschen Universitätsstadt Sonntagsmorgens nicht wußte, wo die katholische Kirche stände, ging ich den stillen, andächtigen, in Gott seligen Gesichtern nach, die einzeln durch die tosende Masse des Volkes, das sich unsonntäglich an Leib und Seele selbst verzehrte, wie helle Sterne auf der sturmbewegten Fluth einherzogen, den Himmel im Herzen und seinen Wiederschein im Gesicht. Und in der That, nach wenigen Minuten stand ich an der katholischen Pfarrkirche, die Katholikenfreude war mir eine gute Führerin gewesen. Und als ich eintrat, mußte ich mir im schönen, zahlreich besuchten Gotteshause selber sagen: Diese strahlenden Gesichter, diese feuchtglänzenden Augen, dieses selige Lächeln auf den stummen Lippen voll Sprache und Wahrheit, voll Liebe und Weltvergessenheit mit so viel Anmuth in der Geberde, mit so viel Demuth in der Haltung, mit so viel Würde in allen Bewegungen sind nur im Lichte der Kirche aus katholischem Herzen aufgekeimt wie Alpenblumen, die kraus und duftreich Himmel und Erde grüßen. Es ist die herrlichste Offenbarung Gottes, zu welcher man nichts Aehnliches findet noch Zweites. Und es ist nicht gemacht, sondern Leben, Frische, Sieg der schönen Seele über allen Wechsel der Zeit. Für diese Erscheinung gibt es keinen Tod, keine Schauer des Grabes, keine Hölle, denn mit Recht fragt Paulus bei einer ähnlichen Gelegenheit: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ So war nach seiner Ansicht die katholische Andacht aus dem Innern des Menschen nach außen gedrungen, hatte sich im Leben durch die schönsten Blüthen der Kunst verklärt, und im Menschenbilde plastisch den Sieg der höchsten Schönheit und Freude als Vorgefühl des Himmels dargestellt, eine lange Reihe der wunderbarsten Ceremonien, die jedes fühlende Herz unwiderstehlich ergreifen und ihren Eindruck sogar auf die Seele des Wilden nicht verfehlen. Und der Kranz dieser himmlischen Blumenwelt sproßt aus der Kirche hinaus, alle redlich strebenden, in Christus thätig liebenden, Wahrheit suchenden Seelen an die eine allgemeine katholische Kirche bindend unter allen Völkern und Nationen die vermißte katholische Einheit herstellend. —

Und wie er diese Andacht in ihrem inneren Wesen auffaßte, bezeugt am besten der durch und durch gesunde Kern seines religiösen

Sinnes. Er war aller Gefühlsschwelgerei abhold und räumte der Denkkraft beim Gebete weit mehr ein als sonst Leute von seiner frommen Gemüthsart zu thun pflegen. Er hielt das Gefühl ohne die Grundlage des Verstandes für ein flüchtiges Regengewölk, das seine Schatten über die grüne Wiese jagt, ohne erquickliche Befruchtung. Die besonnene Unterwürfigkeit des Verstandes und Willens in den Willen Gottes galt ihm als die höchste Aeußerung eines andächtigen Gemüthes, dessen Leib nach außen die gute That war. Der langweilige Refrain gewisser Schwächlinge, die in der Andacht nur den einen Spruch kennen: Gott ist die Liebe und nichts als Liebe! beleidigte sein keusches wahrhaft inniges Gemüth. „Gerade beim Gebete," sagte er, „ist mir der sentimentale Gott am meisten zuwider, der an allen unseren Sünden Mitschuldiger wird, allen sittlichen Schmutz mit dem Südhauch eitler Thränen bedeckt, und die Gänseblumen schöner Worte und Tröstungen über das bethörte lasterhafte Herz wuchern läßt."

Sein Herz war von einem tiefen Gefühl der Gerechtigkeit durchdrungen, das mit der Andacht zusammenfloß. Er hatte die größte Aengstlichkeit in allen Dingen, welche das „Mein" und „Dein" betrafen, und diese äußere Gerechtigkeit betrachtete er als die einzig wahre Grundlage innerer Ordnung und Sittlichkeit. Jede ungerechte Aneignung fremden Gutes war nach seinem Dafürhalten die Folge der innerlichen Sittenlosigkeit, und besonders unbändiger Wollust. Er wollte an Knaben und Mädchen die langjährige Erfahrung gemacht haben, daß sie erst dann zu stehlen anfangen, wenn ihre Phantasie mit unreinen Gelüsten befleckt und der innwohnende Gott durch Unzucht vom Throne ihres Herzens gestoßen ist. Auf gleiche Weise waren nach seiner Sittlichkeitstheorie die Räuber, Mörder und Giftmischer vor allen Unthaten gegen Andere zuerst gewissenlose Diener der Wollust gewesen, welche allein Kraft genug habe, ihre unglücklichen Opfer mit Blindheit zu schlagen, und auf dem Wege der Gewalt zum Schaffot zu schleifen. Die Gesetzgebung werde so lang umsonst gegen die Verbrechen am Eigenthum und Leben der Menschen eifern, als sie die innere und äußere Scham vor jeder unreinen Lust außer Acht lasse. Der erste unreine Gedanke, mit Vorliebe gehegt, sei der Embryo, aus welchem die giftigsten Socialisten und Verbrecher auskröchen.

Diesem „Mein" und „Dein" lag ihm zunächst der gute Name des Nebenmenschen als ein unantastbares Gut, das er mit zartester Rücksicht bei jeder Gelegenheit selbst in gewiegten Kreisen zu wahren suchte. Er glich in dieser Beziehung jener empfindsamen Blume, die sich, wie belebt, vor dem berührenden Finger zurückzieht. Jedes frevelhafte Wort gegen den Nächsten trieb ihm die Röthe ins Gesicht, machte seine Lippen beredt, und sogar seine Bewegungen, rasch und auffahrend, verriethen die innere Abwehr. Er behauptete, Jeder, der böse Urtheile über Andere geflissentlich und böswillig nähre und verbreite, habe die Sünden, die er verdamme, zuerst selbst und bis zum Ueberdrusse begangen. Es handle sich für ihn bloß um Beschönigung und erwünschte Mitschuld zum Deckmantel seines lasterhaften Herzens. „Nur der reine Mensch," schloß er stets von neuem dieses Kapitel, „achtet fremdes Gut und fremde Ehre. Wenn bei einem Menschen die eigene Ehre vor Gott und dem Gewissen verloren ist, wenn die Sünde der Unzucht für ein naturgemäßes Vergnügen gilt, wenn die dadurch eingeführte und begründete Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit der Seele in die rechte Maienblüthe geschossen ist, dann lebe wohl Eigenthum, lebe wohl Ehre und Tugend der Menschen!" Er redete stets mit tiefem Abscheu von der Verläumdung im Großen durch die deutsche Presse, wo der treue Katholik als Jesuite und Ultramontane gebrandmarkt werde, um den katholischen Namen den Verräthern der katholischen Kirche zuzuwenden; wo das unverschämte Laster, den katholischen Priestern und Mönchen zugeschoben, auf der Gegenseite seine üppigsten Orgien feiere; wo alle religiösen Institute gehaßt und beschimpft würden, weil sie treu an Gott und der Kirche hingen. „Ich lasse mich nicht täuschen," sprach er. „Daß unsere jetzige Welt die Klostergeistlichen haßt, ist die bitterste Selbstanklage, die der Mensch gegen sich erheben kann. Die Reinheit eines in Gott geordneten Charakters, der Ernst einer heiligen Abtödtung ist aus dem üppigen Herzen entwichen, dagegen blüht es überreich an geilen Lüsten, ohne Andacht, ohne Gottesliebe. Der Mönch, der als lebendige Protestation gegen die Sünde vor unsere Seele tritt, stört die Galgenfrist unserer irdischen Vegetation ohne Scheu und Gewissen, ohne Liebe und Treue für den Heiland der Welt. Der Mönch mit seiner entschiedenen Profession, einer höheren Weltordnung unterthan, ist ein Vorwurf für

unser faules Herz. Da regen sich alle sieben Teufel in der schmutzigen Herberge und schlagen nach dem Mönche aus. Der Schlag gebührt dir, du eitles Menschenkind! und trifft dich am meisten. Verläumde dich nicht selbst!"

Auch die Heiligkeit der Ehe floß nach seiner Denkart aus diesem Grunde innerlicher Reinheit. Als sein ältester Sohn in noch jungen Jahren heirathen wollte, war er damit herzlich zufrieden, und auf die ihm gemachte Bemerkung, daß der Ehestand zu viel koste und sein Sohn noch zu jung sei, erwiederte er muthig: „Das Heirathen ist wohlfeiler als man glaubt. Mein Sohn braucht zu diesem Zwecke ein Zimmer, sechs Strohsessel, Tisch und Bett. Damit ist der Prozeß aus. Und was die Jugend betrifft, so ist mein Grundsatz: Je jünger, desto besser. Vielleicht empfängt mein Sohn das heilige Sakrament der Ehe noch in der Unschuld von der Taufe her, oder hat wenigstens die Empfänglichkeit für das Gute nicht auf falschen Wegen bereits eingebüßt. Da kann noch eine gute Art herauskommen, nicht die Sünde der Eltern, die in den Kindern fortlebt. Denn die bekannte sittliche Zurechnungsfähigkeit wird leider durch angeborne Mißstände nur zu oft bedingt. Der ruchlose Gedanke des Vaters, die zügellose Begierde der Mutter treiben ihre Ableger ins Feld der Nachkommenschaft so übergewaltig ein, daß ein ungewöhnlicher Grad der Tugend nothwendig wird, sie mit der Gnade Gottes zu entwurzeln, und den Samen der Gottesfurcht zu entwickeln. Ich bewundere besonders deßhalb auch die katholische Kirche, daß sie so dringend die Unschuld der Taufe empfiehlt, daß sie die Ehe als ein himmlisches Geheimniß in Schutz nimmt, daß sie das eheliche Leben selbst regelt und leitet. Dadurch allein wird die Fortpflanzung der Teufelskünste in regelloser Lust verhindert, und das Ebenbild Gottes im Menschen gegen jede Entstellung gewahrt."

Diese Entschiedenheit der Gesinnung übertrug unser ehrenwerther Freund auch auf das confessionelle Gebiet, wo ihm alles Halbe verächtlich war. „Was man von Leuten denken soll," rief er mit Nachdruck, „die ewig von religiösen Dingen reden, aber ausdrücklich von keiner Confession wissen wollen, kann ich mir nicht klar machen. Alles Ueberirdische kann dem Menschen nur in der bestimmten Form,

mit gehöriger Begrenzung vermittelt werden. Die unconfessionelle Religion ist ein regelloses Wasser, das anstatt Wiesen und Aecker zu wässern, im Sande der Wüste verläuft. Weil der moderne Gesellschaftsgeist sich selbst im Irdischen verflüchtigt hat, so liebt er zum Labsal seines thörichten Herzens das Unbestimmte, das Formlosverschwimmende, welches nicht kalt und nicht warm macht. Eine Religion ohne confessionelle Bestimmtheit sagt nicht ja und nicht nein, sie ist die nach allen Seiten feige Grundsatzlosigkeit, der charakterlose Widerspruch mit dem Leben, wo überall strenge Form und scharfe Begrenzung gerade von diesen Grundsatzlosen gefordert wird, so daß sie verzweifeln, wenn Jemand nicht glauben will, daß zweimal zwei vier sei. Und gerade dieses zweimal zwei ist fünf, oder dieses zweimal zwei ist drei und so weiter, wo unendlich viele Zahlen möglich sind, und die Willkür allein über diese Sandkreise gebietet, macht die aconfessionelle Religion aus, die Religion der schwankenden Herzen ohne Klarheit, ohne Einsicht ins Innere, diese grundsatzlose Cloake, wo alle thörichten Gefühle im Brei der selbstgemachten Religiösität oder des vollendeten Unglaubens schwimmen, die Religion der Schwächlinge und Gleißner, die nicht wagen zu zweifeln an Glauben und Seligkeit, und ebenso wenig Muth haben, das einzig Giltige zu wählen, die ihren Gott auf die Tortur der menschlichen Rücksichten legen und sich täglich ein Schlummerlied singen, die unconfessionell baumeln zwischen Himmel und Erde ohne Freude, ohne Sicherheit, ohne heiligen Geist, zerrissen von allen Geistern, die nicht aus Gott sind. In dieser trostlosen Sahara, die alle Geister verdummt, ist es allein möglich, drucken zu lassen, daß man über die Aechtheit und Unverfälschtheit des Christenthums seit Jahrhunderten im Zweifel gestanden, und zur Zeit noch ungewiß sei. Kein vernünftiger Mensch wird sich diese Geierpein des Unglaubens ans eigne Herz setzen lassen. Von sogenannten ehrlichen Leuten ohne confessionelle Religion habe ich auch öfter reden hören. Es war vorzugsweise den Deutschen vorbehalten, diesen Nonsense in die Welt zu schwätzen. Was keine Wurzel hat, kann keine Blüthe treiben, und wo die Glaubenstreue und Glaubensbestimmtheit fehlt, steht es schlecht mit der innern Ueberzeugung, und noch schlechter mit ihrer Tochter, der That. Nur der klare feste Glaube an Christus und seine Kirche bildet den unter

allen Umständen ehrlichen Charakter, auf den sich die Welt in guten und bösen Tagen verlassen kann, der allein Gottes und des ewigen Himmels würdig ist. Die Ehrlichkeit, welche als bunte Seifenblase obenauf schwimmt, geliebäugelt, beklatscht, bei Geburtsfesten gepriesen und angesungen, ohne gedankenhafte Wurzel in der Seele ist ein Todtes, und gehört dem Strande an, wo die Adler sich versammeln und ihren reizlosen Schmaus feiern. Man kann den Hunger durch Almosen stillen, wie der Baum, der seine rothwangigen Aepfel in den Schooß der Kinder fallen läßt, ohne Grundsatz und Verdienst, aus Zufall oder Neigung; aber den Menschen wird nichts glücklich machen als der unbestechliche Gedanke, die Ueberzeugung der Seele, die Treue der Confession. Das allein ist ehrlich und macht ehrlich, alles Andere ist Schein oder Heuchelei."

Als im Jahr 1816 die Begeisterung der Völker für das deutsche Reich durch den zurückkehrenden Frieden allmählich abgekühlt worden war, wurde der confessionelle Druck gegen die Entwickelung des katholischen Lebens wieder neuerdings bureaucratisch in Gang gebracht, ungeachtet gerade die katholische Bevölkerung der deutschen Lande und ihre katholische Gesinnung wesentlich beigetragen hatten, das Joch der Fremdherrschaft zu brechen. Es regnete eine Fluth guter und schlechter Broschüren für und wider die Freiheit der katholischen Kirche. Alte Vorurtheile wurden heraufbeschworen, neue angehäuft, und beide ohne Maaß und Ueberlegung ins Volk geschleudert, um Deutschland wieder in zwei Hälften, wenigstens religiös und kirchlich zu spalten. Eine dieser Broschüren warf den Katholiken Intoleranz vor, weil sie von ihren Grundsätzen nichts ablassen und den Protestanten nicht entgegen kommen wollten. In einer gewählten Abendgesellschaft am heiligen Ostertage 1818 fanden wir uns, wie alljährlich, um unseren Freund traulich zusammen, die Broschüre wurde vorgelesen und mannichfach besprochen und beurtheilt. Einige jüngere Freunde der Gesellschaft schienen nicht ungeneigt, auf eine für uns Katholiken unzulässige Weise tolerant, d. h. ihrem eignen Bekenntnisse wo nicht untreu, doch ungenau zu werden. Unser liebenswürdiger Wirth ließ uns lange hin- und herstreiten, und sagte endlich mit ungemeiner Würde und Klarheit: „Wenn von Toleranz in religiösen und kirchlichen Dingen die Rede ist, so kann sich dieselbe nur auf die Personen Andersdenkender

erstrecken, daß wir ihnen stets liebevolle Mitmenschen sein und bleiben und ihre Religionsansichten gewähren lassen. Die Toleranz darf unmöglich so weit gehen, daß wir fremde Religionsansichten zu den unserigen machen oder unsere katholischen Grundsätze theilweise aufgeben oder dagegen gleichgiltig werden. Dieses innere Festhalten an den Lehren unserer Kirche als unumstößlichen Wahrheiten bedingt unsere Treue gegen Gott und die Genossenschaft, der wir angehören. Gerade das thun und halten auch unsere Gegner in ihrer Sache, und Niemand wird ihnen einen Vorwurf darüber machen. Was sich letztere also selbst vindiciren, das gestatte man uns auch. Was man für sein Bekenntniß fühlt und in Anspruch nimmt, das gestehe man wenigstens ehrlich ein. Im Lichte zu wandeln ist allzeit besser als in unklaren oder verheimlichten Gefühlen, aus denen der fanatische Haß seine fetteste Nahrung zieht. Dogmatische Toleranz für widersprechende Grundsätze führt zur Leichtigkeit eines Bekenntnißwechsels oder zur Charakterlosigkeit im Leben wie in der Politik, und endet mit dem philosophischen Auflösungsprocesse aller Religion, aller Freiheit, aller Bildung im wahren Sinne des Wortes. Man hat uns von jeher übel genommen, daß wir diese innere Anhänglichkeit an die heilige Kirche, die mit sich nicht markten läßt, die alleinseligmachende Religion, die alleinseligmachende Kirche nennen. Ich habe den Grund dieses Uebelnehmens nie begreifen können. Was ich für wahr halte, das allein macht mich selig, und ein Bekenntniß, dem der alleinseligmachende Charakter fehlt, kann nichts anders sein, als ein Widerspruch mit dem eignen Denken und Empfinden. Der Katholik, welcher seine Kirche für alleinseligmachend hält, der thut genau das, was der Protestant thut, welcher seine religiöse Ueberzeugung um keinen Preis vertauschen will. Auf den Namen kommt hier nichts an; aber die Sache kann keinem Zweifel unterliegen. Die ganze Reformation hat keinen andern Sinn, wenn sie offen und ehrlich ist, als das Bekenntniß: „Deine Kirche ist nicht die rechte, sondern meine ist's, welche mich selig macht.“ Wer das leugnet, der sagt mit nachdrücklicher Betonung: „Unter allen deutschen Thorheiten ist die Reformation die größte gewesen, denn es war kein Grund dazu vorhanden, weil deine Kirche so gut ist als die meine. Die kirchliche Trennung Deutschlands in zwei Hälften, welche durch

die Reformation erfolgt ist, kann also für jeden vernünftigen Menschen nichts anderes bedeuten, als die allein seligmachende Wahrheit des lutherisch-reformirten Bekenntnisses. Warum spricht man diese Thatsache nicht aus? Warum nimmt man uns übel, wenn wir aufrichtiger sind und offen an der Unfehlbarkeit der alten apostolischen Kirche festhalten aus Gründen, welche unsere Gegner für ihren Trennungsproceß in Anspruch nehmen? Warum fürchtet man die Rückkehr zur alten Kirche, wenn die neue Lehre nicht die alleinseligmachende ist? Oder hat der gotteslästerliche Vorwurf „des katholischen Götzendienstes, des apokalyptischen Thieres, des Abfalles vom Glauben der Apostel," den wir überall gegen uns geschleudert sehen, einen irgend denkbaren Sinn, wenn er nicht der ist: „Wir Protestanten sind die alleinseligmachende Kirche?" Gegen diese Maßlosigkeit ist unser Bekenntniß von der alleinseligmachenden Kirche die mildeste Ansicht, die man in religiösen Dingen haben kann, da sie nichts anderes aussagt, als daß wir unsere Kirche für die unfehlbare, vom heiligen Geiste geleitete, apostolische halten, und in derselben alle Menschen einschließen, welche nicht in böser Absicht, gegen ihr besseres Wissen, außerhalb derselben beharren." —

Von diesen allgemeinen Betrachtungen des verehrten Mannes kehren wir wieder in seine häuslichen Zustände zurück. Er war ein unaufhörlich thätiger, nach strenger Hausordnung geregelter Mensch. Bei schönem Wetter hielt er sich fast immer bei seinen Arbeitern auf dem Feld auf, leitete ihre Beschäftigungen, ermahnte die Faulen, besänftigte die Uebereifrigen, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sie auf Gott und das Ende aller Dinge aufmerksam zu machen. Sang einer derselben schöne Lieder, so bezahlte er ihn besonders für seine Sängergabe; hatte ein anderer die Gewohnheit zu fluchen, so machte er ihn durch seine rechtzeitigen Zusprüche zahm und reuevoll; mißglückte eine Arbeit ohne Verschulden, so war er der erste, der lächelnd begütigte und auf die ewig anbetungswürdige Vorsehung hinwies, welche den Menschen durch Mißlingen seiner Pläne demüthig machen wolle. Er erzählte von Zeit zu Zeit lustige und auferbauliche Geschichten, die für jedes Gemüth einen unnachahmlichen Reiz hatten. Er lachte gern über alles Lächerliche, und war vor den Arbeitsleuten stets der heiterste, liebenswürdigste Hausherr, während er Menschen

aus den höheren Ständen oft auffallend ernst empfing und behandelte. „Diese brauchen mich nicht; sie können sich selber helfen," war sein Grundsatz. An Tagen, wo ihm das Feld keine Beschäftigung bot, widmete er sich daheim den Studien größtentheils einsam im Zimmer, seltener im Garten, da er eine große Scheu trug vor allen äußeren Einflüssen, die seinen Geist zerstreuen konnten. Bei eingefallener Kälte war er sehr sparsam mit der Ofenwärme, die er für ungesund und unnatürlich hielt, und legte dafür lieber eine schwerwollene Bettdecke an seinen Leib, um alle Kälte abzuwehren. Er hatte in diesem Anzug ein spaßhaftes Aussehen, worüber er oft selbst lächelte, und lustwandelte viele Stunden lesend im Zimmer auf und ab, da er nie ein Freund vom vielen Sitzen gewesen. Mit den steigenden Jahren zog er sich immer mehr aus den sogenannten höheren Kreisen zurück in die Einsamkeit, und ermahnte auch seine hochgebildete Frau, sich nicht allzu viel mit dieser eiteln Region zu befassen. Er war daher im Hause selten sichtbar, noch minder gesprächig, wenn auch willkommener Besuch da war. War bei solchen Gelegenheiten eine gewähltere und reichlichere Tafel nothwendig, so mußte er erscheinen, und spielte er dabei eine so lustige Figur, daß sie schwerlich mit Worten auszudrücken ist. Da er nur anfangs und stets sehr wenig aß, so hatte er Zeit, dabei einen Humoristen zu machen, und seine, bisweilen derbe, Laune, die sich sprudelnd in die Gesellschaft ergoß, entwickelte eine komische Kraft, die seinen Zuhörern und ihm selbst Thränen aus den Augen jagte. Er sah dabei wie verklärt und selig aus auf den Trümmern menschlicher Thorheit und Eitelkeit. In den letzten Jahren seines Lebens kaufte er zum Verdrusse seiner Familie einen wenig einträglichen Meierhof im Gebirge, das wenig fruchtbar und wasserarm war. Er nannte ihn seinen lieben Benjamin, und verwendete auf die Herstellung desselben bedeutende Summen, die Leute von Verstand und Einsicht für verloren hielten. Mauern wurden ringsum angelegt, Felsen aus dem Ackergrunde gesprengt, Anhöhen abgetragen und Vertiefungen ausgefüllt. Und in der That, der Segen Gottes war mit ihm; der Hof gehört nun zu den einträglichsten jener Gegend, und hat eine gewisse Weihe für die Hinterbliebenen; denn viele lange Stunden und Tage hatte der Vater im Waldgebirge geweilt, gearbeitet und gelitten, um den Menschen die Kraft des Ackerbaues recht anschau-

lich zu machen. Und so lebt sein Andenken im Hofe fort, und ich bin nie ohne Ehrfurcht für den Mann an jener einsamen waldumkränzten Höhe vorbeigegangen.

Er fing um diese Zeit öfter an von seinem bald bevorstehenden Tode zu reden, ohne daß Jemand sonderlich darauf achtete, denn Alle hielten ihn für vollkommen gesund. Demgemäß ordnete er auch seine irdischen Angelegenheiten mit größter Ruhe und Klarheit. Da sein bisheriger Beichtvater sehr beschäftigt war, so wählte er einen jungen Kapuziner zu seinem Gewissensfreunde, welcher bisher ohne Zutrauen bei der Gemeinde und daher sehr wenig überlaufen war. Es wurden ihm über diesen seltsamen Wechsel Vorwürfe gemacht. Er aber erwiederte ruhig: „Warum soll ich beschäftigten Geistlichen zur Last fallen? Für mich ist jeder Beichtvater gut genug. Ich verlange von ihm weder Rathschläge noch Trost, sondern einzig und allein Verzeihung meiner Sünden von Gott durch die Lossprechung des Priesters. Wer so ausschließlich an einem Beichtvater hängt, der gebe wohl Acht, daß er nicht so fast den Stellvertreter Gottes, als den Menschen im Priester sucht. Daher hat die Kirche den Wechsel der Beichtväter in Klöstern sogar befohlen, natürlich nicht den Wechsel an sich, sondern die Vorsicht gegen das sinnliche Element in der heiligsten Angelegenheit.“ Der junge Kapuziner kannte ihn nicht, und behandelte ihn ohne viele Umstände wie einen aus den untersten Ständen, wofür der Verkannte Gott nicht genug danken konnte. „Dieser Mann Gottes läßt mir einmal mein ganzes Recht angedeihen,“ sagte er, „und weiß, daß ich der unnützeste Knecht auf der Erde bin.“

Seine ganze Umgebung und die Aerzte, erprobte Freunde des Hauses, hielten seine Sterbegedanken für das Ergebniß einer überreizten Einbildungskraft. Sie konnten sich des Lächelns nicht enthalten, als sie hörten, er habe unlängst eine Generalbeichte über sein ganzes Leben abgelegt, und die heilige Communion aufgeopfert um Gnade und Erbarmen in der Stunde seines baldigen Ablebens. Sogar als er sich eines Tages zu Bett legte als krank, und nachher nicht mehr aufstand, wurde sein Zustand für eine unbegründete Einbildung gehalten. Der Arzt untersuchte ihn und fand keinen Grund zu irgend einer Unpäßlichkeit. Er ließ sich in diesem Zustande fast

ausschließlich nur von seiner Frau bedienen, da ihm die übrige Dienerschaft für den Ernst des Todes ungeeignet erschien. Mit der Klarheit eines Heiligen theilte er seiner Frau Alles mit, wie es nach seinem Tode gehalten werden sollte. Als ihn Jemand fragte, ob er auch Testament machen wollte, sagte er rasch: „Nein! ich habe meine drei Kinder alle gleich lieb.“ Mit einer Rührung, die er sonst immer verbarg, fuhr er, zur Frau gewendet, fort: „Almosen habe ich im Leben aus allen Kräften den armen Leuten gegeben, Gott sei Lob und Dank! Nur fünfhundert Gulden fehlen noch an der schuldigen Almosensumme. Das wollen wir sogleich abtragen, und, weil es mir gerade jetzt an Baarschaft fehlt, eine Obligation verkaufen.“ Die Frau war nicht wenig erstaunt über diesen Vorschlag, und rieth ihm, diese Sache auf eine bequemere Zeit zu verschieben. „Nein!“ erwiederte er, „das muß noch heute geschehen, denn über zwei Tage bin ich todt und die Armenschuld könnte vergessen werden. Die Todten leben überhaupt nicht lange im Andenken der Lebendigen.“ Dieser Entschiedenheit wollte die Frau nicht widerstehen, und erklärte ihm, es sei gar nicht nöthig, eine Obligation zu verkaufen, da man Geld jederzeit mit Leichtigkeit haben könne. „Das freut mich in der innersten Seele,“ rief er aus, und schaute seine Frau mit verklärten Augen an. Als die Geldaustheilung geschehen war, betete er im Stillen: „Mein Gott! verzeihe mir alle meine Sünden, mein letztes zeitliches Geschäft ist glücklich vollbracht. Man muß Alles im Leben und mit wahrem Bewußtsein thun. Das allein geziemt der unsterblichen Seele eines Christen.“

Der Arzt kam, schaute ungläubig drein, und fand an ihm nicht ein leises Zeichen von Krankheit. Man bemitleidete seine verirrte Phantasie, ungeachtet seine Ruhe, seine Klarheit und selbst sein alter Humor die seltsame Erscheinung wundersam ausprägten. Er verlangte noch einmal zu beichten und zu communiciren. Man wollte es ihm ausreden; er aber beharrte auf seiner Forderung. Der gute Pater Flavian erschien. Der Kranke bat die Frau, die Mägde während seiner Beichte zur Arbeit anzuhalten, denn sie hätten gar zu große Lust an allen Schlüssellöchern zu horchen und ernsthafte Arbeiten mit ihrem Erscheinen zur Unzeit zu unterbrechen. Es wurde ihm in allen Dingen Folge geleistet. Beim Empfange der heiligen Commu-

nion und der letzten Oelung rührte er alle Anwesenden zu Thränen durch seine ungeschminkte Andacht. Auch der Pater hielt seinen Zustand nicht für gefährlich. Nach der heiligen Handlung lag der tiefste Friede über sein Angesicht ausgegossen, leise Gebetsseufzer athmeten von seinen Lippen, alle irdische Welt schien aus seiner Anschauung gewichen. „Erziehe unsere Kinder in der Furcht Gottes," sagte er nach einiger Zeit zu seiner Frau, „fern von aller Eitelkeit dieser Welt, und haltet unsere Feldgüter in Ehren nach den Regeln der wahren christlichen Frömmigkeit." Als der Arzt wieder erschien, fand er ihn zu seinem Erstaunen fieberkrank und äußerst gefährlich. Aber der gute Humor verließ den Kranken nicht. Mit sanftem Lächeln sagte er zum Arzt: „Ihr Aerzte seid scharfsinnige Leute. Hätte man selbst keine Sorge für sein Seelenheil, euretwegen stürben die Menschen alle in ihren Sünden und Lastern. Mein Arzt ist Christus und meine Mutter die heilige Kirche. In diesem Glauben will ich leben und sterben!" Zur Frau wiederholte er öfter: „Laß dich mit der eiteln Welt nicht viel ein!" Er wurde gegen Abend still, betete leise die Nacht durch, war selig im Gefühle des allgegenwärtigen Gottes und endete sein Leben Morgens gegen acht Uhr, mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Seligkeit in seinen Gesichtszügen. Die Anatomiekundigen, welche nach dem Grunde seines frühen Todes forschten, fanden seine Lunge durch einen vieljährigen Krankheitsproceß aufgezehrt, und die Schmerzen dieses Zustandes waren nie im Stande gewesen, dem in Gott geordneten Mann eine leise Klage abzulocken. Er starb nach einem tugendhaften Leben wie ein Heiliger und tausend Thränen der Armen flossen auf seinem Grabhügel. Mir ist sein Bild nie von der Seele gewichen, und hat mir die Darstellung seines Wesens zur Nothwendigkeit gemacht. Das werden ohne Zweifel Diejenigen beherzigen, welche diese Blätter in die Hand nehmen. Der verklärte Freund hat es im Leben den Allerwenigsten recht gemacht; diese Blätter haben nicht einmal den Ehrgeiz, es den nächsten Verwandten recht zu machen. Ich habe dabei einfach eine Pflicht der Pietät erfüllt. Bereits selbst in der zweiten Hälfte meines Lebens, will ich nicht aus der Welt gehen, ohne ein Zeugniß meiner Liebe für den Verblichenen abzulegen. Seine edle Frau ist ihm bald und früher als wir Alle wünschten im Tode gefolgt. Beiden danke ich

noch im Grabe für alle Sorgfalt, die sie für meine jugendliche Ausbildung an den Tag gelegt. Die Blätter des Herbstes fallen vom Baum, aber eine treue Seele vergißt nicht, was ihr durchs Leben geholfen hat. —

Der

Tod eines Dorfkaplans

in

den Tiroler Alpen.

(1846.)

Freundliche Leser! ich lade euch ein zu einer Bergfahrt ins südliche Tirol, wo auf den tieferen Abhängen an Porphyrfelsen die Traube glüht und im höheren Gebirge der Weizen, das Mark der Männer, reift, an jene Doppelgrenze, wo Nord und Süd sich in kräftigmilder Luft wechselseitig vermitteln und das deutsche Wort schärfer ausklingt gegen die Stimme des wälschen Nachbars. Dort saß ich die Sommermonate oft still im Schloß edler Freunde am Labsale der reichen Eisacklandschaft, die wurzelhaft ineinander geknotet, die nordischen Wasser kaum fortschlüpfen ließ durch die Schluchten des Kuntersweges. Nur selten wurde die Thurmeinsamkeit durch Besuche unterbrochen. Die einsame Nachtigall, welche in einem Granatenbusche nistete, die geschwätzige Amsel im Brombeerstrauch am Fels und zwei Kibitze in einer Mauernische belebten meinen stillen Tag, und die Heiterkeit der lauen Sommernächte, die mit geisterhafter Klarheit auf den Bergen brüteten. Und klopfte es bisweilen an meine Zimmerthür, so war's Niemand anders, als der Dorfkaplan, welcher jede Woche einmal in unserem gastlichen Schloß einsprach. Er hauste über uns einsiedlerisch im Gebirge als Seelsorger einer zerstreuten Dorfgemeinde, und war als Menschenfreund bei Groß und Klein in der ganzen Gegend beliebt. Er hatte als Jüngling seine Studien zu Innsbruck gemacht, einer jener unzähligen Tirolerstudenten, die alljährlich von ihren jähen Bergen in die Städte heruntersteigen mit dem schönen Empfehlungsbriefe, den ihnen Armuth, Geist und frische Wangen ausfertigen. Unsere Städter, unsere Beamten, unsere Edelherren nehmen sich mit Freuden des jungen Blutes an und theilen mit ihm den Tisch. Läßt sich der Schüler gut an, so wird er Hauslehrer in wohlhabenden Familien, und es ist merkwürdig genug, wie der kräftige Bauernstudent das adelige Stadtknäblein mit den blassen Wangen meistert und abrichtet fürs thätige Menschenleben. Diese innigste Berührung des Bauernthums und der Adelschaft seit uralten Zeiten ist zum Theil in der Landesverfassung begründet, die freie

Bauern bildet und schützt selbst als Landstände neben den ersten tirolischen Rittern und Grafen, und mitunter Ursache des traulichen Gebahrens zwischen Edlen und schlichten Landleuten. Der Dorfkaplan war in einem Grafenhause zu Innsbruck ein solcher „Hofmeister" gewesen, und hatte aus seinem Erziehungsgeschäfte jene feine Lebensbildung mitgebracht, die seine Landbauern an ihm dergestalt zu schätzen wußten, daß sie ihn schlechtweg den „klugen Herrn" nannten. Er zählte jetzt ungefähr sechzig Jahre, und sein frisches Aussehen ließ nicht ahnen, daß seine Gesundheit untergraben sei. Er fing an einem Magenleiden zu kränkeln an, ohne daß seine Umgebung besondere Gefahr witterte. Man hat uns erzählt, er habe sich dasselbe nach anstrengenden Fußmärschen durch allzu heißes Essen zugezogen. Wir hatten ihn Alle so lieb, daß kein ernstlicher Zweifel an seiner Unversehrtheit aufkam, während wir sein Unwohlsein als vorübergehendes chronisches Leiden wenig anschlugen. Aber es reifte zu unserem Leidwesen schnell und unerwartet zum Tod.

Ich saß eines Abends am Thurmfenster und starrte nachdenklich hinaus in die Mondnacht. Während die Lichtseite des engen Thales in heiterster Klarheit mit tausend hellen Augen von weißen Häuslein über Wald- und Stromesrauschen glitzerte, lag die Schattenseite mit dunkelm Nadelholz mächtig gegenüber und warf wunderliche Schattenrisse ins Lichtbild am jenseitigen Ufer. Selbst das Schloß stand als Schattenkastell jenseit der Wasser in den reinsten Conturen, und seine Windfahne flatterte sichtbar auf der Geisterburg, die mit jeder Minute kleiner wurde. Ein Heer von Leuchtkäfern schwamm durch die milde Luft und füllte mit wandernden Funken die weite Thalung aus. Es schlug eilf Uhr am Thurm, und das Lallen der letzten Vogellaute im Walde verstummte. Da schellte es plötzlich heftig an der Glocke des Burgthors. Eine Magd, schläfrig und verwirrt, wollte öffnen; aber auf halbem Weg überwältigte sie dergestalt der Schrecken der Mitternacht, daß sie laut schreiend in die Küche zurückstürzte. Der Lärm weckte alle Leute im Schloß. Ich eilte herab, die Thür zu öffnen. Ein Bauer stand vor mir, kaum halb bekleidet, mit Schweiß ganz überronnen. „Unser Kaplan stirbt, o kommen Sie zu seinem Beistande," sagte er mit stotternder Hast. Wir stiegen ohne Verzug den dunkeln Waldhügel hinauf. Auf einzelnen Zweigen lispelte noch die

Cicade, Berghühner flatterten vor unseren Füßen auf mit dem Schrei des Entsetzens, der schneidend durch den Wald pfiff. Aus versteckten Thalgründen krächzte einförmig der gestörte Uhu, und ihm antwortete die Stimme besorgter Liebe. Ich konnte nicht reden, mich hatte der Gedanke an den sterbenden Freund zu tief ergriffen.

Mein Begleiter plauderte beständig neben mir her im krausen Durcheinander eines bäuerisch bewegten Gemüthes. „Wenn der Kaplan stirbt,“ sagte er, „so bleibt kein Auge in der Gemeinde trocken. Er hat uns Jüngere in der Schule so lieb gehabt, daß man es nimmer vergessen kann. Reich kann er nicht sein, ungeachtet vierhundert Gulden Botznerwährung jährlich ein schönes Geld sind. Er verwendete Alles auf Bücher, Bilder und Schulkinder. Arme Leute haben wir nicht, Jeder hat zu essen, der arbeiten will, und wer nicht arbeiten kann, ißt auch mit uns, und es haben doch Alle genug. Nur fremde Bettler „strolchen“ oft an uns vorbei aus Furcht vor dem Bettelrichter in Kastelrutt. Wir können Alle lesen und schreiben, der Kaplan hätt' es nicht anders geduldet. Er redete uns auf Wegen und Stegen darum an. Als einst ein dummer Knabe sagte: „Was braucht man das Lesen? man kommt ohne dasselbe auch in den Himmel!“ da wurde sein Gesicht roth wie Feuer. Der Knabe erschrack über diese Flammen im Gesichte dergestalt, daß er laut zu weinen anfing und von diesem Augenblicke sich besserte. Er nennt uns Alle bei unseren Taufnamen, und seine Stimme klingt so süß, daß man ihren Ton Tage lang im Herzen nachklingen hört. Und um diesen bekannten lieben Schall ginge man ihm durchs Feuer, und gäbe ihm das Herz aus dem Leibe. Er thut gar nicht vornehm, aber sein Rock ist allzeit ganz und rein, wie bei vornehmen Stadtherren. Als er mich einst mit einem Loch am Ellbogen erblickte, so sagte er: „O Hans! wenn du wissen willst, wie schön ein Fleck auf dem Loche steht, lerne es von der Spitzmaus, sie hat einen so schönen glänzenden Balg, und kein Härlein fehlt daran.“ Das habe ich meiner Lebtage nie vergessen, und mag seitdem die Löcher in den Kleidern nicht leiden. Er liest oft ganze Tage, und wenn nur die Hälfte hangen bleibt, so muß er gelehrt sein, wie der beste Doctor.“ Ich merkte nur theilweise auf diesen Fluß der bäuerlichen Rede, und so erstarb sie allmählich, je näher wir unserem Ziele kamen.

Die einsame Berggemeine hauste auf einem Abhange des Mittelgebirges in weit aus einander gesäeten Hütten am Fuße waldiger Hügel, die mit ihrer Fichtennacht wellenhaft aufsteigen in die schroffen, spitzen Formen der Dolomitfelsen, deren weiße Farbe im Mondschein schaurig niederstrahlte auf den dunkeln Grund der Menschenwohnungen. Rings um die letzteren dehnten sich reinlich gepflegte Felder mit reifen Aehren im Rahmen des hellsten Alpengrüns. Fast in der Mitte derselben strömte ein Brunnen reinsten Wassers, wie ein Altvater verehrt und geliebt, mit Bänken, auf denen sich jeder Wandersmann laben konnte, wo selten flüsterndes Volk fehlte mit Geschäcker, Märchen und Spottliedlein und der ganzen harmlosen Chronik der „Dörfler,“ so frisch und duftig wie die Blümlein, die am abrieselnden Wasser langzeilig den Fahrweg umblühten. Am südlichen Ende des Dorfgebietes schwoll eine grüne Hügelwelle länglich und fast wagrecht hinaus zur eirunden Fläche über der Schlucht des lautrauschenden Grödner-Wildbaches, der aus verwilderten Felsenbergen hervorbrach. Seine Wellen sangen aus der Tiefe wie Gruß und Gegengruß zu fröhlichen Menschen hüben und drüben, stimmten aber auch oft zum traurenden Herzen wie verlornes Grabgeläute. Von Jenseits blickten Landkirchlein, Thürme und Sennhütten von den höchsten Bergen, die zur Nachtszeit, wo der Zwischenraum seine Fernen nicht geltend machen kann, hervorschwimmen wie lebende Wesen und zu fließen scheinen im Strom ewiger Bergluft, von welcher ein Sprüchwort sagt: „Die Berge ohne Wind, und die Mütter ohne Kind, und die Herzen ohne Freud', die wohnen von uns meilenweit!“ Auf dieser abgesonderten Fläche stand im Walde von jungen Obst- und Zierbäumen die Wohnung des Dorfkaplans neben der kleinen Kirche. Ich trat durch die offene Thür und das Vorzimmer vor das Bett des Kranken halb ein Uhr Nachts. Rings um ihn standen Männer und Frauen des Dorfes mit ihren Kindern, und wurden von Zeit zu Zeit abgelöst, da die kleine Stube nicht alle zugleich aufnehmen konnte. Die halbgekleideten Gestalten, aus mitternächtlichem Schlafe gefahren, mit Zügen der Angst und Neugierde, mit hervorquellenden Thränen und verhaltenen Seufzern hatten ein ergreifendes Aussehen. „Der Schlaf will uns nicht mehr recht gerathen, seitdem unser Kaplan krank ist,“ sagte ein stämmiger Mann, mit bloßen Füßen, und wischte sich mit einer alten Pelzmütze die Augen aus.

Eine ältliche Frau, mit tiefen Zügen von Trübsal und Schmerz im verbrannten Gesichte, warf sich leidenschaftlich erregt aus dem Trauerkreise an mich heran, faltete krampfhaft ihre Hände und rief schluchzend: „Machen Sie mir doch den kranken Kaplan wieder gesund! Ich kann ohne ihn nicht leben auf dieser kummervollen Erde! Ach, er hat mit mir redlich gelitten, viele viele Jahre, und mir stets Trost in die Seele geträufelt, der gute freundliche Mann, und wenn ich mich in meinem Leid gar nicht halten konnte, traten ihm stets zwei unvergeßliche schöne Thränen ins Gesicht. Sie stehen mir noch immer vor der Seele in ihrem milden Glanz, aus denen mich süßes Gottvertrauen anstrahlte. Einmal am Charfreitag nahm er mich hastig bei der Hand, führte mich zu seinem Crucifix, das mit frischem Epheu umrankt war, und betete, sein Auge fest ans Kreuz geheftet:

„Süßer Heiland Jesus Christ,
Gertraud hat dein Leid versüßt,
Hat mit dir den Tod gelitten
Und den Siegeskranz erstritten,
Laß sie für ihr Schmerzesglühn
Ewig dir am Herzen blühn!“

Es drang mir tief in die Seele, ich konnte die Verse nicht mehr vergessen. Ich hatte dabei stets das Gefühl, als wenn alle Engel und Heiligen an meiner Seite knieten, und mit mir dieselben beteten. Da schliefen alle meine Schmerzen ein.“ Während dieser aufgeregten Schilderung fiel mir ein kleines Mädchen im eigentlichen Sinn lautweinend an die Füße, und streckte mit der rechten Hand ein Bildchen zu mir empor, „den Jesusknaben“ an einem Waldbrünnlein, welchem Johannes der Täufer frische Kresse und Erdbeeren überreichte zum Danke für den lieben Besuch in der Wüste. „Lege ihm doch dieses schöne Bild auf die Brust,“ schluchzte das Kind, „ich habe es von ihm in der Christenlehre zum Geschenk erhalten, es wird ihm gewiß helfen.“ Ich nahm dem schönen Kinde das Bild ab, und legte es dem Kranken über der Bettdecke auf die Brust. Nur mit Mühe konnte ich das Mädchen von meinen Füßen auf einen nahen Stuhl bringen, wo es beständig lallte und flüsterte: „Ja, ja! es hilft ihm gewiß!“ Es war ein eigener Anblick, dieses Bild der Unschuld und kindlichen Freude auf der Brust des kranken Dorfkaplans unruhig

hin- und herschwanken zu sehen unter den heftigen Pulsschlägen des Fiebers, welches an den Grundfesten des Lebens arbeitete. Ueber dem Bett hing an der Wand der bekannte Kupferstich, die Grablegung des Heilandes vorstellend, aus der Galerie Borghese zu Rom, nach einem Gemälde von Raphael, rings mit lichten Goldstreifen und Sternen, und seit Weihnachten her von Tannenzweigen umflattert, an jeder Seite mit einer brennenden Kerze auf broncenen Leuchtern, die in das Wandgetäfel eingeschraubt waren, mit dem wohlthuendsten Eindrucke von der seligen Hoffnung, welche stärker ist als der Tod. Der Kranke schien sich einen Augenblick besser zu fühlen, und mein ungewöhnliches Erscheinen wirkte auf ihn mit überwältigender Kraft. Wie gelöst aus schweren Banden, raffte er sich auf, mir entgegen, und drückte meine Hand mit inniger Zärtlichkeit. Doch bald sank er wieder zurück in seinen seltsamen Zustand, der als unwillkürliche Fortdauer seines gesunden Lebens gelten konnte, ungeachtet das heftige Fieber die klare Besonnenheit über zunächst liegende Gegenstände fast gänzlich zerstört hatte. Sein krankhaftes Traumleben war die süße, freundliche Gewohnheit seines früheren Lebens und Wirkens: festes Vertrauen auf Christus, reinstes Bewußtsein redlichen Strebens, herrliche, allumfassende Liebe. Er war von jeher ein besonderer Freund von Blumen gewesen. Sein Haus war umstellt mit Gewächsen aller Art. Er begoß sie selbst mit der Zärtlichkeit eines treuen Freundes, und redete mit ihnen wie mit lebendigen Seelen. Was im Leben leise geglüht, loderte jetzt als mächtiger Funke empor, weil nicht gehütet durch menschliche Rücksichten. Die ersten Strahlen des Morgens schlugen zückend an sein Fenster, und lautes Hahnengeschrei grüßte das werdende Licht. „Nun wachen meine Blumen auf,“ flüsterte er leise zu den Umstehenden, „und reiben sich die Aeuglein vom Thau des Himmels trocken. O, wie heilig und keusch strahlt ihr Blick zu Gott empor, dem Vater ewiger Liebe! Alle Engel und Heiligen haben Freude an diesem Blumengebete, das verschämt lispelt: Der Dorfkaplan hat uns so liebevoll gepflegt zur Ehre des Allerhöchsten! Wenn ich sterbe, so gehen alle Blümlein mit mir und winden sich blühend um den todten Kaplan, und es heißt unter dem Volk: O, der gute Herr! wie hat er die Blumen und Kinder so innig geliebt!“

Nun sah er seinen eigenen Leichenzug, der nach der wohl eine Stunde entlegenen Pfarrkirche zum Begräbniß zog über ein hohes Waldgebirge, das die Gegend weitum überschaute. Als er die höchste Windschneide erreicht hatte, stellten die Träger die Leiche ins blühende Waldgebüsche, und alle Begleiter fielen auf die Knie und beteten zu Gott für den todten Kaplan, während der heiterste Himmel über der betenden Gruppe schimmerte und lauer Südwind die fliegenden Blätter der Maiblüthe auf das schwarze Leichentuch schüttelte. Jenseit vom Hügel der Pfarrkirche klangen die Kirchenglocken zum freundlichen Willkomm, und die Geistlichen kamen singend entgegen zum Empfange „der Saat, die Gott gesäet bis an den Tag der Garben zu reifen.“ Aus dieser, der Oertlichkeit und dem Dorfbrauche genau angepaßten Leichenschau schlug die Phantasie des Kranken über in das Bild seiner eigenen Tauffahrt. Drei Leute im Sonntagsstaate mit strahlenden Augen über ein neues Leben trugen ein Kindlein, drei Stunden alt, über das nämliche Gebirge. Es war eingehüllt in blendendweißes Linnen und mit frischduftigen Rosen rings umflochten, und als die Taufgehülfen an die Stelle der Todtenrast auf den höchsten Gipfel kamen, legten sie das neugeborne Kindlein in die Waldesfrische, wo so viele tausend Leichen der Gemeinde ausgeruht, und beteten mit lauter Stimme, daß es grüne und gedeihe, und nach frommem Leben heilig sterbe. Der Kranke faltete mitbetend die Hände und sagte: „Gib ihm, o Gott, den Kuß des Friedens, daß es denselben sein Leben lang empfindet und unbefleckt bleibe an Leib und Seele!“

Hierauf kam er wieder ganz zu sich, betrachtete uns Alle aufmerksam, und konnte Gott nicht genug danken für die Gesundheit, die er ihm gegeben und treulich gesegnet habe. „Mir ist ganz wohl,“ versicherte er, „meine Brust so leicht, alle Glieder so geschmeidig, und alle meine Sünden hat mir der Herr gnädig verziehen.“ Als er in den Kaplandienst eingetreten, hatte er die kleine Ortskirche ganz vernachlässigt gefunden. Er widmete ihr die liebevollste Sorgfalt, und konnte er sie nicht kostbar ausbessern, machte er sie doch zierlich und rein, da er von Jugend auf allerlei Zierrath zu fertigen verstand. Jetzt dachte er mit Innigkeit an seine liebe Kirche und rief: „O, wie schön ist ein so heiliges Gotteshaus! Es gehört uns Allen, Alle sind wir darin zu Hause wie Eltern und Geschwister, die rührende Eini-

gung heiliger Seelen in Christus. Und die Reinheit des Hauses mahnt Jeden an die Reinigung des Leibes und der Seele, daß kein Haß mehr sei und kein Groll unter den Miterben Jesu Christi.“ Bei diesen Worten brach eine große volle Thräne aus seinem linken Auge und rollte als zwei Perlen über die Wangen. „Ja, Miterben Jesu Christi,“ fuhr er fort, „deßhalb ist der Tod so leicht und unser Hinscheiden so süß!“ So lag er eine Viertelstunde in unaussprechlicher Ruhe, die Lippen zitterten leise, das linke Auge war halb offen und die rechte Hand ruhte auf der Brust. Als er wieder erwachte, ergriff er hastig meine Hand und sagte: „O, wie süß habe ich jetzt geruht! Christus trat an mich heran, einen Blumenstrauß in der Hand, und flüsterte mir ins Ohr: Ich bleibe bei dir, dein Arzt, dein einziges Heil. Traue auf mich als einen Felsen, der selbst im Tode nicht wankt!“

Den einst öden Hügel, worauf Pfarrhaus und Kirche stehen, hatte er mit Akazien, wilden Kastanien und Kirschbäumen bepflanzt, deren üppiges Grün die kahle Halde ziersam überkleidete. Er nannte sie seine „liebe Baumjugend,“ und beförderte ihr Wachsthum mit besonderer Sorgfalt. In der Krankheit traten sie ihm näher wie mitfühlende Wesen, und er erzählte von ihnen die anziehendsten Geschichten. „Denken Sie nur,“ sagte er, „heute kamen alle Bäume zu mir, die ich gepflanzt habe, grün wie die Hoffnung, mit hellen Tropfen Thaues auf allen Blättern und sprachen: „Gott hat uns geschickt, dich heimzusuchen. Alle Abend tanzen und singen die Kinder um uns, und wir rauschen mit unseren Zweigen ins Kinderlied und rufen: Der Dorfkaplan soll leben, der uns gepflanzt hat! Dann sage ich ihnen schönen Dank für ihren Besuch und rufe: Gehet heim, schöne Bäume, meine Lust! Grünet und blühet lange lange Jahre! Wehet Kühlung den Matten, gebet Schatten den Erhitzten, und mit jedem Schwung euerer Zweige im Windeshauch lobsinget meinem Gott, dem besten Freunde aller Menschen! Dann huschen sie lustig davon, daß es Blätter und Blüthen regnet!“

Die Hügelwelle, welche das weißschimmernde Kirchlein zur heiligen Magdalena, der einsamen Büßerin, trug, sank im reichen Genusse der Mittagssonne hinunter zum tosenden Thalbache, welcher seine grauen Wogen durch ein verwildertes Dickicht von Wald, Steingerölle und

Felsvorsprüngen in den Eisack fort rollte, ungefähr in der Mitte des Abhanges mit dem Hofe des Waldbaumanns auf hellgrünen Wiesen geschmückt, rings mit Laubholzwaldung, Quellengeriesel und heimlichen Brutstellen ganz bedeckt, und durch ihre Lage von den rauhen Stürmen des Nordwindes gesichert. Daher lebten auf diesem Bergabhange eine große Menge von Vögeln aller Art, Drosseln, Kernbeißer, Standschnepfen, Wildtauben, Feld- und Steinhühner mit ihrem kunstvollen Haushalt und ungestörten Nestern seit langen Jahren. Der Dorfkaplan, diese mit dem Leben der Natur innig vertraute Seele, nannte dieses Revier seinen „herrschaftlichen Park" und die Vögel „seine guten Hofbauleute." Er wußte alle Nester, und studirte mit Emsigkeit die Weisheit und Kunstfertigkeit der gefiederten Waldbewohner. Er brachte süße Leckerbissen, allerlei Gesäme, Brodkrumen und Aniskörner mit, die von den Vögeln fleißig gesucht wurden, und die Erscheinung des Wohlthäters bald erwünscht machten. Kaum erblickt auf den Vorhügeln, weckte er das schrille Pfeifen des Waldes. Die Vögel kamen zahm an ihn heran, und grüßten ihn mit verliebten Locktönen. Er faßte mit unermüdlicher Sorgfalt die Eigenthümlichkeiten der Vögel auf, und wußte die schönsten Geschichten zu erzählen von ihrer List und Klugheit, von ihrem lauten Denken und Empfinden, von ihren Voreltern und Kindeskindern, daß es eine wahre Lust war, dem süßen Erzählen zuzuhören, wie ein Vogelroman aus dem anderen sich entspann, und der Reichthum eines einsiedlerischen Menschengeistes auf die lehrreichste Weise ins Reich der Waldsänger sich verlor. Im Winter gab es an gewissen Waldesstellen, an stets offenen Brunnen wohlbekannte heitere Plätze, auf denen er vorsorglich Futter aussäete und die lieblichen Gäste und Nachbarn mit seiner Person ganz vertraut machte. Wenn er zögerte, kamen sie bis an seine Fenster heran, und verlangten pickend ihre schuldige Tageskost. Ja, wenn er sie bisweilen verreisend, vergessen hatte, so mußte die Hausmagd, eine Schwester des Kaplans, den gewöhnlichen Tribut an die Vögel erlegen; so emsig und unermüdlich hatten sie das Pfarrhaus umkreist und umzwitschert. Es war deßhalb gar nicht verwundersam, daß der Kranke auch in seinem jetzigen Fieberzustande der Vögel nicht vergaß, und die lieblichsten Träume aus seinem „Parke" entfaltete. Die Vögel hatten von der Krankheit ihres Freundes gehört, und waren vor ihm erschienen

voll Theilnahme und Mitleid. Er blickte mich seelenvergnügt an und sprach: „Was diese lieben Vögel für ein süßes Geschwätz verführen. „Du bist unser viellieber, unser bester Freund," lispeln sie unaufhörlich, „dein Angesicht leuchtet uns lustig an wie der Strahl der aufgehenden Sonne, deine Stimme klingt uns ins Herz wie der Hauch des Maiwindes, wenn er durch Kirschenblüthen schwärmt. Aber einer ist noch lieber und süßer als du, Christus der Herr, wenn er Morgens durch unsere stillen Waldgründe wandelt, unsere Nester segnet, und alles Leben umathmet mit seiner himmlichen Liebe. Ach! da säuselt jedes Blatt am Baume vor Entzücken, die Quelle singt hell auf wie das Kind im süßen Traum, und alle Blumen bringen die besten Düfte dem heiligen Gast im Walde zum Opfer dar. Da schließen wir einen Kreis um den Heiland und singen unser schönstes Osterlied dem guten Hirten aller Wesen auf Erden. Da spricht wunderlieblich sein Rosenmund: Laßt uns aufwärts ziehen, unser Freund ist erkrankt, der fromme Dorfkaplan, euer Nährvater und Schutzherr. Wir wollen ihm himmlische Musik in die Seele spielen, daß er eine Weile raste und aufathme aus irdischer Brustenge. Er hat mich und euch Vögelein so innig lieb gehabt, der Dorfkaplan soll gesund werden! Ach! das war ein Nicken und Lispeln, ein Hüpfen und Jubeln, das Herz möchte einem zerspringen vor Freude." Bei diesen Worten sah er verklärt wie ein Heiliger, und drückte mir innig die Hand.

Er mußte für die Kinder seiner kleinen Gemeinde Schule halten. Das Lehrzimmer befand sich in seinem eigenen Wohnhaus. Er richtete es zierlich ein mit Bildern und Kupferstichen zur Erläuterung des Unterrichtes. Wand und Decke und selbst der Ofen war bemalt, Bänke und Sitze gebohnt und allerwärts die heiterste Reinlichkeit eingehalten. Man bemerkte ihm, es lohne sich wohl nicht der Mühe, das Schulzimmer so niedlich einzurichten, da von Kindern keine Schonung zu erwarten sei. „Gerade umgekehrt," versetzte der erfahrene Kinderfreund, „für Reinheit, Zier und Augenmaaß hat das kleinste Kind ein Gefühl, und je anziehender die Außenseite, desto mehr schonen die Kinder den Ort, wo sie alle Tage zusammen kommen. Es ist ein wichtiger Moment des christlichen Unterrichtes, durch äußere Schönheit und Ordnung den Sinn der jugendlichen Gemüther anzuregen, und dadurch den sittlichen Schönheitstrieb auszubilden. Sie

kommen frisch aus den Händen Gottes, an ihnen ist noch nichts abgenützt und verbraucht, darum ist ihre zarteste Blüthe so aufgequollen, ihr Feingefühl so rege, ihr Urtheil so fromm für Alles, was Lob verdient.“ In seinen letzten Augenblicken stand er in süßem Traume vor seinen Kindern und flüsterte leise: „Wie so wohl mich dieses frische Leben anspricht! Wie es mich durchdringt mit lebendiger Gesundheit! Ich lebe auf in diesem Garten Gottes, unter diesen Menschenpflanzen, die Gott segnen möge in Ewigkeit. Liebste Kinder,“ fuhr er ansteigend weiter, „grüßt mir euere braven Eltern, die so friedlich beisammen wohnen, ein Haus Gottes in der Eintracht aller Hausgenossen. O, werdet der frommen Mutter ähnlich, die für euch so viel geweint und gelitten hat. Arbeitet so eifrig und ehrlich wie euer Vater. Er ist braun geworden in allerlei Noth für euch und sein Angesicht hat tiefe Furchen. Diese bedeuten die Sorge für euch, und die grauen Haare rufen: werdet mit Ehren alt wie euer Vater, wie euere Mutter!“ Bei solchen Anreden wurde er allzeit tief gerührt, er machte im Bett eine Bewegung, als drängten sich die Schulkinder heran zum Abschied, und streckte die Hand aus zum Kusse. Noch lange harrte er in der Stellung aus, als schaute er ihnen aufmerksam nach und lispelte lächelnd: „Was das für ein frisches Blut ist für alle Tugend und Gottesfurcht!“

Ein Bauer, den er sehr geliebt, kam in der Frühe, ihn heimzusuchen, er war sehr ermattet und konnte aus dem engsten Traumkreise nicht heraus. Aber selbst bei völligem Darniederliegen seiner Kräfte klang sein voriges Leben vernehmbar nach. „O Jos,“ redete er ihn an, „nicht wahr, du bist heute im Walde gewesen um Holz und Streu. Auch ich war gern im Wald. Im Rauschen aller Waldesbäume hörte ich eine Stimme, die rief: Komm zu mir, Dorfkaplan! weit weg vom Tumulte der Welt. Und ich gehorchte gern und ließ mich nieder auf weiches Moos an der Quelle, die von Oben herabkam und vom Himmel erzählte. Alle Vögel spielten um mich herum und die Rehe fraßen zahm die Maßlieben aus meiner Hand. Und zuletzt kam Gott mit seinen Heiligen und sie sangen im Chore: Lobet den Herrn ihr Berge und Wolken, ihr Quellen und Bäume und Alles, was im Wald ist! Und es war ein volles Rauschen von tausend und tausend Stimmen, ein übermächtiges Lied, das noch Niemand gehört hat. So

saß ich selig im Wald, und zum Abschiede schüttelten mir die himmlischen Gäste die Hand recht auf deutsche Weise, ja ernstlich deutsch!“

Er hatte mit besonderer Vorliebe die Früchte seiner Studien in Bildern zu fixiren gesucht und dafür viel Geld ausgegeben. So fand man an den Wänden der Hausflur, in den Zimmern, selbst in entlegenen Winkeln seiner Wohnung überall Bildnisse ausgestellt, oft in sinnreiche Gruppen vereint, jedenfalls zusammenstimmend, um bestimmte Thatsachen und Zeitereignisse anzudeuten. Hier stachen die Porträte der Fürsten aus hübschen Rahmen, dort die der Päpste und Kardinäle, anderwärts die größten Redner der alten und neuen Zeit, die berühmtesten Dichter aller Nationen, auch Goethe und Schiller. Von dieser historischen Allgemeinheit stieg er zu tirolischen Besonderheiten herab. Beamte, Bischöfe, Prälaten, Gelehrte, geliebte Freunde schmückten das Fremdenzimmer. Das beste Gemach des Hauses, geschmackvoll ausgestattet und mit Münchner Lithographien geziert, hieß „die Galerie.“ Uhren, Kästen, Gesimse trugen sinniges Beiwesen, Stickereien, Täfelein, Schießbeste, werthe Andenken, vielleicht oft zu spielerisch, aber achtbar als Resultat eines selbstbewußten thätigen Lebens. Er ward deßhalb oft mißverstanden und getadelt von Amtsbrüdern, die besser von ihm gelernt hätten. Er ging darüber leise hinweg ohne ein Wort der Vertheidigung; nur zu besonders lieben Gästen sagte er bisweilen: „Menschlich zu sein schäme ich mich nie; nur die Sünde ist in jedem Falle verächtlich. Ich sah viel Lust an Dingen, die weit weniger harmlos waren, als diese meine Aufmerksamkeit für Zeit, Welt und Leben, und oft bei Leuten, deren Beruf Besseres erfordert hätte.“ In seinen letzten Stunden waren die einzelnen Momente seiner Lebensthätigkeit in diesem Punkte ganz verschwunden, sowie die Acht vor den einzelnen Gegenständen seiner lehrreichen Sammlungen; aber der allgemeine Eindruck wirkte fort. Er befand sich fortwährend im Mittelpunkte seines Wirkens. „O, welcher Schatz ist die Lust zur Arbeit,“ äußerte er öfter, „die Gnaden Gottes regnen uns bei der Arbeit zum Fenster herein, und ein Buch, ein gutes Buch, welche Wonne dem Geist! Die Todten leben auf und die Lebendigen werden fromme Schüler derselben! So hat es mich im Leben gefreut, und das Wenige, was ich im Stillen gethan, es kann nicht sterben, denn es ist von meiner Seite mit der innigsten Liebe geschehen.“

Wie er in gesunden Tagen gern und oft gepredigt und seine Rednergabe durch Einfalt und Klarheit überall Beifall gefunden hatte, so geschah es auch in seinen letzten Traumzuständen. Einmal, als er eben die Kirchenglocke läuten hörte, erhob er wie verwundert seine Augen und sprach: „O, welch ein Volk für das Wort Gottes! Wir sind alle ein Geschlecht und der eine Bruder nicht besser als der andere. Tretet heran ans Herz eueres Gottes und hängt an ihm als Kinder eines Vaters. Wie könntet ihr zürnen gegen einander, es ginge ja gegen euer eigenes Fleisch und Gebein, und mit diesem hat Jeder Geduld. Wie kann euch einfallen, ein strenges Urtheil über eueren Nachbar zu fällen! Er schläft ja den nämlichen Schlaf mit euch und träumt den nämlichen Traum. Haltet euch fromm und ruhig als gute Schlafgesellen und streitet euch nicht um die eine Decke, die Alle wärmt und erquickt. Schlagt in keine blühende Staude! Wer eine Frühlingsblüthe wissentlich tödtet, vor dem ist kein Leben, kein Herz und kein Gott sicher. Und wer ein junges Bäumlein muthwillig zerknickt, mit dem schlafe ich nicht unter einem Dache.“ So spann sich in den lebhaftesten Bildern die ganze Sittenlehre an seinem Krankenbett ab. Er achtete dabei wenig auf die Umstehenden, die er in solchen Augenblicken auch nicht recht erkannte. Seine innigste Ueberzeugung machte sich Luft und die That seines Lebens geltend.

Er verstand, wie kein Anderer, mit unnachahmlicher Kunst Kindergeschichten zu erzählen, Mährchen, Fabeln und Lehrstücke aller Art auf so einschmeichelnde Weise, daß ihm die Knaben und Mädchen auf der Gasse in die Schöße seines Rockes fielen, und ihn nur um das Lösegeld einer lustigen oder traurigen Geschichte freiließen. In den Phantasien seiner Krankheit spielten diese wunderlieblichen, oft mährchenhaften Bilder und Bruchstücke wie aus Tausend und Eine Nacht im buntesten Gemische durch seine Seele, durchtönt vom Beifall aufhorchender Kinder, den er selbst mit allen Muskeln seines gereizten Organismus kundgab. „Eine Geschichte, eine Geschichte!“ riefen die Kinder. Er lag mit dem kinderseligsten Lächeln auf seinen Kissen, und sagte mit weicher Stimme: „O, Geschichten weiß ich viel tausend, und die allerschönsten, die noch kein Mund erzählt, und kein Ohr gehört hat; aber heute bin ich müde, laßt mich eine Weile ausrasten!“ Bei diesen Worten machte er eine Bewegung, als wollte er

sich den Händen der Kinder entwinden, es gab ein Scherzen und ein Gekicher, das dem kranken Mann einen eigenthümlichen, für die Zuschauer oft schmerzlichen, Ausdruck gab. Er wand sich hierhin und dorthin, es half alles nichts, die Kinder ließen ihn nicht los. „Nun, so will ich denn erzählen,“ sagte er wie ermüdet vom langen Widerstreben, „vom süßen Bübchen des Waldbaumannes Helferich. Ihr habt es nicht gekannt, ihr jungen Waldlerchen von heut' und gestern. Ein allerliebstes Bübchen, sag' ich euch, mit krausen Härchen, die wie Steineichenlaub gekräuselt um seine weiße Stirn prangten, mit zwei Aeugelein, die wie junge Nachteulen aus dem Neste guckten, mit einer spitzen Schlangenzunge, die weithin pfeifen und schrillen konnte wie die Stimme des Hühnergeiers. Und das süße Bübchen konnte laufen und springen wie ein Reh, und wußte allerlei lustige Liedchen, die es den ganzen Tag summte und die Stimmen der Waldvögel nachahmte. Der Waldbauer hatte das Bübchen, sein einzig Kind, lieber als alles auf Erden, und brachte ihm zur Maizeit die schönsten Frühkirschen nach Haus, und von jeder Hochzeit die süßesten Leckerbissen. Den ganzen Tag zog das fröhliche Kind durch die blühenden Feldwiesen, wie ein Schmetterling um alle Blumen und Blüthen, hinab an den Bach, der es mit seinen kecken Wellen wundersam anzog. Da plätscherte es mit sorglosem Herzen, machte einen See und eine Wasserleitung, und eine Mühle, und eine Tränke für die Kälbchen des Stalles. Es war ein Leben voll Lust und Vergnügen. Erst spät Abends kam es, ganz durchnäßt, von seiner Arbeit nach Hause. „Gib Acht,“ sagte die Mutter, „du fällst mir gewiß einmal in den Wildbach,“ und küßte das rosenwangige Kind. „Lieb Mütterchen!“ lispelte es, „fall' ich in den Wildbach, dann bin ich ein Fischlein, und schwimme Thal auf und ab, und kühle mich in den rauschenden Wellen, und wird es mir zu kalt, so hüpf ich ans Ufer und wärme mich in den Falten deines Rockes.“ So war das Bübchen leichtsinnig und froh wie der Vogel am Baume, wie das Fischlein im kühligen Grunde. Des anderen Morgens eilte es wieder zum Bach, und fing sein Spielen und Hasten von neuem an, uneingedenk der Warnungen seiner Mutter. Es warf besonders gern die bunten Kiesel so kunstreich von einem Ufer des Baches zum andern, daß sie auf den Wellen tanzten und flogen wie Wasservögel, und jenseit in die Himbeerstauden

hineinschlüpften. Dabei verlor es einmal das Gleichgewicht, fiel in den Waldstrom und ertrank, ach! das allerliebste süße Kind! Eine Magd in der Nähe, welche Futter für das Vieh sammelte, zog es heraus, und legte es in die Blumen des Feldes. Ach! wie haben die Eltern um das Bübchen geweint, Kinder! ich kann es euch gar nicht aussprechen. Die Thränen der Mutter wollten den ganzen Tag nie trocken werden, sie hatte das Kind gar zu lieb gehabt. Und kein Schreiner war im Dorfe zu finden, der einen Sarg für das Knäblein gemacht hätte. Er war auf einer Hochzeit zu Innsbruck, und kam erst in einer Woche zurück. Der Vater mußte selbst aus vier Tannenbrettern einen Sarg zusammenfügen, und so oft er mit der Axt daran hämmerte, war es ihm, als hämmerte er auf sein eigenes Herz. Oft hat er weinend zum Himmel geschaut, und gebetet, diese Arbeit war gar ja zu schwer für ein Vaterherz. In diesen Sarg ward das süße Bübchen hineingelegt, mit gefalteten Händen, weiß und rein wie Wachs, ausgestreckt und starr an allen Gliedmaßen. Um das Haupt schlang sich ein Kranz von Peterglöcklein, den die Mutter geflochten vom Bergrain, und ihre heißen Thränen hingen daran wie schimmernde Thautropfen. So wurde das Knäblein zugedeckt nach tausend Küssen und Seufzern vom Vater und von der Mutter. Es war Niemand da zum Grabgeleite. Alles Volk war um Mariä-Himmelfahrt auf den Alpen zum Heumahd. Der Vater mußte es selbst auf den Rücken nehmen, und trug es den steilen Berg hinauf ins Grab an der Pfarrkirche. Kinder! Kinder! ich sag' euch, es war ein herzzerreißender Gang, der viel tausend bittere Thränen gekostet hat. Der Vater weinte so viel, daß die Thränen alle wurden, er vertrocknete ganz, es war entsetzlich, so bleich, so schwach sah er aus. Und der Sarg mit dem Knäblein war so schwer wie hunderttausend Centner. Als er ankam im Friedhofe, sank er wie todt auf die Erde mit dem schweren Sarg. Ein guter Freund, der ihn kannte, legte das süße Kind ins Grab, und segnete es, und betete es in die ewige Ruhe, und führte den Vater ins Haus, den armen armen Vater!" Nach dieser Erzählung sank er ermattet ins Kissen und lag eine halbe Stunde unbeweglich, nur leise athmend.

Die Tonkunst war ihm schon in frühester Jugend lieb geworden, besonders der Gesang. Mit allen Musikliebhabern, Organisten und

Sängern der Nachbarschaft stand er auf vertrautem Fuß und half ihnen treulich bei jeder Aufführung kirchlicher Musikstücke. Auch in seiner Gemeinde beförderte er das Singen lehrreicher und lustiger Lieder, vorzüglich unter den Kindern, die er in der Kirche zum Gottesdienste brauchen konnte. So kam es, daß er auch während seiner Krankheit von unaufhörlichen Musikfesten umrauscht war. „O, heute war es so lieblich in der Kirche,“ wiederholte er öfters, „die Kinder sangen ein neues schönes Lied vom Mai, wie er kommt und die Reben weinen macht und tausend Kleine ins Sonnenlicht emporweckt. Und die ganze Gemeinde stimmte ein, und es ging ein mächtiges Klingen von einem Berg zum andern, und alle Wälder zitterten vor Lust, und selbst auf den höchsten Alpen spürte man die Kraft der Töne, welche durch die blühenden Thäler schollen. Ich fühle mich durch dieses Lied wahrhaft erleichtert, meine Seele emporgerichtet zu Gott, von dem alle Lieder ausgehen und zu dem sie wieder jubelnd zurückkehren.“ Er legte sich mit verklärten Zügen zurück aufs Kissen und ruhte lächelnd wie ein Kind im Traume. Die Lippen zuckten leise, die Stirn verlor alle Runzeln, ein flüchtiges Roth zog wie Abendsonnenschein über sein Angesicht. Und als er wieder erwachte, schlug es zwölf Uhr Mittags; er fühlte sich gestärkter, betete mit erhobenen Augen und lispelte: „Friede und Freude und Segen im heiligen Geist!“

Alles, was auf seinen Gewissenszustand Bezug hatte, nahm er mit Freuden auf, und seine Reue wurde zur herrschenden Seelenstimmung, die sich unablässig mit Jesus, dem Quell der Versöhnung, beschäftigte. Vom Tode war keine leise Ahnung möglich bei diesem regen Gemüthsleben, kein Schmerz fühlbar, er konnte seinen glücklichen Zustand nicht genug preisen. Immer enger zogen sich die Kreise seiner Wahrnehmung, selbst die Rede, sonst so überfließend, strömte sparsamer. Nur bisweilen brach er mit der alten Kraft durch das lose Gespinnst flüchtig vorüberwallender Gedanken.

Wie lange der Tag und die Nacht ist, fühlt ein Dorfkaplan mehr als man im ruhelosen Wirbel der Städte glauben mag. Um sich auf angemessene Weise zu beschäftigen, besonders in den langen Winterabenden, begab er sich auf das eifrige Lesen von Zeitblättern, die ihm ein lieber Freund alle Samstag aus der nächsten Stadt

sandte. Die Zeitläufte und Weltbegebenheiten fanden an ihm den aufmerksamsten Beobachter, und er bemerkte oft scherzend, daß man ein Dorfkaplan werden müsse, um die Zeitungen mit gehöriger Umschau zu lesen, da sie die Stelle der Conversation ersetzen müßten. Und was ihn darin am meisten anzog, war das Schicksal der katholischen Kirche, das er mit emsiger Gewandheit nach allen Seiten hin verfolgte. Als Deutscher seufzte er oft schmerzlich über den Verfall des Glaubens und der Andacht in deutschen Landen, und schon nahe dem Grabe konnte er deßhalb eine ängstliche Sorge nicht bergen. Aus der Fieberhitze hob er gegen Abend sein Haupt und sagte treuherzig zu mir: „Also draußen geht es herzlich schlecht! In Deutschland mein' ich. Mit der Bibel springen sie um, wie mit einem alten löcherigen Pergamente; deßwegen heißen sie auch richtig Nichtbibelchristen. Sie suchen den Meister in ihrer Mitte aus sündigem Fleisch und Blut. Und ihre unverschämten Reden in Zeitblättern! Es fehlt an der Nation, die solche Schmach duldet. Und Alles geräth so geistreich, daß man vor lauter Peffer Kopfweh bekömmt. So liegt das Land wie die Wiese des Schneiders Franz voll Maulwurfshügel statt der Blüthen. Und ihr Kleid hat so viel Löcher, daß die Katze die Maus, und die Maus die Katze nicht findet. Und darüber heften sie einen Klafterlangen Aufsatz mit dem Titel, die deutsche Einheit, soll heißen: Abneigung gegen alle Kräfte der Einigung."

Eine andere Unterhaltung, die er „Luxus" zu nennen pflegte, war seine rege Wanderlust, selten in weite Fernen, sondern ringsumher in die Nachbarschaft zu Amtsgenossen, Freunden und Bekannten, denen er für ihre gute Aufnahme ein kindlich dankbares Herz im Busen trug. „Wenn ich mehrere Tage einsam mit mir allein gewesen," sagte er oft, „so regt sich in meiner Seele ein unwiederstehlicher Trieb zur Ansprache mit Meinesgleichen. Mich trägt auf solchen Ausflügen jedesmal helle Freude durch die blühende Welt, welche höheren Reiz annimmt, weil in mir die Gewißheit lebt, daß ich noch heute ins liebe menschliche Angesicht guter Freunde sehen und ihre Hand mit inniger Liebe ergreifen kann. Tausend unvergeßliche Stunden danke ich den Büchern; aber was eigentlich den Menschen bildet, ist doch nur der Mensch selbst, der lebendige, liebeglühende, mit dem Siegel des heiligen Geistes auf Stirn und Lippen." Auf

diesen Wanderungen durch Feld und Wald, durch Berg und Thal wurde er mit den Landleuten und ihren Verhältnissen aufs Genaueste bekannt, ging mit Liebe in ihre innersten Bedürfnisse ein, und gewann durch freundliche Herablassung ihr Herz zur aufrichtigsten Mittheilung ihrer Gedanken und Wünsche. Er war dadurch die lebendige Chronik der ganzen Umgegend und der Vertraute aller Herzen. Mit jedem Begegnenden hielt er ein Ständchen, in jedes Fenster am Wege warf er einen fröhlichen Gruß, an jedem Brunnen setzte er sich nieder zu rasten und koste traulich mit den Wasserschöpfenden. Allen wußte er eine gute Lehre, einen nützlichen Rath, eine eindringliche Ermahnung zu geben. Es kam so weit, daß er auf dem Wege die wichtigsten Gewissensangelegenheiten der Bergbewohner fertig brachte. Er legte ihnen je nach dem Bedürfniß ihr regelloses Leben, ihr böses Beispiel, ihre anstößigen Reden so nachdrücklich ans Herz, daß sie unter häufigen Thränen seine Hand drückten und Besserung versprachen. Niemand blieb davon verschont. Aerzte, Doctoren der Rechte, Landgerichtsbeamten, Ortsvorstände ließen sich seine Ermahnungen zur Buße gefallen. Er suchte sie öfter auf, um ihren Fortschritt zu prüfen, ihre Schwäche zu ermuthigen und den Eifer des Besserwerdens zu loben. So war er ein wanderndes Gewissen geworden, eine Art Beichtspiegel wie durch allgemeines Einverständniß. Selten wurde ihm diese Andringlichkeit zum Guten übel genommen, und wo es der Fall war, ging er so lange, so aufmerksam und liebevoll um den Gekränkten, daß er ihn zahm schmeichelte. „Man kann sich vor diesem Dorfkaplan nicht erwehren," sagte mir einst ein Ortsvorstand; „mag ich lächeln oder grollen, durch Regen oder Sonnenschein dringt sein verständiges Gesicht so grundehrlich durch, daß man sich ergeben muß." In seinen letzten Phantasien hatte er noch viel mit solchen „Patienten" zu thun. Er zog im Geiste durch die Gegend, leise flüsternd ums einsame Gemüth des Sünders. „Manches Herz ist so zart," sagte er, „man darf es bloß am Aermel der rechten Hand zupfen, da geht es in sich. Für andere Herzen braucht man den starken Duft der Alpenkräuter, um sie allmählich aufleben zu machen zur Gottesfurcht; selten wird ein Sack mit Steinen nothwendig. Aber da muß man vorsichtig werfen, einen nach dem andern, nie auf den Mann, sondern nur auf seinen Schatten. Und zwischen Wurf

und Würfe bete ich jedesmal zwei Vaterunser, das hilft gewiß." Besonders zog eine Seele seine sterbende Vorstellungskraft an, er nannte dieses unbekannte Wesen „das Docterle," und lispelte ihm beständig leise Worte ins Ohr, wozu er sich etwas emporhob, wie angeschmiegt zum vertrauten Gespräche. „Liebes Docterle, gutes Herz! mache dein „Mäulchen" nicht weiter als es ist, und die Zunge nicht spitzer als sie Gott erschaffen hat. Einmal steht Alles still, das Rad und die Mühle, das Wort und die That. Da liegt der Mensch lang gedehnt auf Hobelspänen, da sieht es gar ernstlich aus!"

Das war seine letzte zusammenhängende Rede. Die Kraft hatte sich allmählich ganz erschöpft. Er lag die folgende Nacht still und ruhig bis zwölf Uhr. Mit der Nachtwende war er etwas reger, öftere leise Seufzer zu Christus und Maria ließen sich vernehmen. Die ganze Thätigkeit hatte sich in herzinnige Andacht zusammengezogen, die nur bisweilen durch Erinnerungen aus dem vorigen Leben durchblitzt wurde. Gegen drei Uhr Morgens sagte er: „Nun wird mir leicht, ganz leicht, es wird gesund, was krank war an Leib und Seele." Viele Glieder seiner Kirchengemeinde knieten weinend um sein Bett. Als seine Schwester hereintrat, heftete er auf sie einen bedeutsamen Blick, und sagte: „Gib ihnen zu trinken das Wasser, welches in das ewige Leben springt." Hierauf that es einen Knall, als wäre eine große Saite gesprungen, seine Glieder dehnten sich wie aus den Fugen gelöst. „Jesus, mein Gott! meine einzige Hoffnung!" lallte er mit brechender Stimme, und nach wenigen Minuten lag er da in freundlichem Tode wie ein Kind, das schlummernd selig ist. —

So endete dieses edle Priesterherz in den tirolischen Bergen. Ich dachte während jener Stunden oft ans Wort des deutschen Dichters: „Leben, süße freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, von dir soll ich scheiden?" Sie klangen so wahr aus dem Munde des sinnlichen Mannes, dem sie der Dichter in den Mund legt. Beim Dorfkaplan stellte sich das gerade Gegentheil hervor. Die Gewohnheit seines frommen Daseins und Wirkens wurde in ihm desto lebendiger und geistig verklärter, je schwächer sein Leib wurde. Alle Gegenwärtigen fühlten es tief, daß sie mit seinem Geiste fortlebe und der schönsten Vollendung im Himmel entgegengehe, so daß man mit Wahrheit sagen konnte, daß seine Thaten ihm nachfolgten. Jeder begriff

in diesem herrlichen Todesbilde die Wichtigkeit der Vorarbeiten und Lebensgewohnheiten auf der Erde für die glückliche Ueberlebung in den Himmel. Zugleich war ich auf das innigste erbaut durch dieses Mark und Korn ächter Lebensbildung in der tirolischen Priesterschaft. In neuerer Zeit haben geistreiche Leute über diese Volksmänner im besten Sinne vielleicht mehr aus Unkenntniß als aus bösem Willen gespottet und gewitzelt. Schein und Firniß ist bei denselben freilich wenig anzutreffen; wer sie aber kennt, muß sie achten, diese ganze volle Wahrheit eines harmonischen Lebens bis zum Tode für das Volk. Fragt man die Buchhändler in Tirol, wer die fleißigsten Bücherkäufer seien, so gestehen sie unverhohlen: „Unsere Geistlichen!“ Die Einsamkeit der Berge führt durch tägliche Nöthigung fast unwillkürlich zum Lesen und Studiren, und der Eindruck ist desto tiefer und reiner, je weniger der Drang des äußerlichen Verkehres störend ins Haus fällt. Daher findet man einen kaum geahnten Fond von praktischer Lebensweisheit und Durchbildung bei diesen einsamen Priestern der Gebirge. Polyhistorie deutscher Journalisten und Doctoren muß man von ihnen nicht fordern, sie könnte in der Regel nur sehr störend in ihr Berufsleben eingreifen. Die Perle mannhafter Gesinnung und kernhafter Frömmigkeit leistet Ersatz für tausend Papierblüthen gelehrter Hoffart. So habe ich die Erfahrung machen müssen, daß die abgelegenen Dörfer des Gebirges weit gründlichere Priesterbildung aufzuweisen haben, als das Flachland mit seinen berühmten Universitäten, wo der Student Alles lernt, nur das nicht, was ihn zum wahren Priester und Manne des Volkes macht.

Joh. Friedrich Heinrich Schlosser.

(1851.)

Ein lichter Herbsttag lag über dem Zauber des welkenden Naturlebens, als ich das erste Mal Heidelberg erblickte am Fuße der schönsten Schloßruine des deutschen Landes. Die langzeilige Stadt schließt sich wie ein reicher Gurt um die grünen Hügel, welche in steigenden Terrassen in den Kaiserstuhl auslaufen. Im Neckar, dem makellosesten Mittelstrome deutscher Erde, zwischen hangenden Rebhügeln, im zierlich eingefaßten Felsenrinnsaal, spielten auf- und untertauchend einzelne Wildenten mit ihrem weißgrauen Gefieder; Studentenlieder schollen aus den Gastwirthschaften der rechten Stromseite; die tausend Farben der stolzen Laubwelt des Schlosses schillerten anmuthig erröthend und erblassend in der reinen Luft; nur auf dem Kaiserstuhle schwebte ein durchsichtiges Gewölke wie verlorene Thränen aus einem schönen Auge. Ein eigenes Gefühl bemächtigte sich meiner Seele. Hinter mir brüllte noch fühlbar die Nationalversammlung mit ihrem revolutionären Grimme, mit all ihren Formen zuchtloser Rohheit; vor mir leuchtete der Friede des Neckarthales, wo einsam auf einem Hügel Stift Neuburg, Schlosser's Lieblingssommer- und Herbstfrische, in der Nacht prachtvoller Bäume stand. Mir war zu Muthe wie in den Tagen traumseliger Jugend, wo die wundersamsten, widersprechendsten Gestalten und Töne in eins zerfließen, und entzückt ums junge Herz ihren Reigen tanzen. Ich stieg langsam den Hügel hinauf, einige Blätter aus Gutzkow's Schriften in der Hand, in welcher Neuburg als ultramontane Gespensterburg eine so lächerliche Rolle spielt. Auch die Farben dieses Zerrbildes gehörten als Einfassung meines schönen Traums in den Bereich meiner hellen Lust, die sich ungestüm in meiner Seele regte, weil ich noch heute Schlosser näher kennen lernen sollte. Das Dampfschiff von Heilbronn segelte unter mir vorüber und trieb die rauschenden Wogen ans grüne Ufer. Die Berge jenseits mit ihren dunkeln Tinten sandten verlorene Töne schreiender Hirten zu mir herüber und lauteten wie fröhliche Grüße an den Wanderer. Ich trat in den Vorhof des Stifts, ein Viereck,

das von Geflügel aller Art bevölkert war. Durch eine Eisenthür, die zufällig offen stand, war Einlaß in den Garten gestattet, eine herrliche Terrasse über dem Neckar und einem Seitenthälchen vom Gebirge herunter mit einem düsterumschatteten Weiher, welcher seine Wasser schäumend in die Tiefe goß. Der letzte Abendsonnenstrahl schimmerte noch träumerisch über den Blüthenkelchen der Georginen, und Laubvögelein, die sorglos in den Büschen hausen, zwitscherten leise in ihrem Verstecke. Riesige Schlinggewächse umrankten das Gebäude mit seiner gothischen Kapelle, die ihre gemalten Fensterscheiben in die Andacht des schönsten Abends hinausstellte.

Ich bog um die Ecke des Hauses. Der Garten ward dunkler; nur einzelne Sonnenblitze durch Ritzen und Laubgänge hüpften auf den Zweigen hin und her. Es rieselte und rauschte so anmuthig aus der Tiefe, daß ich unwillkürlich stehen blieb. Da vernahm ich auf einmal eine kichernde Stimme wie von Alt und Jung, ein Rascheln und Rauschen durchs Gebüsch wie von Haschen und Gehaschtwerden. Und in der That, Schlosser war's im Flausrock mit weißen Strümpfen und Pantoffeln, und die kleine Tochter seines Gärtners, ein Kind von vier Jahren mit rothen Wangen und schalkhaften Augen. Lieberes hätte mir nichts begegnen können als dieses reizende Versteckens des bejahrten Mannes mit dem schönen Kinde, das mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit von der Welt den flüchtigen Rath des Fürsten Primas an den Rockschößen faßte und vor Lachen fast nicht zu Athem kommen konnte. Ich erwähne dieses Umstandes geflissentlich zuerst, denn er ist der Schlüssel zum Verständnisse des Charakters unseres hingeschiedenen Freundes. Er kennzeichnet ihn besser als es die längste Rede thun kann.

Reine ursprüngliche Kindlichkeit des Gemüths ist die Grundlage dieses reichen Geistes von Jugend auf gewesen und bis ins höchste Alter geblieben. Er hatte wie kein Anderer in der Welt gelebt, im Umgange mit den reichsten und raffinirtesten Geistern seiner Zeit; aber der Hauch dieses Weltlebens war nicht im Stande gewesen, den Blüthenstaub von dieser unbefleckten Blume zu schütteln, auf welcher die Tropfen seliger Unbefangenheit und Unschuld leuchteten. Diese tiefinnerliche Güte des Mannes war ein verhängnißvoller Prüfstein für alles Halbe, Heuchlerische, Befleckte. Unbewußt zog

dieser reine jungfräuliche Mensch Alles an, was noch unversehrt war, und was er abstieß, was sich von ihm abstoßen ließ, das hatte sein Urtheil von der selbsteigenen inneren Fäulniß empfangen, der es unwohl geworden war in solcher Nähe. Dieser Instinct der Unschuld und Reinheit, wenn ich mich so ausdrücken darf, war bei ihm im höchsten Grad entwickelt, unbestechlich, fest. Nachsicht, mildes Urtheil, zuhüllende Zartheit für Freund und Feind war bei ihm im reichsten Maaße vorhanden, aber nie ein Verzeihen der schlechten Sache, nie eine Zärtelei mit der Unschicklichkeit, Taktlosigkeit, Niederträchtigkeit. „Selbst die geistreichste Bosheit, der Humor, die Ironie muß den Anhauch reiner Lüfte aus der Welt des Idealen haben," sagte er einst und warf die „Briefe aus Paris" unwillig in eine Ecke des Zimmers; „sonst ist es eckle Gemeinheit, deren sich nur ein befleckter Geist schuldig machen kann." Und wenn er ein solches Urtheil aussprach, nahmen seine Gesichtszüge den Ausdruck eines unbeschreiblichen Schmerzes an. Nicht bloß sein Mund sprach das Verdikt aus, sondern seine ganze Geberde, das Athmen und Tönen seiner Stimme aus der bewegten Brust, das Mitleiden seines Herzens, aufsteigend aus geheimnißvoller Tiefe, der ganze volle Mensch, aus keinerlei Menschenrücksicht, sondern einzig um des Guten willen. Er war in einem solchen Zustande die beredteste Klage über den Fall eines großen Talents, eine lebendig ergreifende Theilnahme für herrliche Geistesgaben, der persönliche Nothruf zur Rückkehr auf die Bahn der Wahrheit und des Rechtes.

Diese Reinheit Schlossers war getragen von einem überaus innigen Gefühle des allgegenwärtigen Gottes, den er nie aus seinem Herzen verlor, der unsichtbar alle seine Gedanken und Empfindungen beherrschte. „In Ihm leben und weben und sind wir," war bei ihm nicht so fast Sache des Glaubens, sondern einer ursprünglichen unabweislichen Empfindung, die keinen Augenblick seines Lebens ihre Kraft verlor. Daraus floß bei ihm auf ganz natürlichem Wege seine tiefe Demuth vor dem höchsten Wesen, dem gegenüber er an sich nur Schwäche, Untugend, Flauheit des Willens zum Guten empfand. Es war tiefrührend seine Klage zu hören, wie er, der allzeit Thätige, zu wenig Thätigkeit, der allzeit in Gott Betende, zu wenig Geist des Gebetes, der fleckenlos Reine, zu wenig Reinheit in sich entdeckte. „Wüßte ich

nicht," sagte er einst, „das süße Wort der Schrift: der Herr ist freundlich und seine Barmherzigkeit währet ewig! so würde ich im allseitigen Gefühle meiner Schwäche muthlos werden." Ihn in solchen Augenblicken zu sehen, wie er eine Thräne im Gesicht auf das Kreuz blickte, den Baum seiner Hoffnung und seines Trostes, das war eine unvergeßliche Erfahrung, ein Stoff höchster Erbauung für Alle, die mit seinem inneren Leben vertraut waren. Vor Gott, seinem unveräußerlichen und liebsten Gedanken, legte er alle Tage sein Inneres offen dar mit inniger Reue über jeden kleinsten Fehltritt, mit täglich wiederholten Vorsätzen des Ankämpfens gegen die natürliche Unvollkommenheit. „Der Herr soll wenigstens meinen guten Willen sehen," betete er unaufhörlich, „und mich segnen mit dem Hauche seiner Gnade, ohne die der Mensch nichts Gutes wirken kann."

Seinem Arbeitszimmer gegenüber stand im Stifte Neuburg die schöne Hauskapelle in gothischer Form mit sinnvoll zusammengestellten älteren Glasgemälden, mit meisterhaften Bildnissen aus Steinle's Hand, so schmuck und rein gehalten, daß sie jedes Herz entzückte. Hier hörte er alle Tage, wo es seine vielen priesterlichen Freunde auf Besuch möglich machten, mit der größten Sammlung die heilige Messe, deren wesenhafte Bedeutung lange geübt und durchdacht, in seiner aufmerksamen Seele lag. Selbst der Priester am Altare fühlte sich durch die tiefen Seufzer seiner Andacht gehoben. „Niemanden," sagte er einst, „kann ich die unendliche Fülle von Trost begreiflich machen, die ich täglich aus der heiligen Messe, dieser unblutigen Feier des Todes Jesu Christi, im gläubigen Herzen schöpfe. Alle irdischen Gedanken ziehen sich zurück, meine sittlichen Kräfte leben auf wie matte Blumen im Morgenthau, Christi Blut fühle ich geheimnißvoll und gnadenreich durch meine Seele rieseln. Nicht bloß alle Menschen, sondern alle Vögel des Himmels, alle Blätter an den Bäumen, alle Strahlen des Sonnenlichtes, Alles, was athmet, grünt, leuchtet, muß ich aufrufen, dem gütigsten Gott zu danken, welcher mich durch seinen Kreuztod aus eigener Unkraft in die Freiheit der Kinder Gottes geführt hat. Und gerade das heilige Meßopfer der katholischen Kirche stellt unsere Anhänglichkeit an die apostolische Ueberlieferung der Christuslehre ins hellste Licht. Dadurch erhalte ich aus der Hand der Kirche die Gewißheit des leibhaftigen Gottes, der unter und in

den Menschen wohnt.“ Aus dieser innigen Vertrautheit mit Gott, dem Geist aller Wahrheit, floß auch sein gewissenhaftes, sorgsam abgewogenes, im innersten Kern wahrhaftes Wort, dem sich Niemand unberührt entziehen konnte. Man fühlte in demselben die Urquelle aller Wahrheit im Grunde seines gottdurchdrungenen Wesens, es blieb davon ein Stachel stecken im Guten und im Bösen, hier als Strafe und Pein, dort als Trost und Vertrauen zum Manne, der es gesprochen hatte, wenn gleich stets in mildester Form.

Dieses unveräußerliche Gottgefühl, welches den ganzen Menschen erfüllte, gab ihm auch die ganz eigene Heiterkeit und Fröhlichkeit, eine Art kindlicher Selbstvergessenheit, die er stets in die Gesellschaft brachte und in den besten Formen walten ließ zur Erheiterung und Belehrung der Besuchenden. Der innere Frieden machte sich äußerlich geltend, und theilte sich Allen mit, welche mit ihm in Berührung kamen. Ja, ich wage es unverhohlen auszusprechen, auch seine gute Lebensart, die ihn nie verließ, auf die selbst sein entschiedener Feind und Gegner rechnen konnte, hatte ihren Grund in seiner Ehrfurcht vor Gott, den er überall fand und in jedem Menschen demüthig anerkannte. Das ist das Eigenthümliche liebevoller Geister, daß sie unbewußt den Reichthum ihrer Seele ausstrahlen und denselben zum Eigenthum Aller machen, die mit ihnen zu verkehren das Glück haben. Mangel an Liebe und Zartheit fließt aus einem öden Herzen, worin der Urquell aller Liebe, der persönliche Gott, durch eigene Schuld vertrocknet ist. Und wo diese innerliche Liebe fehlt, da läßt alle Höflichkeit kalt, und diese Kälte ohne Gott macht die trostlose Herzzerrissenheit der modernen Welt so schmerzenreich.

Selbst in Schlosser's äußerer Erscheinung gab sich das Wesen seiner Seele kund. Er war von mittlerer Größe, von zarten regelmäßigen Formen. Sein mehr rundliches Gesicht hatte den Ausdruck der Besonnenheit, des Wohlwollens, der Liebe. Kein Zug haarspaltender Logik, dieser Freundin des Zankes und der Herzlosigkeit. Das sanfte Leuchten seiner Augen verkündete Treue, Wahrheit, Klugheit ohne Hehl und Umweg. Sein grauliches Haar, fein wie Seide und stets ungekünstelt, gab seinen zarten Zügen einen unwiderstehlichen Ausdruck von Feinheit und Durchdringlichkeit. Man fühlte es tief,

dieser Kopf ist ein Feind alles Ungeschlachten und Gewaltthätigen. Wenn er lächelte, klang es wie aus einer unergründlichen Tiefe, wo ein Ton den andern jagte, es war ein Lächeln aus ganzem Herzen, aus einer Region, wo die Freude und die Anmuth sich wechselseitig und liebevoll umschlungen hielten. Selbst seine Stimme rieselte mit ihren Zitterwellen auf eigenthümliche Art wie der Brunnen des Gebirges um die Blumen der Alpenlandschaft. Alle seine Bewegungen, sein ganzes Wesen trug den Charakter des Rücksichtsvollen und Unbefleckten, man verlor in seinem Umgange nie den Eindruck einer Pflanze aus der Seele, welche, fern vom Heerweg, rein und staublos ihren natürlichen Glanz entfaltet. Aus diesem Grunde ließ er sich nie ein, gegen die Gemeinheit und Niederträchtigkeit der literarischen Welt ein Wort der Vertheidigung fallen zu lassen. Er wurde aus Parteihaß nach Herzenslust angegriffen, verdächtigt, selbst in der häuslichen Stille des Stiftes Neuburg nicht geschont. Er stand mitten in diesen Staubwolken von Haß, Neid und Intoleranz unbewegt, wie eine Baumkrone im Lichte des Himmels, die gar nicht merkt, daß um ihren Stamm faule Erddünste brüten, ohne Wort der Klage, ohne Entrüstung, da er an seinem inneren Seelenhaushalte eine unerschöpfliche Quelle des Trostes hatte. „Sich ins Gezänk dieser Menschen auch nur mit einem Worte einzulassen,“ sagte er einst, „erniedrigt eine stille treue Seele, die im Dienste der Wahrheit lebt. Ich habe keine Lust in diese Traufe hinabzusteigen. Schon der Athem aus dieser Region verpestet.“

Nebst dieser inneren Güte des Mannes machte sich eine andere eben so mächtige Eigenschaft mit größter Entschiedenheit geltend, sein geschichtlicher Sinn nämlich, der ihn in allen Zweigen des Lebens nöthigte, die Dinge in ihrer Entwickelung und im Zusammenhange aufzufassen, welcher allein aus den Erscheinungen die Wahrheit hervortreten läßt. „Mir ist in der modernen Welt nichts widerlicher als der Unzusammenhang im Leben, in der Religion, in der Politik,“ klagte er eines Tages, „die jungen Generationen der Welt an den Ufern des Euphrats hatten doch noch ein Gefühl für den nöthigen Zusammenhang der alten und neuen Welt. Ist der Versuch als ein bloß äußerlicher auch mißlungen, so muß man doch den geschichtlichen Sinn loben, welcher sich dabei kund gab. Die moderne Welt hat

diesen Sinn größtentheils verloren. Jeder bricht ein Felsstück aus dem Bau der Welt, und will damit sein Glück in der Isolirung von aller Geschichte und allem Rechte begründen. Dieses Sonderstreben rächt sich am Individuum so gut als an der Gesellschaft. Wir haben deßhalb so viel geistige und physische Armuth, so viel Zerrissenheit des socialen und religiösen Lebens. Nur Demuth und Liebe, die sich dem höheren Geiste der Vorsehung in der Geschichte unterwerfen, können von diesem Schaden heilen."

Deßwegen schlug er von Jugend auf für seine geistige Ausbildung den historischen Weg ein. Er war ein Wanderer durch alle Zeiten und alle Völker, vom Ursprunge des Menschengeschlechtes bis zu seiner Mündung in die Gegenwart, voll Aufmerksamkeit auf alle Erscheinungen des Lebens, voll Demuth vor jeder geistigen Uebermacht, voll Treue für das Gute, mit einer Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe, wie nur ein liebevoller Geist sie entfalten kann, mit einer universellen Empfänglichkeit, wie sie nur reichbegabten Geistern eigen zu sein pflegt. In diesem Weltbildungsgange entwickelte sich in ihm ein assimilirendes Talent eigener Art und gab ihm den Charakter, den er in Literatur und Kunst, in Religion und Politik mit liebenswürdiger Zähigkeit festgehalten hat. Er stand als auffassende, gestaltende und verarbeitende Thätigkeit mitten in den scheinbar unzusammenhängenden Lehren, Thatsachen und Katastrophen der Weltgeschichte, und sammelte die einzelnen Fäden des Guten, Nützlichen und Schönen zum naturgemäßen Ganzen, mit einem Takt, ich möchte sagen, mit einem Instincte, den Jedermann an ihm bewunderte. Das Unordentliche nahm in seiner Seele Ruhe und Regel an, das Gleiche Einigung und Stärke, der Mißton Wohllaut und Harmonie. Alles Wissen, Dichten, Schaffen, Thun der größten Geister alter und neuer Zeit, aller Zungen und Erdstriche, aller Sprachen und Liedesweisen, aller Bildungsstufen und Eigenthümlichkeiten wurde von seinem Genius angezogen und mit Liebe fortgebildet. Er schien ein Vielfältiges zu sein aus Raum und Zeit, ohne die Einheit vermissen zu lassen, die wie ein schöner Rahmen die entferntesten und nächsten Gegenstände zum Gesammteindrucke verband. Sein Studiren war deßhalb kein bloßes Lernen als Arbeit des Verstandes, sondern eine Angelegenheit des Herzens, keine Schule, sondern Leben. Er konnte mit Recht sagen

von jeder literarischen Arbeit, die er nach langem Ringen mit sich selbst der Oeffentlichkeit übergab: „Es ist ein Stück von meinem Leben.“

Sein Studirzimmer hatte deßhalb für mich stets etwas Heiliges, als der erwählte Raum einer geistigen Thätigkeit, die sich ihres Zieles in Gott bewußt blieb, und alle Offenbarungen dieses einigen Gottes in Millionen Strahlen sammelte. Es lag im hintersten Theile des Hauses, geräumig, mit der schönsten Aussicht auf das stille Thal des Neckars, an allen Fenstern umrankt von blühenden Ausläufern der zierlichen Schlinggewächse seines Gartens. Auf allen reinlich gehaltenen Tischen, Schränken und Etagèren standen, sinnvoll gruppirt, kleine und große Kunstgegenstände, Büsten, schimmernde Stufen der Gebirgswelt aus Holz, Marmor, Metall und Gyps, ziersam anzuschauen, lehrreich für jeden Betrachter. An den Wänden und auf beweglichen Gestellen bewunderte man köstliche Gemälde, Kupferstiche und Zeichnungen, theilweise fest, theilweise immer wieder erneuert, um die Mannichfaltigkeiten des Interessanten der Seele zu vermitteln. Die Räumlichkeit war durchzogen vom reinsten Lufthauch, wie von einem beseelten Wesen, das den Geist aufregte und besänftigte zur Betrachtung. Sein Studirtisch, auf welchem wenige schöngebundene Bücher lagen, und der mich durch seine Reinlichkeit und Anschmiegsamkeit besonders erbaute, hatte von Glück zu reden, daß ein so wohlgeordneter Geist an ihm die Weltgeschichte und ihre Erscheinungen im Brennpunkte der reinsten Absicht sammelte und sich anlebte. Das Verschiedenartigste und Mannichfaltigste hatte sich an demselben zusammengefunden, um in der herrlichen Einheit des Mannes persönlich zu werden.

Aus diesem literarischen Durchleben der Welt und ihrer Geschichte entsprang seine wissenschaftliche Demuth, sein williges Eingehen in jedes Erzeugniß des Menschengeistes. Für jeden tüchtigen Gelehrten, Dichter, Künstler fühlte er eine kindliche Verehrung, eine Art Andacht. Und diese galt nicht der Person als solcher, sondern der höheren Weihe des innwohnenden Schöpfergeistes, der sich im Menschen auf die mannichfaltigste Weise offenbart. „Meine reinsten Freuden,“ wiederholte er oft, „verdanke ich dem willigen Gehorsame, welchen ich

stets den Offenbarungen des göttlichen Geistes im Menschen leistete.“ Und dieser schmiegsame, innig-warme Umgang mit Lebendigen und Todten, die ihn bilden konnten, vollendete seine Gewandtheit im Ausdrucke, seine Glätte im Verkehre, seine makellose Form in Schrift und Leben. „Die gute Gesellschaft verläßt mich nie,“ ließ er einst fallen, als man sein zurückgezogenes Leben auffallend nannte. Er lebte die schönsten Stunden in dieser wahrhaft heiligen Einsamkeit, und liebte dieselbe wie ein Ordensbruder. „Wenn ich in dieselbe eingehe,“ sagte er, „fällt aller Anflug der Erde von meiner Seele, die Lieder einer andern Welt begrüßen mich, mein Herz hebt sich empor wie die Blumenkrone in den Thau der Nacht, alle Kräfte werden erfrischt in der befruchtenden Stille.“ Es gab für ihn keine Scheidewand des Uneinverstandenseins, das Gute aus allen Zonen und Zeitaltern theilte sich ihm durch eine Art Wahlverwandtschaft mit, und je mehr er die Förderung derselben in sich empfand, desto weniger Auge war er für das Schwache, Irrige, Sündhafte, das in natürlicher Scheidung mühelos vom ungleichartigen Geiste sich hinwegzog, und die Schärfe des Urtheils nicht herausforderte. Seine Bildung war in diesem Sinne wahrhaft universell, und diese Eigenschaft an ihm als Frankfurter Bürger um so schätzenswerther, je mehr Kraft und Liebe zum Guten nöthig war, um seine nächsten Verhältnisse zu überwinden, wo die specifische Frankfurter Bildung mit dem Kleinstaatlichen, Scharfabgegrenzten, Traditionelleingepflanzten, über die Wartthürme selten hinausreicht und unseren Verstand und selbst unsere Erziehung in glänzender Versteinerung festhält. Schlosser wiederholte oft lächelnd, die Worte eines Minnesängers, welcher vom „Abmausern der alten Federn“ sprach, als einer sehr mühseligen Arbeit für den festgerannten Geist, welcher voll von sich, den weltbeherrschenden Universalgeist zu besitzen wähnt.

Bei solcher Gesinnung und Strebniß von Jugend auf war es natürlich, daß er zur katholischen Kirche zurückkehrte, welche die geschichtliche Thatsache und Entwickelung des Christenthums durch alle Jahrhunderte gegen jede Neuerung standhaft und treu festgehalten hatte. Das einseitige Brechen mit der Geschichte aller vorhergegangenen christlichen Jahrhunderte, wo die Willkür des Menschen an die Stelle der Thatsachen und ihrer nothwendigen Folgen trat, wo

das Individuum den Weltgeist, der die Geschichte gemacht, verdrängen wollte, konnte ihm unmöglich als Reformation gelten. „Wer an den Heilquellen aller Jahrhunderte getrunken hat,“ bemerkte er einst, „und ihre beseligende Kraft in Gesellschaft der größten und heiligsten Geister in sich bewährt gefunden hat, kann wohl kaum darauf eingehen.“ Die katholische Kirche war ihm die souveräne Mission Gottes durch die Zeit und die Welt, nicht bloß alle Offenbarungen Gottes in ungetrübter Reinheit festzuhalten, zu vertreten und zu pflegen, sondern auch außerhalb ihres eigentlichen Kreises alles Zerstreute zu sammeln, das Lose zu binden, das Laue zu erwärmen, das Gute zu heiligen, das Schwache zu heben, das Verstocktböse auszuschneiden, ein ewiger Proceß des Himmelbaues auf Erden, auf dem Felsen, welcher Christus ist, und die Anstalt der heiligen Kirche trägt. Deßhalb war seine Loosung: „Alles in der Kirche und durch die Kirche!“

Er war von dieser Sendung der katholischen Kirche dergestalt überzeugt, daß ihn kein ungünstiges Ereigniß auch nur einen Augenblick irre machen konnte. „Der Baum der Kirche,“ sprach er öfter, „ist mit seiner unermeßlichen Ausästung durch die Welt, befruchtet vom Blute unseres Erlösers, mächtig genug, allen Stürmen zu trotzen. Verdorrt ein Zweig, tausend neue schießen anstatt seiner ins Licht des Himmels. Fällt ein Ast vom Stamme, so ist seine unvermeidliche Fäulniß, sofern er in der Sonderung beharrt, der beste Beweis, daß man nur in der Einigung mit der kirchlichen Urkraft in Christus grünen und blühen kann. Was am einen Strande augenblicklich verloren geht, sproßt auf einem andern frischer und mächtiger auf. Und wenn der Jubel unserer Feinde ungeberdig aufschlägt über unser Unglück oder ihren scheinbaren Vortheil, so ist das Wetter bereits im Umschlagen, Maienlüfte wehen an, die Kräfte unserer Kirche in neues Wachsthum zu treiben. Selbst der Ungläubigste kann diesem unzerstörlichen Riesenbaume seine Ehrfurcht nicht versagen, der Instinct aller Herzen, die athmen auf Erden, bekennt bewußt und unbewußt, gern und ungern, daß die katholische Kirche allein neue Kraft gewinnt im Processe der Zerstörung, Freunden und Feinden uneigennützig heilsam.

Mit dieser welthistorischen Auffassung des Christenthums fiel für

ihn aller Grund ungeeigneter Polemik fort; er war auch in Bezug auf die religiöse Ueberzeugung die duldsamste Seele von der Welt, die überall zu vermitteln, auszugleichen und die Gegensätze zu versöhnen suchte. Menschen aller Confessionen fanden in seiner menschenfreundlichen Seele Trost, Theilnahme, Rücksicht, mit einer Liebe, die nie erlosch, selbst ungleich vergolten. Der fanatische Haß wurzelt überhaupt nicht im katholischen Leben; sein Feld ist die Tenne, wo gegen alle Geschichte und Kirche leeres Stroh gedroschen wird, um die erstickende Staubwolke herzloser Grübelei oder pietistischer Empfindelei allen klaren Bekennern der katholischen Kirche ins Gesicht zu jagen. Hierüber ist mir eine Aeußerung des Herrn Schlosser unvergeßlich und kann für unsere Zeit nur sehr lehrreich sein. Er kam nämlich eines Abends über den Confirmationsunterricht gewisser Kreise zu reden, und sagte mit seiner gewöhnlichen Anschaulichkeit und Zartheit: „Schauen Sie dieses Kind an wohldenkender Eltern, wie liebenswürdig, wie offen, wie zutrauensvoll ist es nicht; und dieser selige Stand der Unschuld dauert für dasselbe, wenn es hochkommt, bis ins sechzehnte Jahr. Es weiß nichts vom verächtlichen Unterschiede zwischen Katholiken und Protestanten. Aber nun kommt es aus dem Paradiese in den Confirmationsunterricht. Da lernt es als Grundlage der Confirmation, daß zum Beispiel die Katholiken schlechte Leute oder wenigstens Dummköpfe sind. Hier wird ihm von Heiligenanbetung, von bezahlter Sündenvergütung, von Pfaffenbeichte, von Götzendienst der Katholiken vorerzählt und zur Verhinderung jedes lapsus memoriae dictirt, mit anderen unzulässigen Behauptungen. Das hört es einige Wochen alle Tage. Es wird mißtrauisch gegen alles Katholische, scheu vor den Bekennern des katholischen Glaubens, und erscheint gegen früher wie ausgewechselt. Diese Saat ungerechten Hasses ist ein Verbrechen gegen die Gesellschaft und wird ihre Früchte tragen."

Ueberhaupt konnte er nie genug beklagen, daß der Kampf gegen die katholische Kirche eine so gehässige Gestalt annehme, wohl von keinem vernünftigen Menschen jemals gut zu heißen. „Den wüthendsten Gegnern der katholischen Kirche," sagte er, „sind die positiven Wahrheiten des Christenthums, nach ihrem eigenen Eingeständnisse, abhanden gekommen. Sie sind Rationalisten im besten Fall, also jedenfalls

Ungläubige an der übernatürlichen Offenbarung Gottes. Alle Ehrfurcht für die Bücher ihres Bekenntnisses, alle unfehlbare Inspiration der Schriften des neuen Bundes, aller Glaube für die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahle haben sie weggeworfen und dadurch nur desto größeren Haß gegen die alte katholische Kirche in die Seele bekommen. Und doch je weniger Grund, desto größer ist der confessionelle Lärm. Sie reichen Juden und Heiden mit Zärtlichkeit die Hand, selbst der Gotteslästerer hat Anspruch auf ihre schonende Rücksicht; nur die Katholiken, die festen Anhänger der ältesten apostolischen Ueberlieferungen, dürfen keine Gnade vor den Menschen finden. Nachdem sie mit den Lehren ihrer eigenen Reformatoren fertig geworden, fühlen sie als eine Art Fluch das Bedürfniß, gegen alles Positive in Religion und Kirche auszuschlagen. Wie Theodorich, König der Ostgothen, überall den Kopf des Symmachus, den er hatte ermorden lassen, sah und fürchtete, so begegnen diese Kämpen auf katholischem Boden, den sie nicht meiden können, überall dem Zerrbild ihres eigenen Abfalles, ihrer Untreue gegen die geoffenbarte Religion, und erheben ein furchtbares Zetergeschrei gegen uns, als hätten wir das Attentat begangen. Wer in Religionssachen auf reinnatürlichem Boden steht, führt mit Unrecht den Namen eines Christen, und hat kein Recht, unseren übernatürlichen Standpunkt anzufechten, der mit den irdischen Dingen unserer Gegner nichts gemein hat. Die kahle Sonderung, die Negation ohne wirklichen Religionsinhalt, die bloße Lust ungerechter Polemik als müßiger Schlag in die Luft, kann um so ruhiger auf den Strohbündeln ihrer Armuth sitzen bleiben, da sie sich für die längst verlornen christlich-übernatürlichen Grundsätze nicht mehr zu schlagen hat. Es blieb ihr nichts übrig, als der ungeberdige Haß, die verderbliche Basis der meisten Anfeindungen unseres Glaubens in der Gegenwart, eine Art Cult für ausgetrocknete Herzen, bei Tausenden die geballte Faust im Sacke, wie bei Anderen die Proclamation sogenannter Kirchentage mit offener Feindschaft gegen katholisches Leben. Man schaudert bei der Wahrnehmung, daß alle Aeußerungen des sogenannten Kirchenwesens, die Predigt, der Unterricht für Alt und Jung, die innere Mission, die Erbauungsstunden, Feste und Conferenzen von diesem Hasse gegen die Katholiken überschäumen. Selbst der Haß hat oft etwas Großartiges, wenn er aus einer bestimmten

mächtigen Religionsüberzeugung quillt; der gläubige Fanatiker kann deßhalb noch ehrwürdig sein. Aber der Haß ohne Christus? Ohne Gott? Ohne Himmel und Hölle? Warum geht man nicht in eine bessere Schule? Die jetzige kann nur zum Verderben des deutschen Volkes führen. Das Geschrei gegen die Jesuiten ist rein überflüssig, sie verdienen Nachahmung in der Achtung fremder Confessionen. Ihre Vorträge sind Muster katholischer Darlegung ohne Kränkung Anderer."

Eine andere Ansicht über diesen Punkt scheint mir ebenfalls anführungswerth zu sein. „Bei uns in Deutschland," sagte er, „glaubt man die wahre Toleranz in der Indifferenz zu finden gegen religiöse Wahrheiten überhaupt. Die Frucht dieser verkehrten Ansicht tritt allenthalben zu Tage. Ohne Grundsatz gibt es keine Liebe und keine Gewissenhaftigkeit. Nur innige Glaubenswärme und feste Treue begründen die heilige Pflicht der Duldung und erleichtern die gewissenhafte Erfüllung derselben. Der in Bezug auf sein eigenes Bekenntniß gleichgiltige Mensch ist dem fanatischen Hasse am zugänglichsten. Negation und Position führen ewig Krieg miteinander. Der Gläubigste in der That, im Grunde seines Herzens ist auch der Duldsamste, weil er den Nächsten liebt um Gottes willen und das Unabänderliche menschlicher Meinungen als irdisches Verhängniß gottergeben trägt." Was Schlosser hier aussprach, übte er auch mit der gewissenhaftesten Genauigkeit. Jedes strenge Urtheil über Andersdenkende, alle Anfeindungen fremder Glaubensbekenntnisse waren ihm in der tiefsten Seele zuwider. Selbst hochberühmte, zum Theil seine besonderen Freunde fanden bei ihm keine Entschuldigung für harte Ausdrücke auf dem Felde confessioneller Polemik, sie mochten Katholiken oder Protestanten sein. Er wiederholte öfters: „Wer uns den ganz eigenthümlich deutschen Religionszwist gebracht, der seit drei Jahrhunderten unsere Gesellschaft geißelt, hat eine schwere Sünde an Deutschland und der Welt begangen. Ich möchte mit ihm nicht theilen."

Aus dem bereits Gesagten folgert der aufmerksame Leser wohl von selbst, daß Schlosser auch in der Politik den geschichtlichen Boden festhielt, er bekannte sich redlich und treu in allem Tumulte widerstrebender Meinungen zu Oesterreich im reichskaiserlichen Sinne.

Was zu diesem Ziele steuerte, galt ihm als Zeichen eines gesunden politischen Lebens, das Gegentheil als Schwimmversuch gegen Zeit und Geschichte. Und diese Gesinnung hegte er nicht bloß als deutscher Mann, sondern insbesondere als Bürger von Frankfurt. „Unsere Kaiserkrönungsstadt,“ bemerkte er oft, „hat ihre ganze freistädtische Ausbildung und das ältere Glück ihrer Handelschaft dem reichskaiserlichen Schutze, dem ganz eigenthümlichen Gewährenlassen unter der deutschen Reichsverwaltung gewonnen. Deßhalb ist ein unvertilgbarer Sinn für Oesterreich als deutsche Kaisermacht in unserem Volke. Was sich jetzt gothaisch dagegen geltend macht, ist eine Kunstblume aus farbigem Papier, die ohne alle Wurzel im eigentlichen Volke ihre heimlichen Fabrikanten nur compromittiren kann. Freihandelstraum im englischen Geschmack und Hinüberspielen aufs confessionelle Gebiet sind die Triebfedern dieser ungeschichtlichen Bestrebung. Schlimm genug für die Sache, daß man sie nicht einmal klar auszusprechen wagt! Die ungeheueren Anstrengungen, welche gemacht worden sind durch Schrift und That, um dieses gothaische Produkt einheimisch zu machen, haben nur dazu beigetragen, die Schwäche dieser Partei aufzudecken.“

Er behauptete stets, man könne die Partei der Gothaer am besten aus ihren Bündnissen und Mitteln beurtheilen. „Sie will allein die Kraft haben, Deutschland zur einigen Macht im Mitteleuropa zu machen,“ sagte er, „und unglücklicher Weise tritt überall, wo sie thätig ist, die Zerrissenheit zu Tage. Sie stützt sich einerseits auf die christlichen Kräfte, welche von jeher unter allerlei Formen der Revolution gedient, und nur Rechtsgefühl für ihre eigene Politik haben; anderseits auf die nichtchristliche Hülfe außerhalb der drei anerkannten christlichen Confessionen, um desto sicherer die conservativen Grundsätze der Kirche und des Staates zu überwältigen. Durch diese Bundesgenossenschaft von zwei verschiedenen Seiten hofft sie zu ersetzen, was ihr an Halt und Wurzelkraft im gesunden Volk abgeht, und am Main in der Bundesstadt ein revolutionäres Inselchen zu gründen, um aus diesem Mittelpunkte der deutschen Welt die Rolle des Sauerteiges für die kleindeutsche Politik zu spielen. Sehr wenig Verstand hätte hingereicht zur Einsicht, daß ein solches Unternehmen in unserer, nach Frieden und Verkehr ringenden Zeit nie gelingen werde. Aber

weit gefehlt, so viel politischen Sinn ins Geschäft mitzubringen, ist sie nicht einmal bemüht, das eigentliche Ziel zu maskiren, sie spielt vor aller Welt das cul insu, wie die Italiener sagen. Kein Mittel wird geschont, um Preußen und Oesterreich zu trennen, und auseinander zu halten, weil keine Revolution möglich ist, so lange beide Mächte einverstanden sind. Das constitutionelle Kaiserthum, die Union, die Zolleinigung, der Religionshaß werden bloß ausgebeutet, um die Einigung der beiden Großmächte und die Erstarkung der Nation in materieller Behaglichkeit zu verhindern. Mir graut vor der gothaischen Presse, die mit solchen Mitteln einen schwunghaften Verkehr treibt, wie kein ähnlicher jemals dagewesen ist auf deutscher Erde. So ist diese Partei der Herd aller Ungewißheiten, Spannungen, Mißverständnisse und Aufreizungen, um ja den gesunden Sinn unseres Volkes zu verdüstern und dasselbe nie zu Athem kommen zu lassen. Man kann nicht einmal sagen, daß sie nach dem Grundsatze handle: „Der Zweck heiligt die Mittel," weil Zweck und Mittel gleich verwerflich sind. Und die ganz eigene Unklarheit ihrer politischen Renommisterei, die selten über die persönliche Misère hinaus kann, trägt viel bei zur Aufklärung über diese Art von Liebe fürs große deutsche Vaterland. Man kann ihnen unter diesen Umständen beim sichtbaren Mangel an Zurechnungsfähigkeit viel verzeihen, was für einen gewiegten Staatsmann eine ewige Schande nach sich ziehen würde."

Trotz dieser entschiedenen Politik blieb Schlosser doch immer ein Freund des Generals von Radowitz, den er mit rührender Treue vor erbitterten Feinden in Schutz nahm. Er eiferte bisweilen gegen die großdeutschen Blätter ebenso sehr als gegen die preußischen Maßlosigkeiten, welche im Wahn, dem Hause Oesterreich oder Preußen Dienste zu leisten, mit emsiger Thorheit ihre politische Doctrin als allein seligmachenden Glaubensartikel aufstellten und alles Gegentheilige mit fanatischer Schärfe anfeindeten, wo es an Verdächtigungen des Charakters aus politischen Gründen nicht fehlen konnte. Er litt daher sichtlich während der politischen Parteikämpfe zu Frankfurt am Main, da ihm auf der einen und der anderen Seite oft der Anstand, die Würde, das Maaß und die Gerechtigkeit in so mancherlei Beziehungen zu fehlen schienen. „Das ist die Intoleranz der Politik," rief er aus,

„die so verwerflich ist als die fanatische Wuth in religiösen Angelegenheiten." Bei diesen Urtheilen über die Politik unterschied er stets die politische Bewegung der unteren Regionen und die Stellung der regierenden Familien zu derselben. Nie verwechselte er die Ministerien Pillersdorf und Doblhof mit der Gesinnung des Kaisers, noch die Partei der Kreuzzeitung, wie man die längst dagewesene jetzt zu nennen pflegt, mit den Ansichten des Königs von Preußen. Ihm erschien bei allem Irrsal um die Stufen des Thrones die von Gott gesetzte Obrigkeit stets heilig und geweiht. Eines Abends legte er mir die Bibel auf den Tisch und wies mit dem Finger auf die Stelle: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!" „Dieses Bekenntniß des Königs von Preußen," sagte er mit Nachdruck, „in den Tagen allgemeiner Verwirrung und Niederträchtigkeit mit Muth und Entschiedenheit ausgesprochen, ist mir ein ebenso heiliges Unterpfand der Wahrheit und Gerechtigkeit auf Erden, als die große That des jungen Kaisers von Oesterreich, welcher gegen alle Stimmen der Wühler und Gleißner die Freiheit der Kirche proclamirte. Dadurch stehen die Herrscher als Theilnehmer an einer höheren Weihe über den Leidenschaften und Thorheiten dieser Welt, Werkzeuge in Gotteshand zur Rettung des Menschengeschlechtes."

Ein anderes nicht minder großes Unglück des deutschen Staatswesens fand er in der Kleinstaaterei, die sich das Großstaatenthum gegen alle Natur und Geschichte beigelegt. „Freiheit der inneren Verwaltung war der Grundsatz des deutschen Reiches von Gottes Gnaden," behauptete er, „ein souveränes Freisein von aller höheren Autorität ohne Wurzeln des Lebens in sich ist eine politische Absurdität und führt zur Abgeschmacktheit nach allen Seiten. Einheit unter solchen Bedingungen ist ebenso unmöglich als das Fortbestehen solcher Einzelheiten, die nur im Großen und Ganzen gedeihen können. Wir brauchen einen deutschen Kaiser auf geschichtlichen Grundlagen, welcher die Selbstverwaltung der staatlichen Gemeinden handhabt, aber sie nicht auf die Thätigkeit und Selbstständigkeit nach außen gehen läßt. Wer sich dieser lächerlichen Duodezsouveränität zum Vortheile des Ganzen nicht entäußern kann, verdient überhaupt keine Freiheit, selbst nicht einmal in seinen inneren Angelegenheiten, er weiß nicht zu leben." Um diesen letztern Ausspruch zu erhärten, wies er auf

die Uebermacht der wühlerischen Grundsätze in diesen Kleinstaaten hin, wo sich die Regierungen trotz der ängstlichen Sorge für ihre Selbstherrlichkeit von der schlechten Presse mediatisiren lassen, machtlos fortgerissen im Strome verkehrter Meinungen, die man in Schule und Kirche dem Volk einzuprägen bemüht ist, ohne Furcht vor dem rächenden Arm der Gerechtigkeit. Nicht von Preußen, nicht von Oesterreich geht diese Mediatisirung aus, sondern aus dem Bureau einer Zeitung oder eines Vereins, aus Flauheit und Unentschiedenheit des Regierens, wo keine Seele, die doch von Gott den Beruf dazu erhielt, den Muth hat, die Fäden dieses revolutionären Gespinnstes zu zerreißen. So wagt es der nächste beste Stadtrath, das Collegium der Bürgermeisterwahl, der Bezirksrath und dergleichen der Regierung ins Angesicht zu schlagen, und der Minister wischt sich den Schweiß von den Wangen, sich glücklich fühlend, daß die Zähne noch unversehrt sind.

Diese Grundsätze wünschte er auch auf dem religiösen Gebiete festgehalten zu wissen, und wir nehmen keinen Anstand, ihn seine diesfällige Ansicht selbst vortragen zu lassen, einen Beweis mehr von seiner tiefen Einsicht und geschichtlichtreuen Freiheitsliebe. „Wer im katholischen Geiste wirken will, muß selbst katholisch, muß ein ausübender Christ sein. Das politische Maulchristenthum in Zeitungen, Vereinen und Clubbs mit Celebritäten, die aus der Religion Partei machen, ist ein Unglück, das jeder edle Mensch beklagen muß. Bornirte Weltanschauung, rusticale Grobheit, Lärmschlägerei ohne rechte Einsicht machen den Christen noch nicht wahr und noch weniger entschieden. Die wahre Entschiedenheit stammt aus der Wärme des Herzens, sie ist wohlgezogen, sie überzeugt, weil sie ebenso frei von Eitelkeit als von Eigennutz ist. Man sieht sie öfter an den Altären als in Volksversammlungen und auf der Rednerbühne. Und wo die innige Andacht fehlt, kann das Gepolter von Worten keinen Segen stiften. Vielmehr erzeugt es unvermeidlich Zank und Streit ohne möglichen Nutzen. Da fliehen die gute Lebensart, das Maaß und die Besonnenheit. Das ist mitunter eine Hauptursache, daß selbst eifrige Katholiken zögern, auffallenden Bewegungen auf religiösem Gebiete sich anzuschließen. Sie fürchten sich mit der Unschicklichkeit, mit dem Unmaaße des Maulchristenthums zu blamiren. Daran laboriren selbst unsere

katholischen Vereine bisweilen und können nur mit Mühe auf ihr eigenthümliches Gebiet hinaussteuern. Man will das kirchliche Leben organisiren, und wer kann das tadeln? Aber man muß es nicht machen wie in der Nationalversammlung mit der deutschen Einheit, die auf die Vernichtung aller Eigenthümlichkeiten der Personen und der örtlichen Verhältnisse gegründet werden sollte. Ein Hinausziehen dieser Vereine in die Parlamentsschwätzerei heißt sie vernichten. Die christliche Wärme und Innigkeit entsteht nur in der sorgsamsten Einzelpflege des engsten Kreises, wo an ihr jahrelang mit Liebe gearbeitet werden muß, wenn sie grünen soll. Massenhaft kann sie nicht fabrizirt werden; und das allgemeine kirchliche Bewußtsein kommt in der Kirche selbst, und nicht in den parlamentarischen Vereinen zum Vorscheine. Die Vereine müssen handeln, nicht schwätzen; sie müssen demüthige Helfer der einen großen allgemeinen Kirche sein, nicht Richter über das kirchliche Leben, noch minder über die Staatsgewalten. Dazu fehlt die Befugniß und die Macht. Man hat die Politik weislich ausgeschlossen aus den katholischen Vereinen; aber warum kommt man beständig und trotz der früheren Beschlüsse in sie hinein? Weil der Boden fehlt, und die Theorie des Parlaments überwiegend ist. Ich begrüße daher mit Freuden die Vereine lebendiger Thaten, die Vincentius-, Elisabethen-, Bonifaciusvereine. Da wird wenig gesprochen, aber mehr gethan. Sie schließen sich den älteren Bruderschaften an, und nehmen Theil an der ewigen Weihe der Kirche. Unter allen Vereinen ist mir der Bonifaciusverein, der eben erst aufkeimt, der wichtigste. Ueberall regt sich der katholische Geist, zum Theil in Ländern, wo Jahrhunderte lang Knechtung auf jeder katholischen Aeußerung lag. Er ist arm, wie die Fischer des galiläischen Sees, er ist ein Flämmchen, das alle Winde ruchloser Intoleranz auslöschen wollen. Da soll der Episcopat des katholischen Volks ein Wort des Aufrufes sprechen. Wir Alle, die wir an Christus und seine Kirche glauben, werden ihm willig folgen. Durch einen solchen Verein kann der katholischen Kirche mehr genützt werden als durch alle Nachahmung weltlicher Redekunst. Er wird auch immer nothwendiger einem andern Vereine gegenüber, welcher den Namen eines Eroberers trägt und die Zerrissenheit des deutschen Volkes verewigen will."

An einem andern Abend nahm er die hier berührte Vereinsangelegenheit wieder auf und fuhr also weiter: „Der von mir ersehnte Bonifaciusverein darf aber nicht vereinzelt als verlorene Erscheinung dastehen, wenn er jemals das deutsche Volk durchdringen und für die Kirche lebendig machen soll. Er muß sich als weitausgreifendes Institut in den Händen der Kirchengewalt zur Bewältigung des unermeßlichen Stoffes in Staat und Kirche auf das Nationalconcilium der deutschen Bischöfe stützen, welches alljährlich oder in festgestellten Zwischenräumen berufen ist, die allgemeinen Kircheninteressen zu wahren, Mittel und Wege für die Noth der Zeit festzustellen und den Ausdruck unseres Glaubens für besondere Kirchenbedrängnisse dem Volke zu vermitteln. Es ist selbst ein uraltes Institut, das Lauheit und Treulosigkeit in unserem eigenen Lager, und offen getriebene Kirchenfeindschaft unserer Gegner antiquirt haben. Es soll wieder aufleben mit apostolischer Kraft und dem Freimuthe der Blutzeugen, und verdammen, was die unkatholische List und Gewalt an seine Stelle gepflanzt hat. Kaum war nämlich durch weltliche Einflüsse das Band unter den Bischöfen zerrissen und die Möglichkeit eines Nationalconciliums oder ein gemeinsames Handeln der Bischöfe auf die Seite geschoben, so war man mit den einzelnen Kirchen hüben und drüben bald fertig, sie wurden im schlechtesten Sinne secularisirt und würdelos geknechtet, ohne daß die unglücklichen Opfer durch einen Angstschrei ihre Noth verriethen. Geheime Oberkirchenräthe, höhere Bildungsanstalten für Priester unter weltlicher Oberleitung, Kirchen- und Schulcommissionen, und wie diese Zwingherrschaften alle heißen, wurden den Bischöfen auf den Hals gesetzt und alle freien Athemzüge des kirchlichen Lebens controlirt, beschnitten oder gar erstickt. Der Bischof war wenig mehr als ein Scheinkirchenvorstand mit Inful und Stab, die auf dieser Welt nichts zu thun hatten. Es wird ewig merkwürdig bleiben, daß in Deutschland Männer zu finden waren für eine solche Parodie von „Amt und Vollmacht aus den Händen des Erlösers." Unter diesen Umständen drangen der Unverstand in kirchlichen Dingen, das Uebermaaß bornirter Amtsthätigkeit, der freche Haß des Heiligen aus fremdartigen Kreisen wie schmarotzerhafte Schlinggewächse in unsere Dome, und lähmten alle Freiheit des katholischen Dogma in seinen Aeußerungen sowohl als in seinen Folge-

rungen. Der Maulkorb des Placet that lange Jahre erstaunenswerthe Dienste, welche die Nachwelt kaum begreifen wird. Das, von Gottes Geist getragene, bischöfliche Wort, welches die Nationen gesittigt und in Christus beseligt hatte, war zum Mauthartikel geworden, von Publicanen zu prüfen, ob es zulässig sei. Der Katholizismus wurde in zwei Hälften abgetheilt von solchen, die der Kirche treu und folglich als Jesuiten zu beseitigen waren, und von solchen, die als Männer von sogenannten gemäßigten Grundsätzen das Wesen der katholischen Religion verläugneten und dessen ungeachtet allein und vorzugsweise Katholiken heißen wollten. Vom deutschen Episcopat erscholl keine ausgiebige Klage gegen diese Zustände. Nur der Felsen Petri warf bisweilen sein Verdammungsurtheil in die deutsche Welt. Es gebührt der österreichischen Regierung zur Ehre, zuerst gegen diesen ungerechten und unnatürlichen Zustand eingeschritten zu sein, wie man dem Könige von Preußen das Zeugniß schuldig ist, daß er als Beherrscher von sieben Millionen Katholiken stets die dringend empfohlene Bevormundung der kirchlichen Interessen als kleinlich und unwürdig für seine Person und sein Haus zurückgewiesen hat. Dadurch ist das bischöfliche Wort im Reiche des religiösen Lebens wieder zur öffentlichen Macht geworden, die sich jedoch für die Kirche nur in der Einigung und Gesammtheit wahrhaft geltend machen kann. Wenn die Bischöfe wieder in alljährlichen Versammlungen zusammentreten, in allen geistlichen Angelegenheiten mit strengem Ausschluß ungehöriger Politik furchtlos die unveräußerlichen Rechte und Bedürfnisse der katholischen Kirche wahren, und die Kraft der Einhelligkeit im heiligen Geist einsetzen, so werden sie als gesetzmäßiger Wiederhall des Einheitspunktes in Rom eine zwar weltlich wehrlose, aber geistig übermächtige Wirksamkeit für das katholische Dogma entfalten und auf allgemeine Anerkennung ihrer von Christus gesetzten Obmacht rechnen dürfen, um so mehr, da ihr Nationalconcil mit der weltlichen Regierung der Völker nichts zu thun hat, als den Grundsatz festzuhalten, daß alle Obrigkeit von Gott, und jeder Katholik derselben in allen weltlichen Dingen zum Gehorsame verpflichtet ist. Durch ein solches Aufleben der Nationalconcilien erhält der Bonifaciusverein erst die Hinterlage von Kraft und Beglaubigung und kann, seiner Natur und Bestimmung nach, das bischöfliche Wort in die untersten Schichten

des Volkes tragen. Um jedoch das naturgemäße Bindemittel zwischen oben und unten, zwischen Bischöfen und Volk thatkräftig und leicht zu vermitteln, sind die Diöcesansynoden durchaus nothwendig und ohne Ursache von gewisser Seite verdächtigt. Sie ruhen nicht, wie man glauben machen will, auf democratischer Grundlage, sondern nach strenger Sitte auf der Anordnung der ältesten Kirchengewalt, nicht den Winden des Zeitgeistes, sondern dem heiligen Geist unterthan, nicht die bischöfliche Vollmacht zu beschränken, sondern sie nach allen Seiten wirksam zu machen. Das Kirchenregiment tritt dadurch aus den Kanzleien wieder mehr ins Leben heraus und wird einfacher und mächtiger, allmählich wohl eine undurchdringliche Mauer, von leichtfertigen Menschen nicht zu übersteigen. Die Diöcesansynoden laufen naturgemäß in die Pfarrconferenzen aus, deren fruchtreiche Belebung in vielen Sprengeln unerläßlich ist, um die Uebereinstimmung aller Priester mit den bischöflichen Anordnungen in Liebe und Wahrheit zu erzielen, und die Seelsorge durch Einheit und Gleichmäßigkeit der Verfahrungsart ins innerste Volksleben zu treiben. Diese aus den ersten Jahrhunderten stammende Einrichtung der katholischen Kirche hat in unseren Tagen nach zwei Seiten hin Schwierigkeiten zu überwinden. Einerseits wollen die Kirchenfeinde instinctmäßig keine compakte, volksmäßig in den Kern getriebene Kircheneinigkeit, und werden seltsamer Weise zum Theile sogar von herrschsüchtigen Wünschen aus unserer Mitte unterstützt, um sie als Anlaß zu radicalen Wühlereien zu verdächtigen. Andererseits glaubt man diese Einrichtung durch Stiftung von Klöstern, Abhaltung von Exercitien und Missionen, und andächtige Standesbündnisse ersetzen zu können. Ich zweifle sehr, daß das letztere gelingen wird. Alle diese löblichen Belebungsmittel des religiösen Sinnes ziehen gerade aus der regelfesten Aeußerung der Kirchengewalt in Nationalconcilien, Diöcesansynoden und Pastoralconferenzen ihre beste und in vielen Fällen unüberwindliche Kraft; im entgegengesetzten Falle aber kann eine allseitige Uebereinstimmung und Theilnahme kaum gewonnen werden. Die Furcht vor radicalen Tendenzen solcher Versammlungen ist endlich fast lächerlich. Die Kirche bestimmt ja Gesetz und Art derselben, und diese steht unter der Leitung des heiligen Geistes. Verwerflich würden solche Versammlungen nur werden, wenn sie nach den Theorien des modernen

Constitutionalismus sich der rechtmäßigen Kirchenbehörde gegenüber selbst setzen wollten wie die Budgetverweigerer. Das kann aber nach den bestimmten, durch Jahrhunderte erprobten Kirchenordnungen unmöglich eintreten, ohne Selbstmord an den genannten Einigungen, die eben dadurch aufhörten, kirchliche Lebensäußerungen zu sein."

Selbst bei seinem wohlthätigen Eingreifen in die Noth des Augenblicks faßte er das Fragmentarisch-Flickhafte, wenn ich mich so ausdrücken darf. Auch da sollte nach ihm lebendig fortschreitende Thätigkeit begründet werden. Sein Grundsatz bei allen Spenden und Hilfeleistungen war: „Die arbeitsfähigen Menschen können nur durch ihre eigene Thätigkeit gerettet werden. Diese zu wecken und zu spornen ist die Aufgabe des Menschenfreundes. Almosen, welches dieselbe lähmt, ist Gift." Deßhalb fanden an ihm alle thätigen Menschen einen rastlos liebethätigen Freund. Geschenke, Vorschüsse, kleine Kapitalien gegen mäßige Zinsen standen ihnen immer bereit. Von ihrer Thätigkeit, Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit hing seine Liebe und Theilnahme für sie ab. Unzähligen hat er auf diese Weise nicht bloß augenblicklich geholfen, sondern einen anständigen Lebenskreis gründen helfen. Er blieb nach solcher Begründung stets ihr Rathgeber, Tröster, Fürsprecher. Eine vaterhafte Zärtlichkeit trat für alle Zukunft zu ihren Gunsten ein, und Schlosser erschien nie liebenswürdiger als in diesen Heimlichkeiten seiner ins feinste Geäder der menschlichen Gesellschaft eindringenden werkthätigen Menschenliebe. Sein Buch, worin er alle diese Werke seiner Nächstenliebe eingetragen hatte, ist ein Muster von Theilnahme für die unterstützten Personen, denen er mit seinen liebsten Gedanken in ihr ganzes Thun und Lassen nachfolgte, Freudiges und Leides anmerkte und allen Gefahren ihrer Thätigkeit das rechte Mittel der Abwehr zu finden suchte.

Wie er in weiteren Kreisen seiner Vaterstadt gewirkt als stets williger Helfer ohne Ansehen der Person und der Meinung, werden ihm Alle bezeugen, die ihn näher kannten. Mir ist er besonders ehrwürdig erschienen in seiner Sorge für die katholische Gemeinde, die er liebte wie sein eigenes Kind. Und das war sie zum Theil

auch. Als der Fürstprimas, Großherzog von Frankfurt, die Bande löste, die bisher die freie Bewegung des katholischen Lebens hemmten, war es vorzüglich Schlosser, welcher sich mit der Zärtlichkeit eines Vaters der neuaufblühenden Gemeinde annahm und ihr Recht zum Staate begründen half, so weit es in den Umständen möglich war. Bis in die letzten Tage seines Lebens war er Rathgeber in allen Gemeinde- und Kirchenangelegenheiten mit eben so großer Maßhaltung als Entschiedenheit. Hell standen vor seinem Geist alle Schicksale des katholischen Lebens in Frankfurt seit der Reformation, die sich über die frühere Zeit gezogen und die ältere Glaubensregel aus allen Kräften befeindete nach dem Grundsatze: Cujus est regio, ejus est religio. Er hatte Alles mit Fleiß gesammelt, was aus dieser Zeit des Bedrängnisses für das Wachsthum der katholischen Gemeinde wichtig war. Die Sammlungen dieser Aktenstücke stellte er kurz vor seinem Tode dem katholischen Stadtpfarrer zu Handen, um sie für das Pfarrarchiv zu benützen. Sie sind ein Muster von Fleiß, Beharrlichkeit und Ordnung, und können einst im Auszug ein interessantes Licht über die Frankfurter Kirchenzustände verbreiten. Wir erlauben uns hier ein Bruchstück aus seinen Bemerkungen anzuführen, das für unsere Zeit bezeichnend ist. „Man klagt über unsere confessionellen Almosenkasten, und will sie jetzt in einen allgemeinen verschmelzen. Das geschieht ohne viel Einsicht in die geschichtliche Bedeutung dieser Sache. Der lutherische Frankfurter Staat hat alle Mittel für Arme, alle Stiftungen, alle wohlhabenden Klöster für sich in Anspruch genommen und zum Alleingut der evangelischen Vollblutsbürger gemacht mit unerbittlichem Ausschlusse nicht bloß aller Andersgläubigen, sondern auch aller Beisassen und Permissionisten, deren Unterschiede die ursprünglich katholischen Stiftungen gar nicht kannten. Als sich trotz ernstlichem Widerstreben der herrschenden Glaubensnorm auch Reformirte und Katholiken geltend machten und ins Bürgerrecht eindrangen, so dachte kein Mensch daran, dieselben auch an den monopolisirten Stiftungen Theil nehmen zu lassen, die früher erklärter Maaßen allen Staatsangehörigen offen standen. Sie blieben nach wie vor Eigenthum der lutherischen Confession, und der Mann hatte Recht, welcher sagte: „Milde und barmherzig ist in Frankfurt nur der einzelne Mensch; unsere Armenanstalten sind herzlos.“ Die Reformirten und Katho-

liken waren genöthigt, eigene Armenanstalten und Stiftungen zu gründen. Die beiden letzteren sind im Laufe der Zeit zu Vermögen herangewachsen, während der lutherische verhältnißmäßig unbedeutend blieb, weil die reichen Stiftungen als Monopol der Gemeinde Ersatz dafür boten. Nun wird eine Verschmelzung beantragt, d. h. auf gut deutsch: Wir Lutheraner wollen nicht bloß alle, früher der gesammten katholischen Bürgerschaft angehörigen Stiftungen für uns behalten, sondern noch darüberhin an den Almosenkasten der Reformirten und Katholiken nach der Seelenzahl theilnehmen. Eine solche Anmuthung ist zu naiv, als daß sie jemals durchzuführen wäre. Das könnte nur dann möglich werden, wenn alles Almosengut der Stadt, alle Stiftungen alter und neuer Zeit, alle ausschließlich lutherischen Verwaltungen der Hospitäler und anderer wohlthätigen Anstalten ein Gemeingut aller Confessionen würden, so daß in Verwaltung und Theilnahme die Religion gar nicht mehr in Betracht käme. Das heißt aber in redlicher Meinung nichts anders, als daß die Reformation mit allen ihren Folgen zu Frankfurt am Main aufhörte. Denn wollte man mir etwa entgegnen, eine solche Ausgleichung sei durch den allgemeinen Almosenkasten (Spendesection) bereits da, so weiß Jeder, daß wir Alle in den letztern unser Steuerantheil liefern und das ältere Stiftungsmonopol dadurch unberührt bleibt. Mir scheint daher, daß die confessionellen Almosenkasten nach wie vor fortbestehen werden."

Er bedauerte überhaupt unsere Armenzustände als eine furchtbare Quelle der Entsittlichung und Liederlichkeit. „Nirgends ist die Neigung, Armen zu helfen," sprach er oft, „so allgemein, so tiefgewurzelt als zu Frankfurt. Die Unzahl heilsamer Anstalten zur Linderung der Noth sind deß Zeugen. Aber trotz derselben haben wir einen so ausgiebigen Straßen- und Hausbettel wie kaum anderwärts. Ganz Deutschland sendet ihre erlesensten Meister und Meisterinnen zur Ausbeutung des Frankfurter Mitleids auf den hiesigen Platz. Hat Jemand hier ein Vierteljahr gebettelt, graduirt er zum Dieb von erstaunenswerther Orts- und Menschenkenntniß, und nicht selten zum klassischen perfossor parietum. Durch das eine Thor hinausgejagt, kehrt er durchs andere wieder herein, und die benachbarten Ortschaften bilden für alle diese Ritter der Industrie stets geläufige Rückzugs-

niederlassungen mit barmherzigen Seelen, die mitzehren und mithehlen. Für diesen frechen Haus= und Stadtbettel schlägt unser sentimentales Herz mit sehr lebhaften Blutwellen. Jede zarte Seele möchte gar so gern die himmlische Lust des Wohlthuns um drei Batzen ins thörichte Herz rieseln lassen. Selbst der allnächtliche Schnapsrausch an den Beschenkten gewinnt eine übernatürliche Verklärung und wird zum Strahlenkranz um die edle Seele des Wohlthäters. Dieser Bettel nimmt alle Gestalten an. Er gibt Concerte ohne Aufführung, Vorlesungen ohne Vorleser, mimische Darstellungen ohne Mimik und Darstellung. Er sammelt Unterschriften auf Bücher, die nicht geschrieben sind und nicht geschrieben werden, bei Katholiken zum Schutze der katholischen Kirche, bei Protestanten gegen die Jesuiten, bei Juden für die Emancipation des Reiches Juda und Israel. Er spielt besonders gern den Convertiten, einen Pilger nach Rom und Jerusalem, einen Verfolgten aus politischen und religiösen Gründen, einen Klosterbruder, der nach Altötting ins Noviziat geht, einen Komödianten, der aus Kabale und Liebe schuldlos seine Stelle verloren hat, einen Priester ohne Weihe und ohne Priesterthum, und beutet dabei alle confessionellen Fanatiker aus in Staat und Kirche, mit besonders günstigem Erfolg in der freien Stadt, die solche Pfefferbrühen am liebsten genießt. Er ist Pietist, am liebsten ein Verfolgter zur Rührung aller andächtigen Theeschwestern, ein Deutschkatholik, der ausgewiesen worden, ein österreichischer Protestant ohne Religionsfreiheit, um deutsche Gimpel zu überlisten. Er ist bereit, jeden Augenblick aus Verzweiflung im Main zu ersäufen bei weltbekannter Wasserscheu, weil er in Homburg sein Vermögen verloren und seine Familie unglücklich gemacht hat, obgleich er noch nie in Homburg und stets ein Hagestolzer gewesen. Wahrhaft widerlich werden die Bettelstreiche auf Kosten des Allerheiligsten. Um Ostern sind alle Wege bedeckt von Weibern, die Geld sammeln für die Bekleidung ihrer Kinder zur „Confirmation,“ und nicht selten sind die mitlaufenden Kinder aus der Schule zu diesem Zwecke gedungen. Jedenfalls geht das mit der emsigsten Confirmationsmiene gesammelte Geld ganz andere Wege, als in die Hand des Schneidermeisters. Nach diesem katholischen Umgange machen sie etwas später einen protestantischen Cursus mit gleichem Vortheil und gleicher Unehrenhaftigkeit. Und haben sie für ihre Kinder wirklich

von Armenanstalten Kleider zur Confirmation erhalten, so wandern die Kleidungsstücke Tags darauf entweder ins Pfandhaus, oder in die Judengasse. Andere Fromme im Lande legen sich bei gesundem Leib ins Bett, rufen den Geistlichen um alle Tröstungen der Religion, und knüpfen daran die Nothwendigkeit der Unterstützung, um sich alle überflüssigen Gänge zu ersparen. Wieder Andere fühlen einen unwiderstehlichen Durst nach dem Worte Gottes, um eine heilige Bibel oder ein Gesangbuch. Und sind sie so glücklich, das Ziel zu erreichen, so ist ihnen Bibel und Gesangbuch in der nächsten Kneipe für ein paar Gläser Aepfelwein feil. Anderer Heucheleien auf diesem Wege gar nicht zu gedenken! Die Suppenbillets der Armenanstalten cursiren als Banknoten, und man spekulirt auf das Agio derselben wie auf der Börse. „Warum soll ich Suppe essen,“ spricht der Inhaber, „wenn ich Braten haben kann?“ Die Unzahl von Bettelbriefen, oft mit gefälschten Unterschriften, fast immer mit unrichtigen Angaben über Personen und Lebensverhältnisse, in eigenen Schreibefabriken um erträglichen Preis zu haben, fliegen wie ein Heuschreckenschwarm durch die Häuser der Stadt, selten ohne Erfolg, stets ohne Ahndung von Seiten der Bevölkerung. Alle Scham verschwindet auf diese Weise aus Kreisen, wo man nicht arbeiten will, schon aus dem einfachen Grunde, weil die öffentliche Bettelei zu einem schwunghaften, fast bürgerlichen Freigewerbe herangewachsen ist und man zu Frankfurt in gleicher Frist dreimal so viel erbetteln oder erlügen kann, als ein fleißiger Arbeiter des Tages zu verdienen im Stand ist. Die Eisenbahnen bringen alle Tage eine Masse von Industriellen in der Kunst der Bettelei aus allen Gegenden der Nachbarschaft, und schwellen unseren eigenen Vorrath von Kunstverständigen dieser Art. Die eigenen Stadtbedürfnisse finden im Zudrange fremder Ansprüche immer weniger Berücksichtigung, und unsere Hausarmen leiden oft Noth, weil sie Scheu tragen, sich ins Gesindel zu mischen. So wird der Wohlthätigkeitstrieb der Frankfurter eine Quelle furchtbarer Sittenlosigkeit, wenn nicht ernstliche, in allen gebildeten Ländern schon längst übliche Maßregeln ergriffen werden gegen die ursprüngliche Veranlassung dazu, dem grenzenlosen Haus-, Gassen- und Briefbettel, und die unreinen Zuflüsse von Außen, die Alles zu überfluthen drohen.“

So stand Schlosser bis in sein hohes Alter mitten in einem reichen Gebiete von geistigen Errungenschaften, die man einzig in ihrer Art nennen kann, der belebende Einheitspunkt für alle Strebnisse, die dem Leben Werth und Bedeutung geben, die Klarheit auf allen Bahnen menschlicher Entwickelung, der Trost eines jeden Talentes durch die Hindernisse der Welt, der unbestechliche Anwalt jeder sittlichen Kraft in Staat und Kirche. Um ihn schaarte sich ein Kreis gleichgesinnter Freunde aus allen Gauen Deutschlands, um ihn eine kostbare Sammlung von werthvollen Büchern, Gemälden, Kupferstichen und anderen Kunstsachen, um ihn ein Schatz der reichsten Lebenserfahrung und des gründlichsten Wissens. Und nichts war daran Gemachtes oder Geschraubtes, die Einfachheit, die Bescheidenheit, die Liebenswürdigkeit des Besitzers machte es zum Gemeingut aller aufrichtig Strebenden. Die letzten Jahre beschäftigte ihn ein eigenthümlicher Drang wie im Vorgefühle des nahen Todes, wenn gleich in noch rüstiger Kraft, alles Gesammelte zu ordnen, alles zurechtzulegen und leicht zugänglich zu machen, was beim reichen Material eines langen Lebens keine kleine Arbeit war. Und was sich äußerlich an ihm zur nothwendigen Lebensaufgabe gestaltete, machte sich innerlich mit der schönsten Liebe zur heiligen Ordnung geltend. Wir feierten im Advent 1850 bis zur Erscheinung des Herrn 1851 das Jubiläum, welches Papst Pius der Neunte nach seiner Heimkehr aus Gaeta ausgeschrieben hatte. Für seinen frommen Sinn war diese Zeit eine erwünschte Gelegenheit, sich selbst zu heiligen nach dem Aufrufe der katholischen Kirche. Er that es mit einem Ernst, als gälte es eine letzte Abrechnung, und brachte sich, wie er selbst sagte, Gott ganz zum Opfer. Wenige Tage nach dieser heiligen Zeit wurde ich eines Morgens zwischen 10 und 11 Uhr zu Schlosser gerufen. Ich war nicht zweifelhaft über seine Lage, denn mir war sein Abschließen mit allen irdischen Dingen auffallend genug gewesen. Er war an jenem Morgen noch heiter und fröhlich aufgestanden, hatte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit die Morgenstunden im Kreise seiner hochgesinnten Frau zugebracht, und wollte sich eben in seine Tageskleidung werfen um auszugehen. Beim Aufstehen sank er auf sein Sopha zurück, und verschied ohne leise Aufregung. Ich fand ihn nach den letzten Athemzügen als schöne Leiche auf dem Sopha liegen, wie er hingesunken

war, einen unbeschreiblichen Ausdruck von Ruhe und Frieden im Gesicht. Niemand wollte sich überzeugen, daß er todt sei. Sein Leben war der Trost für die Hinterbliebenen, ein rundes heiliges Leben von 70 Jahren, das uns allen zum Muster dienen kann. Ich bin ihm diese letzten Worte schuldig, als einem wahrhaften Freunde, der wenig geredet, viel gethan und nie angerechnet hat.

Michael Feichter,

Regens im Priester-Seminar zu Brixen.

Gestorben am 8. Januar 1832.

(1843.)

Die ersten zwei Jahre Theologie studirte ich in Innsbruck im engen Vereine mit vielen geistvollen Freunden, die mir ewig unvergeßlich bleiben werden. Die theologische Facultät laborirte damals noch an Josephinischen Grundsätzen, die mit größter Frivolität, obgleich im Ton arkadischer Unschuld vorgetragen wurden. Das Bibelstudium schmachtete in den Ketten protestantischer Ausleger, die Kirchengeschichte war der Komödienplatz für den Spaß ausgedienter Possenreißer, und die Dogmenlehre, wenn auch katholisch, wurde so abgeschmackt docirt, daß wir an dieser Schultheologie verzweifelten. Nur der Professor der hebräischen Sprache zog uns an. Für den Verlust in anderen Fächern suchten wir Weide auf den Feldern der klassischen Literatur, in alten und neuen Sprachen, und was wir Theologisches trieben, war ein regelloses Lesen, Studiren und Excerpiren der verschiedensten kirchlichen Schriftsteller auf unsere eigene Hand, ohne Anleitung, mit völligem Unglauben an Alles, was die Professoren sagten und lehrten, im unaufhörlichen Kampfe gegen diese Ausartung der theologischen Wissenschaft zu nicht geringem Verdrusse der Lehrer über ihre revolutionären Schüler. Als fester Satz dieser Innsbrucker-Theologie stand die scheinbar unbezweifelte Thatsache, daß Innsbruck Licht, Brixen mit seinem Bischof Nacht bedeute. Er wurde uns so unaufhörlich eingetränkt, daß wir daran nicht zu zweifeln wagten. Besonders war uns Michael Feichter, Regens (eigentlich Subregens und Arbeiter für faule Titelträger) im Priesterseminar, als der große Zauberer der Brixner Finsterniß geschildert worden, so daß wir, ohne ihn zu kennen, ein lebhaftes Grausen vor dem unheimlichen Säftemischer empfanden, ohne alle Lust, unser junges naturalistisches Leben von Innsbruck seinen geheimen Experimenten anzuvertrauen. Da erscholl auf einmal der Ruf durchs Land, daß die theologische Lehranstalt von Innsbruck nach Brixen unter die bischöfliche Obmacht versetzt sei. Das war ein Donnerschlag für unsere jugendlichen Herzen. Hatten wir die Innsbrucker-Theologie auch gründlich ver-

achtet, das Licht von Innsbruck wollten wir gegen die cimmerische Finsterniß in Brixen nicht vertauschen. Mit pochendem Herzen, tiefbekümmert, wie verlorne Schlachtschafe, krochen wir an den Eisack in die verhängnißvolle Bischofstadt an die Pforten des Seminars. Ach! jener Abend, wo wir Feichter'n vorgestellt und überliefert werden sollten, steht mir noch heute lebhaft vor Augen. Wir hatten uns gestärkt mit dem besten Etschländerwein, Alles wollte nicht helfen, es mußte mit zitterndem Herzen der furchtbare Schritt ans Kreuz gethan werden. Als wir vor ihn traten, stand ein Mann vor uns, noch schön im vorgerückteren Alter, von mittlerer Größe, mit höchst regelmäßigen Gesichtszügen, feinem Teint, zarter Haut und einem besonders durchdringenden Auge. Die ewige Heiterkeit, die aus ihm strahlte, gab seinem Gesichte den Ausdruck der innigsten Wärme, und seinen Worten eine hold einschmeichelnde Kraft, der Hochton seiner Stimme ihm selbst etwas Frisches und Jungfräuliches, und der letztere drang jedem Besucher im ersten Augenblick ins tiefste Leben. Er trug sich stets aufrecht, und imponirte damit mehr, als Andere mit einer demüthigen Stellung, deren Realisirung für den innern Menschen stets viel kostet, und oft nicht ernstlich betrieben wird. Seine Augen waren nie geschlossen, allbeweglich, und selbst während des Redens alle Umstände und Verhältnisse scharf auffassend. Es lag in ihm etwas wundersam Anziehendes, nicht die studirte Grimasse der Höflichkeit, sondern jene geheime unwiderstehliche Kraft, die jeder geniale Mensch für seine Wirksamkeit ins Leben mitbringt, und die oft zu wirken scheint, ohne daß die Absicht dabei thätig ist; stets eine nie genug zu schätzende Gnade Gottes, die oft über das ganze Leben entscheidet und den Ausspruch der Weisen rechtfertigt, daß in der Regel alles Glück der äußeren Wirksamkeit von der Persönlichkeit eines Menschen abhänge. Es dauerte einige Zeit, bis wir die Scham über unsere Mystifikation und den Eigensinn unserer weltlichen Gesinnung überwinden konnten, um zahm und gläubig an ihn heranzutreten; aber die entschiedene, alles überflügelnde Persönlichkeit des Mannes hatte alle unsere Vorurtheile über den Haufen geworfen, und einer theologischen Umgestaltung unserer fliegenden Geister im Sinne der katholischen Kirche den Weg gebahnt.

Feichter erschien im Hause stets im schwarzen Talar, der ihm

ziemlich knapp anlag, mit einem breiten Gurt um die Mitte, den Kopf mit dem Priesterbarett bedeckt. Dadurch war seine Gestalt um die Conturen gebracht, und nur sein lebendiges Gesicht leuchtete über der dunkeln Masse des Leibes, verklärend und verklärt. Das letztere verleugnete seine Heiterkeit nie; selbst der größte Ernst konnte sie nicht ganz unterdrücken. In aufgeregten Momenten flog über dasselbe ein sprühendes Leuchten, als wäre der tiefste Geist aus den innersten Seelengründen hervorgetreten, um das Unrecht ins Licht zu setzen und die Wahrheit zu verfechten. Das Auffliegen dieses Glanzes hatte etwas Geisterhaftiges, mit dem nachhaltigsten Eindrucke in der Seele des Gegenwärtigen. Er redete in diesem Zustande, der überhaupt äußerst selten war, nur wenige gewichtvolle Worte, die blitzartig einschlugen, mit dem klarsten Selbstbewußtsein und der zartesten Berücksichtigung aller Verhältnisse, zum deutlichen Beweise, daß er sich in jedem Augenblicke seines Lebens ganz in seiner Gewalt hatte. Und schwieg er vollends, so war seine Erscheinung allein eine sehr beredte Sprache. Ich werde nie diese strenge, in sich gesammelte, aufwärtsstrebende Gestalt vergessen, die ihm beim Gebete natürliches Bedürfniß war. Stundenlang kniete er mit gefalteten Händen regungslos, wie eine Bildsäule, nur mit leisen Andachtsschauern in der Seele. Allmorgenlich stellte er sich betend aufrecht in das Licht des Tages, wie ein Baum, der mit seinem Wipfel den Himmel sucht. Er schlief in der Regel nie mehr als zwei Stunden, und in manchen Nächten ging er fast jede Stunde allwachend im Haus umher. Um eilf Uhr machte er regelmäßig die letzte Runde durch die Gänge desselben, leise auf Socken, kaum hörbar. Aber dem redlichen und durchaus kindlichen Manne fiel es nie ein, das Knarren der Chorthüre, woran ich den Einsamen erkannte, zu beseitigen. Er erschien jedesmal auf den Schlag der Uhr; seltener machte er noch eine zweite Runde um dreiviertel auf zwölf Uhr. Erst um Mitternacht wurde es in seinem Zimmer ruhig. Wenn ich im Hochsommer zur Zeit der Prüfungen um drei Uhr Morgens die Fenster öffnete, so wandelte er schon wieder betend im Garten, mit lichtem Auge nach allen Seiten. Es war eine stille wohlthätige Allanwesenheit, die ohne Worte, selbst ohne Zeichen die gute Ordnung kräftiger aufrecht erhielt, als großes Gepränge von Machthaberei, oft nicht selten in Anstalten dieser Art. Ich habe den

Eindruck dieser Allanwesenheit noch jetzt nach zwanzig Jahren in der Seele, und sein stilles, lächelndes Bild strahlt lehrreich in unvergänglicher Frische. Diese lautlose Gegenwart stand mit seinem tiefsten Wesen im innigsten Zusammenhang; er war ein Todfeind von allem Wortschwall; wo ein Wort genügte, sagte er nie zwei, und gerade seine Kürze war das Beredteste und Unwiderstehlichste in seinem Ausdruck. Einem Vielredner und Vielermahner sagte er einst das bedeutende Wort: „Gott redet nicht; er ist; und dieses Sein erhält uns Alle!“ Seine lateinische Sprache, die er am liebsten redete, und geläufiger als selbst das Deutsche, war ein Muster von Klarheit, Präcision und Bestimmtheit, und hatte zugleich einen unnachahmlichen Reiz, als liebevoller, demüthiger Ausdruck seines wohlgeordneten Herzens.

Sein liebstes Fach und der originellste Kreis seines Denkens und Empfindens war die Dogmenlehre der Katholiken in ächt-kirchlicher Auffassung; kein starres Formenwesen, sondern ganz durchdrungen vom warmen Gefühle seiner schönen Seele. Mit innigem Behagen, mit der seligsten Gewißheit ruhte er an der Säule des Glaubens. Alle Einwürfe dagegen standen lebendig in seiner Seele, für alle die Auflösung; und eine ganz eigene Freude malte sich auf seinem Gesichte, wenn die Titanenkämpfe des Unglaubens unter den aufgethürmten Bergen des menschlichen Un- und Mißverstandes begraben wurden. Der letzte ewige Nerv aller Moralität, die tiefinnerste moralische Nöthigung, dem Gesetze zu gehorchen, erfüllte ihn stets mit hoher Begeisterung: „Hölle und Himmel,“ sagte er einmal, „sind mir die Ausästungen des sittlichen Urgrundes aller Dinge, der aus Gott ist, und durch Gott vertheidigt wird. Himmel und Hölle beginnen schon auf Erden. Die erste gute That ist der Keim zum Baume, der in den Himmel wächst, und die erste ruchlose Begierde bläst das unauslöschliche Feuer der Hölle wach. Himmel und Hölle wachsen mit uns auf, und erreichen im Tode ihre Vollendung. Das Gute als unabänderliche Natur belohnt sich selbst, weil es eins ist mit Gott, und aus Gott seine Nahrung zieht. Das Böse straft sich selbst als selbstgemachte Hölle. Wer das Sittliche nicht thut, muß für das verletzte Sittengesetz leiden. Gehorchen müssen Alle, sei es fröhlich als Thäter des Guten, oder weinend als Uebelstifter. Ohne Himmel

und ohne Hölle ist kein Gott, und keine Tugend denkbar.“ So war ihm die Dogmatik durchweg der Grund aller Tugend, die Moral selbst nur die durch die That beweglich gemachte Dogmatik, ein Aufgehen des ewigen Gesetzes in tausend Blüthen am Baume der Menschheit, die Morallehre selbst nur die Gärtnerin im unermeßlichen Gebiete der moralischen Fruchtentwickelung. Und hier war er ein entschiedener Feind von der Anwendung stereotyper Grundsätze, die von unerfahrenen Jünglingen einseitig aufgefaßt, zu einem Rigorismus führen, der die Wahrheit ebenso sehr gefährdet, als die moralische Geneigtheit der Menschen selbst. Eine ganz eigene Ironie umspielte seine Lippen, wenn die Schule abermals durch den Mund eines Jünglings ein Ungeheuer dieser Art ans Ufer des Lebens geworfen hatte. Solche starre, oft mißverstandene Sätze waren ihm zum Beispiele: In dubio abstinendum est ab actu: Lex negans obligat semper et pro semper; Affirmantis est probare, und dergleichen. Mit der größten Vorsicht zeigte er, welchen zerstörenden Einfluß die unrichtige Auffassung solcher und ähnlicher Moralsätze auf die Moralität selbst haben könne. Er legte sie mit unnachahmlicher Meisterhaftigkeit aus einander, in so durchweg praktischer Darlegung, mit so innigem Bezuge auf die Quelle aller Moralität in Gott, daß wir oft selbst erstaunten, wie nahe wir daran gewesen waren, unseren eigenen Unverstand durch derlei Sätze ins Leben umzusetzen. Aus gleichem Grunde haßte er die Casuistik in ihrer herzlosen Gestalt als Kunst, das tausendgestaltige Leben der Menschen nach festgestellten Regeln und Handgriffen kurzweg abzuthun. Nach seiner Ansicht war keine Erfahrung der andern ganz gleich; das Leben selbst ein so unendlich Mannichfaltiges, daß das Denken an das ewige Gesetz nie überflüssig, und die vernünftige Anwendung desselben auf den einzelnen Fall nach einer äußerlichen Regel absurd erschien: „Es gibt keinen Mechanismus im menschlichen Urtheile,“ sagte er oft, „selbst nicht einmal im Leben der Pflanze, selbst nicht einmal im Bildungsprocesse des Steins. Der Grund liegt in Gott und in der menschlichen Freiheit.“ Deßhalb verwarf er alle Verknöcherung der freien menschlichen Thätigkeit durch todte Form als unchristlich und ungöttlich. Besonders abhold war er jeder übertriebenen Strenge. „Man eifert für die Tugend,“ sagte er mit Nachdruck, „und kennt kein Maaß; das Maaß allein hält die Welt

zusammen, und ist eine Frucht der schonenden Liebe.“ Er erzählte von einem Geistlichen gutmüthiger Art, der sich jedoch durch mißverstandene Amtspflicht zu allzugroßer Strenge hatte verleiten lassen, und alles Zutrauen verlor: „O wohl herzlich ungeschickt,“ rief er aus; „dazu hätte es keiner Weihen bedurft; Fäuste und Nägel bringen wir ja schon mit in die Welt.“

Mit gleicher Entschiedenheit warnte er gegen die Sicherheit, mit welcher Kurzsichtige die moralische Größe der Sünden bestimmen, und besonders gern und voreilig überall Todsünden finden und machen. Vorschnelle Urtheile dieser Art machten ihm stets den bittersten Schmerz, der sich in allen seinen Zügen ausdrückte. Deßhalb wiederholte er oft: „Meine Herren! Deo sint laudes, daß Gott den tiefsten moralischen Grund des Menschen in unergründliches Dunkel gestellt hat! Er läßt sich sein Recht nicht nehmen; Er allein weiß was in dem Menschen ist. Hüten Sie sich vor dem Benehmen des griechischen Straßenräubers, der alle Gäste ins eiserne Bett zwang, die zu langen verstümmelte, die zu kurzen auseinanderreckte, bis sie paßten. O es liegt ein tiefer Sinn in dieser Fabel! Diese Todtsündenquälerei richte nur Unheil an.“ Er drängte uns stets, von dieser nutzlosen Grübelei auf das praktische Feld überzugehen, und durch alle möglichen Mittel die Besserung zu bewirken. Dadurch bestritt er natürlich nicht, daß es wirkliche Todtsünden gebe, sondern er verfocht nur die Möglichkeit, daß die nach dem Wortlaute des Gesetzes schwere Uebertretung gemildert werden könne durch den letzten Grund im Menschen selbst. Er war auch der Ansicht, daß sich gute Menschen in der Regel für weit schuldiger angeben, als sie wirklich seien. Es brauche große Vorsicht in der Beicht, sich nicht von der Phantasie nach dem Wortlaute der Anklage fortreißen zu lassen zu ganz falschen Aussprüchen. Deßhalb war er auch so glücklich in der Behandlung aller ängstlichen Leute, wo er mit wundersamer Kunst das gesunde moralische Leben im Menschen aus dem latenten Zustande zu befreien und dadurch die Krankhaftigkeit des persönlichen Urtheils zu ersticken verstand. Tausende verdankten ihm hierin die Ruhe und Freudigkeit ihres Lebens. Ueberhaupt ruhten seine Grundsätze im Beichtgeschäfte auf der tiefsten Lebensweisheit, und förderten seine Zuhörer in kurzen Worten mehr, als lange Abhandlungen. Er war ganz praktisch;

alles theoretische Unbehilflichthun wies er mit Bestimmtheit zurück, besonders die unklar übertriebene Angst des Beichtvaters selbst. Er warnte junge Priester vorzüglich vor dem vielen Fragen im Beichtstuhle. „Werden Sie mit Ihrem Fragen keine Lehrer der Sünde!“ flammte er einmal begeistert auf. „Sobald Sie Art und Zahl, und die eigentlich erschwerenden Umstände wissen, ist es genug. Wozu eine Goldwage, wenn das Gebot Gottes und der Kirche erfüllt ist?“ „Machen Sie den Leuten Muth,“ rief er oft, „Muth und wieder Muth! Lange Rede thut es selten; der Zerknirschte hört oft nicht einmal darauf.“ Er selbst suchte ängstlichen Seelen in bedenklicher Lage den Gedanken auszureden, daß sie so leichtweg eine Gedankenlust am Unerlaubten haben könnten, und weckte auf alle mögliche Weise die moralische Zuversicht des Sieges. „Ist das erreicht,„ erläuterte er, „so geht Alles leichter; der Mensch wird sicherer und ruhiger; die Versuchung verliert ihren schärfsten Stachel, und das Einwilligen ist nicht mehr so leicht zu fürchten.“ Und diese Ansicht Feichter's zeigt auch am besten, daß er die Psychologie gut studirt hatte, wo nicht in Büchern, doch gewiß im Leben, was die beste Art von Aufklärung in dieser Sache zu sein pflegt.

Er brachte uns einmal ein Beispiel von einer weiblichen Person, die in tausend Gewissensängsten nutzlos befangen, gleichwohl selbst gegen Priester oft eine ärgerliche Rechthaberei zu entfalten pflegte. „Achten Sie nicht viel darauf,“ sagte Feichter, „eine halbe Närrin ist sie ohnehin, machen Sie keine ganze daraus. Es war nach seiner Ansicht überhaupt vergebliche Mühe, närrische Menschen klug zu machen. „Man muß sie lediglich dulden,“ war sein Grundsatz. Er drang darauf, die Menschen nun einmal zu nehmen, wie sie sind. „Die selbstgefälligen Vongrundausverbesserer im ersten Augenblicke sind das Verderben der Seele,“ pflegte er zu sagen, „ich meine Solche, die Alles auf einmal einreißen wollen, ohne Rücksicht auf Charakter, Umstände und Lebensverhältnisse.“ Er rieth, die Sünde vor der Schwäche, die Schwäche vor dem Fehler, den Fehler vor dem Mißgriff, und den Mißgriff vor der empfindlichen Laune auszurotten. Er wiederholte ernst: „Wenigstens steige man nach dieser Stufenfolge mit Milde und Menschenfreundlichkeit auf, und bringt man es nicht bis auf die Ausrottung des allerletzten und kleinsten Bösen, so sei

man eingedenk der Erbsünde und der menschlichen Gebrechlichkeit. Der Mensch muß vielleicht etwas übrig behalten, als Gewicht zur Demuth."

Feichter besonders unter allen Lehren der Theologie, lehrte jene Weibertücke kennen, die nicht selten junge Geistliche und oft für ihr ganzes Leben zu einem Wege in der Seelsorge verleiten, der von den verwerflichsten Folgen begleitet ist. Er wies auf diese sogenannte Andacht öfter hin, welche bei gewissen Frauen in nichts Anderem besteht, als im oftmaligen Beichten und Communiciren ohne kernhafte Tugend und Frömmigkeit, und besonders ohne gewissenhafte Liebe zur berufsmäßigen Arbeit. Hier empfahl er allen Priestern heiligen Ernst, damit nicht durch allzu große Nachgiebigkeit die Religionsübungen selbst verdächtig würden. Er blieb im Beichtstuhle stets nüchternen Sinnes, und so sehr er die übernatürlichen Wirkungen der Gnade in heiligen Seelen anerkannte, meinte er doch immer, der Beichtvater müsse von Amtswegen schwergläubig sein. „Der Glaube ist früh genug," sagte er, „wenn man glauben muß, während die Leichtgläubigkeit oft das Heiligste lächerlich macht." Er konnte uns nicht genug Vorsicht in dieser Beziehung einschärfen, und äußerte öfter: „Kein redlicher Mensch kann es ohne lange Erfahrung glauben, wie viel Täuschungsstoff im weiblichen Gemüthe schlummert, und wie viel Unzweckmäßiges und Unzulässiges ein Weib in den heiligsten Angelegenheiten thun kann, ohne eben mit Absicht unredlich zu sein." Er warnte uns überhaupt vor allem Außerordentlichen und Seltsamen; aber insbesondere in der Behandlung des weiblichen Geschlechtes, das dazu vor dem männlichen geneigt sei, ohne eben das Heil der Seele zu mehren.

Er unterschied scharf unter dem äußerlichen Beiwesen und der Tugend selbst, und nie werde ich das Wort vergessen, das er in dieser Beziehung einmal ausgesprochen hat. Es war von einem Priester die Rede, der in seiner Gemeinde eine Bruderschaft nach der andern einführte. „Die Absicht ist in diesem Manne gewiß gut," meinte Feichter; „aber zu viel ist zu viel. Es läßt sich nicht leugnen, es liegt in der menschlichen Natur ein falscher Drang zur Werkheiligkeit. Alles läßt man sich lieber gefallen, als den rechten Anbau des Herzens zur Gottesfurcht und kernhaften Frömmigkeit. So geschieht es oft,

daß die christliche Lehre fast vergessen wird im Gewirre von lauter besonderen Andachten und Mitteln zur Seligkeit. Das ist besonders auf dem Lande der Fall, wo der gemeine Verstand ohnehin mehr am Aeußerlichen haftet. Führen Sie nichts ein, was die geistliche Behörde nicht ausdrücklich für gut erklärt und den Umständen gemäß gefunden hat.“ Deßhalb mißbilligte er auch alle sogenannten Liebesbünde, die in christlichen Gemeinden ohne Bewilligung des Ordinariats eingeführt worden waren, und machte beiläufig auch auf das Unziemliche der Benennung aufmerksam, wie er denn durchaus verwerflich fand, wenn sich Seelsorger der mystischen Ausdrucksweise bedienten, die er für den Sinn des Landvolks unpassend und schädlich fand.

Wie er in seinem eigenen Leben die Einfachheit auch der complicirtesten Kunst vorzog, so war er auch in der Seelsorge allen besonderen und auffallenden Handlungsweisen abhold. „Das ist eben der Vorzug der christlichen Lehre,“ behauptete er, „daß der Priester den Weg, den er sein anvertrautes Volk führt, selbst wandeln muß, und er eben nur Einer von den Vielen ist, die ins ewige Leben wallfahrten. Sie ist so klar und faßlich, daß der Hirt auf dem Felde den ganzen Reichthum derselben in sich aufnimmt, und dadurch mit dem gelehrtesten Priester auf einer Linie steht. Diese Allgemeinheit ist ein unveräußerlicher Charakter der Lehre Christi, und was ein Mitglied eben nur für sich und wenige Auserwählte behalten kann, das mag gut sein; aber das Christenthum selbst ist es nicht mehr. Christus gehört uns Allen in gleichem Maaß an, so weit wir Kinder eines Vaters im Himmel sind.“ Dabei mißkannte er die evangelischen Räthe nicht; aber er blieb streng bei dem Ausdrucke „Räthe“ stehen, und mißbilligte das Uebermaaß in der Anwendung derselben auf solche, die weder Beruf noch Geschick für höhere Stufen des geistlichen Lebens hatten. Er war ein Feind jeder Affectation, und ermahnte nachdrücklich: „Seien wir in allen Dingen natürlich, wahrhaftig und treu, alles Andere gibt sich von selbst.“ Daher nahm er keinen Anstand, zu erzählen, wie sehr es ihm gefallen habe, als er einmal einen sehr gelehrten Bischof mitten unter einer Schaar von Kindern habe Christenlehre halten sehen. „Dieses Herabsteigen zur schwächsten Kreatur,“ meinte er, „ist der ganze eigentlich schwere, aber durch fortgesetzte Uebung unendlich süß werdende Beitrag, den der angehende Seel-

sorger aus seinem eigenen Fond zu leisten hat.“ Er warnte aber sehr vor aller gemachten Popularität, vor der bäuerischen Geziertheit gewisser Lehrer. „Es liegt,“ sprach er, „in jedem Bauer ein Gefühl fürs Wahre und Anständige. Er läßt sich ungern vom Pfarrer nachdrucken in natura.“ Als sich einige unweltläufige Pfarrer beigehen ließen, unter dem Vorwande wahrhaft populär zu werden, im gemeinen Volksdialekt zu predigen, sagte Feichter mit bedeutsamem Ernste: „Meine Herren! Es wird nicht lange währen, so verwechseln die Bauern diese populären Pfarrer mit den lustigen Nachtwächtern des Ortes. Wie der ärmste und schmutzigste Mensch im Hause doch am Sonntag eine reine und schmucke Kirche wünscht, so verachtet er jeden Geistlichen, der seine Gemeinheit annimmt. Er hält ihn im besten Falle für einen Bauerncomödianten, und nicht für einen Priester.“

Nebst der ausgebreiteten Kenntniß seines eigenen Fachs interessirte ihn Alles im weiten Gebiete des menschlichen Wissens. Sogar wo er Alters halber nicht mehr selbst Einsicht nehmen konnte, ließ er sich gern erzählen, und eignete sich alles Wissenswürdige und Nützliche mit unglaublicher Findigkeit und ebenso vieler Demuth an. „Zu viel weiß eigentlich bloß der Stolze,“ bemerkte er, „welcher das Wissen zum Verderben der Seele mißbraucht.“ Es lag im Manne eine herrliche Einheit, ein allbeherrschtes Princip, welches das Verschiedenste gleich in das rechte Fach einzureihen und zum Gebrauche in der Seele herzurichten verstand. In diesem Sinne zu lernen, war er jeden Tag seines Lebens eifrig bemüht; es war in ihm kein Drang, engherzig zwischen Geistlichem und Weltlichem zu unterscheiden; selbst das weltlichste Wissen wurde durch den Anflug in seiner schönen Seele veredelt, dem heiligsten Zwecke dienstbar gemacht, scharf ausgeschliffen zur Waffe für Recht und Wahrheit. Er war in diesem Sinne wahrhaft liberal, wenn ich mich dieses verbrauchten und gemißbrauchten Ausdruckes bedienen darf. Und ich muß auf diese Eigenschaft des edlen Mannes besonders in der jetzigen Zeit aufmerksam machen, wo vielfältig eine Einseitigkeit der priesterlichen Ausbildung überhand zu nehmen anfängt, die der priesterlichen Wirksamkeit besonders in den Kreisen der großen Welt sehr ungünstig werden muß. Wir dürfen nie vergessen, daß unser Einfluß auf die Welt anfangs nur dadurch Wurzel fassen kann, daß die noch unerleuchtete, im Rohen und Unklaren

befangene Masse zur Fortbildung geweckt wird durch unser geistiges Uebergewicht, das erst die Empfänglichkeit herstellen soll für den Unterricht in der Tugend und Gottesfurcht. Leider müssen wir in gebildeten Kreisen zuerst imponiren, um wahrhaft erbauen zu können. Deßhalb war Feichter'n alles menschliche Wissen achtungswerth. Ein Beispiel für meine Behauptung mag genügen. Er kannte unsere Vorliebe für die klassische Literatur der Griechen, und vorzüglich für Homer. Er selbst hatte davon nur das erste Buch der Iliade gelesen. Da fiel es einmal einem Prediger ein, gegen Homer zu eifern, und die Rohheit seiner Helden ans Licht zu setzen, um die Charaktere der Bibel zu erhöhen. Das Ungehörige dieser ganzen Zusammenstellung fiel uns auf; es entstand ein lebhaftes Eifern dafür und dawider, und nicht lange konnte Feichter der Sache selbst fremd bleiben. Er ließ den eifrigsten Verfechter der klassischen Literatur eines Abends rufen, und sagte: „Nicht wahr, die Helden des Homer sind wohl elende Wichte?" „Es kommt Alles auf die Auffassung an," versetzte Jener. „Wie meinen Sie das?" fiel er lebhaft ein. „Meine Meinung ist klar," fuhr der Humanist fort; „um über die klassische Literatur ein haltbares Urtheil zu fällen, muß man sie ganz kennen, und vom klassischen Standpunkt aus beurtheilen. Dann erhält Alles seine eigenthümliche Farbe, und seine von Gott angewiesene Stellung. Es ist ein bedauerlicher Irrthum, wenn man Homer für einen überflüssigen oder wohl gar schädlichen Nagel in dem Kopfe der Weltgeschichte hält." Hierauf setzte er ihm kurz den Plan der Odyssee auseinander, die feinen Bezüge der ewigen Moral, die selbst nach Paulus in jedem Menschenherzen anklingen, die Jeden erleuchten, der in diese Welt kommt, und die also auch im Homer nicht nur nicht fehlen, sondern ihn vorzüglich auszeichnen; und zum Beschlusse sagte er: „Der größte Fehlgriff besteht darin, daß man Homer mit der Bibel vergleicht. Es gibt verschiedene Bildungsstufen in der Weltgeschichte; das Christenthum wurde nach dem Plane der Vorsehung allmählich angebahnt, und dieses leise Athmen des ewigen Geistes, das durch die ganze alte Geschichte geht, heraus zu fühlen, es historisch zu begründen, wie es der große Bossuet gethan hat, es zu einem Mittel zu machen für die Lehre Christi, wie es selbst Augustin für die Philosophie nicht verschmähte, ist jedenfalls frömmer und wissen-

schaftlicher, als rohes Schimpfen auf die Rohheit der homerischen Erscheinungen, die weit zarter sind, als selbstgefällige Querköpfe glauben." — Er lächelte fein: „Deo sint laudes! man ist nie zu alt, um etwas Neues zu lernen. Der gute Prediger hat nur den ersten Gesang der Iliade gelesen, wie ich, und die Halbheit macht die betrübtesten und unbilligsten Fehlgriffe im Urtheil."

Auf gleiche Weise hörte er eines Tages von den ungeheueren Fortschritten des Fabrikwesens, den Wirkungen des Dampfes und den Anfängen der Eisenbahnanlagen reden. Er faßte jedes Wort aufmerksamst in die Seele, ohne etwas zu sagen. Ein junger Feuergeist neben ihm fand in diesen Erscheinungen nur die Macht des Erdgeistes, um die Gemüther vom Heiligen abzuwenden und ins Irdische herab zu ziehen. Feichter's Gesicht verklärte sich langsam zur größten Heiterkeit; eine ungewöhnliche Röthe stieg auf seinen Wangen morgendlich auf, und mit der ihm eigenen Lieblichkeit sagte er: „Lieber Herr, wollen Sie Hausmeister des himmlischen Vaters werden, damit er sein Walten ein wenig sparsamer und ungroßartiger einrichte? Das Leben zieht an uns vorüber mit seinen wechselnden Gestalten; aber den Faden des ganzen Zettels hat der Herr in den Händen, um das Gespinnst auszuwirken, wie es ihm gefällt. Nicht bloß in der Weltgeschichte," fuhr er mit einem Seitenblick auf uns weiter, „selbst im gemeinsten Leben findet eine Stufenfolge Statt, um die Menschheit auf dem Wege der steigenden Ausbildung ihrem Zweck entgegen zu führen. Was das Individuum oft mit unsanfter Einwirkung berührt, löst sich im Ganzen und Großen in die ewige Harmonie auf, zu welcher alle unsterblichen Geister bewußt und unbewußt streben. Mißbrauchen kann der Mensch seine eigene Erfindung; aber er muß dadurch gefördert werden zum Ziele, das ihm Gott gestellt." Dabei dachte er, wie es sich von selbst versteht, auf dem Boden der Glaubenslehre und der Kirchlichkeit, nicht an die Perfectibilität des Christenthums bis zur Straußischen Mythe. Er glaubte redlich an den Fortschritt in allen menschlichen Angelegenheiten, ohne durch unbefugte Uebergriffe ins ewig unverletzte Gebiet der Offenbarung das Kindlein mit dem Bad auszuschütten, weil er sich aufrichtig auf seine Kirche stützte. Das ist überhaupt ein nie genug zu schätzender Vortheil der katholischen Kirche, daß die Linien zwischen Göttlichem und Mensch-

lichem klar und bestimmt gezogen sind, und deßhalb auf der einen Seite das freieste Gewähren und Gewährenlassen gestatten, auf der andern Seite die Wesenheit der Offenbarung auf unverletzlichem Standpunkt unversehrt erhalten. Feichter nannte dieß „die wahre Freiheit der Kirche, wo die democratischen Himmelsstürme nicht möglich seien.“

Diese großartige Denkweise Feichter's zeigte sich besonders im ethischen Gebiet auf eine mir unvergeßliche Weise, wie sie nur wahrhaft große und gottselige Geister, ich sage nicht hegen, sondern üben können. Hatte er einmal einen Menschen in seinem Kern als gut erkannt, so hing er an ihm mit der aushältigsten Treue eines wahren redlichen Freundes. Kein ungünstiges Beiwesen, keine kleinen Fehler, kein Geklatsch, selbst keine Anklage konnte ihn in seiner gefaßten Meinung irre machen. Selbst bei amtlichen Anklagen ging er mit der größten Vorsicht zu Werke, mit einer Art von Unglauben, der ihm von Kleinherzigen auch oft verdacht wurde. Er hatte in dieser schönen Mannesgesinnung eine erschütternde Ehrwürdigkeit, die ihm unwiderstehlich selbst diejenigen gewann, die bereits die moralische Linie überschritten hatten. Der Umstand, daß sie in Feichter's reinem Gemüthe trotz alles Geklatsches noch fleckenlos dastanden, wirkte mit Uebermacht auf ihre Besserung ein. Sein Wort: „Wer einen erprobten Freund so leicht fallen lassen kann, ist im innersten Kerne nichts nutz; er hat die ganze Anlage, auch das Heiligste zu verrathen,“ ehrt ihn noch im Grabe. Wurde er aber nach langem Widerstreben durch unabweisliche Thatsachen genöthigt, von einem Freunde Böses zu glauben, so war der allertiefste Schmerz an ihm sichtbar. Ich kam einst von einer Reise zurück; er wußte, daß mir alle Verhältnisse des durchwanderten Heimatthales genau bekannt waren, und fragte mich sogleich über Ereignisse, in die einer seiner Freunde verwickelt war. Alle Glieder des Consistoriums hatten ihn bereits fallen lassen; er allein hielt ihn noch mit Furcht und Schmerzen. Als er den allbekannten Thatsachen nicht mehr widerstehen konnte, sank er auf einen Stuhl nieder, sein Angesicht wurde leichenblaß, seine Hände zitterten, und zwei große volle Thränen traten ihm ins Auge. Nach einem kurzen in sich selbst Versunkensein und leisen Gebet erhob er sich wieder in der größten Aufregung und wandte sich zu mir mit den Worten:

„Freund! ist man blind?“ Mir drang dieses Wort in die tiefste Seele, besonders das „man,“ welches er aus Zartheit gebrauchte; es lag so viel Schmerz, aber auch so viel Schonung darin! Der Schuldige wandte sich später an ihn, und wir wissen, daß er mit der innigsten Liebe zu ersetzen suchte, was sein armer Freund gefehlt. Es gelang ihm auch; denn so heilige aufopfernde Liebe bewirkt Alles. Dadurch wurde er eine heimliche Kraft, die reinigend und herzgewinnend durch die ganze Diöcese ging. Viele kamen aus freien Stücken zu ihm, die Wirrsale ihres Herzens aufzudecken; er kürzte selbst diese Bekenntnisse so viel wie möglich ab, und duldete sie in der Regel nur in der Beichte, weil er der Meinung war, dieses übertriebene Verhandeln der eigenen Fehler im ersten Drange könne später schädlich auf die Moralität des Menschen zurückwirken. Darum empfahl er glühende Reue im Allgemeinen, und die Wahrheit derselben in schneller Sinnesänderung; aber ebenso dringend eine vollständige Reinigung des Gemüthes durch allbedeckende Vergessenheit des Details, das er für den reinen Sinn als verderblich erkannt hatte. Heimliche Anklage, Verrath, polizeiartiges Eindringen in persönliche Geheimnisse, Mißbrauch mit Briefen, Geheimhalten des Anklägers zum Nachtheile des Beklagten, war ihm in der innersten Seele zuwider. Er achtete selbst jene Studenten nicht, die in der Rolle von Angebern ihrer Mitschüler vor ihm erschienen, und in der Regel machte er davon nie einen Gebrauch. Nach seiner Meinung war in solchen Fällen der Schaden stets so groß, daß er in keinen Vergleich kam mit dem sehr problematischen Nutzen. Mit der ihm eigenthümlichen Laune sagte er einmal: „Meine Herren! die Moral ist eine freie Kunst; man legt sie nicht wie Mausgift; es könnten dabei die Mäuse mit dem Leben davonkommen, und Menschen aus Unvorsichtigkeit sterben!“ Es war eine eigenthümliche Erscheinung, wenn die Landgeistlichen zu ihm auf Besuch kamen, in der Regel Männer, die er weit überragte. Feichter empfing sie mit größter Ehrfurcht, wie ein Untergeordneter, fragte sie um Rath in Seelsorgeangelegenheiten, und bediente sie bei jeder Gelegenheit mit so zarter Liebe und Rücksicht, wie sie nur in seinem Gemüthe wurzeln konnten, weil er sie wahrhaft verehrte als „Diener Christi und Ausspender der Geheimnisse Gottes,“ und so weckte er durch seine Demuth selbst in schwachen Seelen das Gefühl des höheren Berufes.

Wie gut er es überhaupt verstand, das bessere Selbstgefühl im Menschen anzuregen, mag uns ein unscheinbares Beispiel erzählen, an das noch viele seiner Schüler denken werden. Zur Kirschenzeit hatte sich, von einigen Seminaristen begünstigt, eine Verkäuferin mit einem Kirschenkorb in den Garten des Seminars in die Unterhaltungen der Zöglinge geschlichen und hielt dort ihre Waare feil, ungeachtet nicht viel Theilnahme für ein solches Wagniß unter uns herrschte. Feichter erfuhr es, und erschien mit seinem Diener, sie auszuweisen, als eine nicht zu unseren Kreisen gehörige Person. Als dieß ohne viele Schwierigkeiten vollbracht war, wendete er sich an uns mit den Worten: „Meine Herren! Dulden Sie eine solche Verletzung ihres Rechtes nicht. Der Garten gehört Ihnen allein. Auf meinen Beistand zum Schutz Ihrer Freiheit können Sie allzeit rechnen.“ Man mußte sich gestehen, besser konnte eine solche Bemerkung nicht gemacht werden, und der gute Eindruck seiner Worte war entschieden. Selbst seine Unterhaltung hatte einen großartigen Charakter, wenn man Unterhaltung nennen kann, was er sich in jüngeren Jahren bisweilen in den Ferien zukommen ließ. Er zog sich nämlich auf einige Zeit auf das Land zurück, zu einem Freunde, sei es auf Kastelrutt oder auf St. Andrä, oder auch im Taufererthale, das seine eigentliche Heimat war. Da vertiefte er sich gern in die einsamste Waldstille, in ein seliges Betrachten der Natur, und als man ihn einmal über seine Zweigespräche mit den leblosen Gegenständen zur Rede stellte, sagte er leise, als gält' es eine tiefe Herzensangelegenheit, nicht allzu laut erschallen zu lassen: „Ich bin ein Liebhaber der Einsamkeit, und was ich mit den Bäumen im Walde rede, weiß Gott allein! Es ist mir aber von ganzem Herzen wohl dabei!“ Er war der eifrigste Verehrer aller Anlässe zu guten Gedanken, und ermunterte oft, keinen solchen unbenützt verstreichen zu lassen. Auf allen Wegen und Stegen begleitete ihn der liebenswürdige Humor, und mittelst desselben setzte er die wichtigsten Lebensregeln und Belehrungen ins Leben um, ohne scheinbare Mühe, ohne Lärm, aber mit nachhaltendem Eindrucke für seine Zuhörer. Er hatte ein überaus treues Gedächtniß, und vergaß nicht leicht etwas, was er jemals Wissenswerthes gesehen oder gehört hatte. Das machte ihn zu einem Repertorium von unzähligen Anecdoten und Geschichten, Sprüchen und Erlebnissen. Er erzählte Alles mit inniger Wärme, mit einer Anmuth, die ihn selbst beim gering-

fügigsten Geschäfte nicht verließ, und benützte alles Gehörte und Erlebte als Vehikel für seine Lehre. Dadurch wurde sein Unterricht populär, anziehend; alle Steifheit des Professortones verschwand; ein inniges Sichanschmiegen seiner Schüler an die werthe Persönlichkeit erleichterte die Auffassung; man trug nicht schwer am Erlernten; es war bereits praktisch festgewurzelt wie ein glücklicher Anflug, wenn man vom geliebten Lehrer schied. Deßhalb brachte seine Einkehr auch in jedes Haus Freude, geistige Regsamkeit und Erbauung. Ein Beispiel, wie bei ihm das Allerkleinste zu den wichtigsten Bemerkungen dienen mußte, und eben durch die seltsame Art des Vortrages das Gesagte unvergeßlich machte, kann nicht überflüssig sein. Ich kam aus Pusterthal zurück. Er hatte auf seiner Flucht in den Kriegsjahren 1805 bis 1809 in einem ansehnlichen Pfarrhause dieses Landestheils als Gast im zweiten Stockwerk eine zerbrochene Fensterscheibe bemerkt, an der jeder Aufsteigende vorbeigehen mußte. „Ach, gerade recht!“ fing er an; „wie steht es mit jener Fensterscheibe? ist sie noch nicht ausgebessert?“ Leider mußte ich mit Nein antworten; und er fuhr weiter: „O, mein Herr! die Leute wissen nicht, was es für ein seliges Vergnügen ist, alle Tage etwas zu schaffen, Altes auszubessern, Neues geschickt und auf die wenigst kostspielige Weise einzuleiten. Wer eine zerbrochene Fensterscheibe sechzehn Jahre ansehen kann, der übersieht wohl auch sehr viel in seinem eigenen Herzen, das der Ausbesserung bedürfte. O, die langsam wirkende, nie ermüdende Kraft eines in sich selbst geregelten Menschen stiftet unendlich viel Gutes mit den geringsten Unkosten, und ist ein schönes Bild der göttlichen Gnade, die unerschöpflich in ihrer Fülle still und allmählich das Größte vollbringt!“

Er hatte stets unermeßlich viel gearbeitet, und einen guten Theil der Diöcesansverwaltungs-Geschäfte getragen, bezog aber dafür immer ärmliche Einkünfte, fast bis zu seinem Tod, und hatte darüber die herzlichste Freude, mit jener ganz sorglosen Gesinnung, die Leute von Geist und Charakter auszuzeichnen pflegt. Mit sich selbst war er in seinen leiblichen Bedürfnissen streng. Des Morgens aß er nichts, zu Mittag genügend, Abends wenig. Seine Kleider, wo er nicht im Talar erscheinen konnte, waren ärmlich; ein breitkrämpiger Hut, dessen Sonnen- und Regenschirm er nicht genug rühmen konnte, ein alter Frack in sehr ausgiebiger Form, am untern Theile des einen Flügels

mit dem Merkzeichen des Färbers versehen, schlotternde Beinkleider, Leibgewand und Strümpfe von schwarzer Wolle; bei besonders feierlichen Gelegenheiten noch ein flatternder Streif, ein sogenanntes Doctormäntelchen, hinten am Halse befestigt. Solcher Anzug und die Gutmüthigkeit seines Ausdruckes sagte uns deutlich: Freunde, ich bin nicht von dieser Welt! Wir umhüpften ihn wie junge Rehe, so oft er freundlich lächelnd, einen Pack Schriften unter dem linken Arm, in diesem Staat ins Consistorium ging, und alle Begegnenden in die heiterste Stimmung versetzte. Ueberhaupt hatte sein Auftreten vor der Welt etwas Humoristisches, wie man es am heiligen Filippo Neri rühmt, jenes süße Weltvergessen bei der innigsten Wärme für die unsterblichen Seelen, die so tief im Plunder dieser Welt stecken müssen. Er konnte bei solchen Gelegenheiten wohl auch über sich selbst ein wenig lächeln. Für uns aber war er unendlich liebenswürdig, sein Wesen rührte uns tief; ein schöneres Sichselbstvergessen hatten wir nie wahrgenommen.

Kleine Unpäßlichkeiten achtete er wenig an sich und Anderen. Er hatte den festen Glauben, daß der Wille auch in Krankheitsfällen unendlich viel über unsere leibliche Empfindung vermöge, und daß selbst der gesetzteste Mann hierin gegen eine oft übermächtige Einbildung ankämpfen müsse. Er schonte die letztere nirgends, wo sie ihm immer begegnete, und nahm es nicht übel, wenn er sich mißwollende Urtheile bei Empfindlichen zuzog. So pflegte er zu sagen: „In zehn Krankheitsfällen sind immer neun, wo unser Nichtkranksein-wollen und eine äußerst maßhaltende Lebensweise uns ohne weitere Arznei gesund macht. Die größte Freundin der Aerzte und der Apotheker ist unsere tiefgewurzelte Ungeduld, die kunstmäßig erzwingen will, was in längerem Zeitraume von unserer eigenen Natur ausgearbeitet wird.“ Wie fast alle bedeutsamen Männer hatte er einiges Mißtrauen auf die ärztliche Kunst, und lächelte oft fein über die vielen Zuversichtlichkeiten in dieser Sache. Er meinte das Wort „praktiziren“ sei eigens für die Aerzte erfunden worden, um eine Thätigkeit zu bezeichnen, die ohne eigentliche Klarheit und Tiefe der Auffassung und oft ohne anhaltendes Studium des Menschen und seiner Organisation quacksalberisch, wie ins Blinde, operirte, und das Ungeschick der Ausführung gar nicht stark zu Herzen nahm. Meldete sich jedoch wirkliche Nothwendigkeit, einen Arzt befragen zu müssen, so war er

sehr willig, Alles einzunehmen, was ihm vorgeschrieben wurde; aber diejenigen ärztlichen Räthe, welche Schonung anempfahlen, befolgte er nicht allzustrenge, weil er meinte, man wolle durch solche äußerliche Verordnungen den tieferen Grund wahrer Kunsteinsicht ersetzen. Er bedauerte oft tief die allzuflache Auffassung der höhern Menschennatur, wie sie sich bei rationellen Aerzten ohne lebendiges Christenthum in früheren Zeiten leider nur allzu oft einstellte. „O meine Herren!" seufzte er oft, „kein Wunder, daß an unserem Leibe so unselig praktizirt wird, ohne Verständniß des höheren Lebens im Menschen. Am Thiere mag viel ganz gut gehen, was man gewöhnlich thut und anwendet; aber im Menschen, wo Leib und Seele in so innigem Bündnisse stehen, geht diese Thierarzneiung nicht recht an; sie vermehrt oft das Uebel, dem sie abhelfen will." Er tadelte besonders die gewöhnlichen Heilversuche, bloß durch die Masse der Arznei der Materie zu Leib zu gehen, wie es in unseren Tagen Aerzte ohne Glauben an den Geist und sein ewiges Leben thun, und dadurch die Seele selbst in ihren heiligsten Interessen verletzten. Sie empfehlen Ruhe und nichts als Ruhe, wehren den Trost der heiligen Sakramente ab, heben den Besuch frommer lebenfördernder Freunde auf, um die trostlos Verlassenen in ihre gottverläugnende, öde, sittlich unreine Gewalt zu bekommen. „Die Ruhe stammt aus der Seele," sagte Feichter, „der Trost quillt aus dem Bekenntnisse Gottes, die Gesundheit kommt von Gesunden, denen Christus Leben und Gesundheit ist, und wer das verlernt hat, taugt besser zu einem Thierarzt, als zum Peiniger der Menschen." Gegen die sogenannten Bader und Pfuscher hatte er auch aus diesem Grund eine entschiedene, nie verhehlte Abneigung. Sein Grundsatz war: „In einer Gemeinde ist ein frommer und geschickter Arzt ein unberechenbarer Schatz, nicht bloß fürs Leben, sondern oft noch weit mehr für die gute Zucht und Ordnung in der moralischen Gemeindeverfassung." Dabei schlug er jedoch den klaren Blick eines richtigen Menschen höher an, als die Grillen des Stubengelehrten voll eiteln Dunstes in falscher Weisheit. Gegen alle Geheimmittel, gegen alle Großsprechereien der Zähneausbrecher und Pfuscher konnte der sanfte Mann bisweilen sogar bitter werden. Dahin ist auch sein oft getadelter Rath zu erläutern, den er seinen unpäßlichen Zöglingen öfters gab, nämlich nichts anderes zu trinken, als warmes Wasser. Es lag darin die ganze Bitterkeit

einer Ironie, die nur zu oft gerechtfertigt ward durch den unermeßlichen Schein, der in diesem Gebiete, besonders in abgelegenen Thälern, umgeht, und das Volk um Gut, Leben und Zufriedenheit betrügt. Wir sind keineswegs geneigt, ihn hierin ganz in Schutz zu nehmen; selbst erfahrene Aerzte haben ihn deßhalb oft scharf getadelt. Aber sagen wollten wir Alles, um das Bild des Mannes so vollständig als möglich zu machen, und der Leser, welcher uns bisher geduldig gefolgt ist, wird auch diese Farbe am Bilde mit dem Charakter des Mannes zusammenreimen können, und trotz einiger Uebertreibung darin einen guten Kern finden.

Wie ich bereits bemerkt, talentvolle Jünglinge hatte er gleich gewonnen, wenn sie auch mit den größten Vorurtheilen zu ihm ins Haus gekommen waren; mittelmäßige waren oft mit ihm nicht ganz zufrieden, und er war daran selbst Schuld, da er sie nur als Roharbeiter ohne viele Umstände mitnahm. Er wollte kein leeres Stroh dreschen, wie er einmal sich verlauten ließ. Seine Behandlung solcher Jünglinge war oft seltsam, er verschmähte selbst den Spaß nicht, um ihre Innerlichkeit ins gehörige Licht treten zu lassen. Als er einst einem solchen auf der Hausflur begegnete, hob er ohne Veranlassung die Hand gegen ihn auf, mit dem Zeigefinger drohend. Der scheinbar Bedrohte ergriff die Flucht, und machte später vor ihm ein Sündenbekenntniß, das er nie voraus gesetzt oder erwartet hatte. Stellte sich heraus, daß der junge Mensch ohne Geist und ohne Beruf zum Priesterthume sei, war er unerbittlich für seine Entfernung. Man hat ihn deßhalb oft hart genannt. F e i c h t e r erwiederte einfach: „Der erste Verdruß ist jedenfalls besser als der letzte.“ Oft wurden ihm solche Leute von höheren Schutzmächten im bischöflichen Palast aufgedrungen. Er gab in solchen Fällen willig nach; aber der Erfolg rechtfertigte sein Urtheil auf überraschende Weise. Gegen begabte Jünglinge war er der liebevollste Vater, mit einem Auge, das Vieles nicht sah, um das Ganze zu retten. Daher geschah es, daß alle nur einigermaßen ausgezeichneten Leute bloß als solche seine lebenslangen und getreuesten Freunde wurden, und nach seinen Ansichten die Seelsorge verwalteten. Dadurch riß er auch die Anderen in den Strom hinein, und das war seine Macht nach allen Seiten der ausgebreiteten Diöcese. Gehaßt hat ihn Niemand, als der ganz Schlechte.

So war er der Prüfstein der Geister, dessen Abhandenkommen in keinem Lebenskreise so leicht verschmerzt und ersetzt wird.

Ganz eigen war die Behandlung, die er uns im Seminar angedeihen ließ. Er wiederholte oft, das Seminar sei kein Kloster, sondern ein Bildungsinstitut fürs Leben, und nach dieser Ansicht richtete er auch seine Handlungsweise ein. Er war ein Feind vom Vielregieren und Alles-regierenwollen, und glaubte, allzugroße Strenge könne für die Zukunft sogar schädlich wirken. Aus diesem Grunde war er der strengsten Abgeschlossenheit, in welcher derlei Institute oft gehalten werden, nicht hold, und meinte, junge Priester sollten vor allem Anderen zum weisen Gebrauche der Freiheit erzogen werden, was durch die gewöhnliche Absperrungsmethode nur sehr unvollkommen, und oft sehr zweckwidrig eingeleitet werde. Natürlich wurden ihm deßhalb von einer gewissen Seite oft allzugroße Gestattungen vorgeworfen; er ließ sich aber nicht irre machen; er wollte seine Leute kennen lernen in allen Lebensverhältnissen; er wollte wissen, worauf er rechnen könne, und wofür sie sich besonders eignen würden, um bei den Anstellungen die gewöhnlichen Mißgriffe zu vermeiden. Dazu war ein freieres Gewährenlassen der persönlichen Freiheit unerläßlich. Auch gestand er aufrichtig: „Er habe auf diesem Wege wohl bisweilen Mißbrauch der persönlichen Freiheit zu beklagen gehabt, aber nur von solchen, die von Grund aus ungeeignet waren für den priesterlichen Dienst; dagegen sei das im Menschenherzen leider nur zu leicht wurzelnde Sichverstellen und Heucheln um so minder vorgekommen, und die traurige Erfahrung, daß sich ein junger Priester auf der Seelsorge ganz anders betrage, als im Seminare, fast ganz verschwunden.“ So sehr er für die endliche Ausbildung des Priesters im bischöflichen Seminare war, konnte er doch bei einer schmerzlichen Gelegenheit, wo ein junger Priester gleich im ersten Jahre der Seelsorge kläglich zu Grunde ging, sich nicht enthalten, es geradezu auszusprechen. „Eines hat das Universitätsleben der Theologen doch Gutes gehabt; man bekam eine kleinere, aber bessere Ernte. Faule Aepfel fallen im Leben frühzeitig ab; was Sturm und Wind, und alle Ungunst der Jahreszeit übersteht, ist vielleicht wenig, aber aushältige gute Frucht!“ Ein anderer Grundsatz, den er in der größten Ausdehnung ins Leben treten ließ, war die ehrenhafteste Vorsorge für alle möglichen Bedürfnisse. Der sonst so sparsame Mann kannte

da keine Rücksicht; er wollte auch die Begehrlicheren zufrieden stellen, weil nach seiner tiefsten Ueberzeugung sonst in ähnlichen Instituten keine Ordnung und Zucht zu erhalten ist. Man hatte ihm deßhalb viele Vorwürfe gemacht; er blieb aber fest bei seiner Ansicht, und die entgegengesetzte Handlungsweise anderwärts hat ihn auch hierin gerechtfertigt. Er hatte einen Abscheu vor allen augenblicklichen Executionen, vor aller Förmlichkeit und Schaustellung bei solchen Gelegenheiten. Er machte seine Erinnerungen fast immer bei einer sich ergebenden Gelegenheit, als gäbe es sich bloß so, als sei es nicht seine Absicht, als Präceptor aufzutreten, und die gemachte Bemerkung bloß so als Nebensache hinzunehmen. Er äußerte die größte Zuversicht, daß es bloß des Sagens bedürfe, um gute junge Leute auf die gewissenhafte Sorgfalt hinzuleiten, alles Tadelnswerthe zu vermeiden. Er machte dadurch allzeit tiefen Eindruck, und wußte alle seine Worte so gut zu fassen, daß sie nicht leicht mehr vergessen wurden. Er brauchte mitunter auch seltsame Mittel, um die fliegenden Geister auf kleinere Unförmlichkeiten aufmerksam zu machen. So sagte er mir einmal auf die herzlichste Weise: „Mein Herr! ich habe schon lange nachgedacht, was an Ihnen auszustellen wäre. Aber ich muß Ihnen sagen, ich bin mit Ihnen ganz und gar zufrieden.“ Natürlich machte mich ein solches Lob nachdenklich; es war zu einer Zeit, wo ich mit mir selber nicht ganz zufrieden sein konnte. Manchmal wurden seine Bemerkungen auch ironisch, aber stets mit viel Gutmüthigkeit. In solchen Fällen gingen sie dann wie fliegende Pfeile fast unvergeßlich nicht bloß durch das Seminar, sondern mit den Zöglingen durch die ganze Diöcese. Als er uns am Christabend auftrug, um sieben Uhr schlafen zu gehen, damit wir richtig zur Mette erwachten, machte ein Spätaufsteher die Bemerkung: „So früh kann man ja nicht einschlafen.“ „Einschlafen, ja!“ fiel F e i c h t e r lebhaft ein, „aber das Aufstehen kostet einige Mühe, die zu überwinden ist.“ Er hatte die seltene Kunst, Vieles an jungen Leuten gar nicht zu sehen, um nicht durch ewige Brummsucht lästig zu werden. Um so tiefer ging jede seiner Bemerkungen ins Herz, weil man überzeugt war, nur die wirkliche Noth habe ihn zum Einschreiten veranlaßt. Auch handelte er hierin stets genau nach den Naturen, mit denen er zu thun hatte, und deßhalb äußerst verschiedenartig, stets auf dem nächsten Wege zum Ziele. Wo er drohte, konnte man stets einen Mangel an Talent

und Einsicht im Bedrohten annehmen, und daher war sein Benehmen oft ein wenig komisch, aber stets sehr wirksam. Alles nach einem Handgriff einzurichten und abzuthun, war bei ihm nicht zu suchen; er war auch hierin allem Schlendrian, allem ertödtenden Formenwesen ganz abhold. Sein Spruch war: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist belebt!“

Durch treue Befolgung dieses Grundsatzes ist er Allen Alles geworden, und giebt uns ein neues Beispiel, daß wir nie zu vielseitig werden können, wenn wir der Welt wahrhaft nützen, und die verschiedenartigen Geister für das Evangelium gewinnen wollen. Er ist schon seit mehreren Jahren unseren Augen entrückt; seine frische Gegenwart können wir nicht mehr einsetzen, um die Wahrheit unserer Darstellung zu erweisen; wir müssen uns vielleicht sogar den Vorwurf allzu idealer Auffassung gefallen lassen. Denn er hatte es mit allen geistreichen Männern gemein, daß er in der Regel lieber im Gewande der Einfalt erscheinen wollte, und daher von der Oberflächlichkeit der Welt auch häufig mißverstanden wurde. Wer ihn aber genau gekannt hat, wird unsere Ansichten bestätigen, namentlich die vielen und unvergeßlichen Freunde, die damals mit uns das Glück hatten, um den geliebten Lehrer und Freund zu sein. Feichter bewies durch sein ganzes Wirken hinlänglich, daß man ein gründlicher Gelehrter in allen theologischen Wissenschaften sein könne, ohne deßhalb einseitig und unweltläufig fürs Leben zu werden. Vielmehr wird er als vollgültiges Muster für alle Priester dastehen, denen daran liegt, die Lehre der Schule dem Leben vortheilhaft dienstbar, und sich in reinmenschlicher Ausbildung der Welt unentbehrlich zu machen, ungeachtet man nicht von dieser Welt ist. Denn die Erfahrung zeigt besonders in unseren Tagen immer mehr, daß unserer Kirche nichts so sehr schadet, als das falsche Pathos, worin sich gewisse Leute wohlgefallen, und durch Sonderlichkeiten aller Art zeigen wollen, daß sie nicht von dieser Welt sind; Feichter hat das Menschliche durch das Göttliche verklärt, das Tiefsinnige durch Demuth zugänglich gemacht, und sich in allen Dingen seinen Mitmenschen gleichgestellt, nur in der Sünde nicht. Und das ist die rechte Macht über die menschlichen Herzen, diese allein rettet die Kirche, und die Welt!

Koch in Rom 1829.

Aus dem Lechthal in Tirol gebürtig.

(1847.)

Ich zweifle nicht, daß nachfolgende Bemerkungen über Maler Koch willkommen sein werden, treu die Eindrücke wiedergebend, die der berühmte Mann auf mich während meiner Anwesenheit in Rom gemacht hat. Sie liefern vielleicht nicht unliebe Ergänzungen, um den Charakter des vortrefflichen Meisters vollständig auszumalen, und auf einige noch nicht beachtete Eigenheiten desselben aufmerksam zu machen.

Kaum hatte ich mich nach meiner Ankunft daselbst in einem Privathaus eingerichtet, suchte ich Andersag, einen jungen Maler von Ulten in Tirol, auf, der mir bisher nur dem Namen nach bekannt war. Er wohnte wahrhaft künstlerisch in den höchsten Thurmräumen des palazzo di Venezia (österreichisches Gesandtschafts-Hôtel) mit der schönsten Aussicht nach allen Seiten auf die ungeheueren Massen der berühmten Weltstadt, mit allen kühlenden Lüften von Nord und Süd in der Hitze des Sommers, ganz isolirt von allen menschlichen Berührungen. Er nahm mich, den Unbekannten, mit aller tirolischer Herzlichkeit auf, und bald waren die Fäden zutraulichen, lehrreichen Zusammenseins angeknüpft. Nachdem wir an demselbigen Nachmittage noch die Villa und Galeria Borghese besucht hatten, führte er mich gegen sechs Uhr Abends zu Koch. Dieser saß in einer Vorhalle seines Quartiers an der Staffelei, die Palette in der Hand, malend an der großen Landschaft „Macbeth,“ die er später öfter wiederholt hat. Er war ganz leicht gekleidet, nach den Bedürfnissen der heißen Jahreszeit, ein rothes Käppchen auf dem Kopfe, wunderlich zusammengekauert in den vollen, fetten Formen seines gedrungenen Körperbaues. Als mich Andersag vorgestellt hatte, erwiederte er nichts Anderes als: „Ja so!“ ohne aufzusehen, fortmalend in tiefer Stille. Andersag entfernte sich, dringender Geschäfte wegen, ich stand allein vor dem stillen Unbekannten, nicht ohne Mißgefühl meiner scheinbar bedenklichen Lage. Nach ungefähr eilf Minuten banger Lautlosigkeit fragte Koch, ohne mich anzusehen: „Sind Sie in Oetzthal bei den Eisbergen

gewesen?“ Ich antwortete: Ja! und beschrieb ihm dieselben mit aller Lebhaftigkeit, die eine so weite Reise im Gemüthe des Wanderers anzuregen im Stand ist. Als ich feuriger wurde, legte er auf einmal Pinsel und Palette aus der Hand, blickte das erste Mal wie ein längst bekannter Freund zu mir empor und horchte mit der innigsten Theilnahme meiner Rede von den Eisbergen des Oetzthales. „Haben Sie Dante gelesen?“ fragte er weiter. Auf mein Bejahen schmunzelte er ein wenig und sagte: „Ist Ihnen vielleicht die Aufschrift des Höllenthores gegenwärtig?

„Per me si va alla cittá dolente,
Per me si va nell' eterno dolore;
Per me si va tra la perduta gente!“

fiel ich schnell ein. Koch's Angesicht heiterte sich sichtbar auf, es war eine Feder gesprungen, die alle Saiten seiner kunstliebenden Seele berührte. „Was gefiel Ihnen am besten in Assisi?“ fing er von Neuem an. „Die Gemälde von Giotto und Cimabue,“ war meine Antwort. Bei diesen Worten stand er freudig auf, und unsere Bekanntschaft war gemacht, in einer Innigkeit und Herzlichkeit, wie ich sie vor wenigen Augenblicken in meiner bedenklichen Stellung nicht geahnt hatte. Ich sah ihn hierauf alle Tage, und begleitete ihn auf seinen Spaziergängen, willfährig seinen Lehren, höchst erbaut durch die Biederkeit seines Charakters, wesentlich gefördert im Genusse der Merkwürdigkeiten Roms durch seine kunstverständigen Winke. Er war ein Sechziger, in seinem Aeußeren ganz das, was Leute mit feinen Nasen in oberflächlicher Weltansicht ungenießbar nennen, mittlerer Größe, ins Beleibte übergehend, eigenthümlich in Gesicht und Auge, aber ohne vorschnelle Anzeige des inwohnenden genialen Geistes, der im lebhaften Freundesgespräche voll der hellsten originellen Funken empor schlug. Seine Manieren hatten viel von der kecken Ironie seines Künstlertalentes, das oft in ätzender Schärfe dem Lächerlichen, Halbherzigen, Windigen und Falschen zu Leibe ging. Conventionelle Formen waren aus seinem Leben wie aus seiner Sprache gewichen, er gab sich ohne Beisatz der Schminke, als edlen Kern in rauher Schale. Damit stimmte seine Kleidung auf das Ebenmäßigste überein, oft kaum ziemlich in Güte und Zuschnitt, für seinen Rang unter den Künstlern Roms. Seine Sprache hatte eine eigene Näselei, voll

Nachklangs des rheinländischen Dialectes, oft durch grelle Hochtöne abgestoßen. In der Wahl der Worte war es ihm um Nachdruck, Emphase, oft auch um Karrikatur zu thun, so daß sein Tadel wie Fluch lautete, sein Ernst wie Spaß, sein Tiefsinn wie die Weisheit auf der Gasse, so scharf markirt, wie die Umrisse seiner Bilder, wie die charakteristische Härte und Strenge seines Styls. Er sprach das Deutsche und Italienische mehr eigenthümlich als gut, in aller Auswahl des Treffenden, Beißenden, Stechenden, so daß seine Rede auch im natürlichen Gange einem Lauffeuer glich von Geist, Witz und origineller Weltanschauung, stets vom nachhelfenden Geberdenspiel, ich möchte sagen, von allen Fibern seines Organismus verstärkt, und losgeknallt im sichtbaren Wohlgefühle der glücklichen Wirkung. Durch die Derbheit dieser Art zu sein, erhielt seine unverwüstliche Ehrlichkeit, seine unbestechliche Wahrhaftigkeit und seine tiefe Kunstkenntniß eine scharfe einschneidende Kraft in die innerste Seele eines jeden Menschen, furchtbar der windigen Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit, aber überaus erregend und reinigend für Jeden, dem es um Wahrheit und Bildung zu thun war. Aus dieser Quelle flossen auch zwei Erscheinungen, die uns in Rom mehr als einmal begegneten: vornehmtige Ignorirung seiner Kunstbedeutung von solchen, die nicht Muth und Kraft genug hatten, in seiner Feuertaufe den alten Menschen abzuthun, und begeisterte Anhänglichkeit wahrhaft lernbegieriger Kunstjünger und kunstliebender Freunde. Zwischen Beiden stand er unbeweglich fest, durch die Mißachtung der Einen nicht gekränkt, durch Zuneigung der Anderen nicht verwöhnt, mit stets unverkümmerter Kraft, die Geister zu läutern und zu sichten, das Probehaltige anzuziehen, das Faule und Wurmstichige abzustoßen, rastlos thätig im Interesse der Wahrheit und der ächten deutschen Kunst. Seine Urtheile, wie Gottesgerichte lautend, hatten sowohl für den Gelobten als den Getadelten eine unermeßliche Bedeutung, weil ihnen oft die Zukunft das Siegel der Erfüllung aufdrückte. Daraus floß für den Propheten Haß und Liebe, so scharf und innig, wie die Prophezeiung ins Leben eingeschnitten. Er wohnte auf der nordöstlichen Seite der Stadt, an der Ausmündung der Strada pia, vor Alters Via Appia genannt, in einem Hause mit dem noch lebenden Cardinale Fransoni, mit dem er in den freundschaftlichsten Verhältnissen stand. Von diesem Standpunkt aus lockte die bequemste Gelegenheit auf die besuchtesten Spaziergänge Roms.

Koch stand im Sommer immer zwischen vier und fünf Uhr auf, und eilte in südöstlicher Richtung in das Freie, um die regen Lüfte des anhauchenden Mittelmeeres zu genießen, fast immer an der Kirche Santa Maria Maggiore vorüber. Für dieselbe hatte er eine besondere Vorliebe, rastete in ihren Säulengängen aus und hörte Messe. „Wenn ich mir einen glücklichen Verein von Größe und Anmuth denken will,“ sagte er einst im Vorübergehen, „so stelle ich mir die weißen Marmorsäulen dieser Kirche, von jonischer Grazie verklärt, lebhaft vor die Seele.“ Von dort umwandelte er das ehrwürdige Coleseo und kehrte über das Capitol in die Stadt zurück. Er besuchte hierauf das Studio dieses oder jenes Meisters, um die fertigen Arbeiten zu betrachten, wo seine Neidlosigkeit und lehrreiche Kunstansicht stets von allen Verständigen die ehrenvollste Anerkennung fand. Gegen halb sieben Uhr kam er nach Haus und malte ununterbrochen bis zum Mittagsessen, welches in seinem Haus in der Regel um zwei Uhr angesetzt war. Nach kurzer Mittagsruhe setzte er seine Arbeit an der Staffelei rastlos fort bis zur einbrechenden Dämmerung, wo die Wanderung ins Freie auf ein Neues anging, gewöhnlich in Begleitung eines guten Freundes, den er in diesen Abendstunden am liebsten um sich sah.

Es gehörte zu seinen Lebensfreuden, in eine Bude am Wege, oder in eine Gartenlaube zu treten und ein Glas Orvietto oder Montefiascone zu nippen, in der größten Behaglichkeit, geistreich aufthauend in die glänzenden Stunden genialer Weihe, mit den unversiegbaren Ergießungen seiner interessanten Jugenderinnerung. „Straßburg,“ sagte er einmal bei einer solchen Gelegenheit, „ist mir der denkwürdigste Ort meines ganzen Lebens. Ich kam in die Stadt mit dem unbändigsten Gefühle jugendlicher Freiheit, trunken von den Ideen der verkündigten Emancipation der Völker. Ich wurde schnell mit den Führern dieser Freiheitsansichten bekannt, namentlich mit Eulogius Schneider, und kann nicht leugnen, daß ich anfangs ganz in dieselben einging, und denselben gemäß handelte und sprach. Aber die Gräuel dieser Freiheit traten mir bald so widerlich vors Auge, daß ich Straßburg gerade zur rechten Zeit noch verließ, um nicht mit meinem Leben zu büßen, wie die Meisten meiner damaligen Freunde. Was später erfolgte, drang mir so schaudererregend in die Seele, daß

mir für immer die Lust verging an der französischen Freiheit und Gleichheit. Ich kann jetzt in meinem Alter nur mit Schmerz zurückblicken auf die entfesselte Welt- und Lebenslust, die jeden Theilnehmer dieser Orgien besudelte." Ein anderes Mal bedauerte er lebhaft, daß er mit den tirolischen Verhältnissen fast unbekannt sei. „Es läßt sich über das Land seiner Geburt mit Studien nicht genügend nachhelfen," rief er aus, „nur natürliche Anschauung gibt dem Kunstgefühle warmes inniges Leben, den Keim jeder idealen Schöpfung. Ich habe in Tirol nur zwei Freunde, die ich so nennen kann, Joseph von Giovanelli und Raffeiner." Er war erstaunt zu hören, daß Letzterer, einst Student der Arzneikunde in Rom, später aus einem Arzt in Graubündten ein tirolischer Priester geworden. Es läßt sich kaum beschreiben, wie treuherzig und genau er sich um die Verhältnisse seiner Freunde bekümmerte. Seine Treue, nach langen Jahren die nämliche, hatte für mich ungemein viel Rührendes, und gab wohl auch das beste Zeugniß von der Reinheit und Lauterkeit seiner Seele. Auf der Rückkehr vom Abendausfluge kehrte er öfter in der Apotheke alle quattro Fontane ein, in jenem vielbesuchten Stadttheile, wo die emporstäubenden Wasserströme so liebliche Kühlung wehen. Hier war Alles mit ihm vertraut, Herr und Knecht, Priester und Laie. „Sogar mein Leibarzt wohnt hier im zweiten Stockwerke," sagte er einmal scherzhaft. Es war, glaube ich, Doctor Polelli. Nur ein Augenzeuge kann sich einen Begriff machen von den Schwänken und Witzen, die er hier mit der fröhlichsten Laune auskramte. Alle Nachbarn schaarten sich um ihn, er hockte mitten unter ihnen, sitzend auf der Hausbank, dem Brunnen gegenüber, und krähte so ergötzlich, daß lautschallendes Gelächter der Umstehenden die ganze Umgegend aufregte und erlustigte. Sogar die kleinsten Knaben hatten mit ihm die größte Freude, und setzten sich mitunter wohl auch auf die gekreuzten Kniee des Professors. Er wohnte dem Krankenverhöre bei, das hier Abends stattfand, wo Polelli mit großer Uneigennützigkeit den armen Leuten Rath ertheilte. Und als K o ch eines Abends hören mußte, daß sich Viele durch Wassertrinken in heißer Sommerhitze die Kolik zugezogen hatten, wurde er zornig, und stimmte im wunderlichsten Krähtone von der Welt das Lied an: L'aqua rompe i ponti. Alle Buben fielen wacker ein, weithin scholl es durch die Gassen: L'aqua rompe i ponti, il

vino ci deve risanar. Lauter Beifall aus allen Fenstern belohnte die Sänger.

War einmal der Mutterwitz lebendig, so ging es auch im Weitergehen durch die nächsten stets hell beleuchteten Gassen nicht viel besser. Aus jeder Krämer- und Kaufmannsbude grüßte ihn ein lächelndes Gesicht, Jedem wußte er ein Kraftwort, eine lustige Anmerkung in der eigenthümlichen römischen Volkssprechweise zum Besten zu geben, wo der Nichtitaliener sehr oft zum Verständnisse zu spät kam. In diesem Sinne war er vielleicht der populärste Künstler Roms, und ich zweifle, ob einmal darauf aufmerksam gemacht worden ist. Nach dem Abendspaziergange besuchte er gewöhnlich auf längere Zeit einen jener Klubbs, die in Rom das Leben so angenehm machen, abgesonderte Zusammenkünfte nämlich von Künstlern, Gelehrten und kunstliebenden Freunden, wo er stets wie ein geliebter Altvater aufgenommen und willkommen war. Sein Geist, des Tages in angestrengter Arbeit auf einen einzigen Gegenstand, die Mühe der technischen Ausführung, hingewiesen, erging sich hier, gelöst vom Zwange, mit allem Feuer genialer Kunstliebe, mit der tiefen Fülle seiner Kunststudien in die weitausgebreiteten Gebiete der ewigen Schönheit. Geographie, Geschichte, Sitten und Denkweise aller Völker lagen in künstlerischer Verarbeitung vor seiner schaffenden Seele. Der Himalaja im ewigweißen Schneekranz, die Andenkette mit dem Krächzen des einsamen Condors, die Alpen der Schweiz mit der donnernden Lawine, alles das tausendgestaltige Leben um Wurzel und Fläche dieser Weltgebirge, vom Schlafe der Pflanze bis in den Strahl des Menschenauges, in aller Eigenthümlichkeit von Sitte, Farbe und Tracht, von Laut, Ruf und Sprache, zerflossen rings im Kreis um ihn in die großartigste Weltlandschaft, deren Erhabenheit und Pracht nur der vertrauteste Jünger der Kunst ganz zu fassen vermochte. Koch war in solchen Augenblicken wie geistesabwesend für die wirkliche Welt, es war ein Kosen und Vertrautthun mit dem Entferntesten, ein hoch interessantes Kunstnachtwandeln des entfesselten Schöpfergeistes. Aus einer so seligen Trunkenheit erwachend, rief er einst mit Nachdruck aus: „Was soll auch all' dieß Stückwerk in der Kunst, dieses mechanische Abpinseln von Hand und Fuß, Baum und Schlange, dieses schuftige Zeichnen nach der Natur, um daraus eine schlechtverbundene Mosaik

zusammen zu flicken? Davon haben wir unser mißrathenes Zwergobst, ohne Saft und Würze, ohne inneren Lebenskern. Es soll der Anfang vom Liede sein und nicht das Ende. Die schaffende Seele nehme die Einzelheit, das kleinste Detail in sich auf, und gestalte aus sich selber das All, wie aus einem Gusse, unter dem Wetterleuchten der idealisirenden Phantasie! Diesen Weg sind Cimabue, Giotto, Perugino, Buonarotti und Raphael gegangen, diesen Weg Dante und sein Hanswurst Ariosto, es war das Wiederspiegeln der innern Welt, die geniale Subjectivisirung des Objectes, hier in Worten, dort in Farben, nach den ewigen Gesetzen der Schönheit über aller Schönheit, die Inspiration der Kunst.“ Er erzählte in solchen Augenblicken von Landschaften, die er nie gesehen, von Reisen, die er nur im Geist auf den Flügeln seiner Phantasie gemacht, von Abentheuern, die er in seinen Kunstträumen bestanden hatte, mit einer so innigen Wärme und Andacht, wie nur ein poetischer Geist derselben fähig ist, mit einer Naturwahrheit und Treue, die selbst den, mit den geschilderten Gegenständen Vertrauten höchlich überraschten, mit einer wahrhaften Virtuosität, die Hauptmomente der Wahrnehmung zu einem kühnen Bilde zu sammeln. Als ich ihm einst meine Verwunderung hierüber bezeigte, sagte er lächelnd: „Lieber Freund! Wer die Welt, das Leben und die Natur nicht durch lange Studien und Erfahrungen in sich verarbeitet, und das Verarbeitete sich ganz pflichtig gemacht hat, der wird vielleicht ein Hackert, aber kein Landschaftsmaler. So oft ich eine Landschaft von Claude Lorain, oder auch nur von Salvator Rosa oder Poussin anschaue, steigt mir eine glühende Schamröthe ins Gesicht über die deutschen Schlafmützen, die Hackert begeistert hat. Domenedio, che bestie!” Hierauf kam er dann zu reden von der ältern florentinischen Schule, von ihrem Ernst und ihrer Andacht, von ihrer trotzigen Unlust, dem Schlechten zu fröhnen, und um den Beifall der Schlechten zu buhlen. Daher seien ihm, fuhr er heftig weiter, die Bilder des Giotto und Cimabue im sacro convento zu Assisi lieber als eine ganze Gallerie französischer Bilder, Dante lehrreicher als fünfzig ganze und hundert halbe Dichter aus Gleim's und Wieland's Schule. Als ich ihm einst über die freien Ergießungen in diesen Abendversammlungen die Bemerkung machte, daß es auf den ersten Anschein bedenklich scheine, ohne Rückhalt sich auszusprechen,

aus Furcht eines Conflictes mit der wirklichen Welt, entgegnete er rasch und bestimmt: „Sie haben vergessen, daß Sie in Rom sind. Der Papst ist uns Künstlern Vater der Kunst und Kunstfreiheit, wie er der Vater aller Gläubigen und aller Kirchenfreiheit ist. Verstehen Sie das? Wir leben hier bunt und kraus durch einander, allerlei Volk aus allen Theilen der Welt, Käutze und Füchse, Eisbären und Königstieger; wir thun, was wir dürfen, und reden, was wir wollen, und rumoren wie Blitz und Wetter. Kein Mensch bekümmert sich um uns, das ist die Freiheit der Kunst in Rom. Republikaner, Napoleonisten, Constitutionelle und Absolute von allen Farben tragen ihre Meinung vor und raisonniren nach Herzenslust. Der Mantel des Papstes ist für Alle weit genug, man verlangt von uns nichts anderes, als daß wir Gott und die Heiligen nicht lästern, und auf der Gasse keine Kutsche mit einem Gichtbrüchigen umwerfen, und solche Tollheiten kommen uns nicht an. Deßwegen gehe ich von Rom nicht mehr weg, man hat mich noch unlängst hinausgerufen, aber ich tauge nicht für draußen, ich bin zu alt und zu steif.“ Einem vorlauten Lästerer der päpstlichen Regierung ohne rechte Polizei und Soldatenthum, ohne Regel für Gesichts- und Athemzüge, sagte er eines Abends, nicht ohne Anflug von Bitterkeit: „Nun freilich eine eigene Regierung ist sie, die päpstliche. Ein alter Mann mit wenigen Priestern führt das Regiment. Weil keine äußere Gewalt vorhanden ist, müssen sie durch Herzensgüte imponiren, als wahre Volksmänner. Sie gelten genau so viel, als das Volk sie gelten läßt, und man läßt sie gerade das gelten, was ihr Herz geltend macht. Da ist leider keine deutsche Regel, keine Sanitätspolizei, keine Ruralpolizei, keine Fremdenpolizei, und wie die Polizeien draußen alle heißen. Was hier davon den Anschein hat, ist auch bloß Schein, eine Art Spielwerk für Kinder und erschrockene Leute, damit sie zu sich selber kommen, wo alles erlaubt ist, die Todsünde allein ausgenommen. Ich finde nicht, daß das Volk darunter leidet; im Gegentheil, es ist wenig incommodirt, das Leben behält seine Thorheit und Launen unverkümmert bei. Das heißt römisches Leben, für Kunst, Poesie und Humor wie gemacht. Sitz' ich drinnen in dieser regellosen Welt, unter Menschen aller Völker und Nationen, so denke ich mit Entsetzen an euere mitteldeutschen Residenzen voll Thee und Butterbemchen, mit so knappem

Zuschnitt, daß man ein unverschämter Democrat sein muß, um freien Athem zu behalten."

Eine ganz entschiedene Abneigung äußerte er stets gegen Goethe und seine Kunststümperei, wie er es nannte. „Dieser Mensch," sagte er, „hat der wahren Kunst den empfindlichsten Abbruch gethan. Vor seinem Werther und Götz hab' ich Respect; wenn er mir aber den Hackert als Meister der Landschaftsmalerei anpreist, so lach' ich ihm ins Gesicht. Er hat zuerst die Lobhudelei in die Kunstkreise klassisch eingesetzt, diese bezahlten Kritiker, diese bestellten Hätscheleien, die so manchem aufkeimendem Talente den Kragen umdrehen, und so viel an ihnen ist, die Kunst zum Handwerke herabwürdigen. Ich kenne diesen Goethe persönlich, bin ihm aber allzeit aus dem Wege gegangen. Das Buch „Winkelmann und sein Jahrhundert" könnte ich nicht mehr lesen, ohne mich zu erbrechen. Solche Leute sind nur in Thüringen und Nachbarschaft zu finden, wo das Kleinliche sich vornehm aufblasen und die Schmutz- und Stinkblüthe ohne sittlichen Ekel Anspruch auf Poesie und Kunst machen kann. Ist der Edelstein nicht ab- und ausgeschliffen, so hat er unter solchen Umständen keinen Werth Die souveräne Verachtung Goethe's gegen Kotzebue hat mitunter auch darin ihren Grund, weil Goethe selbst mit seinem Thüringer Hofstaat leibhaftig in diese deutsche Kleinstädterei hinpaßt. Daraus sind euere Goethe-Literaturen, euere dreibändigen Liebesbriefe, euere Teltowerrüben-Schmeicheleien, euere zerstreuten Blätter und Blättlein voll nichts und abernichts geflossen, um die gesunde Nation mit dieser krankhaften Eitelkeit und Pedanterie lächerlich zu machen. Dankt euerem Wolfgang Menzel, daß er euch mit seiner gewohnten Derbheit auf die Patsche aufmerksam gemacht hat, durch die ihr voll Goethe-Enthusiasmus einhertrabt, wie Roscinante und ihr tapferer Reiter. An Schiller habe ich nur auszusetzen, daß er mir den Macbeth so erbärmlich zugeschnitten hat. Mein Gott! Was ist das für ein ekeles Zimpferlichthun, für ein Schreien: „Der Löwe ist auf der Gasse! wenn die Natur einmal ungeschoren einem Deutschen begegnet! Ich mußte mir Geist, Kraft und Derbheit aus dem Originale holen, nicht ohne große Mühe, um im Bilde wiederzugeben, was der große Naturgeist an der Themse gedichtet!" Diese letztere Rede Koch's hatte eine unwiderstehliche Kraft, frei und derb von der Staffelei

weggesprochen, wo sich mit jedem Tage die Hexenküche grausenhafter heraushob, und verheerender der Sturm vom Meere her über die Felsenburg Dunsinane hereinbrach. Man hat kaum einen Begriff, wie aushältig fleißig der rastlose Mann durch das gewissenhafteste Eingehen in die geheimsten Nuancen des Naturlebens seinen Bildern die größtmöglichste Vollkommenheit zu geben suchte. Drei Wochen malte er am „Macbeth" fort unter meinen Augen, ungeachtet schon der erste, weniger kunstgeübte Blick die Landschaft hätte für ganz vollendet halten können. Aber jeder Tag ließ die Schönheit des ursprünglichen Gedankens sieghafter hervortreten, mit jedem Tage sproßten neue Blüthen, voll unsterblichen Reizes, bis ins Kleinste ausgeführt, aus der Fläche des Bildes. Ich konnte mich eines Tages nicht enthalten, über diese Aushältigkeit der Arbeit mein Erstaunen, und über die Wirkungen derselben meine Freude zu erkennen zu geben. „Ja freilich," versetzte er, „reich werde ich damit nicht, kümmerliche Fristung des Lebens für mich und die Meinigen ist Alles, was ich auf diesem Wege gewinne. Aber ich will doch wenigstens ein Beispiel zurücklassen, mit welchem Ernste die Kunst getrieben werden muß, wenn es zum Ziele gehen soll. Mein bestes Bild ist ohne Zweifel die Landschaft „Tivoli" mit den berühmten Cascatellen, welche ich für die kunstsinnige Frau von Remich, geborene Giovanelli, in Botzen malte. Sie verlangte auch nichts anders, als daß es schön sei, kosten konnte es was es wollte. Ich sammelte also die zerstreuten Strahlen der Schönheit in ein Gesammtbild, das mich und meine Freunde überraschte, Tivoli und nicht Tivoli, wie man will, aber lautere Wahrheit und unbefleckte Treue, mit inniger Liebe empfangen und vollendet. Ich verlangte dafür fünfhundert Ducaten; die edle Frau sandte mir sechshundert. Dafür ließ sich freilich etwas machen. Jetzt will man nicht mehr schöne Bilder um schönes Geld; man ist zufrieden mit schlechten um schlechtes Geld. Selbst Fürsten mäckeln. Luca fà presto, summt es uns nothgedrungen in den Ohren. Die Hungerleiden des Malers und der Geiz des Patrons sind deßhalb in vielen Bildern verewigt."

Von Künstlerlaune, die oft so störend auf die Förderung der Arbeit einwirkt, war bei ihm keine Spur zu finden; jeder Tag wand sich gleichmäßig emsig von der Spindel ab, und durch diese feste

Regelmäßigkeit wurde es möglich, bei dem überaus langsamen und mühevollen Bestreben für wahre Kunst den häuslichen Bedürfnissen zu genügen. Die Wahrheit, die er in der Malerei allein im Auge hatte, galt ihm auch in der Wissenschaft und in der Poesie für das höchste Ziel des Gelehrten, des Dichters. Das Unbestimmte, Verschwimmende, Halbe und Empfindelnde feindete er auch hier mit der schärfsten Lauge an. Er war daher mit der neueren Romantik in der deutschen Dichtkunst nicht zufrieden. Einer seiner besten Freunde in dieser Hinsicht war August Graf Platen von Hallermünde, der bekannte geistvolle Vertreter klassischer Studien gegen die Treibhausgewächse irrgängiger Romantik. Mit diesem sympathisirte Koch auf das lebhafteste, und nahm keinen geringen Antheil an den Vorstudien und Besprechungen zum „Oedipus," gegen Immermann. Er betrachtete den Grafen als die Ergänzung seiner selbst. „Was er in der Poesie thut, thue ich in der Malerei," sagte er einmal, „und die Nachwelt wird entscheiden, ob unser Bestreben nicht zum Besseren führt." Diese Entschiedenheit des Mannes trat auch im religiösen Gebiet in den bestimmtesten Formen hervor. Er war ein festgegründeter gläubiger Katholik. Sein Wahlspruch war: „In necessariis unitas, in dubiis libertas," und kein Theologe hätte bündiger beides unterscheiden und vermitteln können, als er. Auch hier mußte man seine tiefen Studien, seinen Ernst höchlich bewundern. Der Protestantismus erfuhr von ihm ganz das gleiche Loos, wie der Abfall von der wahren Kunst, wie das Ausgleiten in eigenliebige Romantik, unwerth der Theilnahme, als Negation der apostolischen Ueberlieferung.

„Daß man den apostolischen Primat des Papstes als Einheitspunkt der katholischen Kirche anfeindet," sagte er einst auf einem Spaziergang in die Villa Albani, „finde ich auf Seiten fanatischer Gegner begreiflich. Wie aber wissenschaftlich gebildete, ruhige Männer mit ihnen Chor machen können, wird ewig ein Räthsel bleiben für Solche, die Achtung vor dem Menschenverstande haben. Ich bin kein Theologe, Gottlob! sondern ein Maler mit offenem Sinne, mit einem Herzen voll Respect vor unabweisbaren Thatsachen. Der Primat wird seit vielen Jahrhunderten angefochten von jeder Willkür auf Erden, mit allen Mitteln der Lüge und Gewalt. Man hat ihm schon oft das Leichenlied mit Schadenfreude gesungen, und doch stirbt dieser

Primat nicht, er wird eine weltbeherrschende Idee, die stets glorreicher aus dem Strudel der Zeit emporsteigt, das einzige Olivenblatt im Menschenwirrsal, dessen Blätter nie welken. Er kann also seine Wurzel unmöglich in einer menschlichen Einrichtung haben, die heute blüht und morgen in den Ofen geworfen wird. Was sich von ihm löst, geht unrettbar seinem geistigen Tod entgegen. Die morgenländische Kirche zeugt in ihrer colossalen Versteinerung für das ewige Leben des Primats aus Gott, von den Aposteln her. Dafür legt der Kaiser von Rußland weltlich seinen eisernen Arm auf die versteinerte Jungfrau, welche die geistliche Obmacht der heiligen Roma zurückgestoßen. Und was sonst in Europa getrennt vom Primat der Apostelzeit besteht, weist einen Entchristlichungsproceß auf, der nur Ruinen hinter sich zurückläßt. So ist es allen Secten durch achtzehn Jahrhunderte gegangen. Einige derselben überwucherten die Welt, und trieben ihre eitle Vegetation bis in die Vorhallen des apostolischen Heiligthums. Alle sind verschwunden wie Morgennebel, während die Kuppel von St. Peter im unverwüstlichen Glanze leuchtet. So hat, was menschlicher Weise den Felsen des römischen Primats zerstören sollte, gewirkt auf die katholische Kirche, welche auf diesem Felsen gegründet ist, wie Sonnenschein, wie Frühlingsregen, der überall neues Leben und neue Blüthen schafft. Und diese päpstliche Obmacht, weltlich fast machtlos, wurzelt ausschließlich im Gewissen der Völker, welche die Stiftung dieses Einheitspunktes durch Christus als ihr heiligstes Kirchengut verehren. Der Papst selbst ist wehrloser und weniger selbstherrschend als der nächste beste protestantische Consistorialrath, vor dem die Candidaten im schwarzen Frack erscheinen und für ihre Zukunft zittern. Obgleich ein schwacher sterblicher Mensch, ruht er unzerstörbar in der christlichen Idee, daß Alles, was lebendig aus apostolischem Munde durch die christlichen Gemeinden ging, zu allen Zeiten auf gleiche Weise geglaubt und geübt wurde, und die Feuertaufe der Jahrhunderte ausgehalten hat, apostolische Wahrheit, lebendiges Gotteswort in der Kirche sei, daß die Bibel von diesem lebendigen Hauche des Kirchenglaubens zu allen Zeiten und unter allen Völkern getragen und erklärt werde, daß die Fortbildungsfähigkeit des katholischen Glaubens im Lebendigmachen der gesammten apostolischen Lehre zu suchen sei. Wer sich von dieser

gesammten apostolischen Lehre unter dem Primat des Papstes trennt, hört auf Katholik zu sein. Ich gestehe, diese katholische Kirchenidee hat bloß als solche stets meinem Verstand imponirt, obgleich sie nichts anderes ist, als die lebendige Gestalt der Geschichte des Christenthums. Die größte Sünde der Reformation besteht ohne Zweifel im Versuche, durch Fälschung dieser Wahrheit die Geschichte selbst zu vernichten. Wo sich das Geschichtsleben recken und strecken muß, um eine geschichtelose Neuerung gegen den Primat zu vertheidigen, stirbt es allmählich ab unter dem unbarmherzigen Messer fanatischer Peiniger. Dafür tritt die alte Schlange mit dem Sodomsapfel als Professor ein, und docirt die Geschichtslüge vom Anfang an. Es hat mich allzeit gefreut, daß die Engländer wieder anfangen, dieses Verbrechen an der Geschichte gutzumachen. Ohne Papst, ohne unabänderliche Glaubensregel gibt es auf Erden bloß Gasthäuser, keine Gotteshäuser. Man muß nicht gleisen, sondern sein!"

Was er als Denker scharf ausgeprägt, erschien an ihm selbst und allen seinen Hausangehörigen als That, das ganze Haus war von Herzen fromm. Seine Frau Kassandra, spät erst für mich sichtbar, war das frömmste, liebevollste, sanfteste Wesen, der ordnende Engel im häuslichen Kreise, daher auch von Koch mit der größten Ehrfurcht betrachtet und in allen religiösen und wirthschaftlichen Angelegenheiten die unbestrittenste Auktorität. Obgleich verblüht, hatte sie doch noch in den überaus regelmäßigen, sprechenden Gesichtszügen alle Anmuth einer Römerin, in ihrem Wesen alle Vorliebe für Rom, alle Begeisterung der Andacht, wie sie in den Gemüthern der Frauen hier ganz eigenthümlich lebt und waltet. Mit schwerem Herzen dachte sie an den Aufenthalt in Wien. Himmel und Erde, Sitte und Sprache hatte sie verletzt, wie ein ihr fremder Luftkreis. „Wie froh war ich," sagte sie einst, „daß ich wieder zum heiligen Vater zurückkam (al nostro santissimo Padre!") Wie fast alle Italienerinnen hatte sie eine große Neugierde, von den Protestanten in Deutschland erzählen zu hören, ohne Anlage, sich in die ganz fremdartigen Verhältnisse zu finden. Als sie einst hörte, die protestantischen Pfarrer wären in der Regel auch verheirathet, ließ sie mit einem tiefen Seufzer das Strickzeug aus den Händen fallen. Und ihr Seelenaufruhr stieg, als ihr ein Gegenwärtiger bemerkte,

das sei nicht verwunderlich, da ja auch Luther, der Stifter der Reformation, ein Weib, und zwar eine Nonne geheirathet habe. „Genug, genug!“ sagte sie abwehrend, „ich ertrage das nicht, es greift meine Nerven an.“ Als einst ein Anderer bemerkte, die Protestanten hätten keine Heiligen; von einer Verehrung derselben könne daher auch nicht die Rede sein, fiel sie lebhaft ein: „Aber um Himmelswillen, keine Heiligen! Wie ist ein Gott ohne Heiligen denkbar? Wo wären denn die Apostel und die heilige Mutter Gottes Maria, die Blutzeugen und Bekenner hingekommen? Ohne Heiligen gibt es ja nur eine Hölle, und keinen Himmel. Und wenn es Heiligen gibt, und man verehrt sie nicht, wo bleibt denn der gesunde Menschenverstand?“ In diesen Aeußerungen der guten Frau ist etwas Naturwüchsiges, eine Kraft des Beweises, die man sich nur anleben kann von Jugend auf. Die glückliche Ehe war mit drei lebenden Kindern gesegnet. Die Tochter erschien als das älteste, stets schweigsam, eher scheu. Desto lebhafter waren die Knaben. Sie gingen damals zu den Jesuiten in die erste Gramatikalklasse und zeigten beide große Fähigkeiten. „Ich habe keine besondere Vorliebe für die Jesuiten,“ sagte mir Koch einmal, aber meine Buben send' ich zu ihnen, weil sie die gescheidtesten sind. Ihre Erziehungsweise gefällt mir vor anderen. Sie lehren nicht bloß, sie spielen mit den Knaben auch, sie gehen mit ihnen aufs Land, wo sie eigene Landhäuser zur Kurzweil ihrer Zöglinge haben, sie treiben mit ihnen so viel leibliche und geistige Anregung, daß die beste Wirkung davon an den Knaben sichtbar ist. Die Grundlage ihrer Bildung ist Heiterkeit, Lust, Regsamkeit aller Kräfte. Selbst die Religion nimmt in ihren Kreisen eine fröhliche Gestalt an. Keine Spur von Kopfhängerei, von Zweifelsucht und Trübsinn. Sie lieben die Klassiker, aber nicht die klassische Unzucht zum Verderb eines reinen Gemüthes. Die Knaben hängen an ihren Lehrern mit einer Liebe, die mich allzeit rührt. Ich merke nicht, daß meine Knaben heillose Grundsätze nach Hause tragen, das Wissen und die Gottesfurcht ausgenommen, die aber von Alters her keine so böse Artikel waren als jetzt.“ Sie mußten fast alle Tage in der Schule einige italienische Sätze ins Griechische übersetzen, ganz frei mit den höchst mangelhaften Wörterbüchern, wie man sie in Italien noch trifft. Ich war erstaunt, wie verständig das

geleistet wurde, wohl findiger, als es bei uns in der ersten Humanitätsklasse möglich wäre. Wenn ich Abends ins Haus kam, legten sie mir ihre Arbeiten vor, um die Plätze für morgen im Voraus zu errathen, da alle Tage aus dem Griechischen die Plätze vorgelesen wurden, was die größte Regsamkeit in die Schüler brachte. Es gehört eine mehr als deutsche Phantasie dazu, um sich vom Schmerz einen Begriff zu machen, den sie bei jedem Fehler empfanden. Stirn und Gesicht mußten das Uebermaaß desselben empfinden, die Bücher flogen in alle Winkel und für den ganzen Abend war alle Heiterkeit verschwunden, wenn es schlecht ausfiel. „Ich lasse sie studiren," meinte Koch, „und um ein Amt sich bewerben, Künstler sollen sie mir keine werden, das ist ein zu gewagtes Unternehmen für Den, der nicht von Haus aus vermöglich ist." Der tägliche Umgang hatte auf natürlichem Wege zur Vertraulichkeit geführt, Koch trat mit seinen Kunstheimlichkeiten hervor, zuerst mit seinen Skizzen und Zeichnungen, letztere namentlich nach Dante. Es waren mir wohl einige Commentatoren über die Divina Commedia bekannt, aber der beste war Koch mit den Bildern und Erklärungen, die er erläuternd beifügte, mit unglaublicher Einsicht in die Geschichte von Italien zu Dante's Zeit. Mit einer Art verschämter Liebe zeigte er mir das bekannte, ursprünglich für einen Engländer, glaub' ich, gemalte Bild, „der Tiroler Landsturm." Aus der tirolischen Besonderheit war es ins Allgemeine herausgetreten, und machte auf mich den Eindruck eines ganz fremden Gegenstandes, ungeachtet die Meisterhaftigkeit der Ausführung das größte Lob verdiente. Ich gestand ihm dies auch redlich ein. Er wischte sich eine Thräne aus dem Gesicht und sagte: „Sie haben Recht. Nur durch langes Mitleben kann ein so eigenthümlicher Gegenstand erfaßt und dargestellt werden. Tirol ist mir in seiner Wahrheit und Natürlichkeit abhanden gekommen. Das Bild ist eine Blume, an dem eine Thräne des Heimwehs wie Thau hangen geblieben ist, man weint sie fast nur in der Verbannung." Sodann fing er an, mir seine später gedruckte Kunstchronik vorzulesen. Nebst ihm hatte vorzüglich ein gewisser Genelli, Maler aus Preußen, den ich bei ihm auch kennen lernte, Theil genommen, ein Mann von viel Geist und sehr markirter Gesinnung. Ein längerer Brief war ganz von ihm, in der Form offenbar überlegen allen anderen von Koch.

„Es ist mir leid," sagte er am Abend vor meiner Abreise, „daß Sie so bald heimgehen, ich hätte Ihnen sonst die Ordnung und Herausgabe dieser Briefe übertragen, namentlich die Ausfeilung der Sprache; ich habe dazu weder Zeit noch Geduld." Ihn vorlesen zu hören, war köstlich, vor Lachen traten ihm oft die hellen Thränen ins Gesicht, oft sammelte sich die ganze Wolke des Unmuths auf der breiten Stirn und brach in einen Platzregen von origineller Zurechtweisung der Kunstschüler aus, „die den Cisternen nachgehen, die kein Wasser haben." Mein Scheiden vom biedern Manne klingt mir noch tief in der Seele nach. Wir standen auf Trinità del monte, wegblickend über die Paläste und Tempel Roms, hinaus nach Deutschland. Es war ein heller Abend, halb zwölf Uhr Nachts, rings die tausend Lichter der beleuchteten Stadt, wir einsam droben auf den Marmorterrassen. Es kam ihm ein tiefes Heimweh, bei allem Vorsatz, in Rom zu bleiben, er war sichtbar gerührt. „Ich komme nicht mehr hinaus," sagte er seufzend, „meine Zeit ist abgelaufen. Grüßen Sie mir Giovanelli und Raffeiner, und denken Sie meiner im Vaterland." Ich war zu sehr ergriffen, um viel erwiedern zu können, schweigend zog ich meine Hand aus der seinigen und stieg tief erschüttert die Treppen herunter. Von der untersten blickte ich zurück, er stand noch oben in verschwimmenden Conturen der südlichen Nachtbeleuchtung. „Gute Nacht!" war der letzte Klang seiner Stimme, das Lebewohl an Tirol.

Welt und Literatur.

Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus,
Wer Vieles bringt, wird manchem Etwas bringen,
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.

Goethe's Faust.

Welt und Literatur.

Humboldt's Kosmos.

(1846.)

Wenn Alexander von Humboldt am Abend seines vielbewegten Lebens den deutschen Lesern eine physische Weltbeschreibung in die Hände gibt, so ist unsere lebhafte Theilnahme für dieses Geschenk schon von vornherein begreiflich. Wir kennen den Verfasser als einen der ältesten und achtbarsten Vertreter deutscher Wissenschaft, der bei seinem Forschen zur Aufhellung der Naturgeheimnisse die geniale Einsicht in die Weltgeschichte und ihren Zusammenhang mit der Gegenwart nie aus dem Auge verlor, und die höchsten und tiefsten Schichten der Gesellschaft aus eigener Erfahrung gründlich kennen gelernt hat. Wir erwarten von ihm mit Recht eine Versöhnung einseitiger Naturauffassung mit den religiösen Bedürfnissen der Zeit, ein Entgegenkommen von seinem natürlichen Standpunkt aus zum Behuf eines siegreichen Kampfes für die christliche Offenbarung als Grundlage deutscher Einheit in Kirche und Staat. Destructive Tendenzen für die Gegenwart darf man bei ihm nicht suchen, denn er hat selbst so tiefeingehenden Antheil an den politischen Gestaltungen seiner Zeit genommen, daß in seinen Schriftwerken an kein unbestimmtes Nebeln und Schwebeln zu denken ist, wie theoretische Schwindelköpfe sich wohl bisweilen zu Schulden kommen lassen. Er steht, wie es oft gesagt und geschrieben worden ist, auf der Höhe europäischer Bildung, die noch erhöht wird durch die ganz eigene Anmuth des Alters, welches keine Uebereilung kennt, und nur die reifste Frucht der Mittheilung werth hält. Mit solchen Empfindungen sahen wir dem schon vor längerer Zeit angekündigten „Kosmos" entgegen, und die Redaction der Allgemeinen Zeitung, welche dem Buche besondere und erwartungsvolle Aufmerksamkeit widmete, war mit uns hierüber einverstanden. Sie begrüßte das Erscheinen des ersten Theiles dieser physischen Weltbeschreibung als eines der bedeutendsten Werke, deren sich die deutsche Literatur rühmen kann. Als

Probe gab sie uns ein Bruchstück aus derselben unter dem Titel: „Alexander Humboldt über das Menschengeschlecht.“ Darin erklärt der große Naturforscher mit den zierlichen Worten seines verstorbenen Bruders die Schöpfungsgeschichte des Moses für eine Mythe, die Abstammung des Menschengeschlechtes von einem Paare für rein menschliche Erfindung und die mosaische Erzählung selbst als ganz unvereinbar mit den Denk- und Erfahrungsgesetzen des Menschengeistes. Unsere Ueberraschung war groß, wir müssen es gestehen. Wir hatten Alexander von Humboldt's literarisches Vermächtniß vor uns, die Summe seines studienreichen Lebens, und darin wird uns die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, die Grundlage aller christlichen Offenbarung, als Werk der Lüge hingestellt. Leider ist der Mann, der diesen Ausspruch in die Welt schleudert, kein Stubengelehrter, den der von Heinrich Marggraf aus dem Sack beschworene Dämon der deutschen Poesie irre gemacht, den die hartherzigen Verleger im langsamen Hungertod um allen Witz bringen. Mit einem solchen Troste können wir uns nicht beruhigen. Es ist Humboldt, der das sagt, der Freund des mächtigsten deutschen Königs, der ernstlich bemüht ist, die positive Religion aus dem Schiffbruche der Zeit zu retten. Es ist der tiefsinnige Kenner der Natur und ihrer Gesetze mit den Erfahrungen aus zwei Hemisphären, kein Hegeling auf dem nackten Felsen contemplativer Negation, sondern ein Meister, der für seine Aussage das Gewicht seiner naturhistorischen Erfahrungen, die Frucht eines langen Lebens, in die Wagschale legt. Während Schelling seine Offenbarungsphilosophie in Berlin redigirt, um den wühlerischen Lehren des Bruno Bauer, des Feuerbach und ihrer Gesellen entgegen zu wirken, fährt auf einmal sein Freund Humboldt in seine Sandkreise und verwischt ihm die mühsamen Hieroglyphen von vornherein mit der Mythologisirung des ersten Buches Mosis. Dadurch ist die Lehre von der Erbsünde, der Menschenerlösung und der auf dieselbe gegründeten christlichen Kirche mit einem kühnen Meisterschnitt vernichtet. Die negirenden deutschen Philosophen haben das nämliche Resultat auf ihrem Wege schon längst gewonnen; nun kommt ihnen Humboldt zu Hilfe, und bestätigt die Negation mit dem Resultate seiner lebenslänglichen Naturstudien. Es ist allerdings nichts Neues, längst schon ward es von allen Dächern gepredigt, und die Freischaaren gegen Luzern sind im

Grunde nur der rohste Ausdruck dieser Negation, die in Büchern verkündet und ins Leben umgesetzt, in folgerichtiger Entwickelung gegen alles Positive in Staat und Kirche wüthet. Aber daß Alexander von Humboldt dieser Seite das Wort redet, macht die Sache zum Ereigniß. Daß man in Berlin vom wirksamsten Standpunkt aus den christlichen Offenbarungsglauben retten will, ist so bekannt, als unter diesen Umständen erfolglos. Eine Stütze nach der andern bricht zusammen, die Literarische Zeitung von Berlin, hierin eine bekannte Autorität, beklagt es oft und deutlich genug. Freilich sollten wir auf diese Zersetzung alles Positiven nicht hinweisen. Noch unlängst hat es uns der Verfasser des Artikels „Einst und Jetzt" in der Allgemeinen Zeitung eingeschärft. Man will nicht bloß den nackten Unglauben, sondern auch die allseitige Sicherheit, ihn zu hegen und zu pflegen. Ist dem wirklich so, dann bleibt uns freilich nichts übrig, als in stummer Resignation um vier Gulden rheinisch auf die Denkmünze zu unterzeichnen, die für „H. E. G. Paulus, den vier und achtzigjährigen, um Staat, Kirche und Wissenschaft hochverdienten Jubelgreis," zu Heidelberg geschlagen wird. Aber dann soll man auch aufhören, von einer christlichen Kirche zu reden, die nur auf dem positiven Grunde der Offenbarung ruhen kann. Man würde mich sehr mißverstehen, wollte man diese Worte für einen Angriff auf Andersdenkende nehmen. Als Katholiken kann es uns nichts weniger als gleichgiltig sein, daß wieder ein Eckstein aus dem Gebäude des positiven Glaubens ausgebrochen, und die Bresche vielleicht bald gegen die Gesellschaft benützt wird. Alle Confessionen, die in Deutschland dem historischen Christenthume huldigen, müssen Ereignisse wie das vorliegende, beklagenswerth finden. (Damals, als diese Worte geschrieben wurden, und als Anklagepunkt gegen Joseph von Görres als vermutheten Verfasser dienten, dachte ich freilich nicht daran, daß einerseits mein Vorgefühl schon im Jahre 1848 so kläglich in Erfüllung gehen mußte, andererseits die Hypothesen Humboldt's so gründliche Widerlegungen von Meistern der physikalischen Wissenschaften finden würden. Wir sind vollständig darüber im Klaren: „Es ist ein Unterschied zwischen der Natur der Welt und der Natur des Salons!")

Zwei Wiener Poeten.

(1846.)

Wenn ich den Lesern ein Paar Wiener-Dichter vorführe, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß ihre Leistungen die Gegenwart scharf kennzeichnen und lehrreichen Einblick in unsere Zustände gewähren. Der erste derselben ist Adalbert Stifter, den selbst die historisch-politischen Blätter in München der Aufmerksamkeit werth fanden. Er nennt sich selbst bescheiden „den Maler der Umgegenden Wiens," und deutet somit das Kunstfach an, in welchem seine poetische Anschauungsweise gereift ist. Nach aufmerksamer Durchlesung seiner „Studien" hätten wir nicht Unlust, ihn den Maler der deutschen Novelle zu nennen, denn auch als Schriftsteller schreibt er nicht, er malt. Er reicht uns seine edle Denk- und Empfindungsweise in der Schale köstlicher Naturstudien, die er als Landschaftsmaler gemacht und mit unwiderstehlichem Reize wiedergibt. Seine Sprache ist Wohlklang und makellose Reinheit, die man nur aus so inniger Andacht für die Natur und ihre Geisterstimme herausfühlen und glockenhell ins Leben klingen lassen kann. Das Halbdunkel, in welchem seine Personen nicht so fast handeln, als denken und empfinden, ist ein verführerisches Dickicht der Romantik, fast ähnlich dem immergrünen Laubwalde von Kolchis, von unzähligen Leuchtkäfern durchglitzert, die noch kein anderes Auge wahrgenommen, kein Naturaliensammler zur Schau gestellt hat. Daher die Frische, Anmuth, Eindringlichkeit der geschriebenen Landschaftsbilder; daher die Waldesstille so beredt, das Rauschen der Ströme so verschämt, das Mondlicht so groß und warm! Der Dichter hat sich mit ganzer Seele in die Natur eingelebt, die eingelebte Seele hat sich auf den Dreifuß der Weltseele gesetzt, und prophezeit wie eine Seherin, aus Baum, Wald, See, Ferneduft. Nichts rührender als die Andacht, mit welcher der Dichter sich selber zuhört, sich selbst bewundert. Unwillkürlich wurden wir bei dieser süßen

Schwärmerei des Wiener-Dichters ans Lied des Sängers gemahnt, der seine Seele verloren, sie durch Feld und Wald und Sternesaat suchen ging, wohl ihre Stimme hören, sie selbst aber nirgends wahrnehmen konnte. Man findet bei Stifter keine Spur der Spindler'schen Handwerks-Romane, worin der hausbackene Verstand die Alltäglichkeit des Lebens als Fabrikbrod dem Heißhunger der Lesewelt einbrockt. Nirgends das Grabbeln und Zappeln der Touristenkunststücklein, wo Volk und Land, Berg und Wald, Sitten und Gebräuche als grüne Fettaugen auf der dünnen Wassersuppe schwimmen; noch minder die beißenden Ragouts der Geheimnisse aus Paris, London und Krähwinkel. Stifter ist der Gegenfüßler des historischen Romans und seiner Ausartung in Deutschland Er verdammt den Indifferentismus, den Goethe zuerst in den Stoff eingeführt, um der Last moralischer Rücksichten los zu werden, und wobei die Darstellung allein in Betracht kam. Er steht auf rein sittlicher Grundlage, das Gemeine ekelt ihn an, die Sünde ist bei ihm nicht Natur wie bei Goethe und seinen Nachahmern, er steht Schiller näher, als er vielleicht selber glaubt. Er liebt das Antike, aber nicht dessen Nacktheit, die Scham ist bei ihm noch eine heilig verehrte Göttin. Daher auch zum Theile die Würde und Keuschheit seines Styls. Es ist ein gutes Zeichen der Zeit, daß sich die vornehme Lesewelt mit Begeisterung dieser sittlichen Restauration der Novellenliteratur zuwandte, wozu freilich auch der Ekel über das Unmaaß von Schmutz zur Entwürdigung der Gesellschaft das Seinige beigetragen haben mag.

Soll aber Stifter seinen Ruhm behaupten, den er im ersten Sturme genommen, so darf er nicht auf halbem Wege stehen bleiben, man ist berechtigt, an ein so schönes Talent den strengsten Maßstab anzulegen, und nach diesem bleibt ihm noch Manches zu thun übrig. Seine Natur- und Herzensstudien sind zu gemalt, wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf. Daher leiden sie bisweilen an einer gewissen Einförmigkeit, die durch seinen idealen Standpunkt noch vermehrt wird. Es fehlt ihnen die allbewegliche freie That des Menschen, die allein Leben und Mannigfaltigkeit gewährt, als Grund und Anlage des Gedichtes. Bei ihm ist die Handluug bloß Staffage des Landschaftsbildes, sie läuft als zufälliges Bettelkind am stolzen Wagen des Geistes und der Phantasie nebenher, und man gewahrt nicht, daß die

Glücklichen, Stifter und seine Muse, sonderlich darauf achten. Man muß sie haben als Zugabe, den reichen Herren gehörig ins Licht zu stellen. Uns hat dieser Mangel oft weh gethan. O, es ist eine eigene Herrlichkeit um die stille That, eine herzeindringliche Beredsamkeit, die hoher Worte gar leicht entbehren kann! So oft sie mir begegnet in ihrem frischen Sonntagsschmucke, mit dem Kranze der ersten Mairosen, hell vom Thau, womit der Geist sie geschmückt, ich sinke in Andacht vor ihr nieder und küsse demüthig die Spitzen ihrer Füße. Da ist freilich nicht viel Geschrei, aber desto mehr Wolle, es ist die Wärme, die erschüttert, begeistert, tröstet, es läßt mich nicht kalt wie das künstliche Tropfsteingebilde in blankschimmernder Marmorgrotte. Aus dieser unnatürlichen Zurückdrängung des Lebens ins Nebengeschäft fließt zum Theil die Uebermacht des Ausdrucks in Naturschilderungen, die oft in Ueberfülle ausartet. Die Symbolik der Symbolik ist zu weit getrieben, und man kann ohne Mühe kaum dringen durch die riesigen Schlingpflanzen dieses Urwaldes, die den Wanderer rings einnesteln. Damit hängt ein preciöses Dichterköpfchen zusammen, das an einigen Launen der Virtuosen leidet, voll Drang zur Absonderung und genialen Kopfhängerei. Seine Liebe lebt oft vom Mondschein, und nicht ohne Grund weiß er seiner künftigen Frau nichts Zärtlicheres anzumuthen, als daß sie drei Zimmer bewohnt und mit ihm durchs Fernrohr in die Sterne guckt. Er tanzt nicht gern, das läßt sich begreifen; aber warum soll die Jugend, die frischlebendige, seinetwegen mürrisch thun? Es ist ein charakteristisches Zeichen seiner Muse, daß sie mit Vorliebe von der weißen Rosenblüthe des Mädchengesichtes träumt. Dem Manne, der das Naturleben in seinen tiefsten Geheimnissen erfaßt, ist eine frische rothe Wange, das volle Leben der Antike, die er preist, Anlaß zu Ohnmacht und Verdruß. Ist das natürlich? Doch vielleicht übertreiben wir, aber wer darüber nachdenken will, wird mit uns wünschen, daß sich der geistvolle Dichter dieser Unnatur entreiße, und sein schönes, überwallendes Herz frei reden lasse, wie der Gott es ihm verliehen.

Der zweite Wiener Poet, Herman Rollet, ein später Nachsprosse aus dem Wiener-Dichterwalde, den Anastasius Grün und Lenau gezogen, kommt uns singend und jubilirend nachgehüpft, wie ein sorgloser Wandergeselle. Von allen Maiblüthen und Lenzsprossen hat er sich

lustiges Laubgrün um Kopf und Brust und Arme gepflückt, er ist ein wanderndes Lustwäldlein voll Quellenrauschen, Strahlenzittern und verliebten Geschmetters aus Nachtigallbüschen. Die Leute auf den Feldern lassen die Karste aus den Händen fallen und schauen ihn verwundert an. „Das ist entweder der liebste Narr von der Welt, oder gar ein Student!“ hört man's flüstern aus manchem Mündlein roth. Und lockt ihn ein sprudelnder Quell, darüber Lindengrün mit pipendem Zeisig-Nest, so setzt er sich, gluthroth im Gesicht, ins Gras, spielt und tändelt mit seinen Empfindungen, wie die Kinder auf der Wiese, die Blumen flechten zum Kranz, aber sie bald wieder zerpflücken, in die Luft streuen, und auf den niederrauschenden Blüthenflocken hüpfen und tanzen. Tausend Fragen thut er an Luft, Wolken, Baum und Fels, aber er wartet nie auf die Antwort, das hieße der Jugend zuviel Geduld anmuthen. Er weiß ja überall selbst das Kürzeste und Beste. Er hat viel von den Minnesängern, auch ihren tändelnden Vers, den Altvater Heine so blumenreich ins Volkslied geflochten. Und geht er auch bisweilen in der Rüstung des Sonnets einher, es ist komisch genug, das liebe, lose Herz mit dem schmalen Lockenköpfchen steckt darin wie David in erborgtem Harnisch, und schlüpft daraus leicht hervor, wie der Falter aus seiner grauen Umhüllung, froh, daß er wieder flattern und fliegen kann durch Duft und Drang des Frühlings, der in einem solchen Gemüthe kaum ausgeht.

Könntest du glauben, o deutsches Volk! daß dieser „Frühlingsbote aus Oesterreich,“ wie er sich selber nennt, auch ungeberdig thun kann! O ja, wie ein Kind, das man unzeitig aus dem Schlafe geweckt, bevor der Brei fertig war. In diesem Zustande reimt er „Erz“ auf „Herz“ und „Schmerz,“ singt von Schwerterklang, um das Gerassel österreichischer Ketten zu durchhauen. Grün, Lenau, Carl Beck, Fallersleben, Herwegh und Dingelstedt sind dann seine Heergenossen, mit Ausruf und Frühmette erhebt sich die Heerschaar gegen den Fürsten Metternich, die Könige Ludwig, Ernst August, und Friedrich Wilhelm. Ronge kommt den Helden entgegen, Schuselka, der „Verlaufene,“ schlägt sich dazu, Ruge's Blätter liefern die Proclamationen fürs freie Wort. Rollet selbst ballt die Faust, um die Kerkerthore einzusprengen. Und in der That, es gelingt, im Lied und Unliede versteht sich; Oestereich ist frei, d. h. es gibt keine

andere Meinung als die Hermann Rollet's, jeder, der nicht einstimmt, ist ein Philister oder Lump; und als Siegesaltar, um den man obligat zu tanzen hat, erhebt sich die papierne Devise: „Kein Gott außer der Gedanke!“ Wie kann bei so viel Talent und Frische der Empfindung solcher Nonsens zu Tage kommen? Nicht Hermann Rollet klagen wir an, er ist zu jung, und zu leicht. Die unveränderliche Schranke, welche das Leben auf einem Punkte festbannen will, und dadurch das halbherzig Verbotene interessant macht, treibt diese Jugend zur Buhlschaft mit Ideen, Männern und Musen, die im österreichischen Volke keine Wurzel haben! Mir scheint diese unnatürliche Aus- und Abschweifung der jungen Geister in Oesterreich ein sehr ernsthaftes Zeichen der Zeit zu sein. — Vorwärts rufen auch wir, aber nur auf dem Wege des Rechtes, der Wahrheit, der Religion. Und hat die Jugend einmal den vollen Ernst der Gewalt dafür wahrgenommen, so findet sie weder Lust noch Zeit zu unnatürlichen Bündnissen. (Auch hierin lag, uns unbewußt, ein Vorgefühl der „Aulawirthschaft.“)

Gervinus und seine Geschichte der deutschen Literatur.

(1847.)

Kaum hatte Gervinus seine Vorlesungen an der Universität zu Heidelberg wieder eröffnet, als in den Zeitungen einzelne Stimmen für und gegen ihn laut wurden, ein Beweis, daß seine Lehre selbst in einem größtentheils protestantischen Land Anfechtungen zu leiden hat, und beredter Vertheidiger bedarf. Wir folgten seinen literarischen Leistungen mit aufrichtiger Theilnahme, und fühlten uns durch seine Geschichte der deutschen Literatur wesentlich gefördert. Besonders betrachteten wir seine geist- und lichtvolle Darstellung der mittelhochdeutschen Literaturperiode für ein Meisterstück, das nicht so leicht übertroffen werden dürfte. Bei der durchgängig vorherrschenden Verstandesschärfe zeigte der gewandte Darsteller eine Kindlichkeit des Gemüthes, die uns in solcher Einigung doppelt werth schien. Die objective Durchdringung des ungeheueren Stoffes beurkundete allein schon einen Mann, deren Deutschland auf diesem Felde nie zu viel haben kann. Bei dieser Eingenommenheit für Gervinus hat uns seine Literaturgeschichte der neueren Zeit in den letzten zwei Bänden allerdings überrascht. Dieselbe Meisterschaft der Darstellung, selbst in flüchtig durchgearbeiteten Partien noch fühlbar genug, dasselbe Talent, die unermeßliche Fülle des Stoffs in großen Umrissen zur leichten Uebersichtlichkeit zu bringen, überall die nämliche Schärfe des kritischen Geistes, das Charakteristische in den Vordergrund zu rücken, und mit Beseitigung des kleinstädtischen Urtheils ein Gesammtbild der literarischen Leistungen herzustellen; aber kaum eine Spur objectiver Anschauung, allenthalben ein für den Leser schmerzliches Bemühen, nicht bloß die Historie, sondern alle schaffenden Geister nach der negirenden Philosophie der neuesten Zeit zu regeln, selten glimpflicher als der griechische Mordgeselle die Leiber der aufgefangenen Gäste in seinem Eisenbett ins gehörige Maaß gebracht. Vielleicht übertreiben

wir, vielleicht ist unser katholischer Standpunkt an dieser Uebertreibung schuld; aber schaden kann es nicht, auch von dieser Seite ein Urtheil kundzuthun. Bei so einflußreichen Erscheinungen hat jede deutsche Meinung ein Recht sich auszusprechen. Professor Gervinus sucht mit großem Scharfsinn in der deutschen Literatur überall die Negation auf, für diese allein hat er Achtung, und je greller sie zu Tage tritt, um so verdienstlicher und des Nachruhms würdiger erscheint sie ihm. Das Gemüth mit seinen unveräußerlichen Rechten findet nirgends Gnade, eine Begeisterung, die mehr ist als das kühle Resultat des haarspaltenden Verstandes, die nicht ausschließlich an sich selbst sich entzündet, und in sich selbst erlischt, gilt ihm fast wie Abfall vom einzigen und letzten Gott im Menschen. Wo in der Literatur irgend eine positive Wurzel des Glaubens, der Religion, des Christenthums sich zeigt, bricht sein Zorn los, der um so gefährlicher ist, je freier und selbstbewußter er sich regen kann mit den Waffen des Witzes, des Spottes und moralischer Verdächtigung, um das geistige Erzeugniß wirkungslos zu machen. Klopstock und seine Freunde brandmarkt er als Seraphiker, und will dadurch von ihrer Poesie ungefähr so viel sagen, als der ungezogene Aristophanes von der Philosophie des Sokrates, als er den letzteren in einem Korb an den Wolken aufhängte, und unweltmäßiges Hirngespinst dem Pöbel von Athen verkünden ließ. Natürlich findet sich keine Spur zeitgemäßer, rein menschlicher Poesie in diesen Männern, die außer sich eine unsichtbare Welt annehmen, und sich dafür begeistern können. Nicht viel besser behandelt er mit geringer Ausnahme die Dichter des bekannten Göttinger-Bundes, insbesondere den geistvollsten darunter, Friedrich Leopold von Stollberg. Ihre Ehrfurcht vor der Bibel als göttlicher Quelle der Offenbarung, ihre Liebe für das positive Christenthum als Grundfeste des Staats und der Kirche macht selbst das Gute an ihnen verwerflich, und hätte nicht Voß eine Ausnahme gemacht, so verdienten sie kaum einer Erwähnung in der Literaturgeschichte. Am schlechtesten kommen die Romantiker weg, diese öffentlichen Sünder am Fortschritte der Negation, die nach der harmlosen Meinung des Literaturhistorikers aus moralischer Liederlichkeit umgelenkt zu den Formen des Katholicismus, zur Vorliebe fürs Mittelalter, und bisweilen sogar zum Eingehen in den Geist und in das Wesen der katholischen Kirche, welche Gervinus als

Feindin aller freien Wissenschaftlichkeit, aller naturwahren Poesie hinstellt. Er verschmäht kein Mittel, um die vorherrschenden Männer dieser Literaturperiode im Andenken und in der Achtung der Zeitgenossen zu vernichten. Ihr Leben wird aus ihren Schriften mit haarscharfer Combinationsgabe construirt, kein Behelf längst vergessener Klatschsucht zurückgewiesen, und jeder wirklichen Schwäche das niederträchtigste Motiv unterlegt, damit die erwiesene faule Sache im Leben und Charakter ihre geistige Wirksamkeit der allgemeinen Verachtung preisgebe. Gewiß wird kein Leser von einiger Ehrenhaftigkeit diese Partie des Buches ohne Ekel aus der Hand legen, und die Verirrung eines großen Talentes lebhaft beklagen. Tieck lebte gerade so lange, um bei solchen Erlebnissen seiner eigenen Nachwelt beizuwohnen, und an seinen Freunden die Theilnahme zu üben, welche ihm die junge Generation entzogen. Den österreichischen Dichtern spricht er alle Möglichkeit der Poesie ab in unfreien Staatsverhältnissen, und schätzt selbst an Nikolaus Lenau und Anastasius Grün nicht ihr wirkliches Verdienst, sondern bloß die Negation, so weit sie sich des österreichischen Wesens erwehrt, und den Bestand angegriffen hat. So wird die Poesie durchaus nicht als Selbstzweck, sondern als gemeine Dienerin der negirenden Zeitrichtung gefeiert. Um sein Literaturbild noch anschaulicher zu machen, ermangelt er nicht seine Helden, die Vertreter des negirenden Verstandes, die Ankämpfer gegen das Positive in Staat und Kirche hervorzuheben. Lessing ist sein Idol, nicht der Dichter, welcher aufbaut, sondern der Kritiker, welcher zerstört, zersetzt und die Grundfesten des Glaubens unterwühlt. Es bleibt ein literarisches Curiosum, daß dieser Mann in dieser Eigenschaft der einzige Deutsche ist, mit dem Gervinus ganz zufrieden ist. Bei unserer Werthschätzung Lessing's hätten wir größere Achtung erwartet für ein Talent, das leider mehr zerstören, und bloß dadurch zufällig nützen konnte. An ihn schließt sich der verdienstvolle Herder an, aber nur mit großen Einschränkungen. Er läßt nach Gervinus den poetischen Trieb zu stark vorwalten, das kindlich gläubige Gemüth. Nur seine kosmopolitischen Ideen, seine Gleichgiltigkeit gegen alle christlichen Confessionen, und der erhabene Standpunkt, von dem aus alle Offenbarung als Mythe und unnützer Aufwand erscheint, machen einigermaßen gut, was der Dichter in seiner Anhänglichkeit an das Bestehende verbrochen. Erträglich will ihn auch Goethe bedünken,

aber nur in der ersten Hälfte seiner Produktionen, die im jugendlichen Uebermuth über die Schranken der Convention, des Hergebrachten, des Glaubens hinwegsetzen, während seine reiferen Gedichte und Romane allzu farblos, zu wenig derb und zu lau erscheinen, um den Durchbruch zur Weltpoesie siegreich durchzuführen. Darin tropft es nur von corrosivem Gifte; nach Gervinus soll das negative Princip wie ein Waldstrom alles mit sich fortreißen. So war es kein Wunder, daß er sich, von seinen eigenen Folgerungen gedrängt, mit den letzten Sätzen seiner Literaturgeschichte den politischen Dichtern der Zukunft auf Gnade und Ungnade auslieferte. Was für den ruhigen Beobachter bei diesen Erscheinungen am meisten auffällt, und für die freie Wissenschaft selbst verderblich werden muß, ist der gänzliche Verlust objectiver Anschauung. Alles wird im einseitigsten Tendenzprocesse verrückt und mißbraucht, um die Wünsche des eigenen Herzens zu befriedigen. Von Unparteilichkeit kann weiter keine Rede sein. Für Katholiken geht daraus die Wahrnehmung hervor, daß auf der Seite ihrer Gegner selbst die fremdartigsten Zweige der Wissenschaft als Angriffspunkte gegen katholische Ueberzeugungen herhalten müssen, und wir würden uns nicht wundern, wenn die nächste Auflage von Rumohr's Geist der Kochkunst die culinarische Deduction brächte, daß die katholische Kirche nicht bloß das Verderben aller Poesie im höhern Sinne des Wortes, sondern die einzige und letzte Ursache aller verbrannten Kuchen und aller versalzenen Suppen in Deutschland sei. Des Gervinus Ansicht von der deutschen Poesie läßt sich in diesem Sinne mit nichts füglicher vergleichen als mit Rumohr's Entzücken über die Erfindung der leeren Töpfe, in denen jeder Traum zukünftiger Weltpoesie Platz findet, und der Annahme sicher sein kann, wenn er nur gegen alles Positive den gehörigen Ekel, und was salva venia zur vollen Wirkung gehört, aufzuregen im Stand ist. Wie der gesellschaftliche Zustand bei solchen Doctrinen fährt, gibt es allenthalben Zeichen und Thatsachen genug. (Wie den Herrn Professor Gervinus seine eigenen Grundsätze später auf dem politischen Feld im Stiche lassen würden, konnte der Schreiber des vorstehenden Aufsatzes natürlich im Voraus nicht wissen; um so weniger Grund scheint jetzt vorhanden, das abgegebene Urtheil zu alteriren.)

Die politische Wochenstube.

Eine Komödie von Prutz.

(1847.)

Was am Dichter der politischen Wochenstube am meisten Lob verdient, ist seine Aufrichtigkeit. Er heuchelt und witzspielt nicht wie die Zöglinge der gemäßigten Organe Deutschlands, die ihr politisches Jucken nicht deutlich auszusprechen wagen, und auf ihren Widersprüchen und halben Gelüsten meisterlich balanciren. Prutz ist darüber hinaus, er führt uns selbst ins Verständniß seiner Komödie ein. Er will mit seinem Thyrsusstabe nichts Geringeres, als in Deutschland Alles zerschlagen, was irdischen Klang hat, und der Gesellschaft die Unterkleider abstreifen, um sie in ihrer Schande zu zeigen. Welch ein Genuß, diese Würze des Scandals im Riesenformat an einer sündigen Nation! Die verstohlenen Umarmungen der Sultanin Valide oder des Victor Hugo, die schon so viel Anklang bei zarten Seelen fanden, müssen gegen diesen großen deutschen Sündenschmaus ganz in den Hintergrund treten. Prutz zeigt uns das protestantische Deutschland im treuesten Zeitbild, in seiner ganzen Blöße, so sagt er selbst. Deßhalb ist seine Schöpfung bei weitem wichtiger, als man auf den ersten Anschein meint. Dazu ist er ein Dichter von unbestrittenem Talent, ein Jüngling der erlesensten Art, dessen ewige Jugend er selbst unwiderstehlich findet, da er davon so oft und so salbungsreich spricht. Er hat an griechischen Quellen Grazie und Anmuth in vollen Strömen getrunken, deßhalb sind seine Worte so gewählt, sein Ausdruck so edel. Und was das Maaß der Anziehungskraft voll macht, er ist in höchst interessanten Umständen, er flüstert von diesem Segenszustand entzückt wie ein Hof-Almanach, die keusche Röthe steigt allen Damen ins Angesicht, Prutz ist schwanger mit der lebendigen Zukunft Deutschlands. Schwindel, Ohnmachten, aufregende Träume, intermittirender Wahnsinn können ihm nicht ausbleiben, er trägt ja kein

Mondkalb, keinen Wasserkopf, sondern die frische duftige Zukunft aller Deutschen am warmen Herzen. Er fühlt die unermeßliche Größe seines Inhalts, das zappelnde Leben von 34,000,000 Menschen, die Welt wird ihm zu eng, er verabscheut instinctmäßig jede andere deutsche Schwangerschaft mit den feinsten Fühlhörnern für jede mögliche Collision zum Nachtheile seines Embryo. Dieser letztere hat die Unart des alten Dionysos, welcher schon vor der Geburt im Schenkel des Zeus stößig zu werden anfängt, und dem Zukunft-gesegneten Prutz unnennbare Schmerzen bereitet. Kein Wunder, daß der leidenvolle Dulder beim Herannahen der Wochen aufzuräumen beginnt, und das Nest leer machen will von allen Wechselbälgen, die bisher in Deutschland als ächte Kinder der Zukunft gegolten. Die erhabene Schwangerschaft des Herrn Prutz hat nur dann die wahre philosophische Weihe und Sicherheit, wenn factisch bewiesen ist, daß alle anderen Schwangerschaften deutscher Nation ebenso anmaßend als nichtig sind. Diesen Beweis zu führen im Angesicht aller deutschen Männer und Frauen entschließt sich der geistreiche Wöchner selbst, in diesem mühevollen Geschäfte Doctor Faust der Zweite. Er eröffnet zu diesem Ende hart an der preußischen Grenze eine Wochenstube und bekommt durch magische Gewalt die interessantesten Zukunftschwangerschaften des deutschen Bundes unter seine kritische Zange.

Die erste Delinquentin, von Schlauköpfen verführt und gehänselt, ist natürlich die Germania von Alters her, das rundeste Mädchen diesseit des Rheins, welcher das Denken nie wehgethan, der falsche Abgott deutscher Esel ohne Blick ins Wesen der Dinge. Alle deutschen Journalisten singen und geigen vom Glücke dieser Wochenschaft, vom Kindlein, das im Mutterleibe aufhüpft vor Freuden über diese Huldigung der freien deutschen Presse. Aber ach! Prutz findet diese Sache anders, der süße Zukunftstraum zerrinnt in Nichts, die falsche Germania von 1800 Jahren leidet bloß an Windsucht, und haben die eingeschlossenen Poltergeister freien Verlauf, so schwindet selbst der äußere Segensumfang und gänzliche Gebärunfähigkeit tritt zu Tage. Alle Könige und Fürsten sind das erste Mal einmüthig erschrocken über diese kühne Operation des Doctor Prutz, ohne Zukunft läßt sich in deutschen Landen nicht leben, und ein Kindlein in ihrem Sinne thut Noth, wenigstens den deutschen Michel wie bisher zu nasführen.

Schlauköpfe von feinstem Korn, ausgediente Minister und Gesandte werden berufen, um jede Kosten einen Wechselbalg unterzuschieben. Zum Amte dieser Fälschung ist nach Prutz vorzüglich Preußen geeigenschaftet, welches zur Bekämpfung der Hegel'schen Negation in Staat und Kirche großartige Anstrengungen gemacht hat. Ganz Deutschland, Katholiken und Protestanten, haben ihm für sein Bemühen gedankt; nur Prutz schäumt dagegen vor Wuth. Man kann ihm diesen Anfall von Ungebühr eben so wenig übel nehmen, als einer schwangeren Frau die Lust, Federkohl zu essen. Er hat das Dionysische Privilegium grob zu sein, und damit Punktum! Armer Tieck! Man sieht nicht recht ein, wie er in die Hände des Entbindungs-Künstlers gekommen ist. Genug, er zappelt bereits in der verhängnißvollen Wochenstube unter dem scharfen Eisen des Meisters, der kein Erbarmen kennt. Anstatt der glücklichen Geburt einer neuen Weltliteratur von Potsdam aus eine Explosion geborner Unkraft, kläglicher Unmannhaftigkeit des großen Romantikers. Eines Königs Freund ist er, aber keiner Muse Günstling, Schutzpatron aller literarischen Unmacht, ein Dalailama, von Dichteräfflein und Altweibertheegeschwätz (o Bettina!) umräuchert, ein schweifwedelnder Hund im berühmten Vorlesezimmer. Die Ausdrücke sind etwas stark, wir müssen es gestehen, die griechische Grazie des Herrn Prutz duftet wie Bisam, stinkt auch bisweilen wie Assa fötida. Aber helfe was helfen kann! Die Sache ist entschieden mit kunstfertiger Hand. Tieck selbst sinkt vor Doctor Faust dem Zweiten demüthig auf die Kniee, gesteht seine literarischen Lügen ein, und wird von Prutz mit siegreichem Lächeln der ewigen Schande überliefert. Um den Zuschauer noch höher zu spannen, folgt gleich eine andere, wo möglich noch berühmtere fausse couche. Unermeßliche Geburtswehen treiben auch Schelling in die Wochenstube. Er geht seit dreißig Jahren allerhöchst schwanger mit der positiven Offenbarungs-Philosophie, fast verzweifelnd an seiner Altweibereigenschaft, die nicht gebären kann. Er möchte so gern alle Himmelsweisheit, Gott und Menschheit fertig wie Butter den Deutschen in den Mund streichen. Und was fördert die Zange von diesen süßen Vaterhoffnungen zu Tage? Ach! Bruchstücke unverdauter Philosopheme, Menschenreliquien von Spinoza, Jacob Böhm, Görres und Ringseis, welche letztern Schelling als Münchner-

Würstlein verschluckt hat. Die Schmerzen dieser wochenbettlichen Ergründung zwingen endlich den Offenbarungs-Philosophen den kläglichsten Reißaus zu nehmen, unter allgemeinem Gelächter des Parterre. So zahlt man die Bestrebungen aus, die Philosophie mit dem Glauben an Christus in Einklang zu bringen! Und ihr anderen Sünder und Windmacher, brütend auf den tauben Eiern euerer literarischen Eitelkeit, glaubt ihr etwa sicher zu sein vor der leibdurchforschendeu Energie des Doctor Prutz? Mit nichten! Euer Urtheil steht mit großen Buchstaben an der Wand des deutschen Pantheon, ihr seid als unkünftig gebrandmarkt für alle Zukunft. Auf Freiligrath lastet die Schmach der königlichen Pension so tief, daß sein Abfall sie nicht auszulöschen vermochte. Hofrath Dingelstedt dient um des Magens willen dem König von Würtemberg zum unausmerzbaren Brandmahle seiner unfreien Seele. Keine Madame Lutzer kann dafür entschädigen. Hunger von Paris, welche Glorie einst um die Stirn des Dichters! Dem Göschel in Berlin ging aus Furcht vor der Polizei das reine Hegelthum in die Hosen (favete linguis! carmina non prius audita musarum sacerdos virginibus puerisque canto). So wandelt er mit leerem Kopf, worauf sich nur Tropf reimt, wegen seines Abfalls geehrt und glücklich in den Straßen Berlins umher. Die Männer der strengeren Schule, Heinrich Leo in Halle, Hengstenberg und Huber in Berlin, insbesondere der Redacteur der Literarischen Zeitung (Brandes?) sind ohne viel Federlesens den Giftmischern beizuzählen. Friedrich Förster trank so viel Begeisterungsextract von Anno 1813, daß er faselt und gackelt von Eiern, die noch nicht gelegt sind, mit der Zuversicht eines preußischen Hofrathes. Menzel in Stuttgart ist dergestalt verbibelt und verkirchelt, daß er als Arznei den Deutschen eingegeben, sie durch und durch dergestalt vermenzelt, daß sie altpreußische Haarzöpfe für Spickaale ansehen. Der salonsmäßige Varnhagen schnitzelt in seinen Strohdreschbildern aus den höchsten Kreisen hölzerne Redensarten ohne Sinn und Bedeutung; Raumer, der Geschichtschreiber der Hohenstaufen, malt ins Blaue und ist weder kalt, noch warm, daher auszuspeien aus dem Munde des Propheten; Halm's Schauspiele sind aus Dreck und Butter geknetet. Selbst der Hegeling Ruge mit seinem scharfen kritischen Geist ist unfähig, die zukünftige Weltpoesie des Herrn Prutz zu begreifen.

Theodor Mundt hat so unaussprechliche Sünden in der deutschen Literatur begangen, daß kein keuscher Mund sie berühren kann. Emanuel Geibel, der blondgelockte Musenliebling, geht mit der Hoffnung schwanger, durch ein Wiegenlied für den Wechselbalg der deutschen Zukunft sich einen köstlichen Nachttopf zu ersingen. Sogar Heinrich Laube, der Dichter des verschwommenen Monaldeschi, wischt sich umsonst den Schweiß von seinem Angesichte, trostlos über seine unzunftmäßigen Gedanken.

So wäre die literarische Tenne Deutschlands gefegt von allen eiteln Wind- und Schwindsuchten, der erquickende Wind des reinen Hegelthums streift darüber hin, die probehältigen Dichter der Zukunft treten auf unter dem lauten Beifall ihres eigenen Herzens, das beständig die Worte munkelt: „Est Deus in nobis!" Prutz, Herwegh, Gutzkow und Platen, letzterer natürlich nur als Hanswurst der democratischen Dichtergilde und privilegirter Versfeger in den deutschen Bundesstaaten. Man kann sich denken, wie verächtlich diese Musageten auf den deutschen Michel herabblicken, der gleich in die Hosen macht, wenn die deutschen Könige keifen, dieser klanglose Hälbling in Tugend und Sünde. Er versteht nichts aus dem Grund als die dumme Geduld für die Schlangenbahn der Obrigkeit, nur gemacht für die Könige den Wagen aus dem Dreck zu ziehen, unfähig den Brandpfeil des Liedes in die Burgen der Tyrannen zu werfen, dergestalt hungerig, daß er sich seinen überflüssigen Magen wundärztlich ausrotten lassen muß. Nach dieser gründlichen Hinwegräumung deutscher Wind- und Fehlgeburten ist endlich Platz geworden für den deutschen Messias des Doctors Prutz, Alles ist voll Erwartung auf das Wunderkind, die radicalen Journale halten bereits Gold, Weihrauch und Myrrhen auf den Geburtstag bereit, aber nicht einmal ridiculus mus kommt aus dem kreisenden Berge zum Vorscheine. So trefflich dem Herrn Prutz der destructive Proceß von Statten geht, so wenig Vermögen hat er, Lebenskräftiges für die Zukunft zu zeugen. Er seufzt als seine eigene Ironie hoffnungslos auf dem Gebärsessel seiner Wochenstube. Rings um ihn dehnt sich die selbstgeschaffene Wüste der Hegel'schen Philophie, welcher keine Aloe aus dem Sandboden entkeimt, über der keine singende Lerche kreist. Der aufgewühlte Flugsand übermüthiger Negation hat seine Augen dergestalt entzündet,

daß ihn alles fremde Grün verletzt, daß er mit Ingrimm an die Palmen der Oase anrennt, um sie zu entwurzeln. Kein deutscher Schriftsteller hat am Ende seines Werks ein so glänzendes Fiasco angelegt, und als lustige Person mit hölzernem Säbel selbst mitgestampft als Prutz. Und der Dichter steht mit seinen Ansichten nicht allein, ein unermeßliches Volk aus dem protestantischen Deutschland schließt um ihn den Reigen, er ist bloß Vorredner, und wenn er den Mund voll nimmt, so ist es nur im Gefühle zahlreichster Jüngerschaft. Das gibt seiner Komödie vom Jahr 1845 Bedeutung. Wo alle Bestrebungen Preußens zur Rettung des historischen Christus mit Erfolg so bitter verhöhnt und lächerlich gemacht werden, da muß in der Gesellschaft der Sinn und der Glauben an dieses Rettungsgeschäft untergegangen sein. Wohl möglich, daß einzelne Männer auf unserer Seite jubeln über dies Mißlingen als neuen Beweis für die conservative Kraft, welche allein im Katholicismus zu finden ist. Wir können diese Lust ohne Liebe nicht theilen. Hohn der geoffenbarten Religion, Lästerung gegen den historischen Christus dünkt uns ein Unglück auf jeder Stelle des deutschen Vaterlandes. Die Kluft zwischen Protestanten und Katholiken wird auf diesem Weg immer tiefer und die gefeierte deutsche Einheit entbehrt aller Grundlage. Das fühlt selbst Prutz. Daher sein bitterster Spott auf den Kölner Dombau, auf das Hermanns-Denkmal, auf alle Zweckessen, auf die deutsche Flagge, und jedes Auftauchen von Nationalgefühl, das nicht rein negirt. Man kann mit Recht von diesen Aeußerlichkeiten keine gedeihliche Wirkung hoffen für die Einigung aller Deutschen, so lange, nicht etwa die Confessionen, sondern die religiösen Herzensbedürfnisse sich nach der Willkür von Millionen Individuen spalten und zersplittern. Prutz und seine Anhänger bleiben trotz dieser Auflösung alles Offenbarungs-Glaubens noch immer Protestanten, denn sie protestiren, negiren und destruiren. Ein Katholik, der sich solches vermißt, schließt sich durch die That von der katholischen Kirche aus als faules Glied, er kann Ronge, Benzel-Sternau, Lamennais werden. Wir sind dadurch nur erleichtert, und zur gedrungenern Einheit aufgefordert. Das innigste Bedauern, das wir diesen Unglücklichen nachsenden, ist ein Ruf an unser eigenes Herz, an die Herzen von Millionen Katholiken, der Kirche den Gram zu versüßen, der ihr durch Untreue zuge-

gangen, und ihr durch neuen Eifer und feste Glaubenstreue jeden Verlust doppelt und dreifach zu ersetzen. Kehrt einmal die Mehrheit gläubiger Protestanten zum Felsen Petri zurück, kann die katholische Kirche nach ihrem ewigen unveräußerlichen Rechte sich frei bewegen, gebt ihr uns die Freiheit der christlichen That in der Kirche, die wir euch auch wünschen, so bedarf es keines Verbotes der Wochenstube mehr, es ist jede Landesverweisung überflüssig, die Wahrheit unseres Glaubens wird sich von selbst Bahn brechen, und auch euch zu Gutem kommen.

Arndt und die Klöster.

(1847.)

Es ist Arndt's neuester Schrift „ans deutsche Volk" nachgerühmt worden, daß sie mit den Bedürfnissen der Gegenwart im Einklange steht und dem mäßigen Fortschritte auf erwünschte Weise das Wort redet. Man hob diese jugendliche Frische des Geistes am greisen Manne mit Vorliebe heraus, und suchte sie durch Auszüge der treffendsten Stellen handgreiflich zu machen. Darunter kam auch eine Stelle über katholische Klöster zum Vorschein, die unserer Aufmerksamkeit besonders empfohlen wurde. Wir können dem Nachdrucke, mit dem dies geschah, nicht ehrenhafter begegnen, als indem wir die gemäßigte Ansicht über Klöster, wie sie sich in unserer Kirche von jeher ausgebildet hat, klar und offen darlegen. Zuvörderst fiel uns bei dieser Gelegenheit wieder auf, daß Männer wie Arndt, die den confessionellen Frieden und die Unabhängigkeit der verschiedenen Bekenntnisse aufrichtig wünschen, oder wenigstens zu wünschen scheinen, nicht ablassen können, unser inneres Kirchenwesen ordnen zu wollen. Die Protestanten wollen innerhalb ihres Lehrbegriffes nur von sich selbst Rath annehmen. Das nämliche Recht sprechen auch wir auf unserem Gebiet an. In diesem wechselseitigen Gewährenlassen besteht die christliche Duldung, ohne die es in Deutschland keinen kirchlichen Frieden auf die Dauer geben kann. Nun hängt das Klosterwesen so innig mit den katholischen Bedürfnissen zusammen, daß es erst dann ganz verschwinden wird, wenn alle Andacht aus unseren Herzen, alle Freiheit religiöser Gefühls-Aeußerung aus unserer Kirche entwichen ist. Wir maßen uns kein Recht an, über die Confirmationsgebräuche, über die Consistorien, über den Schwanenorden, und tausend andere Eigenthümlichkeiten des protestantischen Kirchenlebens zu Gericht zu sitzen; aber eben so wenig können wir uns Eingriffe in unsere kirchlichen Institute gefallen lassen, denn unsere Kirche sind wir selbst, und

wer an dieselbe nicht glaubt, kann von uns nicht als Kirchenvater und Lehrmeister anerkannt werden. Darüber ist wohl selbst Arndt mit uns einverstanden. Er faßt auch unser Klosterwesen nicht als Bedürfniß der Gläubigen, sondern als entbehrliches Beiwesen von seinem praktischen Standpunkte auf, und meint: Klöster, die für uns beten, brauchten wir jetzt keine mehr, sondern Spitäler und Armenhäuser für Ausgediente, und den letzteren sollte man ausschließlich das Stiftungskapital der Vergangenheit und Zukunft zuwenden. Aber gerade weil er so praktisch zu Werke geht, sind wir berechtigt zu fordern, daß er keine ungeschichtliche Halbheit in den Kreis der deutschen Leser schleudere. Ein Professor der Geschichte ist zur gründlichen Auffassung seines Gegenstandes verpflichtet.

Die alte Zeit der Klosterstiftungen ist längst vorüber. Grafen und Barone, die den Ueberfluß ihres Reichthums zur Gründung klösterlicher Institute hergeben, gewahrt man nirgends mehr. Die katholische Kirche beklagt es auch nicht. Sie vertraut dem Geiste, der in ihr athmet, ihrer Lebenskraft, die neue Gestaltungen für neue Zeitbedürfnisse schafft. Unsere heutigen Klöster entstehen auf unscheinbare Weise und wachsen wie das Senfkörnlein im Evangelio. Fromme Seelen treten mit ihrem Spargeld und den Zuschüssen geistesverwandter Freunde zusammen, dem Erlöser und um des Erlösers willen dem Nächsten zu dienen ohne Sold und Lohn von dieser Welt. Der Verein befestigt sich durch göttlichen Segen, der Unternehmungen dieser Art nie ausbleibt, durch weise Sparsamkeit, die selbst weltlichem Haushalte zu wünschen wäre, und durch den Ertrag der Arbeit, den fleißige Hände einbringen. Ehe daß man es recht bemerkt, ist das Institut fertig, ohne Anspruch auf die Steuerkasse, ohne das Feld fremder Geschäftsthätigkeit zu beengen, größtentheils aus dem Eigenthume der Betheiligten, dessen Verwendung man selbst denjenigen nicht beschränkt, die es zur Sünde und Missethat anlegen. Und wie kann der bibelgläubige Arndt an der Neige seines Lebens den frivolen Witz verantworten, den er gegen das Gebet der Klöster zum Besten gibt? So lange noch Menschen an Gott und Christus glauben, werden sie beten in allen Confessionen, weil sie das Bedürfniß fühlen, mit der Quelle des Lebens und der Versöhnung in Verbindung zu treten, und darin in Liebe zu beharren, und so lang eine Kirche besteht,

werden die Anhänger derselben in wechselseitiger Bruderliebe zum Vater flehen, daß er uns in der Wahrheit und Freiheit der Kinder Gottes behüte. Die Redlichen aller Confessionen müssen sich vereinigen um den Quell der wahren Weisheit mit Gebet und Seufzen, daß ein Schafstall und ein Hirt werde, folgsam dem Beispiele Christi, der ganze Nächte in diesem Weltgebete zugebracht hat. Würde Deutschland einmal gleichgiltig dagegen, dann könnte man sich alles Reden über Deutschlands Einheit, Größe und politische Auferstehung ersparen! Laßt also die Klöster beten, wenn sie das Gebet spornt zur Liebe und zur That!

Es ist eine ganz unhistorische, um nicht zu sagen unredliche Auffassung der Klöster als bloß betender Institute. Sie treten bei uns ins Leben für bestimmte Zwecke der Arbeit, des Unterrichts, der Erziehung, der Wissenschaft. So war es von jeher, wie Arndt als Professor der Geschichte wohl weiß, und ist es besonders in unseren rührigen Zeiten der Fall. In der ganzen österreichischen Monarchie bei 34,000,000 Menschen findet man kaum zwei bis drei Klöster, die sich einem beschaulichen Stillleben widmen. Und selbst die letzteren greift kein Publicist an, weil er ja tausend anderen Gästen dieser Erde gestatten muß, um ihr eigenes Geld friedlich und still nach eigenem Herzenswunsche zu leben. Die Freiheit, die uns wie Maschinen behandelt und alle Individualität des Lebens zerstört, hat gewiß auch in den Augen des freiheitseifrigen Arndt nur geringen Werth. Unsere Kirche verabscheut das Pietistenwesen, geschlossene Hausandacht, der selbst Goethe an der Stelle öffentlicher Gottesverehrung das Wort redet, die Abart des Gefühls in Muckerei und Sektirerei. Besonnene Protestanten stimmen hierin mit ihr überein. Aber dieses öffentliche Urtheil hindert das Fortwuchern dieses Unkrauts in protestantischen Ländern nicht, der Grund davon liegt im menschlichen Herzen, das allerlei Bedürfnisse hat, die keinen Professor respectiren, und ausarten, wenn sie nicht unter kirchlicher Aufsicht stehen. Dagegen ist bei uns durch öffentliche Vereine aller Art gesorgt. Die Andacht kann in verschiedenen Formen Genüge finden, ohne sich zu überstürzen, und diesen Vortheil der Klöster schlagen wir hoch an. Ueberdieß entsteht um ein jedes katholische Kloster eine Nachbarschaft armer Leute, die sonst nirgends Aufmerksamkeit und Theilnahme finden.

Es bildet sich eine unpolizeiliche Armenanstalt für die nächsten Volksbedürfnisse. Die Einfachheit der klösterlichen Lebensweise gibt die Mittel zum Wohlthun an die Hand und die Liebe Christi drängt, den Erlöser in seinen Armen zu speisen und zu kleiden. Und zum zeitlichen Bedarf erhalten sie noch heilsame Ermahnung zum christlichen Leben als Eingabe. Daher die Erscheinung, daß nach der Aufhebung eines jeden Klosters eine blutarme Gemeinde sitzen blieb, die noch jetzt mit Sehnsucht in die alte Zeit zurückblickt. In diesem Sinn ist das katholische Kloster das wirksamste Mittel, den communistischen Bestrebungen der Zeit entgegen zu arbeiten, und die Erfahrung beherzigungswerth, daß in Oesterreich, Italien, Bayern und anderen Ländern, wo Klöster bestehen, das Unwesen der Proletarier fast nur aus den Zeitungen bekannt ist. Mit dem Falle der klösterlichen Institute sank der religiöse Sinn der Massen, und wo das Christenthum aus den Gemüthern weicht, kann selbst die größte Armentaxe die entzügelten Geister nicht bezähmen.

Auch wir wünschen mit dem redlichen Arndt Spitäler, Armenhäuser, wo Schmalhans nicht Koch und der Schmutz nicht Rechnungsmeister ist. Unsere Klöster hindern diese nicht, sie bahnen vielmehr durch Lehre und Beispiel den Weg zu den umfangreichsten Stiftungen, die kaum anderwärts herrlicher aufgeblüht sind, als wo sie mit den Klöstern Hand in Hand gingen. Aus diesem Grunde konnte Mittermaier den Deutschen ein so reiches, wenn auch noch immer unvollkommenes Gemälde wohlthätiger Stiftungen aus dem Lande Italien zeigen, das bekanntlich die Wiege der meisten Orden des Abendlandes war. Und doch hat er diesen unermeßlichen Stoff nur angeschöpft. Der Grund dieser Erscheinung ist klar: der nämliche Geist, welcher die Klöster gründet, treibt auch die Wohlthätigkeitsanstalten ins Leben, das wahrhaft fromme kindliche Gemüth entäußert sich mit Freuden des irdischen Besitzes, um die Liebe Gottes durch aufrichtige Nächstenliebe zu beweisen. Ein Kloster, das sich diesem Geiste der Nächstenliebe verschlösse, hörte eben dadurch auf, katholisch zu sein, und hätte unsere Theilnahme für sein Bestehen auf immer verwirkt.

Soll ich zum Ueberflusse noch anführen, was unsere geistlichen Orden für jenen Theil der Wissenschaft gethan haben, welche in unseren Tagen schwer thut, einen Verleger zu finden? Die gelehrten

Arbeiten der Benediktiner, der Bollandisten und Oratorianer konnten ihre massenhafte Bewegung nur aus den Mitteln ihrer Corporationen so reichlich auf die Nachwelt verpflanzen, daß noch jetzt tausend Arme im Geiste davon zehren. Die Welt hatte damals noch nicht so viel Appetit ohne Geschmack und Lerngeist, als er sich in unserem Publikum offenbart. Um so nöthiger haben ernsthafte Studien jetzt einen klösterlichen Hinterhalt für ihre Unabhängigkeit, die durch äußere Weltbedürfnisse nicht verleitet wird, sich zum Nachtheile der Gründlichkeit den Gelüsten des Lesepöbels preiszugeben. Und hiemit wird kein Monopol angesprochen, kein gelehrter Kastengeist gehätschelt, welcher der freien wissenschaftlichen Bewegung nur schadet. Was sich von selbst in weiten Kreisen bewegen kann, bedarf der Unterstützung von Corporationen nicht. Nur was zum Schaden der gelehrten Forschung unangebaut bliebe, kann und darf sich in die Klosterräume flüchten, wo vereinte Kräfte uneigennützig Studien obliegen, deren Resultate länger dauern sollen, als von der einen Leipziger Messe zur andern. Wenn dem nun so ist, warum erheben sich, nicht etwa zu Bonn oder Berlin, sondern selbst in einigen katholischen Ländern, Männer gegen die Klöster? Das Beste, was man von ihnen sagen kann, ist das Alte: Sie wissen nicht, was sie thun! Sie reden von Dingen, die sie nicht verstehen, und lehren, was sie nie gelernt. Von der katholischen Kirche haben sie ihre Weisheit nicht, es muß also der Rath vom übelberathenen Herzen oder aus dem Rüsthause der Gegner unserer Kirche kommen. Es ist gar zu verführerisch, sich auf die leichteste Weise das Lob liberaler Zeitungen zu verdienen, und wer einmal von dieser Süßigkeit berauscht ist, hat nicht mehr weit, sich gegen seine eigene Mutter, unsere heilige Kirche, zu verschwören. Um so dringender liegt dem wahren Katholiken die Pflicht ob, die Klosterstiftungen mit den Bedürfnissen der Gegenwart in Einklang zu bringen, und durch rastlos gute That das regellose Geschrei der Mißwollenden zum Schweigen zu bringen. Man greift im Grunde nur das an, was für unsere Kirche die wesentlichsten Vortheile bringt. Man will unsere Vorwerke demoliren, um desto leichter ins Herz des Katholicismus einzudringen. Wir aber halten fest am Felsen unserer Kirche, und in ihrem Schutze findet jede Aeußerung des religiösen Gefühls ihren sicheren Hort! Und das können wir um so leichter, da es selbst

dem blödesten Verstande in allen Bekenntnissen einleuchten muß, daß Nichtkatholiken ihre Einmischung ohne Fug und Recht nicht weiter treiben können, als wenn sie der katholischen Kirche und ihren Bekennern vorschreiben wollen, wie sie ihr inneres Leben auf ihrem eigenen Gebiet und ganz auf ihre Kosten ausprägen und regeln wollen. Das begreifen ohne Zweifel die Fürsten, denen katholische Landestheile zugefallen sind, am allerersten, und sie werden in ihrer Sorge für das freie Gewissen ihrer Unterthanen katholischer Confession gestatten, was in der katholischen Kirche von jeher bestanden hat, und die Macht der Erde ebenso wenig ausrotten kann, als den Katholicismus selbst. Man hat mit dem frechsten Leichtsinne von der Welt auf der Seite mancher unserer Gegner von einem zweiten dreißigjährigen Kriege gesprochen. Verbindet man damit einen Sinn? Ist das eine Drohung? Oder soll es bloß den evangelischen Bruderkuß bedeuten? Wenn wir euer Bekenntniß und euere Rechte angreifen, dann beginnt den zweiten dreißigjährigen Krieg, wir werden in demselben unterliegen, denn unsere Sache ist schlecht. Soll aber euer zweiter dreißigjähriger Krieg die unbestreitbaren Lebensäußerungen des Katholicismus unterdrücken, so fürchten wir ihn nicht, es ist eine unanständige Rechnung ohne den Wirth. Portae inferi non praevalebunt adversus eam!

Der Jesuit.

Dramatisches Charaktergemälde in 5 Acten von Fr. Erdt.

Wenn der Verfasser sein Werk ein Charaktergemälde nennt, so können wir die Bezeichnung nur loben. Es bringt wirklich eine krankhafte Richtung der Zeit im grellsten Bilde zur Anschauung, an der er selbst leidet, sei es in der That, sei es in der Rolle eines angehenden Schauspielers, die selten von Uebertreibungen frei ist. Uns kommt es deßhalb willkommen, weil wir an dasselbe Betrachtungen knüpfen können, die nothwendig zur tiefern Auffassung unserer Zeit führen müssen. Der Schreiber dieser Zeilen ist kein Jesuit und denkt auch keiner zu werden. Auch die unerläßliche Nothwendigkeit der Jesuiten für die katholische Kirche, wie sie bei Männern von strenger Denkweise als Postulat an die Gegenwart bisweilen vorkommen mag, gehörte nie zu seinen Glaubenssätzen. Die katholische Kirche hat viele Jahrhunderte ohne Jesuiten bestanden, und wird ohne sie bestehen bis ans Ende der Zeiten, weil sie nicht auf einen einzelnen Männerbund, sondern auf den Felsen Christus gegründet ist. Nur Menschenwerk wird von Menschen getragen und dadurch auch hinlänglich gekennzeichnet. Nicht die Jesuiten schützen die Kirche, sondern die Kirche schützt sie wie alle anderen Ordensvereine als gottgesetzte Mutter, die keines ihrer Kinder vergißt. Sie läßt die Jesuiten gewähren innerhalb des Bereiches göttlicher und menschlicher Gesetze wie tausend andere Pflanzen, die aus dem Boden der Kirche sprossen; und in diesem Gewährenlassen jeder redlichen Kraft liegt weit mehr wahre Freiheit als im Hurrahgeschrei der Jesuitenfresser, die nur sich selbst setzen und geachtet wissen wollen mit der radicalen Befugniß alle Andersgläubigen zu mißhandeln und zu kränken. Wir können daher von unserem Standpunkt aus mit aller Ruhe und Unbefangenheit das vorliegende Werk im Verhältnisse zu den Bewegungen der Zeit betrachten.

Zuvörderst finden wir die Aufrichtigkeit des Dichters höchlich

lobenswerth. Er ist natürlich mit Leib und Seele für die Jesuitengegner eingenommen, und er thut hierin nur, was jeder andere honette Mann, um den Beifall der Welt zu verdienen. Wie Glacéhandschuhe zu einem artigen Besuche, so gehört ein Anstrich von Jesuitenfresserei zur Geltung im öffentlichen Leben mancher deutschen Bundesstaaten. Man kann damit sogar als goldener Midas oder schreiseliger Thersites zu einiger Reputation gelangen. Der Jesuitenhaß deckt alle leiblichen und geistigen Schwächen zu, und wer kein anderes Verdienst hat, das des Mitschreiens und Mitstampfens gegen die Jesuiten hat er gewiß, und ist damit ein Mann comme il faut. Herr Erdt hat noch darüber das anerkennenswerthe Verdienst, daß er die Jesuitengegner ganz so schildert, wie sie wirklich sind. Der Held seines Stücks ist der unvergleichliche Jesuitenfeind Heinrich von Ferber, Präsident des Gerichtshofs einer freien deutschen Stadt, ein Ausbund von Sittenreinheit und hochherziger Gesinnung, ähnlich den Heroenbildern der älteren Zeit, an denen man den Mangel an Würde und Schönheit mit übermäßig großen Formen zu ersetzen, und dieselben mit grellen Farben auszumalen pflegte. Er verliebte sich als Praktikant im Rechtswesen zur nöthigen Erholung aus Bureauzwang und Actenstaub in eine Person, die das Mittelalter als gemeine Frau zu bezeichnen liebte, und versprach sie zu heirathen, als Mann von Wort versteht sich. Dafür erhält er während des langen schwierigen Sollicitirens um ein Amt alle süße Gunst, die ein Weib gewähren kann, und seine berauschende Glückseligkeit dauert mehr als fünf Jahre. Auf einmal geht ihm das Licht auf, Lucie ist seiner unwürdig, fünf Jahre Genuß haben ihn dessen sattsam belehrt. Er verläßt sie im tiefsten Elend und nimmt eine andere Neigung vor zu einer reichen Katholikin, die er entführt und zur Protestantin macht. Es kümmert ihn kein Haar, daß ihre Eltern darüber vor Schmerz verkümmern und seine unglückliche Gemahlin Cölestine den peinigendsten Gewissenszweifeln wegen ihres Abfalles vom alten Glauben zur Beute wird. Alle diese Einzelheiten gesteht der Verfasser mit unbeschreiblicher Naivetät ein, und scheint darüber so wenig verwundert, daß man es leicht herausfühlt, er halte diese Farben für die gewöhnlichen und natürlichen im Gemälde eines Jesuitengegners. Wir fragen uns freilich: Hat ein solcher Mensch noch irgend einen Anspruch auf Achtung bei rechtlichen Leuten? Das sind aber Grillen bornirter Kleinstädter, die wunder-

liche Begriffe von der Reinheit und Lauterkeit eines Mannes haben. In Deutschland ist der Durchbruch zum wahrhaft tugendhaften Leben die Sünde, wie wir in Hegel'schen Schriften lesen können, und hierin hat Heinrich von Ferber freilich meisterlich excellirt. Das läßt sich nicht läugnen. Er macht sich um die freie Stadt, deren oberster Richter er ist, noch dadurch verdient, daß er die Ansiedelung der Jesuiten in derselben verhindert und die eingeschlichenen Zöglinge dieses Ordens durch das Volk daraus vertreiben läßt. Diese Heldenthat ist freilich mehr als ein Zweckessen werth, und von so reinem Herzen doppelt hoch anzuschlagen. Er selbst bildet auf diesem Gipfelpunkte seines wohlfeilen Ruhmes die Lichtseite zu den Jesuiten und ihren Freunden, die, wie es sich von vornherein versteht, die größten Schurken sind, die man sich vorstellen kann. Wir denken nicht daran, über die rohe Anhäufung von Schimpf und Verleumdung gegen die letzteren ein Wort zu verlieren, aber den Standpunkt, von welchem der Verfasser ausgeht, näher zu erörtern, kann keineswegs überflüssig sein, da Erdt auch hier ungemein aufrichtig ist.

Nach seiner Ansicht ist die römisch-katholische Religion der Fluch Deutschlands, das Hinderniß aller wahren Freiheit, und die Jesuiten sind die Verbreiter und Schutzredner derselben. Jesuitismus und Katholicismus fallen somit in eines zusammen, beiläufig die einzige Wahrheit dieser Farçe, und jede moralische Fäulniß der Person kann gesühnt werden im Kampfe gegen dieses Doppelungeheuer, das am deutschen Leben frißt wie die Pest und Cholera. Von Toleranz kann natürlich keine Rede sein, denn jeder Nichtkatholik ist zum standhaften Hasse des römischen Katholicismus verpflichtet, und der Katholik hat nur zu wählen zwischen dem Abfalle von seinem alten Glauben oder zwischen Kampf auf Leben und Tod. Ginge diese unerhörte Anfeindung der römischen Katholiken aus der tiefen Ueberzeugung des Dichters hervor, so könnte man sie als individuelle Meinung in irgend einem Winkel Deutschlands ohne nothwendigen Bezug auf die deutsche Volksstimmung in sich beruhen lassen. Dem ist aber keineswegs also. Der Dichter ist selbst nur ein bewußtloses Werkzeug, von der Zeitrichtung seiner Glaubensgenossen getragen, wie das Haupt des Orpheus auf den Fluthen des Hebrus. Er hat weder vom Protestantismus, noch vom Katholicismus eine klare Ansicht. Ferber spricht als Protestant ebenso verwirrt und nebulistisch über

protestantisches Kirchenwesen, als der Jesuite Morbach von katholischen Religionsgegenständen. Auf der einen Seite wird über Licht, Wahrheit und Freiheit, auf der andern über Finsterniß, Lüge und Knechtschaft ins Kreuz und in die Quere genebelt und gewettert, so daß nirgends eine bestimmte Ueberzeugung auftaucht, nirgends Ueberzeugungsgründe zum Vorscheine kommen. Nur eines ist gewiß und schneidend, die blinde Wuth gegen den Katholicismus unter dem Vorwande des Kampfes gegen die Jesuiten, die Aufreizung der akatholischen Massen gegen die unveränderliche Glaubenslehre katholischer Christen. Die Anhänglichkeit der Gläubigen an das Oberhaupt der Kirche wird öffentlich und selbst von den protestantischen Bühnen Deutschlands als Jesuitismus gebrandmarkt, gegen welchen sich alle gesunden deutschen Kräfte im heiligen Kreuzzuge sammeln sollen. Sogar die Andeutung des gottseligen Werks einer Revolution wie in St. Gervais gegen katholisches Leben und Gebaren wird nicht vermieden. Da haben wir freilich noch weit zur Duldung zwischen Protestanten und Katholiken und zur gepriesenen deutschen Einheit!

Und die Taktik dieser Brandartikel gegen 34,000,000 Katholiken ist besonderer Aufmerksamkeit werth. Man ficht nicht mit Gründen und Beweisen, das ist veraltetes Zopfwesen. Der unmittelbare Weg auf den moralischen Mittelpunkt der Person wird gewählt, und ihr innerer Kern durch Lüge, Verleumdung und rohen Schimpf als faul dargestellt. Wer sich offen und unumwunden als römisch-katholischen Christen bekennt, und gläubig alle Folgen dieses Bekenntnisses annimmt und durch die Uebung bethätigt, kann kein guter Mensch sein, er ist ein Heuchler und heimlicher Missethäter. So erniedrigt sich nicht bloß das Leben der Proletarier, sondern selbst die Literatur zu niederträchtiger Klatschsucht und zum Pasquille, das mit frecher Stirn eine Art Ehrlichkeit und Verdienst anspricht, weil es gegen christliche Brüder als Toreador auftritt. Ist das ehrlicher deutscher Kampf? Soll dieser moralische Meuchelmord Regel werden in deutschen Landen? Wohl mag sich der deutsche Michel breit machen mit seinen Declamationen gegen die Redner und Geschichtschreiber im Westen, und seine Marionettenschlacht gegen Thiers zum Ekel in vielgelesenen Blättern wiederholen, eines könnte er doch lernen von den Franzosen, Anstand und Würde im Kampfe selbst gegen die Jesuiten! Wir sind keine

unbedingten Verehrer des Exministers Thiers, aber seine Streitreden gegen die Jesuiten können wir doch in einem Punkt unseren deutschen Landsleuten als Muster empfehlen. Nirgends erscheint darin das schlechte Mittel persönlicher Verdächtigung, die den Deutschen so unentbehrlich ist im confessionellen Zwiste, noch minder eine Vermischung des Ordens der Jesuiten mit der Auctorität der katholischen Kirche, um die letztere herabzusetzen. Er bleibt bei der Sache und beim Gesetze gegen die Jesuiten, und der Adel seiner Sprache klingt beneidenswerth herüber in das rohe Unmaaß deutscher Pamphletisten.

Aus dem Kunterbunt und Rothwälsch dieses literarischen Banditenwesens schallt ein strenges Urtheil gegen unsere gesellschaftlichen Zustände, „ein Pfeil von einem Gott gewendet, der den Schützen trifft.“ Wer so tiefen Schmutz aufwühlen kann ohne Schamröthe, ist das Pfützenleben seit langem gewohnt, und wo für diese Zoten Zuhörer zu finden sind, muß man auf eine moralische Knollenfäulniß an der Menschenpflanze schließen. Und da kann freilich die römisch-katholische Kirche keine Gnade finden. Ist ja selbst Goethe's Feinheit und Maßhaltung, Schiller's Aufflug zum Ideale, Rückert's vollendete Formschönheit kaum gelitten in den literarischen Clubs dieser Philister, die mit ihrer liberalen Zungendrescherei die That ersetzen wollen. Es leben Jesuiten in England, in Amerika und anderwärts. Kein Mensch kümmert sich darum, nirgends erschallt Feuerlärm dagegen, weil man etwas Besseres zu thun weiß, als den Galimathias unseres philosophischen Jahrhunderts zu mehren. Man lacht über die deutsche Bärenhaut, die in Romanen, Novellen, Dramen, Liedern und Briefen das ewigeine Lied ableiert gegen die Jesuiten, und damit ihre Tapferkeit mit Tinte zu beweisen sucht. Es ist den Deutschen oft nachgerühmt worden, daß sie Alles mit dem Herzen an- und auffassen, und den bittersten Ernst ans Alltäglichste verschwenden. Im vorliegenden Falle muß man diese Eigenschaft zur Ehre des deutschen Namens wirklich bezweifeln. Die meisten Produkte dieser Zeitrichtung scheinen lediglich auf den schlechten Geschmack des Publikums berechnet. Dem Anscheine nach, handelt es sich nicht um Wahrheit, sondern um gangbare Artikel. (Im Jahre 1847 in Tirol, also nicht 1852 zur Zeit der Jesuiten-Mission in Frankfurt.)

Ausflug nach Cavriana im wälschen Südtirol.

(1846.)

Wer hat nicht gehört von Domenica Lazzaris in den südtirolischen Bergen? Unzählige Pilger des In- und Auslandes wallen alljährlich zur Stätte ihrer Leiden. Den Frommen erscheint sie als Bild himmlischer Liebe zu Christus, den Physiologen als Merkwürdigkeit, die allen früheren Erfahrungssätzen widerspricht, selbst den Ungläubigen als Gegenstand ehrfurchtsvoller Neugierde. Ueber sie gespottet hat Niemand außer etwa ein deutscher Zeitungsschreiber, dem Nichts heilig ist. Gewiß folgen mir die Leser gern, wenn ich einfach die Eindrücke und Wahrnehmungen schildere, die ich auf einem Ausfluge zu ihr den vorigen Sommer gesammelt habe. Es war in der Hälfte des Junius, als ich eines Morgens, meine Reisegefährten in Botzen zurücklassend, mit Postpferden nach Neumarkt eilte. Der heiterste Tag schimmerte vom Himmel, krause lichte Wolken zogen mit mir nach Süden, und in lauwarmer Luft waren alle Keime und Blüthen im Landschaftsbilde herrlicher aufgequollen. In Neumarkt, das an der Straße nach Trient liegt, langte ich um halb acht Uhr an. Es fand sich zur Begleitung über das Gebirg ein munterer Knabe, der sich amphibisch bald im deutschen, bald im wälschen Elemente bewegte, und ganz entzückt war, seine Minga wieder zu sehen, wo er schon neunmal gewesen und zu allem Guten ermuntert worden war. „Als ich gestern hörte," fing er an, „ich sollte mit Ihnen, so sprang mir das Herz im Leib auf vor Freuden. Ich diene einer Bäuerin, der besten Frau in der ganzen Gegend. Die Arbeit mußte gethan sein, dafür half nichts. So stand ich um ein Uhr Nachts auf, fütterte die Ochsen, und fuhr mit ihnen zweimal ins Feld um Holz und Streu. Um sechs Uhr Morgens war mein Tagewerk vollendet, und ich eilte gleich auf den Platz, Sie zu erwarten. Es ist mir das Herz so leicht, ich kann es gar nicht beschreiben. Ich

verdiene jährlich fünfzehn Gulden, gerade so viel als ich Jahre alt bin. Davon brauche ich fünf Gulden selbst, um mich ordentlich zu kleiden, denn ich will kein Lotterbube sein. Die anderen zehn Gulden geb' ich meinem Vater, er ist alt und kann sich wenig oder nichts verdienen. Und heute bekomme ich vier und zwanzig Kreuzer Taglohn und die liebliche Minga zur Eingabe. Ist das nicht herrlich?" Er stellte sich bei diesen Worten vor mir auf, und wurde um einen halben Kopf größer. „Alles, was ich am Leibe habe, Hemd und Hosen, Schuh und Strümpfe, habe ich mir selbst verdient," fuhr er fort, „und das fremde Gut stets in Ehren gehalten. Das ist nur Gesindel, das stiehlt!" Es lag in diesem Selbstbekenntnisse so viel Frische, Natur und kindlicher Stolz, daß man diese unverkümmerte Jugend liebgewinnen mußte, besonders nach einer so schaurigen Lectüre, wie die meinige letzter Hand gewesen über die communistischen Umtriebe in der Schweiz. Luigi, denn so hieß mein Begleiter, schien mir in seinem zufriedenen arbeitsfrohen Selbstgefühle weit glücklicher, als der reichste Mann in seiner Ueberfülle, Langweile und Abgestorbenheit aller Kräfte.

Wir zogen blühende Hügel hinan, die hinter Neumarkt in ein fruchtbar aufsteigendes Terrassenland zusammenfließen, wo die edle Rebe mit dem Oelbaume streitet, und üppiger Buschwald im Porphyrgerölle wuchert. Fast in der Mitte erhob sich am Gallwiesenbach das Schloß Caldif, eine stattliche Ruine am Anstieg ins Thal von Truden, das nach Fleims hinüberläuft. Rings umher prangte der freundliche Kranz von Maierhöfen und Ortschaften, über denen seitwärts das Schloß Montan malerisch hereinschaute, mit der glänzenden Aussicht auf das Seethal von Kaltern und das herrliche Mendelgebirge. Fast alle Namen der Orte, Gegenden und Höfe trugen romanisches Gepräge zum Beweise, daß einst das ganze Thal der romanischen Zunge angehört habe. Jetzt war es die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Wälschen, deren beiderseitige Art und Sprechweise schwankend und unbestimmt ineinanderfließt, aber mit leicht erkennbarer Uebermacht gegen den herandrängenden Romanismus, so daß die Wälschen fast immer schon in dritter Geschlechtsfolge germanisirt sind. Trotz aller Vermengung im Leben durch Heirath, Verkehr und persönliche Vorliebe tritt selbst in Mischlingsehen überall der deutsche Typus der Menschen-

gestalt siegend hervor, und zwar um so entschiedener und großartiger, je mehr er sich im Kampfe gegen Fremdartiges anstrengen und bewähren muß.

Unter solchen Betrachtungen, die hier an Ort und Stelle doppelten Reiz haben, gelangten wir über das Dörflein Pinzon hinaus in den Eingang des Trudenthals, einer tiefen Schlucht durch morsche Schiefergebirge im lieblichsten Wechsel reizender Hügelgebilde. Unser Weg lief über die sogenannte Glen, einen sonnenheiteren Bergabhang über den Wassern des Gallwiesenbaches, der hier auch Trudenbach heißt, voll hangender Weinberge auf losen Schieferlagern mit Feigenbäumen, Granaten und Aprikosen, höher hinauf mit Steineichen, Zwergkiefern und Wachholdern. Der Bach in schwindelnder Tiefe rauschte durch ungeheuere Lager horizontaler Schiefer- und Porphyrschichten, über deren Rand hellgrünes Gestäude und wucherndes Schlingkraut in lustigen Kränzen flatterte. Jenseits erhoben sich gegen Gfrill rundlichte Hügel mit Nadelholzwaldungen, von einzelnen Wiesenstreifen unterbrochen, und bildeten einen mildernden Gegensatz zur Sonnenheiterkeit der Glen.

Der gesprächige Luigi unterließ nicht mich mit seinen oft sehr anziehenden Einfällen und Nachrichten zu unterhalten. „Mein Vater,“ sagte er, „ist ein Paduaner, einst Mitglied der Grenadiere des größten Kaisers, der jemals gelebt hat, später nach dem Frieden in der Welt Tagelöhner in der Gegend von Neumarkt. Er heirathete eine wälsche Südtirolerin, welche ihm zweihundert Gulden zubrachte. Damit kaufte er einen Acker, den wir bald sehen werden, und lebte darauf schmal und armselig, aber immer zufrieden, und voll Dank gegen Gott und die heilige Jungfrau Maria. Ach! meine Mutter ist längst gestorben, ich denke alle Tage an sie. Sie war von Natur hitzig, und hatte sie einmal Branntwein gekostet, so konnte sie nicht mehr aufhören. Daran starb sie frühzeitig, und ich könnte um alles Geld und Glück auf Erden keinen Tropfen Branntwein trinken, weil er meine Mutter umgebracht hat. Von ihr habe ich auch den heftigen Zorn, der mir viel Verdruß macht. Ich könnte den Buben von Montan ein Messer in den Leib rennen, wenn sie mir spottende Gesichter schneiden. Da hilft nichts als Augen und Ohren zuhalten und davon laufen, sonst setzte es unsaubere Händel ab. Doch das Aergste in meinem Leben

widerfuhr mir von einem Geistlichen aus dem Innthale oder von Triest. Er ritt auch zur Minga nach Cavriana hinüber, und ich war sein Begleiter. Er betete auf dem ganzen Wege, und so oft ich etwas einreden wollte, sagte er verdrießlich: „Schweige still, Schwätzer!“ So mußte ich vier Stunden lang Alles in mich drücken, ich denke noch mit Entsetzen daran, vier ganze Stunden! ich meinte, es sei meine letzte Zeit. Heilig war der Geistliche übrigens ohne Frage, man konnte es aus allem merken. Mich brächte diese Heiligkeit ums Leben!“

Wir waren zu einer kleinen Hütte am Wege gekommen, die an ein kleines Weingut stieß. Darin saß ein Mann von 85 Jahren, nur mehr die Ruine eines Menschenbildes. Er konnte seit längerer Zeit nicht mehr gehen, sondern hinkte und kroch alltäglich in den Weinberg heraus, um in demselben die nöthigen Arbeiten zu thun, wie er denn eben hockend und kriechend die Rebwurzeln durch Hinwegräumung der Erde dem Sonnenlichte zugänglicher machte. Er sprach das Deutsche nur gebrochen, und hielt mir, als ich mich ihm näherte, ein Büschel Erdbeeren entgegen, die in reicher Fülle den Rand seines Weinberges bedeckten. Es war Luigi's Vater. Aus seinen Zügen leuchtete eine unbeschreibliche Wehmuth wie von einer Seele, die auf den Trümmern des Leibes ein leidenvolles Schicksal beweint. Sein Gesicht war furchtbar zerrissen mit tiefen Erinnerungen aus dem Sturm auf dem Brückenkopfe von Lodi. Er führte mich in seine Hütte. „Ich habe sie selbst gebaut,“ sagte er ruhig, „mit meinem Weibe, das ich vom Altare hierher führte zur Arbeit.“ Sie hatte nur zwei Räume, einen zur Küche, den andern zum Schlafen mit den Zeichen der tiefsten Armuth. Ueber dem Tisch an der Wand hing ein schlechter Kupferstich, welcher die Domenica Lazzaris vorstellte, unter einem Crucifixe, darüber das Bild der seligen Jungfrau Maria. „Das ist alle mein heiliges Zeug,“ bemerkte er ernsthaft, „aber es genügt mir vollkommen. Jesus und Maria haben namenlos gelitten, Minga folgt ihnen nach voll blutiger Angst, so kann ich's wohl auch dulden, was mir Gott beschert hat. Ich bin hier ganz allein, ich koche mir selbst, und Morgens und Abends beten nur die Schwalben und Finken mit mir zu Gott, der mich mit seinem bittern Tod erlöst hat.“ Luigi war unterdessen unwillkührlich niedergekniet, Thränen rollten über seine Wangen und

er stammelte leise: „Vater unser! der du bist in dem Himmel, geheiliget werde dein Name!" Tiefe Stille von zehn Minuten trat ein, wir waren alle gerührt. Des Alten Antlitz hing am Bilde des Erlösers und seine frühere Wehmuth verwandelte sich in stille Heiterkeit. Er drückte mir zum Abschiede freundlich die Hand und sprach: „Ich bin mit Gott so innig zufrieden, daß ich's nicht aussprechen kann. Dieser Weinberg gehört mein und ist wohl 400 Gulden werth. Ich bin nur 51 Gulden mehr darauf schuldig. Gibt mir Gott Glück, so zahle ich diese Schuld noch ab bevor ich sterbe. Dann können sich meine Kinder redlich darein theilen, es muß gutes Geld sein, denn ich habe es mit harter Arbeit verdient, und in fleißigen Händen trägt es gewiß doppelte Zinsen. Nur noch eine glückselige Sterbestunde! Das bitte ich Gott täglich, und dann sind alle meine Hoffnungen erfüllt. Luigi, empfiehl mich dem frommen Gebete der Minga!"

Von hier erhob sich der Weg immer steiler ins Gebirg empor. Das Etschthal von Neumarkt bis Meran lag im großartigen Bilde hinter uns, eine colossale Arena mit den glänzendsten Bergen eingefaßt, voll frischschimmernden Lebens, vom weißen Faden des Stroms in unzähligen Windungen durchglitzert. Der letztere schien im Kalterer-See zu unseren Füßen auszurasten, dessen Spiegel aus dem zierlichsten Rahmen der grünen Landschaft uns entgegenleuchtet. „Wissen Sie, wie der See entstanden ist?" unterbrach Luigi sein Stillschweigen seit dem Abschiede von seinem Vater. Auf mein Verneinen fuhr er fort: „Das steht studirten Leuten eben nicht am besten an, bei uns wissen es alle Kinder. Einst gingen Jesus und der heilige Petrus durch die Welt, um zu sehen, wie es auf derselben zuginge. Sie kamen in die Gegend des Kalterer-Sees, wo eine große Stadt die Ebene einnahm. Es war ein heißer Sommertag und der Staub auf den Wegen fast unleidlich. Jesus fühlte brennenden Durst. Er sprach in mehreren Häusern ein, ward aber überall abgewiesen. Endlich trat er in ein Haus am Hügel, in welchem eine Bettelfrau wohnte, und verlangte von ihr zu trinken. Diese führte die müden Wanderer ins Haus, hieß sie ausrasten und brachte Brod und Wasser. Jesus erquickte sich daran und goß den Rest des Wassers zum Fenster hinaus. Es wuchs und schwoll dergestalt an, daß die Ueberschwemmung das ganze Thal ausfüllte von einem Berge bis zum andern. Die unbarmherzige

Stadt ging darin zu Grund und der Kalterer-See blieb als ewig warnendes Denkzeichen im Thale zurück. Diese schöne Geschichte hat mir noch meine Mutter erzählt." Die Flügel des Thales verschlangen sich zuhinterst in einen Gebirgsknoten, der mit flatterndem Buschwalde von hellgrüner Färbung bedeckt war. An seinem Fuße stand eine Mühle in romantisch-dunkler Schlucht. Deutsche Gesichter und Sprache grüßten uns, man bot uns Wein, den wir in der fast drückenden Hitze des Mittags nicht ausschlugen. Alle beneideten uns, daß wir noch heute die „heilige Minga" sehen sollten, und zwar an einem Freitage, wo sie Blut schwitze zur Ehre des Herrn, der für uns am Kreuze gestorben. „Wir beten alle Abend zu Gott," bemerkte der Müller, „daß wir ihr ähnlich werden an Frömmigkeit und Lust zu leiden für Jesus!"

Mit Mühe stiegen wir auf steinigem Grunde den steilen Buschwald hinan in die höhere Gebirgswelt. Links zeigte sich unseren Augen bald das Dorf Truden (Trodena) mit fast stadtähnlicher Häuserpracht, eine beliebte Sommerfrische der tieferen Etschländer mitten im Bereiche dunkler Waldhügel, über denen der Hochgrimm mit stolzer Heiterkeit hereinschaute. Es ist noch ganz deutsch und der Menschenschlag dieser Höhen entfaltet eine Ueppigkeit und Blüthe der Form an Mann und Weib, die jeden Wanderer freudig überrascht. Diese Alpenfrische der Tiroler hat etwas Studentenhaftiges, sie ist eine Art von Volksferien, die eine ganz eigene poetische Seite hat, und die Hirtengedichte aus den Zeiten Gottsched's im größten Maßstabe wiederholt. Sogar die Kapuciner von Neumarkt haben jenseit der südwestlichen Hügel zu Casignon ihr einsames Bergklösterlein, und die Psalmodie im Dufte der Lärchenbäume erinnert an die Losschälung der ersten Einsiedler. Unser Weg zog sich südwärts über die Alpe Cisa, die aus weitgestreckten Halden besteht und in verwittertes Nadelgehölze ausläuft. Eine südliche Malga oder Alpenhütte nahm uns auf. Wir traten in einen weiten Vorraum, wo ein lustiges Feuer auf dem Herde loderte. Eine Sennin mit vier Hirtenknaben bewirthschaftete das ganze Anwesen und bereitete uns den süßen Schotten, Puina genannt, eine für die Leute der Gegend überaus schätzbare Leckerkost. Luigi kaufte um sechs Kreuzer davon, band sie in seine Kopfmütze, um sie dem alten Vater heimzubringen, und steckte sie zu

sich, um sie durch natürliche Brustwärme erst recht leckerhaft zu machen. Man verkaufte auch Wein, Milch und Butter. Die Leute waren äußerst freundlich, von Cavriana gebürtig, die ersten, welche kein Wort deutsch verstanden, aber von deutschthümlichem Gepräge. Ihre Rechnung für unsere Zehrung war sehr billig, und keine leise Spur, den sommerlichen Fremdenzug schweizerhaft auszubeuten. Die Alpe gehörte der Gemeinde Cavriana, und war um bestimmten Preis ehrlichen Pächtern überlassen, die so viel Ziegen aus der Nachbarschaft in die Weide nahmen, als sie ernähren konnten. Sie hatten deren wohl vierhundert. Wir warfen einen dankbaren Blick ins Bildergewühl des schönen Etschthales zurück, und stiegen ins Thal des Avisio hinunter.

Unser Pfad senkte sich durch die Höhlung eines Bergrisses steil hinab. Rechts hatten wir eine unermeßliche Waldung mit den schönsten und höchsten Fichten und Tannen, die ich jemals gesehen hatte, durchzwitschert von unzähligen Wandervögeln von mannigfaltigster Art und Farbe. An einer steilen Senkung des Gebirges, das ein Wildwasser seitwärts ausgehöhlt hatte, erblickten wir jenseit des Abgrundes junge Bursche auf schwankenden Fichten, welche die Aeste derselben zur Streu abhieben. Sie riefen uns in italienischer Sprache freundlichen Willkommen entgegen, und schwangen zum Zeichen ihrer Freude die Hüte aus schwindelnder Höhe zu uns herüber. „Unseren Gruß der andächtigen Domininga, denn sie ist ja die Unsere!“ jodelten sie zum Abschiede. Gegenüber in der Richtung von Truden gegen den Avisio schob sich ein kühner Bergrücken mit übermächtigen Formen hinaus ins Avisiothal, völlig isolirt von den übrigen Nachbargeländen, gegen Süden mit einem sanften Abhang, auf welchem sich gartenähnliche Feldanlagen mit zierlicher Einfriedigung ausbreiteten. Darüber in windstiller Lage am Fels stand die reinliche Kirche mit niedlichen Häusern, die an den Lechrain und den Bregenzerwald erinnerten. Wir erkannten unsere Stammgenossen, die Bewohner von Altrei (Anterivo), offenbar auf einem Vorposten, der einst zu Truden gehört hat, mit dem sie in Feld und Wald die nächsten Angrenzer sind, zugleich die Straße bezeichnend, welche die deutsche Bevölkerung einschlug, um den mächtigen Volkskeil tief in den Romanismus bis in die sieben Gemeinden von Vicenza hineinzutreiben. Von ihrem

Kirchhügel aus erblickte man mit geübtem Auge über das niedere romanische Volksthum hinaus jenseit des Avisio die Berge und Alpen von Palu, die ebenfalls deutsch ihre südlichen Ausläufer hinabsenkten ins Valsugan. Zog man von der Tschigadspitze ob Meran eine gerade Linie südwärts durch Truden und Altrei, so kamen alle deutschen Gemeinden im wälschen Südtirol, im Veronesischen und Vicentinischen an die regelmäßige Verlängerung derselben zu stehen, rechts und links mehr oder minder ausgeweitet, ein derber deutscher Lanzenstich ins Fleisch der romanischen Nation.

Aus der Waldnacht hinaus ging es nun über kiesige Bergwege nach Cavriana hinab. Das Dorf dieses Namens liegt auf einer Mittelfläche über dem Avisio, in armseligen Hütten voll Schmutz und Armuth, das gerade Gegenstück zum reinlichen und wohlhäbigen Altrei im höheren Gebirge. Die Kirche steht auf einem Hügel über dem tiefern Thalgrunde mit merkwürdiger Tiefsicht in die Stromwindung, die durch Fels und Wald an Mühlen und Einödhöfen vorüber reißend in die Etsch tost. Gegenüber öffnet sich das schöne Val Floriana mit seinen Bergwiesen und Wäldern. Darüber ragen als Grenze gegen Valsugan die schönsten Bergspitzen Südtirols in strengen vulkanischen Formen, das Altmannenjoch, der Golisberg, die Ciolara, der Montalon und tiefer die herrliche Cima d'Asta. Eine unbeschreibliche Wehmuth ruht brütend über der ganzen Gegend in Folge der einförmigen Wiesen- und Hainpartien, die im täglichen Verkehre mit dem sinnigen Gemüthe von selbst eine schwärmerische Innigkeit begünstigen. Die Leute, sichtbar verschieden von ihren deutschen Nachbarn, aber mit deutscher Beimischung in der Bildung ihres Leibes, sprechen durchweg italienisch, und sind sehr arm. Auf einer Ziegenalpe (caprianum) angesiedelt, beziehen sie noch jetzt ihre besten Einkünfte aus Alpen und Wäldern. Ihr gutmüthiges Wesen nimmt für sie ein, und ihre thalhafte Neugierde spricht sich oft auf das Liebenswürdigste aus. Das Haus der Domenica steht fast zu höchst im Dorfe, eine niedrige, schlecht gebaute Hütte mit Thüren, die nur ein sehr bescheidenes Durchschlüpfen erlauben. Man gelangt vom Bergweg ab sogleich auf einen Söller, der in die dunkle, tiefgeschwärzte Küche führt. Aus derselben tritt man in ein holzgetäfeltes Zimmerlein mit einem einzigen Fenster, das Winter und Sommer offen und mit der

ebenfalls immer offenen Thür correspondirend, dem Luftzuge dergestalt freien Durchgang gestattet, daß Besucher Mühe haben, demselben auszuweichen. Links in der Ecke steht die Bettstatt, worin Domenica liegt mit dem Kopfe gegen die Thür. Ich meinte, sie wäre leer, so klein ist Domenica in Folge ihrer Leiden geworden. Sie ruht am unteren Ende, und läßt den größten Theil des Bettes leer, jetzt kaum größer als ein sechsjähriges Mädchen, das mit jedem Jahre kleiner wird, auf einem groben Strohsacke, den Kopf auf einem Polster von gleicher Füllung, worüber ein blaues Taschentuch als Unterlage gebreitet ist, unter einer sehr leichten Decke gemeinsten Stoffes. Nirgends eine Spur von Behaglichkeit, oder nur Wohlgefälligkeit fürs Auge. Luigi sank gleich beim Eintritt auf die Knie, und fing an zu beten für seinen alten Vater, wie er sagte, und um Gnade zu Gott zur Abbüßung aller Raufsünden, die er mit den Buben von Montan begangen hatte. Nur die Schwester der Kranken war zu Hause, mittleren Alters, von wenig Worten, und über unsere Ankunft wenig erfreut, da sie soeben aufs Feld gewollt. Sie entfernte sich sogleich, weil sie angeblich in der Küche noch etwas zu schaffen hatte.

Ich ließ mich auf einen Stuhl nieder. Als mich Domenica merkte, wendete sie sich von der Wand herüber mit ihrem unaussprechlichen Blicke, der seines geisterhaften Eindrucks auf kein Gemüth verfehlt, und bohrte ihn lange und anhaltend in meine Erscheinung. Es gehört Fassung dazu, dieser markdurchschneidenden Gewalt zu stehen. Ihr Kopf, von Natur nicht groß, aber offenbar im Mißverhältnisse zur Kleinheit ihres Leibleins, zeigt die regelmäßigste Bildung mit feinen verständigen Zügen, und ihr Gesicht, so weit es blutfrei war, blendendweiße Farbe wie von carrarischem Marmor. Ihre zwei großen dunkelblauen Augen spielten mit ihrem Glanze wie verlorene Hirtenfeuer an einem Kreidehügel. Es war Freitag Mittag zwölf Uhr. Beim ersten Anklingen der Betglocke von der Pfarrkirche her fielen ihre Züge ein, der enge schmerzliche Athem stockte, der Glanz ihrer Augen erlosch, die ruhigste Todtenstille legte sich auf ihr Gesicht, nur ein leises Zucken regte sich in den Winkeln ihres Mundes. Es lag eine unaussprechliche Anmuth in diesem Tode vor dem Tode, in diesem Einwärtsziehen aller Seelenkräfte in den Mittelpunkt des Lebens, das sich in Gott gesammelt hatte. Nachdem das Läuten

verklungen war, kehrte sie wieder langsam ins Aeußerliche zurück, es war das lieblichste Aufblühen der inneren Gedankenwelt mit sicherer Wirkung auf das Herz der Zuschauer. Von der rechten Seite der Hirnschale zog sich quer über das Gesicht ein allmählich gesenkter Blutstreif, drei Finger breit, aus fortwährendem Blutschwitzen entstanden, auf eine bestimmte Grenze beschränkt, und nach Art einer Krusta fest angelagert. Es schwammen eben vor meinen Augen an den Extremitäten dieser Blutkrusta die hellen Tropfen, deren allmähliche Bildung man deutlich bemerken konnte. Ihre schönen schneeweißen Hände ruhten entblößt auf der Decke, wie aus reinstem Wachs geformt. Jede Hand zeigte an der äußeren Seite ein Wundmahl von Blut in der Form eines fleischernen Auswuchses, welcher der Spitze eines Nagels täuschend ähnlich sah, mit frischem Blut überronnen, das jedoch nicht abrann, sondern am Auswuchse stehen blieb. Es kam mir fast vor wie ein pflanzenartiges Anwachsen durch den Austritt der Saftüberfülle im inneren Leben. In der inneren Seite der Hand ragte, der äußeren Spitze gegenüber, der fleischerne Nagelkopf heraus von gleichförmiger Bildung und ebenfalls blutig. Gleiche Wundmahlen von entschiedener Nagelform trug sie an ihren Füßen, wie mich die Schwester versicherte. Sie athmet schwer und tief, so daß man ihr Keichen von weitem wahrnahm. Es dauert Tag und Nacht fort, und am Freitag stets leidenvoller und ängstlicher. Es geht jedem Zuschauer durch Mark und Bein. Sie ißt und trinkt nichts, schon seit zwölf Jahren. Der freieste Luftzug bei offener Thür und offenem Fenster ist ihr selbst im kältesten Winter Lebensbedürfniß, wenn sie nicht ersticken soll in unleidlichen Schmerzen. Man läßt sie Tage lang allein. Ihre Schwester geht im Sommer auf das Feld und sperrt sie während ihrer Abwesenheit ein, auch die Nacht wacht Niemand bei ihr. Selbst die schwesterliche Aufmersamkeit für sie im Falle der Anwesenheit im Haus ist offenbar gering. Dem Bett gegenüber in einer andern Ecke des Zimmerleins hing ein Vorhang von schlechtem Baumwollenzeuge herunter, ich rückte ihn weg, und fand ein ärmliches Altärchen, auf dem zur Noth bisweilen auch Messe gelesen werden konnte. Ihr Gewissensrath ist der Frühmesser, in diesem Amte schon der dritte oder vierte, da die bischöfliche Behörde nach den Kirchenregeln in solchen Fällen oft wechselt. Der

jetzige ist ein bescheidener anspruchloser Mann von sanftem Wesen, mit klaren verständigen Augen, und nichts weniger als kopfhängerisch. Er spricht von seiner Pflegling wenig oder nichts, was man in seiner Stellung sehr begreiflich findet. Auf meine Frage an die Schwester, ob ich nicht später noch einmal kommen dürfte, sagte sie mit etwas spitzem Ton: „Ja! aber nicht vor drei Uhr! ich gehe jetzt aufs Feld und sperre das Haus!“

Wir bogen seitswärts ins Dorf hinab, und traten ins sogenannte Wirthshaus, eine Spelunke voll Schmutz ohne leisen Anflug, die Gäste anziehen zu wollen. Man gab uns Eier, Wein und Brod. Sonst war nichts zu haben, und das Tischgeräthe kaum rein genug für zärtliche Naturen. Im länglichen Raume, welcher das Gastzimmer vorstellte, spielten einige Ortsbewohner mit Karten. Sie gaben bei meinem Eintritt ihr Spiel auf, und grüßten mich freundlich. Der Wirth stellte sich vor ihnen auf mit gefalteten Händen und bat sie in der kläglichsten Anrede, seinen neuen Gast etwa nicht durch Unsitte zu beleidigen, damit man nichts Böses rede von Cavriana jenseit der großen Berge. Niemand machte dagegen eine Einwendung, der Stolz auf ihr Heimathdorf ließ sie alles sehr ernsthaft nehmen. Ich ließ mich mit Luigi bei ihnen nieder. Die Rede fiel bald auf Domenica. Der Ruhigste unter ihnen, ein Mann mit grauen Haaren voll edlen Ausdrucks im Gesichte, sprach unter Anderem: „Wer diese Domenica ist, wissen wir Alle gut. In der nämlichen Nacht, wo sie zur Welt kam, gebar mir meine Frau auch meinen jüngsten Sohn, der freilich bei weitem weniger fromm und heilig gerathen ist. So denke ich mit Theilnahme an sie. Als Kind und Mädchen war sie etwas unbehilflich, lernte in der Schule mehr gut als leicht, behielt aber treu. Sie war oft in sich versunken, man nannte es zerstreut, wie es bei uns Weltleuten auch der Fall ist. Sie betete viel und stand oft stundenlang vor einem Crucifixe. Sie war nicht ungestalt, und hätte auch heirathen können, aber sie wollte nicht, und wurde früh krank. Alle im Dorfe hielten sie für heilig, aber im eigenen Hause galt sie weniger, weil ihr Wesen nicht das gewöhnliche war. Sie mußte sich in Arbeit übermäßig anstrengen, und bekam eines Tages zur heißen Erntezeit im Felde Kopfstechen und Gliederweh. Man mußte sie nach Hause führen, und seit dieser Zeit ist sie bett-

lägerig. Es ist kein Mensch in der Gemeinde, der nicht mit ihr sterben möchte."

Ich besuchte hierauf den Ortsseelsorger in der Absicht, Näheres über Domenica zu erfahren. Er war ein Mann mittleren Alters mit derben Gesichtszügen. Er meinte, am besten sei es, darüber weder für, noch gegen zu reden. Ich war erstaunt, diese Weisheit ehrenwerther Redactionen im schlichten Mann anzutreffen, der sonst nichtsweniger als zeitgemäß war, denn er wurde ganz verwirrt, als ich seiner Meinung, daß der Graf von Meran nächstens zum König von Tirol gekrönt werden würde, bestimmt widersprach. Auf meine übrigen Fragen erhielt ich fast kein anderes Wort als das vielsagende si dice (man sagt es). Und doch war es nicht hochweiser Rückhalt berühmter Journalisten, sondern völlige Gleichgiltigkeit, die es ihm möglich machte, die kranke Domenica Monate lang gar nicht zu besuchen. Daraus kann man die Wahrheit deutscher Zeitungen beurtheilen, welche fast zu gleicher Zeit aus der Domenica eine Pythonissa machten in den Händen südtirolischer Mönche und Priester. Um drei Uhr erschien ich allein im Hause der Domenica. Ich fand die Thür zugelehnt, ihre Schwester mußte ums Haus etwas zu thun haben. Zwei Sperlinge spielten am offenen Fenster, nächst dem Ofen kauerte eine schwarze Katze voll philosophischen Gleichmuths, eine laue Sommerluft strich durch das Zimmer. Die Kranke maß mich wieder mit ihrem durchdringenden Blicke, wurde aber bald zutraulicher, und murmelte leise Worte im Dialecte des Thales, der sich nur mit großer Aufmerksamkeit verstehen ließ.

„Es geht mir seit kurzer Zeit etwas besser," sagte sie, „aber mein Schmerz hört nie auf. Ich bin Tag und Nacht auf dem Kreuze des Erlösers ausgespannt, und alle meine Glieder schmerzen tief. Auch an Trost fehlt es mir oft sehr, ich fühle mich wie verlassen von Gott, weit ab in öder Einsamkeit. Nur das Bewußtsein, daß ich für Christus am Kreuze leide, gekreuzigt mit ihm, ist mir ein Labsal. Deßhalb habe ich selbst mein Leiden lieb als Unterpfand göttlicher Gnade. Mein irdisches einziges Glück liegt im heiligen Abendmahle. Nach dem Genusse desselben ruht mein Schmerz eine Weile, ich schlafe selig in meinem Gott (riposo nel mio Christo). Die Besuche stören mich größtentheils, aus fremden Gesichtern spricht

ein fremder Geist, ich mustere alle, und finde nicht was ich suche. Ich kehre aus diesem Andrange leidenvoll zurück zu meinem Gott (al mio Christo). Müßte ich etwas essen, ich habe das Gefühl, ich würde augenblicklich ersticken, so voll bin ich. Der Hauch der Luft (l'aria fresca), je kälter, desto besser, erquickt mich. Von meinem Leben weiß ich wenig; ich weiß nur, daß ich bin und Christus in mir ist (ch' io sono e Christo è in me). Je stärker ich blute, desto mehr erleichtert sich mein Gefühl. Ich will bis auf den jüngsten Tag leiden, wenn es Gott gefällt (se piace al mio Christo). Leiden ist mein Leben (la mia salute)."

Bei diesen Worten trat ihre Schwester ein. Domenica schwieg. Ich bat die erstere um ein Andenken. Sie zog eine Schublade, und gab mir einige Bilder von Heiligen, an deren Rückseite Gebete und fromme Sprüche abgedruckt waren. Ich wollte dafür zahlen, sie wies das Geld zurück mit den Worten: „Non prendiamo mai niente." Ich redete einige Worte zur Minga von Christus und von der Geduld in Leiden und Tod. Sie horchte, sichtbar ergriffen. Ich empfahl mich und Andere ihrem Gebete; sie lispelte: Sì, Sì pregherò, hastig und tiefbewegt. Ich verließ die Hütte, ihren letzten Blick in der Seele, und eilte wieder über das Joch zurück. Alle Lust der Mittheilung war vergangen, selbst Luigi ging schweigend neben mir her. Es trieb mich eilig durch die blühenden Anhöhen hinab gegen Montani. Als ich von Luigi schied, standen ihm Thränen in den Augen, er stammelte: „O vergessen Sie mich nicht! Am Sonntage gehe ich zur Beichte, und will recht brav werden!" Leicht und still in mich gekehrt, wanderte ich im Strahle der letzten Abendsonne längs der Gebirge nach Branzoll. Der Postmeister war höflich, was beiläufig gesagt nicht alle seine Collegen in Tirol sind. Er gab mir schnell ein gutes Pferd, das mich lustig davon führte. Der schönste Abend stand mit seinen Blüthen am Himmel. Als es dunkel wurde, schwärmten wohl eine halbe Stunde Millionen Leuchtkäfer durch die Ebene, der Mond trat in meinen Sehkreis und eine erquickende Luft spielte um mich, so daß ich das Ende des schönen Tages segnete. Besser hätte ich vielleicht die Freude über denselben für mich behalten. Man schweigt von dem, was Alle anspricht, und leiert von Dingen, die Niemand mag und Keiner brauchen kann. Das ist Regel, das ist

Weisheit! Nun freilich das sollte befolgt werden, man könnte ohne viele Kosten weise werden! (Seitdem ist Domenica nach vierzehnjährigem wunderbaren Leiden gestorben. Sie verlor oft so viel Blut, daß es über den Boden des Zimmers rann. Ennemoser meinte, sie lebe vom Oxygen der Luft, so kurz und bündig diese Erklärung lautet, erklärt sie doch nichts. Man lebt eben nicht von der Luft. Daß sie in vierzehn Jahren gar nichts gegessen und getrunken, ist so erwiesen, daß es Niemand bezweifeln kann. Mit dieser Erscheinung gingen ähnliche parallel, so daß man noch jetzt Mädchen dieser Art im südlichen Tirol finden kann. Es bleibt merkwürdig, daß diese Erscheinungen im Lande schon einmal dagewesen sind, und zwar zur Zeit, wo man im sechzehnten Jahrhundert Tirol protestantisiren wollte.)

Die Karthause bei Pavia.

(1846.)

Wer, der einmal in der Lombardei gewesen, hat nicht mit Erstaunen die Karthause bei Pavia besucht, das erhabenste Denkmal, welches arme Klosterbrüder zur Ehre des Himmels und für die Andacht der Menschen erbaut haben! Sie wurde bekanntlich in den Stürmen der Franzosenkriege unterdrückt, der weitläufige Grundbesitz veräußert, und nur die Kirche mit den nächsten Zugebäuden nothdürftig erhalten aus Ehrfurcht für die Kunst, die hier selbst vandalische Gelüste bändigte. Die österreichische Regierung, im eroberten Lande eine standhafte Freundin geschichtlicher Denkmale, die den Namen Italien im Reiche der Menschenbildung so wohlklingend gemacht haben, räumte im Jahr 1843 das Kloster mit der Kirche wieder den Vätern des Karthäuserordens ein. Bereits hat diese Mönchsansiedelung eine verjüngte Gestalt angenommen. Vierzehn Karthäuser, sämmtlich Priester, wohnen daselbst, die Laienbrüder zur Besorgung der Hausgeschäfte nicht mitgerechnet. In den heiligen Hallen tönt wieder der Chorgesang, und allgeschäftige Vorsorge steuert dem Verfalle nach allen Seiten. Es war der neunzehnte April, ein sonnenheiterer Frühlingstag mit allem Zauber der blühenden Natur, als ich mich aus der brausenden Residenzstadt des lombardisch-venetianischen Vicekönigs aufmachte, um die stille Einsamkeit der Karthäuser zu besuchen. Die langsam nach Süden rollende Vettura ließ mir Zeit genug, Betrachtungen anzustellen. Eine weitgestreckte Ebene lag vor mir mit hellschimmernden Wiesen, die von großartigen Wasserwerken beströmt wurden, und an vielen Stellen Reisfelder bildeten, daher oft kaum gesund für die Bewohner, so einförmig, daß ein Gefühl der Wehmuth und Beängstigung kaum abzuwehren war. Die zerstreuten, meist armseligen Dörfer ragten aus dem dunklen Grunde wie Korallenfelsen der Südsee, nach der poetischen Bemerkung meines

Begleiters, eines Franzosen aus Lyon, der unaufhörlich mit sich selber redete, als wäre er allein im Wagen. Ungefähr eine leichte Stunde von Pavia machte unser Vetturino an einem schmutzigen Gehöfte Halt. Wir erblickten links die Certosa, zu welcher ein schnurgerader baumbepflanzter Weg führte, fast eine halbe Stunde lang. Der Franzose zog aus seiner Reisetasche einen voluminösen Guida di Milano, und las nach seiner Art mit lauter Stimme die Geschichte dieser Karthause, und es war natürlich, daß ich davon so viel als möglich zu profitiren suchte, da es ohne Honorar für den Vorleser geschehen konnte.

Der Gründer der Karthause war Giovanni Galeazzo Visconti, der größte seines mehr glücklichen als edeln Hauses, auch conte di virtù genannt. Durch List, Tapferkeit und Treulosigkeiten aller Art errang er sich in wenigen Jahren die Herrschaft über die Lombardei, einen Theil von Piemont, Toskana und dem späteren Festlande der Venetianer, so daß Alessandria, Siena und Bassano die Grenzen seines Reiches bildeten. Schmeichler leiteten sein Geschlecht vom Trojaner Aeneas ab, der deutsche König Wenzel begrüßte ihn als Herzog von Mailand, gelehrte Hungerleider aßen sich für literäre Hofdienste satt an seinem Tisch, und jede Art menschlicher Thorheit ward aufgeboten, den Glücklichen zu blenden und auszubeuten. Aber der Listige mit seinem spitzen Kinn, mit den kleinen funkelnden Augen behielt das volle Bewußtsein im Anwuchern der Schmarotzerpflanzen, für die Tugend so gut als für das Laster, dessen Kelch er mit sichtbarer Wollust leerte. Es verstieß wenig, daß Heuchelei, Lüge, Mord und Banditentücke den Weg zur unbeschränkten Herrschaft ebneten; die Professoren von Pavia, von ihm fett gemacht, widmeten ihm ihre Werke und meinten, mit fein gedrechselten Tiraden die Schmach des herzoglichen Lebens zu decken. Die Einheit Italiens war das Zauberwort, welches damals von den Lippen seiner Anhänger klang, wie es zu dieser Stunde nur in anderer Form von dem beredten Vincenzo Gioberti verkündet wird. Alles schien erlaubt, um eine große Nation zu machen. Dabei hatte Galeazzo einen unbändigen Ehrgeiz, um seinen Namen unsterblich zu machen. Auf seinen Wink erhob sich in den ersten Formen und Grundfesten der Dom zu Mailand mit der trefflichen Inschrift: Mariae nascenti, als Gelübde, daß er so glücklich gewesen, seinen Oheim aus dem Besitze der Macht zu verdrängen.

Aus ähnlichen Beweggründen ließ er im Jahr 1396 die Karthause bei Pavia entstehen, und im Jahr 1399 setzten sich die ersten Karthäuser, fünf und zwanzig an der Zahl, daselbst fest, in der Mitte eines weitläufigen Landgebietes, das ihnen der Herzog zur allmählichen Befruchtung angewiesen hatte unter der Bedingung, daß sie aus den Erträgnissen alljährlich eine bestimmte Summe zum Ausbau und zur Verschönerung der Kirche verwenden sollten, unweit des Schlachtfeldes, wo fast anderthalb Jahrhunderte später Franz der Erste, König von Frankreich, von den Kaiserlichen aufs Haupt geschlagen und gefangen worden war.

Im Schrecken über dieses „untoward event" fiel dem Vorleser das Buch aus den Händen, als wir gerade im Begriffe standen, durch ein weit offenes Thor in die Mönchsansiedelung einzutreten. Ich beeilte mich, es aufzuheben, mit der Bemerkung, daß man sich jetzt über solche Mißfälle trösten könne durch den Fortschritt der allgemeinen Weltbildung, die den ewigen Frieden zur Nothwendigkeit gemacht hätte. Oui, Monsieur! entgegnete der Franzose galant, par la civilisation procedée de la France! Wir traten in einen Hofraum in Geviertform, der rings von Gebäuden der äußern Wirthschaft umgeben war und allenthalben Spuren der vorsorglichen Thätigkeit der neuen Bewohner trug. Wir fanden hier vier Weltpriester, zwei Engländer und einen Russen ins Anschauen der prächtigen Kirchenfacade versunken, welche östlich im Hintergrund ihre weißen Marmormassen mit einem Walde von zierlichsten Bildsäulen und Basreliefs emporstreckte, an denen sich Spuren vandalischer Zerstörungswuth leider nicht ganz verkennen ließen. Aber der Eindruck des riesigen Bauwerkes bleibt noch immer so übergewaltig, daß der Mensch seiner tiefen Nichtigkeit gewahr wird, und unwillkürlich dem großen Geiste huldigt, der nach dem Ausspruch eines Minnesängers „alle Kunst erfunden hat, und oben schwebt und nieden lebt, und Erd' und Meer und Himmel hebt."

Wir bogen rechts ein zur Klosterpforte. Ein freundlicher Karthäuserbruder erschien im kleidsamen Ordensgewande von weißem Wollenzeuge, mit glattgeschornem Kopfe, um den sich nur ein schmaler Haarstreif zog, übrigens wohl aussehend, und nichts weniger als menschenhasserig. Er führte uns in die Kirche, die mit keiner andern

in der Welt verglichen werden kann an verschwenderischer Fülle von Bildwerken in Marmor nnd Rahmen, der Hauptbau aus weißem Marmor mit unzähliger Zuthat der köstlichsten Steinarten und Spiegelflächen, die aus allen Enden der Welt hierher zusammengewandert, um ein Meisterstück katholischer Andacht und Kunstbegeisterung sichtbar werden zu lassen. Der Bau begann, wie gesagt im Jahr 1396, und wurde durch alle folgenden Jahrhunderte bis 1782 fortgesetzt, so daß wir gleichsam eine praktische Schule der Maler= und Bildhauerkunst von fünfhundert Jahren vor uns hatten. Das schöne Grabmal, welches die Karthäuser ihrem Stifter gesetzt, aus weißem Marmor in reinlichster Ausführung, trägt die einfache Inschrift: Fundatori nostro Carthusiani memores posuere, während die drei Schiffe der Kirche und die zahlreichen Seitenkapellen kaum einen freien Raum aufzuweisen hatten, wo nicht eine fast maßlose Profusion von schätzbaren Kunstgegenständen angebracht worden war, vielleicht allzu verschwenderisch für die künstlerische Einheit, die jedes Erzeugniß des Genius auszeichnen muß, um der rechten Wirkung auf das Menschenherz gewiß zu sein. Wir sind weit entfernt, alle einzelnen Kunstwerke anzuführen, wozu ein Buch von zwanzig Bogen, und ohne Censurstriche kaum ausreichen würde. Unvergeßlich wird uns die herrliche Madonna bleiben unter den vielen vortrefflichen Gemälden der geräumigen Sacristei, und der heilige Benedikt in einer Seitenkapelle, welcher stehend seine Seele ausathmet. Nicht minder überraschend sind die Plafondgemälde mit den Wandschildereien, unter denen sich besonders die Scheinfenster ob dem Gesimse hervorthun, aus denen Karthäuser in die Kirche schauen, in einer Wahrheit und Natürlichkeit, daß wir uns geisterhaft angeregt fühlten. Doch wozu die vielen Worte? Selbst der Boden, auf dem wir einherschritten, war die glänzendste Mosaik, und wir fanden die prickelnde Unruhe in den Füßen des Franzosen ganz begreiflich, welcher behauptete, er habe die Empfindung, mit jedem Tritt in ein Vogelnest voll buntgefiederter Jungen zu treten. Selbst über den Baustyl der Kirche läßt sich kaum absprechen. Meister mit fixen Ideen, deren Duodezumfang mit dem lächerlichen Selbstgefühle im merklichen Zwiespalte stehen, werden daran mancherlei auszusetzen haben. Denn wo wir deutsche Michel unseren sentimentalen Jammer, das liebe capriciöse Ich in möglichster

Geistesarmuth und Herzzerrissenheit nicht finden, müssen nothwendiger Weise die Regeln der Kunst zu wenig beobachtet worden sein. Das versteht sich von selbst. Wir haben im Styl der Kirche die Vergangenheit von fünf Jahrhunderten vor uns. Der klassische Griechengeist blinzelt verstohlen aus der gothischen Wiege, worin eine spätere Zeit ihn mit Vorliebe gebettet, und die Tugenden und Sünden vieler baumeisterlichen Generationen haben sich hier an den Fastenspeisen der Karthäuser incarnirt. Wer sich darüber ärgert, ballt mit Recht die Faust gegen diesen Wald unermeßlicher Gedanken im blanken Marmor!

Mit Erlaubniß des menschenfreundlichen Priors zogen wir aus der Kirche ins Kloster, zuerst in ein von schlanksäuligen Arcaden umgebenes Gevierte mit dem hellen Aeugeln der ersten Narcissen und Hyacinthen, und aus demselben in ein weit größeres, an dessen äußerstem Rande die Häuschen der Karthäuser in angemessener Entfernung von einander standen, zwar einfach, aber gemächlich und nach deutschem Maßstabe anständig. Jedes derselben enthielt zwei Zimmerchen mit Küche zu ebener Erde und zwei deßgleichen im Stockwerke darüber, die ersteren zur Wohnung, die letzteren zur Handarbeit des Mönches, einen geräumigen Gartenraum dahinter mit Cypressen und anderen Bäumen freundlich eingefaßt. Jeder Novize wird scharf geprüft vor der Aufnahme. Hat er als Postulant einen Monat im Kloster zugebracht, so erhält er das Ordenskleid, und wird in feierlicher Procession zur Zelle geführt. Zwei Jahre muß er nun die Uebungen des Klosters mitmachen und wieder dreimal um wirkliche Aufnahme anhalten, bis er nach reiflicher Erwägung zu den Gelübden zugelassen wird, welche ihn auf ewig von der Welt trennen. Er wohnt einsiedlerisch in seiner Zelle, dem Gebete, dem Studiren und der Handarbeit obliegend. Nur zum mehrstündigen Chore um Mitternacht, und zweimal des Tages zu gleichem Zwecke gesellt er sich zu seinen Mitbrüdern. Freie Rede ist nur an Sonn- und Festtagen und einmal die Woche beim gemeinsamen Spaziergange außerhalb der Klostermauern erlaubt, wo auch gemeinsam gespeist wird. Die übrige Zeit ist er Eremit im strengsten Sinne des Wortes. Die Speise wird ihm durch eine Maueröffnung gereicht, und ein Schlag mit hölzernem Hammer von innen gibt dem dienenden Bruder das

Zeichen, daß der abgeschlossene noch bei Leben und Gesundheit ist. Die Nachtwache dauert regelmäßig vier Stunden zum Gebete für Staat und Kirche, für die Bekehrung der Sünder und für den Frieden und die Einigkeit der Völker. Die Arbeit besteht im Gartenbau, im Büchereinbinden und in anderen nach Vorliebe gewählten Beschäftigungen. Trotz ihres fast mundtodten Stilllebens sind die Mönche doch die heitersten Gestalten in der Milde eines schönen Abends nach Sturm und Hitze oft vielbewegter Tage. Ihr Fasten dauert acht Monate des Jahres, wo sie Abends nur fünf Unzen Brod, und ein wenig Wein genießen, und Fleisch zu essen ist selbst in schwerster Krankheit unerlaubt. An jedem Freitage erhalten sie nichts als Wasser und Brod. Sie schlafen auf einem Strohsack in ihren Wollenkleidern mit Ausschluß alles Linnens. Minder streng gehalten sind ihre Laienbrüder. Sie heißen die ersten neun Jahre während ihres Noviciates Geschenkte, und hierauf, durch Gelübde verpflichtet, Bekehrte. Ungeachtet ihrer strengen Lebensweise sehen die Mönche doch gut aus, und erreichen gewöhnlich ein hohes Alter.

Wir erhielten Erlaubniß mit einem älteren Karthäuser näher zu verkehren. Er war ein Mann von den feinsten Manieren, mit der Leichtigkeit und Natur, wie sie langer Umgang in höheren Kreisen ausbildet. Ueber sein Gesicht war die Weichheit und Lieblichkeit eines unbeschreiblichen Wohlwollens verbreitet und eine Art von kurzer Entschlossenheit, die deutlich sagte: „deine Rechnung ist gemacht!“ Auf unsere Frage über sein Herkommen wies er lächelnd auf Blumentöpfe, die in voller Blüthe standen, Granien von weißer Blüthe mit schwarzen Tupfen, und warf leicht hin: „Diese sind mir über alles lieb, ihre schwarzen Tupfen sind gering zum Verhältniß des weißen Blüthenfeldes, und makellos ist auf Erden kein Glück zu finden. Weiter forsch' ich nicht!“ „Denken Sie noch an die Welt zurück?“ fragte voreilig der Franzose, und bohrte seinen Zeigefinger ins Knopfloch seines Scapuliers, so daß der Mönch kaum ausweichen konnte. „Ich denke nicht zurück,“ sagte er sanft, „ich erinnere mich bloß, und das ist eine Fahrt im Kahne über einen spiegelklaren See. So kommt es mir wenigstens vor, und mein Herz ruht dabei wie ein Kind im Schlafe. Der Fluch der Welt ist Halbheit im Staate wie in der Kirche, im Leben wie in der Liebe, und mich verlangt nicht

mehr nach den herzzerreißenden Nöthen, die dem Halben nie ausbleiben. Ich wollte einst Gott und Welt, zerlassen in frischem Honigseim, ausschlürfen, es ist mir aber schlecht bekommen. So oft ich zurückschaue auf den Austausch von Sünde und Tugend, von Wahrheit und Heuchelei, von Weinen und Lachen, von einem Wort ums andere ohne ganze That, schaudert mir die Seele und ich bete alle Mitternacht: „O Gott! erlöse die Seelen von solcher Pein! Ich habe gewählt, und nun ist Friede!“ Schon während dieser Worte hatte der Franzose den Mönch losgelassen, und lebhaft zu gesticuliren angefangen. Nun faßte er einen der anwesenden Weltpriester am Arme und sprach: „Mon Dieu! voilà ce que c'est que de vivre dans ce monde là. Le moine parle de moi.” Der Karthäuser, den Eindruck gewahr werdend, faßte sich schnell, zeigte uns mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit seine Gartengewächse, seinen dürftigen Hausrath, seine Hobelbank, und entließ uns alle gerührt. Auf dem Zurückwege zu unserer Vettura erhob sich ein lebhaftes Gespräch für und wider die Restauration des Karthäuserordens. Einer der Engländer, wie es schien ein Dissenter und Börsenspeculant, meinte, die Idee dieses Institutes sei achtenswerth, aber für die Welt ohne Nutzen, und wüßte er nicht, daß St. Bruno ein Franzose gewesen, so würde er den ersten Erfinder derselben im unpraktischen Deutschland suchen. Den historischen Schnitzer im Betreff der Landsmannschaft Bruno's fühlte die Gesellschaft eben so wenig, als die unfreiwillige Ironie auf die Weltläufigkeit der Unterthanen des deutschen Bundes, und die Wirksamkeit des Becker'schen Rheinliedes. Der Franzose, in seiner Nationalehre gekränkt, ließ sich im hastigen Redefluß also vernehmen: „Solcher Reden ist man von euch Stockjobbers ohne Glauben gewohnt. Ihr seid maßlos und kaum allzeit liebenswürdig in eure Launen verliebt, eßt Kartoffeln und Butterbrod nach Appetit und Wohlgefallen: warum soll der Karthäuser nicht auch mit bestem Recht und Gewissen Spargeln und Endivien essen dürfen, die er selbst gesäet und gepflanzt hat? Was habt ihr denn Gründliches einzuwenden, daß diese Einsiedler außerhalb dem trüben Lachen der Weltlust ihren Frieden, in der Einsamkeit ihre Weisheit suchen? Eure Baumwolle wird deßwegen doch gezupft, und die Spindeln der Riesen-Maschine arbeiten seit List's Tode nur desto muthiger fort in der Sicherheit vor

deutschen Prohibitivzöllen. Ich einmal finde darin nichts Staatsgefährliches, daß ein paar hundert Karthäuser die Güter dieser Welt verachten in der Hoffnung künftiger Seligkeit: bleibt euch doch der Mammon der Erde desto ungeschmälerter, und für so stoffliche Vortheile ist euer philanthropisches Herz nie unempfindlich. Nutzloses Volk sind sie freilich, diese Mönche, unpraktisch im höchsten Grade, aber bei uns schon aus dem einfachen Grunde nicht unbeliebt, weil sie den ausgetretenen Heerweg zu Würden und Aemtern nicht beengen und andere für sich eintreten lassen ins Fett der Präfecturen und Notariate. Das schlagen bekümmerte Mütter hoch an. Laßt sie fasten, beten, leiden, diese Irländer der katholischen Welt, die keinem Ministerium schlaflose Nächte bereiten." Der Redner würde ohne Zweifel noch länger fortgedonnert haben, wenn nicht der schweigsame Russe ihn bei den Schultern gefaßt, und auf die wirkliche Welt aufmerksam gemacht hätte. Und in der That hatten wir bereits die schmutzige Locanda am Weg erreicht, der Engländer saß in größter Seelenruhe vor einem Stück Rostbeef, das er herzlich schlecht fand, und die Weltpriester, die mit uns im Kloster gewesen, standen flüsternd beisammen, voll Verwunderung über den immortale pensator von Lyon. Ja einer, der den Kopf noch warm hatte von Gioberti's Staatstheorie für die italienische Halbinsel, meinte, so könne nur ein Mann sprechen, der aus italisch-hellenischem Blute entsprossen und unberührt geblieben sei von aller Unbildung der Barbaren. Bei dieser Bemerkung fielen alle Blicke der anwesenden Italiener auf mich und den Engländer. Der Russe hatte sich kluger Weise früher entfernt. Der gutmüthige, feingebildete Franzose, weit entfernt, den Kranz italisch-pelasgischer Abkunft anzunehmen, zog mich fort in den Wagen und eine lustige Fahrt in lauwarmer Luft brachte uns unter den angenehmsten Gesprächen wieder nach Mailand zurück.

Die Karthäuser bei Pavia leben in beschränkten Umständen selbst für die geringen Bedürfnisse ihrer Colonie. Das einst weitläufige Besitzthum ist verkauft und bloß Kirche und Kloster ihnen eingeräumt. Aber bei ihrer Arbeitsliebe und Sparsamkeit werden sie sich bald wieder so erträglich stellen, daß für ihren nothdürftigsten Lebensunterhalt gesorgt ist. Ihr Haus steht den Weltpriestern offen, welche sich einsamen Geistesübungen widmen wollen, und in dieser Beziehung

können sie für die ganze Lombardei segenreich werden. Graf Mellerio aus einem der ersten Häuser Mailands und selbst Priester hat sich um diese Mönchs-Colonie sehr verdient gemacht, und bei der Regsamkeit, welche sich in den theologischen Wissenschaften Italiens überall bemerkbar macht, kann sich die katholische Kirche seiner Zeit auch von diesen Karthäusermönchen thätigen Antheil am Kampfe für Wahrheit und Recht versprechen.

Triest.

(1845.)

Welch ein Abstand zwischen Venedig und Triest! In beiden Städten regt sich der großartigste Handelsgeist im unverkennbaren Gefühl einer unermeßlichen Zukunft, aber Triest ist im Vergleiche mit Venedig so nüchtern und alltäglich wie eine Herrenhutergemeinde. Kein Funke von Poesie athmet aus seinen Verhältnissen, der Handelsgeist mit seinem Falkenblick auf die unmittelbare Gegenwart äußert sich so ausschließlich, daß Jeder, welcher demselben nicht huldigt, sich isolirt und abgestoßen fühlt. Triest hat keine Vergangenheit und fühlt es nicht, es ist Bruder Jonathan in Duodezform an Istriens dürren Küsten mit allen Tugenden und Schwächen der amerikanischen Prosa. Daß es für etwas Theilnahme haben sollte, was außerhalb des Handelskreises liegt, hieße von ihm mehr fordern, als es je zu leisten gemeint sein kann. Seinem Bürgerthume aus reinstem Gusse muß sich sogar das kirchliche Leben unterordnen aus keinem andern Grunde, als weil es kein Kaufmannsleben ist. Die reiche Stadt mit ihren geräumigen Gassen, mit ihren schmucken familienhaft behaglichen Häusern hat kaum vier Kirchen, und unter diesen keine von Bedeutung. Der Dom, aus verschiedenartigen Gebäuden entstanden, erinnert mit seinen Sparren und Balken an die Waldkirchen Amerikas und steht auf einem steilen Hügel, von der eigentlichen Stadt so weit abgelegen, daß zu einem Gang in denselben größere Leibeskraft erfordert wird als die meisten Einwohner fürs Kirchengehen aufbringen können. Selbst das Fahren auf der im vorigen Jahrhunderte dahin gebahnten Hügelstraße ist beschwerlich und langweilig. So steht die erste Kirche Triests im Bereiche der Kanoniker, die sich zur Schonung ihrer Gesundheit in ihrer Nähe angesiedelt haben, vom Bischof nur mittelst Wagen erreichbar, außerhalb des Gedankenkreises der Weltkaufleute, und es nimmt sich seltsam aus,

wenn die Leiber der Todten zur Bestattung auf diese einsame Anhöhe hinaufgeschleppt werden, wo sie im Leben jahrelang nie erblickt wurden. Im Gefühle dieses unleugbaren Mißstandes reifte vor einiger Zeit der Entschluß, durch fromme Beiträge eine größere Kirche in der Unterstadt zu gründen. Es entstand Sant' Antonio nuovo unter der Leitung des Baumeisters Nobile, ächt triestinisch ohne alle Rücksicht auf Vergangenes in so barocker Manier, daß sie als Beweis gelten kann, wie geschmacklos der bloße Kaufmannsgeist Kirchen zu bauen im Stande ist. San Silvestro, einst die Kirche der Jesuiten, offenbar das beste Bauwerk dieser Art in Triest, liegt ebenfalls hoch und ist nur auf steilen Pflastern zugängig. Nimmt man auch an, daß die Hälfte der Stadtbevölkerung akatholisch ist, so läßt sich nicht begreifen, daß für die kirchlichen Bedürfnisse eines Volkes von 30,000 Seelen nicht besser gesorgt ist. Wie entzückt uns dagegen der fromme Sinn reicher Kaufherren in Venedig, Florenz, Pisa und Genua, die ihre Abhängigkeit von Gott in den herrlichsten Kirchendenkmalen bethätiget haben. Auch den katholischen Sinn für kirchliche Ordensvereine sucht man hier vergebens, obgleich die Wichtigkeit derselben für eine an Leben und Gut rasch fortschreitende Stadtbevölkerung einleuchtet, welche tausend Gelegenheiten und Mittel hat, sich ohne religiöse Erhebung den niedrigsten Leidenschaften dienstbar zu machen. So kamen einst arme Mönche und baten um einen öden Landstrich am Schloßberge, den man als bisher nutzlos ihnen abzutreten nicht ganz ungeneigt war. Als aber die wirkliche Ansiedelung derselben durch fromme Sammlungen hätte bewirkt werden sollen, so konnten zu diesem Zweck im reichen Triest nicht einmal 6000 fl. aufgebracht werden. Der Kaufmannsgeist hatte keinen Sinn für Ordensmänner, die keine Ballen trugen und keine Schiffsseile drehten, deren freiwillige Armuth das Gegentheil kaufmännischer Betriebsamkeit war. Niemanden fiel ein, welchen unermeßlichen Einfluß arme Capuciner, die stets mit dem gemeinen Volke gehen, und sich dem Dienste der Armen widmen, auf die sittliche Ausbildung der Stadt haben könnten, woraus selbst dem Handelsstande Vortheil erwachsen müßte. Nur das weibliche Institut der Nonnen zum heiligen Cyprian, das einzige der Stadt, ist als Erziehungsanstalt der Mädchen aus dem Volke wohlgelitten. Betrübte Erfahrungen von Untreue und

Pflichtverletzung der Wärter im Stadtspitale führten auf den Gedanken, die Krankenpflege den sogenannten grauen Schwestern anzuvertrauen, und der ebenso kräftige als wohldenkende Gouverneur, Graf von Stadion, legte eifrig Hand an dieses christliche Werk, dessen Verwirklichung nicht mehr lange auf sich warten lassen wird. Ueberhaupt ist der genannte hohe Staatsmann in mehrfacher Beziehung thätig, das geistliche Volkswohl nach Kräften zu befördern. Es wird daher aufrichtig und allgemein bedauert, daß er nächstens zu einem höhern Wirkungskreis abgehen wird, obgleich seine großartige Denkweise nicht immer den Beifall kleinlicher und beschränkter Geister erhielt. Das, mit dem Spitale vereinigte, Findelhaus nimmt alljährlich eine große Anzahl armer Findlinge auf. Im Durchschnitte müssen aus dieser Anstalt fortwährend wenigstens 1500 Kinder bis zum zwölften Lebensjahr erhalten werden, und ihre Zahl vermehrt sich mit jedem Jahre. Man sendet sie zur Verpflegung und Erziehung sogar ins benachbarte Krain.

Die Volksunterhaltungen sind in der beschäftigten Kaufstadt sehr mäßig zu nennen. Selbst ein ständiges Theater konnte bisher keinen festen Boden gewinnen. Der Großhändler will das Vergnügen lieber ganz entbehren, als sich deßhalb das Geschäft um eine Stunde abkürzen lassen. Nur die Oper gewinnt sich im Winter einige Gunst vorzüglich durch das Bedürfniß der Frauen, ihre reiche Toilette, ihre Brillanten und Edelsteine zu zeigen. An die höchste Bedeutung des Spiels und der Tonkunst denkt hier Niemand. Der berühmte Tonmeister Liszt verschaffte sich zwar Aufmerksamkeit bei den Triestinern, wo nicht der Kunst, doch der Seltsamkeit wegen. Als er aber einem Zudringlichen, der ihm eine gesprungene Saite bessern wollte, öffentlich einen derben Schlag versetzte, um seiner ungebetenen Dienste los zu werden, so pfiff und zischte ihn die ganze Zuhörerschaft aus. Man nannte dies Zartheit und Menschlichkeit des Triestiner Publikums, es war aber kaum mehr als die ungeschminkte Aeußerung des kaufherrlichen Geistes, der auch die Kunst als Dienerin betrachtet, und um der Magd willen die eigene Haut nicht gern unsanft berühren läßt.

Die wundersamen Hügelgebilde, an denen Triest liegt, sind wasserlose Kalklager, die sich wellenförmig ans Meergestade herabziehen und mehrere überaus reizende Buchten bilden, wo man mit

jedem Schritt in neue Ansichten eingeht. Der tüchtige Bürgersinn, dem das Bedürfniß des grünen Landes nicht wie so viele andere Weltlust gleichgiltig geworden ist, hat dieselben mit großen Kosten urbar gemacht und mit zierlichen Landhäusern bedeckt, die freilich mit den großartigen Villen an der Brenta nicht zu vergleichen sind. Sie stehen deutlich und klar ohne fantastischen Ueberfluß aus kargen Reblauben und Kernobstbäumen wie die Zahlen der Einnahme und Ausgabe in einem wohlgeordneten Hausbuche. Was will man in Triest mehr? Auf dem Sattel eines solchen Höhenzuges zwischen zwei heiteren Thalungen breitet sich der geräumige Gottesacker für Katholiken aus mit einer hübschen Kapelle in der Mitte, allüberall mit grünen Bäumen bepflanzt unter der Obhut eines eigenen Priesters, der mit freundlicher Würde dieses Feld der Todten hütet. Hier liest man auf den zahlreichen, oft sehr schönen Grabdenkmalen die Namen von Todten aus allen Ländern, Zungen und Nationen, namentlich aus deutschem Blute, das fast nirgends fehlt, wo durch Fleiß und Ausdauer etwas Tüchtiges zu gründen ist. Die anderen Confessionen haben ringsumher ihre Gottesäcker, mit eifersüchtiger Sorge gesondert und abgesperrt, wie das Geheimniß des Vermögensstandes im Hauptbuche kluger Handelsleute. Man kann sich schwerlich eine schönere Grabesruhe denken als auf diesen luftigen Hügeln unter tiefblauendem Himmel mit der Fernsicht ins unendliche Meer. Die tiefe Stille unter friedlichen Akazien bildet einen verständlichen Contrast zum Ameisenleben des Canals und des Hafens der Unterstadt, und doch scheint ihn Niemand zu beherzigen.

Lange entbehrte Triest aller Räumlichkeit zu Spaziergängen. In neuester Zeit wurde längs des Meergestades in der Richtung nach Pirano eine prachtvolle Straße gebahnt und mit unzähligen Bäumen bepflanzt, deren sorgfältige Pflege der Stadtbehörde zur Ehre gereicht. Abends ist dieselbe mit Fußgängern, Reitern und Wagen bedeckt zum Genusse der Luft und Prachtaussicht auf das vollströmende Meer, die wechselnden Buchten und das fern ins Unendliche hinausschimmernde Pirano, welches seiner Salzsiedereien wegen berühmt ist. Ein Abendsonnenuntergang, von diesen Anhöhen aus genossen, stärkt und erquickt wie die ewigjunge Poesie der Griechen, welche hier mehr als anderswo mit ihren Anhauchen vom jonischen Meere heraufrauscht.

Die Reinheit des Meerwassers an diesen Küsten lockt Gäste aus fernen Gegenden ins kühlende Seebad. Man schreibt demselben eine besondere Heilkraft zu, da es durch die tiefeingehende Bucht immer rein bleibt, so daß man seinen tiefsten Grund erblicken kann, und durch Süßwasser es nicht geschwächt wird. Selbst die Flüsse Friauls werden durch Gegenwindströme von diesem Meergestade fern gehalten. Daher oft wunderbare Heilungen vorzüglich für Naturen, die nordische Seekälte und Seeluft weniger auszuhalten im Stande sind. Auch das Trinken des Seewassers dient zur Heilung hartnäckiger Uebel. Unter den Anstalten, welche zum Gebrauche von Seebädern eingerichtet sind, zeichnet sich die des Herrn von Angeli vortheilhaft aus, fast mitten im Hafen und durch eine Schiffbrücke zugänglich, im Innern höchst zweckmäßig und in den Frauensalons prachtvoll ausgestattet. Hinter den Badegemächern befindet sich eine Schwimmschule, welche ausläuft ins weit offene Meer zu freien Schwimmübungen. Der Mangel an Unterhaltungsmitteln für Kurgäste in der arbeitsamen Kaufstadt, einst ziemlich fühlbar, hat in neuester Zeit wenigstens zum Theil Abhilfe gefunden. Es wurde die Villa Murat, wenn ich anders recht verstand, eine Anlage aus der erobernden Franzosenzeit, angekauft und mit den umliegenden Gärten zu einem großartigen Lustort umgeschaffen, gerade über der neugebahnten Straße für die abendlichen Spazierfahrten. Man findet hier Alles in einem großartigen Styl vereint, was man nur wünschen kann, Kaffe, Restauration, Spielhaus, Casino mit Erquickungen für leibliche und geistige Bedürfnisse. An einigen Tagen spielt daselbst Abends auch eine Musikbande. Der Ort hat besonders in der Nachtbeleuchtung ein zauberhaftes Aussehen. Aber trotz dieser löblichen Vorkehrungen möchte für Nichtkaufleute die lange Weile in Triest nicht lange abzuwehren sein. Wo man nur rechnet, ißt und trinkt, ist die Luft für Geister auf die Länge zu dünn.

Sauerbrunn bei Rohitsch.

(1845.)

Jahr aus Jahr ein berichten deutsche Zeitungen von böhmischen Bädern und Gesundbrunnen; nur von Sauerbrunn bei Rohitsch, dem steyermärkischen Karlsbade, war meines Wissens jenseit der Berge noch nie ernstlich die Rede, ungeachtet es sich an Heilkraft des Wassers den vorzüglichen Gesundbrunnen Europas mit Fug an die Seite stellen kann. Es liegt im Ziller Kreise, dem südlichsten Gebiete der schönen Steyermark, hart an der Grenze von Kroatien, die man mit Recht den reizendsten Gegenden der Schweiz vergleicht, in der Meinung, besondere Vorzüge einzuräumen, obwohl nur die italienische Schweiz ähnliche Pracht der Landschaft aufweisen kann. Die karnischen Alpen treiben hier ihre letzten Ausläufer durch Uebergangskalk, Sandstein und Thonschiefer, auf dem sich fette Lehmerde aufgelagert hat, zwischen den Stromthälern der Save und der Drau in die kroatischen und ungarischen Ebenen hinab mit unzähligen und wunderbar wechselnden Hügelgebilden, welche in der reichsten Vegetation von Buschwald, Weingelände und Wiesengrün proteusartig mit jedem Schritte des Wanderers neue Reize und launenhafte Formen entwickeln. Ringsum stehen auf den Hügelspitzen weißschimmernde Kirchlein, verlorene Landhäuser, alte und neue Schlösser, zerstreute Maierhöfe, die das Landschaftsbild wundervoll beleben und heimlich machen. Ueber der üppigen Fülle von Laubholz zieht sich im Norden als Marke gegen die Region der Drau ein dunkler Waldsaum mit den tieferen Tinten mächtiger Fichtenhaine unter dem Namen Wotsch zum Donati hinunter, dem Rigi der Steyermark, 2720 Fuß über dem Meer, in der Form einer grünen Pyramide mit unendlicher Weitsicht in die Ebenen von Kroatien und Ungarn, die er als letzter Pfeiler der karnischen Alpen beherrscht. Tiefer im Westen ragen die blauenden Sulzbacher Alpen, in denen sich die Grenzen von Krain, Kärnthen

und Steyermark verschlingen, stolz empor und vertreten fühlbar genug die Alpenhochgebirge von Südeuropa im schaurigen Gegensatze zur jungfräulichen Schönheit der Hügel unseres Heilbads. Eine weiche milde Luft, tiefblau geklärt wie an den Küsten des Mittelmeeres, umschmeichelt uns und gibt allen Pflonzentrieben die überschwellende Fruchtbarkeit des Südens, die man im Norden vergeblich sucht.

Fast in der Mitte dieser prachtvollen Hügelwelt, eine halbe Stunde von der kroatischen Grenze, die durch das Flüßchen Sottla bezeichnet wird, liegt Sauerbrunn zwischen vier malerischen Hügeln, die selbst im heißesten Sommer den größten Reichthum von Schatten und Kühle vorräthig haben, und mit feingeschnittenen Sandpfaden kunstmäßig durchzogen sind. Ueberall sprudeln Sauerquellen aus dem Boden, unter denen sich die von Kostreinitz, Gabernigg und Sauerbrunn besonders auszeichnen. Die letzteren behaupten jedoch vor allen anderen den Vorzug, namentlich die Haupttrinkquelle, die dem Orte den Namen gegeben hat. Sie ist schon aus uralter Zeit bekannt; Wildtauben, die sich gerne hier versammelten, machten zuerst darauf aufmerksam. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß ihr schon die Römer Aufmerksamkeit schenkten. Denn im Dorfe Rohitsch, das eine Stunde von Sauerbrunn liegt, hatten sie die Mansion Ragindone als Mittel zwischen Zilli und Pettau. Indeß waren die umwohnenden Bauern schon in frühester Zeit der Quelle nicht sonderlich günstig, weil sie die Erfahrung machten, daß das Wasser aus derselben ihren Hunger unmäßig vermehre, was sie für eine unzweckmäßige Veränderung ihrer Zustände hielten, und wahrscheinlich von herrschaftswegen darüber zeitgemäß belehrt worden waren. Erst im Jahr 1640 kam Graf Zrini als Jäger in diese Gegend, und ward durch den Gebrauch des berüchtigten Hungerbrunnens von einem langwierigen Leibesgebrechen glücklich geheilt. Von dieser Zeit an fanden es Aerzte und Apotheker aus Marburg, Grätz und Wien zweckmäßig, daraus klingenden Vortheil zu ziehen. Doctor Johann Gründel aus Marburg verfaßte darüber im Jahr 1687 ein Buch in lateinischer, deutscher und windischer Sprache, und bewies mit Nachdruck die ausnehmende Heilkraft dieses Säuerlings. Aber durch ungünstige Umstände gelang es durch fast zweihundert Jahre nicht, dabei irgend eine bleibende Heilanstalt zu gründen und den Gebrauch der Quelle zu verallge-

meinern. Man begnügte sich größtentheils mit der Versendung des Wassers, das oft verfälscht, die Wirksamkeit desselben in üblen Ruf brachte. Erst 1803 kauften die Stände von Steyermark auf Betrieb des Landeshauptmannes Grafen Ferdinand von Attems den Brunnen und die ganze Umgegend an, und begründeten in allmälichem Fortschritt einen großartigen Kurort.

Stattliche Häuser, jetzt wohl zwölf an der Zahl, wurden gebaut, ein Kursaal, eine Wandelbahn mit Verkaufsläden, und andere Wirthschaftsgebäude, die jedoch für die alljährlich anwachsende Zahl der Gäste keineswegs genügen. Während man im Jahr 1830 nur 696 Kurgäste zählte, waren deren im Jahr 1840 schon 1249. Die Anzahl der versendeten Flaschen stieg im letzten Jahr auf 442,283, wofür 32,344 Gulden gelöst wurden; der Wohnzins betrug 5065 und der Baderlös 1143 Gulden. Somit stellte sich 1840 die Einnahme bereits auf 38,552 Gulden. Seit dieser Zeit ist sowohl die Flaschenversendung als der Andrang der Gäste mit jedem Jahre gestiegen, so daß der Gesammtertrag des Jahres 1844 sich bereits auf 46,339 Gulden Conventionsmünze belief. Die Stände sorgen daher nur für ihren eigenen Vortheil, wenn sie sich die Erweiterung der Anstalt angelegen sein lassen. Seit dem Jahr 1836 wurden mehrere angrenzende Güter zur Abrundung der ständischen Besitzung um 10,055 Gulden angekauft. Ein neuer prachtvoller Kursaal ist fast vollendet und ein Haus für 80 Gäste im Bau begriffen. Indeß wird jedes Jahr neue Anstrengungen in dieser Beziehung nothwendig machen, da die Anstalt durch die Staatseisenbahn von Wien nach Triest am Hügellande von Rohitsch vorbeiführt, so daß man vom letztern Ort in 18 Stunden Wien erreichen kann. Zur Verwaltung des gesammten Brunnenanwesens besteht eine eigene ständische Rentamtskanzlei von vier Personen, an deren Spitze der Inspector Doctor Sock steht, ein thätiger scharfberechnender Mann, dem man kluge Umsicht zur Benützung aller günstigen Umstände für das Aufblühen der Anstalt nicht absprechen kann. Alle im Dienste der Stände von Steyermark verwendeten Personen am hiesigen Brunnenwesen dürften sich wohl auf zwanzig belaufen, und man ist ihnen das Zeugniß schuldig, daß sie den Kurgästen mit ebenso großer Dienstwilligkeit als Uneigennützigkeit begegnen. Die Preise stehen für alle Bedürfnisse fest, und sind im Verhältnisse

zur Leistung mäßig zu nennen. Mit zwei Gulden Münze kann jeder Gebildete, dessen Bedürfnisse nicht übermäßig sind, des Tages gut bestehen. Die Trinkquelle führt Eisen, besonders viele Kohlensäure und mehrere salzige Bestandtheile. Sie schmeckt äußerst lieblich zum Trinken und wirkt leise abführend ohne alle gewöhnliche Unbequemlichkeit salzführender Quellen. Fünf bis sechs Becher genügen des Tages zur vollständigen Wirkung. Die mit diesem Wasser gefüllten Flaschen werden weitum versandt, dienen besonders auf Schiffen zur Verhinderung bösartigen Ausschlages, und finden vorzugsweise in der Levante eifrige Abnahme.

Zur Unterhaltung der Kurgäste bestehen Tanzgesellschaften, Bälle, Musik jeden Morgen an der Quelle, und mehrere andere Zeitvertreibe ähnlicher Art. Die herrliche Umgegend lockt nach allen Seiten zu lustigen Ausflügen, die der Wißbegierige mit den edelsten Genüssen würzen kann. In einer Stunde geht man durch das grasreiche Thal der Sottla nach Rohitsch, einem wunderlieblichen Marktflecken zwischen ausdrucksvollen Bergen, wo man fortwährend Denkmale römischer Machtanwesenheit aus dem Schooße der Erde gräbt. Die Ruinen des Schlosses Hochrohitsch prangen auf einem isolirten Hügel im prächtigen Ausblick auf die überreiche Gegend. Darunter liegt, an einen grünen Abhang geschmiegt, die Burg Stermoll, ein glänzender Neubau mit dem Gerichte der Umgegend am Auslauf eines dunkellaubigen Parkes, der einen stundenlangen Hügel bedeckt. Die Sottla trennt die steyermärkische Menschenansiedelung vom kroatischen Fischerhause wenige Schritte vom Dorfe, wo man ohne Paß und Polizei kroatische Forellen essen kann. Von hier führt eine herrliche Straße einerseits nach Pettau, das in reicher Hügelgegend gelagert ist, das alte schon zu den Römerzeiten berühmte Pettovium, anderseits nach Agram, der reizenden Hauptstadt Kroatiens, die man zu Wagen von Sauerbrunn aus in acht Stunden erreichen kann. Auf der Gegenseite in fast gleicher Entfernung finden wir die niedliche Stadt Zilli im Grün saftiger Wiesen an steilen Felsen, die mit den Ruinen des alten Schlosses und anderen Bauten prachtoll geziert sind. Das Kloster Gnadenbrunn bei Pöltschach und die Karthause bei Gonowitz bilden in ihren riesigen Ueberresteu ebenfalls merkwürdige Betrachtungs-Punkte. Und zur Nachkur, welche Fülle von herrlichen Reise-

genüssen! Zunächst über die Anhöhen des Sannthales hinaus in die Region der Drau nach Marburg im weiten rebenreichen Thale am stolzen Wasser aus den Bergen Tirols! Wie gerne schweift man in der bilderreichen Gegend umher, bewundert die Musterwirthschaft des Erzherzogs Johann, dessen Verwalter die freundliche Herzensgüte seines Herrn so leutselig vertritt, und besucht die Kapelle, welche Clemens von Brandis seiner Gemahlin Adriana zum rührenden Denkmal erbaute. Man kann kaum Großartigeres sehen als die hiesigen Rebenhügel im ziersamsten Bau allmälich ansteigend zu mächtigen Waldungen und in riesenhafte Felskuppen, die sich amphitheatralisch gegen Kärnthen ziehen und eine unvergleichliche Felsenpforte in die Alpen bilden. Im Weiterzuge steigt die Pracht der Landschaft mit jedem Schritte. Das weite, vielleicht einzige Thal der Mur, nimmt uns auf, links mit stolzen Bergen, rechts mit verflachenden Hügeln gekrönt, allüberall malerisch besetzt mit alten und neuen Burgen und zahlreichen Ortschaften, während die ausgedehnte Ebene dazwischen Fülle an mannichfaltigem Getreide nährt, und von zahllosen Wasserspielen durchrieselt ist. Und wo das Thal am weitesten auseinander geht, grüßt uns der Schloßberg von Grätz mit einer der schönsten Aussichten des Kaiserstaats im Bildergewühle der jugendlichsten Landschaft, die man sich denken kann. Und dieser Ausflug von Sauerbrunn kostet durch die Gunst der Eisenbahn nicht mehr als einen halben Tag.

Wer indeß nicht weite Ausflüge machen kann, findet auch am Orte angenehme Zerstreuung und belehrenden Unterricht genug. Vier verschiedene Nationalitäten, Kroaten, Ungarn, Italiener und Deutsche finden sich hier zusammen, daher ist das Badeleben so bunt, die Sprach- und Volksweise so mannigfaltig. Zur Zeit herrscht das wendische Element in den Kroaten vor. Für sie ist Sauerbrunn die höchste Sommerlust, der Gedanke ihres ganzen Jahrs auf den einsam abgeschlossenen Landgütern. Man darbt und spart mit Freuden vierzig Wochen, um dreißig Tage in Saus und Braus daselbst zu durchleben. Sie sind fast ohne Ausnahme freundlich, dem deutschen Wesen hold, im Slavischen mehr durch Parteigeist als durch gründliche Bildung wurzelnd. Sie gleichen den Phäaken des Homer's, die von einer Fest-Hekatombe kommen, und prahlend von ihrer Kraft erzählen.

Selbst die Thräne fließt ihnen so leicht und unverhohlen wie den homerischen Helden, und so darf man sich auch über anderes minder erfreuliches Beiwesen nicht ärgern. Die Ungarn dagegen mit ihrem vollblütigen Magyarenthum haben nichts von den Kroaten. Ritterlich sind sie ohne Zweifel und zwar dergestalt, daß mein Nachbar sie scherzweise Centauren nannte. Und in der That nehmen sie sich vielleicht besser zu Pferd aus, als mit ungelenken Gliedern auf der Erde. Sie hassen in der Regel deutsche Sprache und deutsche Art. Es spiegelt sich ein unbeschreiblich thörichtes Mitleid in ihren Augen über unsere einfältige Vorliebe für deutsches Volksthum und Unschätzung magyarischer Vortrefflichkeit. Sie halten sich gern zusammen, selbst das Essen schmeckt ihnen am besten im ausschließlich ungarischen Tabaksdampfe. Ihre Nächstenliebe ist rührend, sie gilt natürlich den Stammgenossen, und verträgt die Beweglichkeit der Kroaten nicht. Die Italiener fangen erst jetzt an, in größerer Anzahl den Brunnen zu besuchen, besonders Kaufleute von Triest, die ihren Hafen und die Kauffahrteischiffe und die Börse wenigstens in Gedanken mitschleppen und sich wundern, daß sie am besten Brunnen der Welt aufs Trockne gerathen sind. Führt einmal die Staatseisenbahn nach Triest, so werden Gäste von der Lombardei sehr zahlreich hieherkommen, da es leicht in zwei Tagen oder in zwei Nächten geschehen kann. Deutsche Gäste kommen jetzt zahlreich aus Steyermark, Oesterreich und besonders von der Residenzstadt Wien. Selbst Berlin, Hamburg und andere norddeutsche Städte sind durch einzelne Kurgäste vertreten. Aber wie im politischen Wesen, so bilden die Deutschen auch hier kein nationales Zusammenleben; Zersplitterung und Buhlschaft um Fremdes ist selbst am Brunnenort ihr Erbfluch. Mit ekelhafter Vorliebe plaudern sie französisch im Kreise, wo alle Theilnehmer von Geburt Deutsche sind. Die Wirkungen deutscher Gesinnung, wenn sie anders jemals sichtbar geworden, verschwinden im Tempelbrunnen wie Hartleibigkeit und Kolik. Der Deutsche ist schon selig, wenn ihn der näselnde Ausländer wenigstens als amerikanische Rothhaut anerkennt. Aus dem Gesagten erhellt zum Theile klärlich, daß man auf eine Verschmelzung der nationalen Verschiedenheiten zu Spiel und Lust in der Regel verzichten muß. Man begnügt sich mit einem monatlichen Waffenstillstand, um wenigstens schlechte Tanzreunionen möglich zu

machen und langweiliges Tombolaspiel, wobei das Gesichterschneiden nach ächter Volksart in vier Variationen ethnographischen Studien ohne Zweifel sehr förderlich ist.

Mich sprach besonders das Landvolk der Umgend an. Es ist wendischer Abkunft und Sprache von jenem großen Volkszweige, der sich im Jahr 580 von der Weichsel in diese Hügellandschaft hereingezogen. Es lebt in tiefer Armuth. Die Wohnhütten erheben sich aus unreinlichen Lehmgründen mit verblaßten Strohdächern so wenig über die Erde, daß sie wie große Waldschwämme herauskommen. Junge Schweine liegen rings um dieselben in Moorlachen so zahm, wie nur irgend ein Hausthier werden kann, um mit Kindesrecht alle engen Löcher der Behausung unangemeldet zu durchziehen. Das irisch-zärtliche Grunzen derselben ist dem Bauern liebliche Musik als Bürgschaft der Frohnablösung aus der Gewalt des gestrengen Halsherrn. An der Schwelle krabbeln schmutzige Kindlein, oft im strengsten Sinne mutternackt, jedenfalls nur mit einem löcherigen Hemd angethan auch im besten Anzuge. Die Spässe, welche man sich mit ihrer Blöße erlaubt, zeugen entweder von Stumpfheit oder von Mangel an reiner Sitte. Das Innere der Hütten ist so klebricht, daß man sich nicht wohl niederlassen kann. Die Leute selbst sind nur an Sonntagen und Festen reinlich, größtentheils in weiße Baumwollenzeuge gekleidet. Daher erscheinen sie als durchweg italienisch, und tausendmal ward ich verführt, sie in wälscher Sprache anzureden, bis mich ihr starrer Blick im tiefglühenden Auge aus dem Irrthum schreckte. Sie sind gefällig, redselig, wo nicht mit Worten, doch mit Geberden. Man wirft ihnen List und Diebeskniffe vor; ich glaube aber, die anwohnenden Deutschen thäten besser, auf ihre eigene schmutzige Wäsche zu achten, als ihre wendischen Nachbarn mit solchen Beschuldigungen zu kränken. Sie bekennen sich sämmtlich zur katholischen Kirche, und äußern durch mancherlei Zeichen ihren frommen kirchlichen Sinn, ohne sich thatsächlich zu übereilen. Vom Eifer gewisser Leute in Deutschland steckt nicht viel in ihnen. Ihre slavische Sprache schließt sich in weichsten Formen der kroatischen Landsprache an. Beide Geschlechter sind groß und kräftig gebaut, die Mädchen in der Regel bildschön und zart wie herausgepflegte adelige Jungfrauschaft. So bricht ein guter Samen siegreich durch alle Mißverhältnisse in herr-

lichen Blüthen auf. Denn nicht überall sind ihre Herrschaftsverhältnisse freundlich. Man preßt aus ihnen so viel heraus als man kann, und die Patrimonialgerichte handhaben in der Regel ihre eigene Sache. Und nicht allzeit ist es möglich, das unparteiische Kreisamt zu Hilfe zu rufen. Es wird bittere Rache gegen solche Bauerngrillen geübt. Leider mußte ich hier aus Vieler Munde hören, daß Anastasius Grün selbst nichts weniger als frei sei vom gerechten Vorwurfe der Bauernschinderei, so daß seine Gedichte das gerade Gegentheil seines Lebens seien. Daraus sieht man, wie mißlich es ist, wenn gewisse Kritiker nach Goethe's Vorgang das Leben der Dichter aus ihren Gedichten construiren. Das Papier ist geduldig, gilt auch hier. Ich ward bei dieser Erfahrung wieder um einen Dichtertraum ärmer, und die Schwalbe der Freiheit, die Grün einst ans Fenster des Kaisers Franz picken ließ, that weiter nichts als kläglichen Robotdienst, der freilich nicht Eindruck machen kann. Menschenfreundlicher sind die Stände von Steyermark. Alle Jahre werden 1000 Gulden Conventionsmünze für fünfzig bis sechzig Arme verwendet, denen eine Kur am Brunnen Noth thut. Sie erhalten vom 15. Mai bis 15. Juli und vom 15. August bis 15. September in Sauerbrunn unentgeltliche Verpflegung und noch Geld auf die Reise.

Sollen wir auch sagen, was dem Kurorte noch fehlt? Warum nicht! Er hat so viel Gutes, daß er leicht der beste im Kaiserstaate werden kann. Dazu gehört nun vorzüglich bessere Krankenpflege für solche, die nicht bloß der Unterhaltung wegen hierher kommen. Die Küche, ohne Rede gut und nahrhaft für Gesunde, ist für schwächere Naturen nicht fein genug, und die Bedienung in den Häusern allzu sparsam besetzt, wo der Kranke sich nicht selber helfen kann. Ferner wünscht die öffentliche Meinung einen Badearzt, welcher ausschließlich seinem Berufe lebt. Doctor Sock ist als Verwalter des Brunnenortes zu vielseitig in Anspruch genommen, als daß er alle Bedürfnisse in dieser Hinsicht befriedigen könnte. Ueberhaupt sollte unseres Bedünkens die Sorge für diejenigen, welche bloß Unterhaltung suchen, nicht allzu nachtheilig für solche ausfallen, welche ein leibliches Gebrechen nach Sauerbrunn geführt hat. Alles Uebrige wird nach der Erfahrung von selbst mit jedem Jahre sich besser stellen.

Liszt an der Grenze von Kroatien.

Das klassische Virtuosenthum, die selige Erbschaft aus Griechenland, wo sogar die Poesie auf Reisen ging, ist über meine Seele gekommen. Franz Liszt, der Göttliche, hat am 25sten Abends im neuen Kursaale zu Sauerbrunn bei Rohitsch auf die Nerven der Trink- und Badegäste gewettert und geliebkost, daß seine zahlreichen Zuhörer noch jetzt gedemüthigt und zerknirscht umhergehen im Gefühl ihrer eigenen Nichtigkeit. Freiherr von Lannoy und seine von Tonkunst schwärmende Frau bewogen ihren Liebling und Hausfreund zum Troste der hiesigen Brunnengäste die Saiten anzuschlagen. Das süße Geheimniß ward bald offenbar im Flüstern zarter Damen, die mit Herzklopfen dem Nahen des Tonhelden entgegensahen. Und wirklich am 24sten Abends kam er angefahren mit dem stolzen Blicke des Adlers, mit Apollo's hochragendem Haupte, von dunkeln Locken umflogen, und hinter ihm ein ungeheuerer Bretterkasten mit dem reisenden Pianoforte, das seinen Meister nie verläßt. Da gab es Ohnmachten nach Herzenslust, selbst weibliche Wohlbeleibtheiten fühlten sich alterirt, aber der Heros heilte die ganze Frauenwelt mit dem Strahle seines Auges. Ach! wer die Wonne solcher Götternähe fassen könnte! Fräulein Mathilde, die Löwin der Saison, erhielt den besten Theil, sie durfte aus Liszt's Rumglase die Neige ausschlürfen, Ida bekam die Nelke von seiner Brust als ewigen Duft für ihr Boudoir. Emilie hatte das unschätzbare Glück, eine halbverbrannte Cigarre aus dem Munde des Meisters auszurauchen, und pries sich selig trotz des dreimaligen Erbrechens. So riß man sich um Reliquien bei lebendigem Leibe des Hochverehrten. Und welcher Ueberschwang von Andacht, welche Hingabe zartfühlender Herzen, als Liszt die Stufen emporstieg und nach allen Seiten mit Liebe und Anmuth grüßte! Kein Laut war im Saale vernehmbar, die langen weißen Finger des

Künstlers fingen an, bald auf die Tasten zu hacken, als gält' es Einbruch und Sturm ins Allerheiligste, bald hin und her zu zittern wie fliegende Strahlen in langaushältigen Trillern. Er hob sein Antlitz hoch empor wie aufathmend ins Freie aus unreinem Dunstkreis, in seinen scharfmarkirten Zügen arbeiteten dämonische Kräfte, und seine reichen magyarischen Locken tanzten in wilder Unordnung um seine Schläfe. Mit der Fassung im Kranze der Damen war's aus! Tausend rothe Mündlein blieben offen in süßer Selbstvergessenheit, die Reihen weißer Zähne starrten wie Zinnen von weißem Marmor um die überwältigende Tonfluth, und ein Lächeln und Kopfnicken ohne Maaß bewegte sich nach dem Takte des Meisters. Solche heiligen Augenblicke reinster Kunstandacht muß man mitleben, um sie zu begreifen, beschreiben kann man sie nicht. Es war ein Cult, den Frauen, die es mit ihren Gefühlen allzeit sehr ernsthaft nehmen, dem Göttlichen zollten. Jede von ihnen hatte auf den Tasten geklimpert und in Mißtönen gelitten zu ihrer künftigen Ausbildung; welche Wonne, die Vollendung des Spieles, den nie gefundenen Ausdruck ihrer harmonischen Seelen, ihrem Zunftgenossen abzuhorchen und das süße anch'io im Herzen zu genießen! Nachdem Liszt die zwei ersten Stücke ausgespielt hatte, bemerkte er einen Verstoß, dessen Wichtigkeit Jeder begreift. Er saß nämlich seiner vornehmsten Gönnerin gegenüber in einer Stellung, die mit Fug nicht näher bezeichnet werden kann. Er stand sogleich auf, ließ von drei tüchtigern Männern das Piano umstellen, und strahlte die Holdselige mit seiner ganzen Lichtseite an. Und in den Pausen saß er zur Abbüßung seines Versehens demüthig vor ihr auf den Stufen des Parquets. Diese rührende Sittlichkeit, als Huldigung gegen das ganze süße Geschlecht an- und aufgenommen, steigerte die Frauenandacht für den Einzigen auf den höchsten Grad der Inbrunst. Es erhob sich ein Klatschen, das man von so feingeschnittenen Händen und Fingern nur in den Stunden der höchsten Begeisterung zu hören bekommt. Und als er endlich gar mit zwei Händen leicht und siegend ausführte, wozu gewöhnlich vier Menschenhände kaum ausreichen, als Glockentöne in der Ferne läuteten und dumpfe Donner am Horizonte heraufzogen in den kühnsten Gegensätzen von der lieblichsten Anmuth zum mächtigsten Saitensturm, als die schrillen Hochtöne wimmerten wie gemarterte Säuglinge im Gluth-

schooße des syrischen Gottes, und die Hetze des Spieles keine Rast gönnte und kein Mitleid im Zorne der Tonschlacht, so hatten die Frauen zwar nicht sich selbst, aber das Spiel rein vergessen, sie hingen wie aufgesogen an den Zügen des angebeteten Zauberers, der in übermenschlicher Verklärung strahlte, der letzte Act der Vergötterung war vollbracht!

Und die Männer? O, es liegt ein Unmaaß von Barbarei in diesem rohen unfühlenden Geschlechte! Sie sind auf jedes Männerverdienst eifersüchtig, gegen jede Offenbarung des Göttlichen verstockt, jede Saite der weiblichen Empfindung zittert krampfhaft unter der Berührung ihrer rauhen Hand. Sie bringen es kaum zur Bewunderung der Fingerfertigkeit in Liszt, nur äußerst selten zur Andacht, nie zur wirklichen Anbetung des Kunstheros. Mit der ruhigsten Prosastimmung von der Welt urtheilen sie über Liszt! Nach ihrer Ansicht macht er die Musik nicht zur Sprache der Götter an die Menschen, sondern gefällt sich in technischer Häufung von Schwierigkeiten, die er mit überraschendem Erfolge löst. Er bringt kein klassisches Meisterstück zur Anschauung als Wirkung auf das Herz seiner Zuhörer, sondern wunderlich verschlungene Bravourstücke theils eigener, theils fremder Composition, damit der Geist so viel möglich vom Inhalt abgezogen und auf den Mechanismus des Spieles hingeleitet wird. Ueberraschen kann er, aber rühren nur im seltensten Falle. Dazu kommt die Huldigung, welche ihm von Frauen zu Theil wird in lächerlichster Emphase, die auf die Länge jedem gesunden Sinne unerträglich wird, an die er sich hingibt nicht mit dem Gefühle des Göttlichen in sich, sondern als schwacher irdischweicher Mensch. Und seine preciöse Darstellung, sein widerwärtiges Vornehmthun, es ist — — — so urtheilen und mißurtheilen sie weiter, die ungeschlachten Abkömmlinge vom alten Adam!

Dadurch wird die Kluft zum Theil ohne Liszt's Verschulden zwischen beiden Geschlechtern immer unausfüllbarer, und es ist kaum abzusehen, wohin dieser Zwist am Ende das Menschengeschlecht führen wird. Schlägt Liszt, der Zauberlehrling, nicht bald ein Versöhnungslied an, so muß es zwischen beiden zum förmlichen Risse kommen, und die himmlische Musica, die einst Teufel gebannt und Stadtmauern gebaut hat, zerstört die Grundfesten der heutigen Gesellschaft, und

löst das Glück der Ehen in Zwiespalt auf. Nur die Ungarn, von jeher durch ihre Höflichkeit bekannt, machten beim Concert eine Ausnahme und strichen voll Selbstzufriedenheit ihre Bärte über ihren Landsmann Liszt. Seine Musik hatte bei ihnen den Werth des Vollblutes, und das entscheidet hier zu Lande bekanntlich am besten über die Güte eines Tonstücks und dessen Ausführung. Das verdroß die Kroaten, die illyrisch und nicht ungarisch sein wollen. Als daher am Ende des Concerts die ungarischen Nationaltöne anklangen, und das Spiel Theilnahme des Künstlers für dieselben auszudrücken schien, so ward ein Versuch zum Pfeifen gemacht. Die Kroatinnen zupften an den Nationalfarben ihrer Kleider voll Verdruß über die Ansprüche der Magyaren. Aber Liszt schlug so mächtig in die Saiten, daß aller Zwiespalt niedergeschmettert wurde, und die Ungarn siegreich aus dem Tongefechte hervorgingen. Also eine Abtheilung des männlichen Geschlechtes hat Liszt doch für sich, die ritterlichen Ungarn, ihre Constitution, ihre Städteordnung, Herren Kossuth und die jugendliche Schaar bartreicher Juraten. Kommt wirklich, wie es den Anschein hat, ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen den Ungarn und der weiblichen Hälfte des Menschengeschlechtes glücklich zu Stande, so kann Liszt mit diesem Kriegsheer nicht bloß die Welt erobern, sondern sie auch bleibend in seiner Gewalt behaupten!

Aus Italien.

(1847 – 1848.)

(Kurz vor dem Ausbruche des Nationalaufstandes gegen Oesterreich; damals noch Träume eines Poeten in den Augen der Staatsmänner.)

Se dal cielo piovono acque abbondanti sopra la terra arida ed assetata, ella ne bee quanto basta alla riparation del suo umido naturale, lasciando il resto trascorrere ad altrui prô.

Segneri.

Die Hoffnungen Italiens im Herbste 1847.

So viel auch in Zeitblättern von Italien die Rede sein mag, nur selten und flüchtig werden die tieferen Strömungen, welche zwar leise, aber mit täglich verstärkter Macht durch das politische Leben der Halbinsel gehen und trotz der staatlichen Zerrissenheit, trotz der ängstlichen Censur, die sich gegen die Thatsache sträubt, alle Kräfte der Intelligenz in Bewegung und Athem setzen. Wenn ich es unternehme, diesen Theil der italienischen Volkszustände näher zu beleuchten, so ist es mir lediglich um die größtmögliche historische Treue zu thun, ohne mindeste Lust der Parteinahme oder steriler Polemik, die dem Bilde nur schaden könnten. Das Urtheil über diese Gährung der italienischen Geister kann ich getrost dem gebildeten Leser überlassen, für den mein Bericht allein von Interesse ist. Jeder, der auch nur oberflächlich in den neuesten italienischen Zuständen bewandert ist, weiß, daß in den verschiedenen Staaten Italiens das Bedürfniß nach größerer Einheit und nationaler Geltung des italienischen Namens mit jedem Tage mehr erwacht und bei jeder Gelegenheit scharf betont ins Leben klingt, mit einer Einmüthigkeit in den höheren, besonders städtischen Schichten der Gesellschaft, die mit den vorhandenen, zur Zeit noch übermächtigen Trennungsgewalten im entschiedenen Widerspruche steht. Das Leben geht in dieser Beziehung bereits selbstbewußt und ungescheut neben der staatsmännischen Weisheit einher, welche den Beruf hat, den Bestand aufrecht zu erhalten, und der in den neuesten Bewegungen patriotischer Gemüther meist nur das Zusehen bleibt. Selbst der Haß gegen den Kirchenstaat und die Papstwürde als Hinderniß einheitlicher Gestaltung der italienischen Verhältnisse ist ganz verschwunden, und die nationalen Sympathien haben sich ins Gewand des strengen Katholicismus gekleidet. Man erwartet die Einheit Italiens angeblich ohne Uebertretung irgend

eines bestehenden Gesetzes auf dem Wege strenger Nationalbildung mit möglichster Ausscheidung aller fremdartigen Stoffe, welche sich durch die Unbild der Zeiten dem reinen Blute der Italiener beigemischt haben. Das klingt unwahrscheinlich, aber man hört es allenthalben.

Diese Zeitrichtung hat in Vincenzo Gioberti einen eben so beredten als geistvollen Vorredner gefunden, und die allgemeine Begeisterung, welche seinen Schriften in allen Staaten der Halbinsel entgegenkam, beweist hinlänglich, daß er die rechten Saiten für seine Landsleute anschlug, wenn auch einzelne seiner Vorschläge nicht von allen gleichmäßig getheilt werden. Gioberti ist ein katholischer Priester, und bekleidete früher ein philosophisches Lehramt im Königreiche Sardinien, dem er durch Geburt angehört. Aber vor ungefähr vierzehn Jahren wurde er als ein politisch Verdächtiger aus Piemont verbannt, und lebt seitdem in großer Zurückgezogenheit zu Brüssel, von wo aus seine Schriften, die Kinder der freien Presse, ihren Schwalbenflug nach dem schönen Italien unternehmen und allen Polizeiverboten zum Trotz in Jedermanns Händen sind, da dem Willen zu verbieten keine wirksame Mittel zur Handhabung des Verbotes nahe stehen. Die hieher gehörigen Werke führen die Titel: Il primato morale e civile degli Italiani, und als Ergänzung und Rechtfertigung des erstern: Prolegomeni del primato morale e civile degli Italiani. Nach den darin niedergelegten und mit Nachdruck verfochtenen Grundsätzen beruht das Glück der Menschheit auf der geistigen Ausbildung des Individuums zum Mitglied eines großen Ganzen, das zwar abgegrenzt durch Staaten, aber in der katholischen Kirche zur höchsten Einheit ausgeprägt und als Weltrepublik constituirt ist mit dem unverrückbaren Mittelpunkt in Rom. Der erste Keim dieses Riesenbaues schoß in Griechenland empor durch die daselbst zur schönsten Wirklichkeit entfaltete klassische Idee. Diese schlug aus dem Urlande der Menschenbildung, aus Delphi, wo alle Fäden der klassischen Hegemonie über die Geister im gemeinsamen Zettel sich berührten, hinüber nach Italien und vermählte sich hier mit der christlichen Idee, die mit ihrer ältern griechischen Schwester die Welt und alle Menschenerziehung beherrscht. Seit dieser glücklichen Einigung bewegt sich der allein lebensfähige und glückweissagende Fortschritt in Bildung

und Religion (civiltà e religione) durch das Leben der Völker, stärker als Fürsten und Kanonen, die einzige vernünftige Hoffnung Italiens und der Welt, die Fortpflanzung des pelasgisch-italischen Verstandes zum Siege über Barbaren und Tyrannen. Die höchste Pyramide dieses weltgeschichtlichen Baues ist die katholische Kirche, der einzige Menschenbund ohne auflösende Zuthat, wie wir sie im deutschen Zollvereine, in der preußischen Agende, im Gustav-Adolph-vereine erblicken, mit dem Schwerpunkt in Rom, das als Herd der vereinten Flammen aus Griechenland und Italien die Brüderschaft aller Menschen vor Gott lehrt in der Unveränderlichkeit des Gedankens für die Zukunft (immutabilità del pensiero). Der Kirchenstaat ist die Republik der Nationen, die Stadt Rom der Brennpunkt der Geister, das reine Gewissen und der persönliche Verstand der Völker, das höchste geistige Gedächtniß des Menschengeschlechts. Ohne Rom ist die Bibel das leichtfertige Spiel aller Träume und launischen Geister (ludibrio a tutti i sogni e capricci dell' umano ingegno), ohne die Rednerbühnen und Orakel des hochpriesterlichen Roms (senza i rostri e gli oracoli di Roma pontificale) wäre es mit aller Wahrheit, mit allem Reichthume der weltregierenden Ideen nach dem ersten Mißkennen ewiger Grundsätze ausgewesen. In der allmählichen Entwickelung dieser geistigen Weltbildung, die ein Geschenk Italiens ist (un dono italiano), liegt das Gespinnst der drei großen Epochen der Weltgeschichte. Die erste beginnt in Griechenland als heldenhaftes Weltlaienthum (l'eroico mondo laicale), das sich aus energischer That zur Geistesbildung verallgemeinert hat, und mit dem Ostgothenkönig Theodorich und Boethius unterging. Hierauf folgte das neue priesterliche Laienthum des Mittelalters, das beide Schwerter in einer Hand vereinigte und dessen höchste Blüthe unter dem Papste Julius II. die Welt in Erstaunen setzte. Bald darauf ging es unter durch Feigheit wälscher Geister, welche zu verdorben waren, um sich gegen das von allen Seiten eindringende Fremdenthum der Barbaren (forestierume dei barbari) zu wehren. Unter den letzteren versteht man alle Völker, die nicht romanischer Abstammung sind, so lange sie ihren Sonderstandpunkt nicht aufgeben und zum Primat Italiens, zu den pelasgisch-italischen Ideen schwören. Diese sind die natürlichen Feinde Italiens, und des Fluches würdig, den jeder freie Geist über

sie ausspricht. Diese Erschlaffung des pelasgischen Verstandes dauerte bis zu den Zeiten des Tragödiendichters Alfieri. Mit ihm begann die Epoche des italischen Priesterthums mit geistigen Mitteln zur Herrschaft über die Geister, und Papst Pius IX. (il papa del Gioberti im Volksmunde) ist von Gott berufen, den letzten Ausbau zu vollenden.

Daher richtete der unermüdliche Verbannte eine gedruckte Anrede an den neuen Papst, die zu charakteristisch ist, als daß wir hier nicht die prägnanteste Stelle derselben anführen sollten. „Du bist gewählt,“ heißt es darin, „o höchster Priester! fürs Aufblühen der ewigen Hoffnungen. Mit deiner Thronbesteigung zuckte ein neuer ungewohnter Strahl in die Geister, alte Finsterniß schwindet, das Licht wächst, Rom, Italien, die Ketzer neigen sich zu dir, Alle rufen: Rom ist nicht die Feindin der Freiheit, des Wissens, der bürgerlichen Fortschritte, sondern Gotteswacht der ewigen Grundsätze für unser Leben! Du erneuest den Glauben fürs alte Rom und die friedliche Kraft der Ausgleichung und der Mäßigung, die noch vor Kurzem ein Wahnsinn schien. Du bist der natürliche Schiedsrichter zwischen Staaten und Völkern, und wirst als solcher anerkannt. So viel vermag die göttliche und gesetzmäßige Macht des Papstthums, wenn es sich mit der Bildung paart. Deine Macht, o Herr! versinnlicht dem Gedanken das Ehrwürdigste, was das Alterthum aufzuweisen hat, und das größte Wunder der modernen Zeit. Ein heiliger Papst, der zugleich als Menschenbildner erscheint, ist das Schönste für alle Zeit, für jedes Volk auf der ganzen Welt. Du bist der mächtigste Fürst auf Erden, Herr der Herzen, Beherrscher der Willen, Mäßiger der Verstande. Die Größe des Gebiets und die Menge der Kanonen ist zu nichts nütze ohne Herrschaft über die Geister. Deine Stimme weckt Hoffnung oder Schrecken ohne Waffengeklirr und Schlachtengebrause. Du, stärker, als alle deine Vorgänger, erlösest die Welt von zwistigen Secten und Parteien. Rom, der Mittelpunkt der Welt, die geistige Mutter des Menschengeschlechtes muß universell sein, wie beide. Sie friedet allein wirksam Rechte, Stände, Personen, Völker und ihre Hirten ein. Rom muß die dem Volke nothwendigen Fürsten lieben, es muß die Völker vertheidigen eintrachtstiftend zwischen ihnen und ihren Herrschern. Du bist der Lehrer der Völker, der Hirte der

Nationen, der souveräne Leiter der menschlichen Gewissen. Laß dich nicht abhalten vom Fortschritte, weil du allein bist. Ja, allein bist du als der Begründer einer neuen Ordnung, aber dieses heroische Alleinsein ist die Unterlage deines Ruhmes. Doch nicht allein bist du! Rom, so viel werth als die ganze übrige Welt, ist für dich mit den Nachkommen der alten Quiriten, für dich sind alle Talente der Halbinsel, alle Künstler, alle Zeitungen, ganz Europa! Selbst die Irrgläubigen im Norden bewundern demüthig deine Größe, sie harren deiner zu ihrem Heile. Gott, der Pharao vernichtete, wird den neuen Moses in der Erlösung des erwählten Volkes beschützen. Gegen dich sind nur die Hölle und ihre Mitverschworenen. Wehe dem, der besiegen wollte den Willen Roms und des Himmels! Niemand kann den reformirenden Fürsten des Kirchenstaates verdammen, ohne daß er den Papst zugleich verdammt. Ich sterbe getröstet als einsamer Verbannter, du hast meine und der Welt Hoffnungen übertroffen." Dieses Bruchstück aus Gioberti's Anrede an den Papst (allocuzione) lautet im Original noch bedeutend schärfer, als wir es hier gaben aus einer lombardischen Zeitung unter aufsichtiger Censur. Gleichwohl konnte der Herausgeber derselben wagen, Gioberti „den unvergleichlichen Schriftsteller voll wunderbarer Kraft und Weisheit (sommo scrittore con meravigliosa energia e dottrina)" dem italienischen Volk anzupreisen und dadurch das Verbot seiner Schriften in ein seltsames Licht zu stellen.

Aufrichtig gestanden, ist die bisher entwickelte Theorie des geistreichen Gioberti trotz seiner hinreißenden Beredsamkeit ziemlich grau, aber grüner treibt und sproßt die Anwendung derselben auf sein Vaterland Italien. Durch die von ihm behauptete, uns mehr scheinbare als begründete Vermischung der klassischen Bildung, der Religion und Politik im Abstamme der alten Quiriten, ist ihm das italienische Volk die priesterliche Nation geworden, die hoch über allen Völkern steht und nicht ohne clericalisches Selbstgefühl aus ihrem Gnadenschatze Wahrheit und Recht an andere Nationen vertheilt. Selbst ihre romanischen Schwestern, obgleich noch im Besitz ursprünglicher pelasgisch-italischer Erbbruchtheile, sitzen demüthig zu ihren Füßen und erkennen die Ueberlegenheit der Erstgeborenen willig an, in welcher vorzugsweise l'uomo, un dio che incomminicia, wirkt.

Dieser beseligten Gruppe gegenüber lagern sich zur endlichen Entwilderung die Barbaren, darunter besonders die Deutschen, und unter den Deutschen mit Emphase die Oesterreicher, und zwar dergestalt, daß barbaro und austriaco an vielen Stellen gleichbedeutend scheint, mit unzweideutigem Blick auf ihre Anwesenheit im lombardisch-venetianischen Königreiche gegen das Volk, che fù redentore e maestro del mondo, in Bundesgenossenschaft mit den Jesuiten, welche das Apostelamt der Menschenbildung durch Wissenschaft und Religion anfeinden und dadurch die politische Freiheit niederhalten. Diese barbari alle spalle, diese influenza dei barbari sollen nun durch pelasgisch-italische Volksmacht aus der Nation geschieden werden, nicht mit Gewalt, sondern als fauler Stoff durch die wiederkehrende Gesundheit der Italiener. Ja, Gioberti's Freund und Kampfgenosse, der beredte Piemonteser Cesare Balbo, ist in seinem Buche: „Le Speranze d'Italia," bereits so weit gegangen, daß er von piemontesischen Begierden überlistet, den Oesterreichern den Rath ertheilt, freiwillig auf ihren in die Länge doch unhaltbaren Antheil an Italien zu verzichten und sich mit türkischen Grenzländern zu entschädigen. Nach dieser unerläßlichen Ausscheidung fremdartiger Stoffe vereinigen sich alle italienischen Staaten freiwillig, aber ohne Schmälerung ihres Herrscherrechtes, zu einer colleganza italiana, die auch redenzione oder lega italica heißt, unter der sanften Oberleitung (moderazione) des Papstes, der als Vater unter seinen Kindern schlichtet, begütigt, zusammenhält. Gioberti erläutert dieses Föderativverhältniß nicht deutlich, aber er scheint eine Art Republichette im Antrage zu haben mit allgemein verbindlichen Nationalgesetzen, während die Hausangelegenheit ganz in der Willkür und Gewalt der einzelnen Staaten und Staatsoberhäupter bleiben. Der Boden, auf welchem das Staatsgebäude ruht, ist das vollendete Christenthum, wie es sich in Italien ausgebildet hat, worin alles Gute wurzelt und gedeiht, mit der heidnischen Halbrechtgläubigkeit (la semiortodossia gentilesca) und der christlichen Ganzrechtgläubigkeit (l'ortodossia perfetta), welche sich von Italien aus als Weltbildung geltend macht. Da der Papst nur Mittler des Bundes ist in geistiger Wirksamkeit, so wird ein Hegemon für Italien nothwendig, der ausführt, was der friedliche Alterspräsident zum Wohle des Ganzen für nöthig erachtet, die

irdische Macht des Schwertes zum Schutze der ewigen Hoffnungen. Und diese Obmacht wird dem zufallen, welcher am besten die Zeit begreift und sie zu benützen versteht. Vor der Hand scheint der König von Sardinien dazu am meisten Aussicht zu haben, der Sprosse des einzigen italienischen Herrschergeschlechtes, welches altehrwürdige, nationale Wurzeln im Volke hat, in einem Lande mit unermeßlichem Grundeigenthum im Verhältnisse zur Industrie, in voller Büthe materieller Fortschritte, mit einer anerkannt tapferen Armee, dem Ausbunde von fünfthalb Millionen kräftiger Bewohner, und einer achtbaren Marine, nur durch die Jesuiten in seinem welthistorischen Aufschwunge noch zurückgehalten. Statt dieser unbeliebten Ordensmänner, *) welche nach Gioberti's Meinung lieber selbst aus dem allgemeinen Hasse der Welt zur Bekehrung wilder Völker in anderen Welttheilen auswandern sollen, sind die Benediktiner als Hauptkirchenorden berufen, einst die unverwüstliche, pelasgisch-italische Bildungsblüthe beim Einfalle roher Barbaren in die Halbinsel voll ächtitalienischer Erziehungskraft, die zweite bessere Auflage der saturnischen Weltlehrer im Andrange barbarischer Volkshaufen, Apostel des Friedens ohne Falsch und Politik, Hüter der Gelehrsamkeit und menschlich-milden Sitte. Das italienische Volk nimmt in diesem Staatenbund Italiens um so mehr gerechten Antheil an der Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände, da sein Ausschluß vom Mitsprechen in Nationalsachen die einzige Quelle der Revolutionen ist. Revolutionen sind in Zukunft nur auf dem Felde des Gedankens zulässig, wo die Souveränetät des Talentes von den italienischen Fürsten anerkannt und im Geschäfte nationaler Wiedergeburt verwendet wird. Freie Presse regiert als bestes Mittel, der schlechten Presse zu steuern und die Lüge zu entwaffnen. Unter dem neuen Regiment muß der Priester sich verweltlichen für die Volksbildung und der Laie sich verpriestern für die Religion, damit die priesterliche Nation vollkommen sei. Die drei

---

*) Merkwürdiger Weise ist Gioberti im primato morale e civile ein begeisterter Lobredner der Jesuiten; erst als sie seinen destructiven Tendenzen nicht beitraten, behandelt er sie als Feinde. Diese bittere Feindschaft ist die größte Ehre für den berühmten Orden, der mit der Revolution nie conspirirt.

Hauptcharaktere der letztern sind Wälschthum, Katholicismus und Thatkraft (Italianità, cattolicità e operosità). Abfall von diesen nothwendigen Bedingungen ist Verrath am Volk und der Welt, Verderb der Literatur und Sitte, Saat politischer und geistiger Knechtung. Demzufolge vermeidet der wahre Italiener sorgfältig sich in den Sprachen der Barbaren, besonders in der deutschen, auszudrücken, da deutscher Einfluß selbst die französische Literatur in schmählichen Verfall gebracht hat. Er meidet Umgang und Verkehr mit Fremden, soferne dadurch ein Vertrautwerden mit ihnen, ein Eingehen in ihre ansteckenden Barbarismen veranlaßt werden könnte. Selbst in der eigenen Nation liebt er bloß den unverfälschten Nationaltypus, die Grundlage jeder ächten Nationalliteratur, und des dadurch gebildeten Lebens.

Sein ewiger Leitstern bleibt für Literatur und Leben der unschätzbare Dante, dieses Licht in den Nächten der Halbinsel, mit dessen Studium die Morgenröthe der neuern Zeit beginnt, die Freiheit italischer Geister mit dem heiligen Abscheu gegen alles Krumme, Zweideutige und Halbwahre, die Hölle des Servilen. Alfieri's größtes Verdienst, das selbst seine Tragödien, diese kalten Todesurtheile einer entarteten Welt, überstrahlt, besteht in seiner Andacht zu Dante und in der eifrigen Wiederbelebung des Dantischen Riesengeistes, um die Zwerglein Italiens aus ihren Puderträumen aufzuschrecken. Hat er auch in seinem Misogallo den Urkeim hellenisch-italischer Bildung im Brudervolke Frankreichs zu grell mißkannt, so verdient er doch unsere Anhänglichkeit als einsamer wohlmeinender Restaurator des wälschen Nationalgeistes. Der zweite gottbeseligte Führer für die italischen Völker ist Joseph Parini, 1729 im Mailändischen geboren, in seiner Jugend Zeuge der Fäulniß in den höheren Ständen, die durch ruchlose Huldigung für fremdländisches Gift herbeigeführt worden war, der berühmte Dichter der Tageszeiten, ein Mann von republikanischem Stahl. Er schlug mit seinen versi sciolti die aufgeblähte und lügenhafte Zopfliteratur in Trümmer und zermalmte mit unerbittlicher Ironie die Oelgötzen des Adels ohne Sitte, That und Wahrheit. Und über dem faulen Sumpfe der Abart der Quiriten kreisen die alten Geister der Italiener als Lerchen eines neuen Tages, die ihr Lied schmettern in die verdumpften Nester, und

frische Grüße ans Herz einer besseren Jugend. Kaum hat ein anderer italischer Geist das Juvenalische: Dicere te miserum, postquam illinc veneris, aude! so zielsicher in die Nation, ins feinste Geräder der Gesellschaft geworfen. Mit Recht nennt ihn daher Manzoni „den göttlichen Parini," und verehrt ihn als seinen besten Meister. Aber der Schüler hat den Göttlichen überflügelt, der Name Manzoni ist eine Macht in Italien, nicht bloß in der italienischen Literatur, der ausgeprägteste Charakter in Gioberti's Sinn für die Bildung der wälschen Nationalgesinnung durch unerbittlichen Ausschluß der influenze dei barbari, in seinen unbedeutendsten Handlungen bedeutungsvoll für die Zukunft. Er theilt mit Gioberti die Abneigung gegen jeden Revolutionsversuch auf materiellem Boden und hält sich streng auf der äußersten Linie des Gesetzes, aber ein von fremdem Einfluß unabhängiges, einiges, katholisches Italien ist der Gedanke seines Lebens. Mit ängstlicher Sorgfalt bleibt er der Regierung fern, die er als fremde, wenigstens im Geist, ablehnt, einsiedlerisch hausend auf seiner Villa bei Mailand, welche sich nur Gleichgesinnten mit Liebe erschließt. Das Volk ehrt den unsterblichen Dichter der promessi sposi als Vater, und seine Hymnen üben einen unwiderstehlichen Zauber in Hütten wie in Palästen. Das Decret, das ihn zum Mitgliede der lombardisch-venetianischen Akademie ernannte, sandte er wortlos an die Ernennungsbehörde zurück, eifersüchtig auf sein politisches Glaubensbekenntniß, und alles junge Leben der Halbinsel jauchzte ihm Beifall. Selbst auf der Gegenseite empfand man das Gewicht der That. Zur Zeit der Kaiserkrönung im Jahr 1838 kam er nur einmal in die Stadt, um dem Großherzog von Toscana den Besuch zu erwiedern, und fuhr von ihm, ohne den Fuß irgendwo anzusetzen, wieder auf seine Villa zurück. Auch hierin ein ernstes Augenmerk denkender Zeitgenossen. Seine Söhne widmen sich absichtlich und nach des Vaters Willen solchem Geschäftsleben, das von der Beamtenbahn weit abliegt. Und beredte Zungen nennen dieß Keuschheit der politischen Gesinnung. Und Manzoni ist ohne Frage der erste und berühmteste Schriftsteller Italiens, der gläubigste Katholik mit kindlicher Hingabe an den heiligen Vater in Rom, frei von jeder pettegolezza, die so manche Frömmigkeit wirkungslos für die Welt macht. Seine Schriften, mit so weiser Maßhaltung geschrieben, daß selbst die

strengste Censur ihnen nichts anhaben kann, klingen so patriotisch an, daß jedes Gemüth italischer Nation sich davon unwiderstehlich angezogen, ergriffen und erschüttert fühlt. Evviva Manzoni, evviva Italia geht als unbestrittene Losung durch Italien und hallt von allen Inseln wieder.

Unter allen seinen Werken ist keines nationaler, als sein Trauerspiel Adelchi, welches den letzten longobardischen Königssohn den italienischen Lesern vorführt, wie er von Carl dem Großen überwunden und besiegt wird. Ein scharfer Unterschied zwischen ursprünglichen Römern und unterjochenden Barbaren, Longobarden und Franken, wandelt durch die kunstvollen Hallen dieses geistreichen Gedichtes, das alle Saiten der nationalen Empfindung gegen die Fremdherrschaft aufstürmt. Das ursprüngliche Volk der Italiener, un volgo disperso, che nome non hà, kriecht aus dem Versteck und hofft von den Franken Erlösung aus tiefgefühlter Knechtschaft. Manzoni ruft ihnen prophetisch entgegen:

„Tornate alle vostre superbe ruine
All' opere imbelli dell' arse officine,
Ai solchi bagnati di servo sudor.
Il forte si mesce col vinto nemico,
Col nuovo signore rimane l'antico,
L'un popolo e l'altro sul collo vi stà."

So oft diese berühmte Stelle des Adelchi in Italien anklingt, verschwindet jede Parteiung und ein namenloser Schmerz zuckt durch die Gemüther. Referent war bei einer Vorlesung des Stückes in Monza vor zwanzig Zuhörern gegenwärtig, und die Stimme des Lesers brach beim Worte sul collo. Eine unbeschreibliche Rührung bemächtigte sich der Gesellschaft, kein Auge blieb trocken bis auf eines, und dieß war kein wälsches Auge! Noch tiefer schneidet das herrliche Phantasiegebilde Ermengarda ins Herz der Nationalen, diese unglückliche Schwester des Adelchi, die Gemahlin Carl's des Großen, und von ihm verstoßen und zurückgeschickt ins Land, das ihre Väter unterjocht und geknechtet hatten. Manzoni zeigt sie uns in einem Kloster in den letzten Augenblicken ihres Lebens, umgeben von römischen, d. h. nach Manzoni ächt italischen, Nonnen, die hier das Geschick ihres Vaterlandes beweinen, und der Sterbenden Muth einsingen,

ebenso entschieden gegen die Longobarden, als gegen die Franken. Furchtbar klingt aus diesem Frauengesange der tiefe Haß gegen alles Fremde in den weltberühmten Worten, die jeder patriotische Italiener auswendig weiß:

„Te dalla rea progenie
Degli oppressor discesa,
Cui fu prodezza il numero,
Cui fu ragion l'offesa,
E dritto il sangue, e gloria
Il non aver pietà,
Te collocò la provida
Sventura in fra gli oppressi:
Muori compianta e placida,
Scendi a dormir con essi
Alle incolpate ceneri
Nessuno insulterà."

Der unausfüllbare Riß zwischen Besiegten und Siegern ist nie schärfer und geistreicher in Worten ausgesprochen worden, als es hier von Manzoni geschah, und es wird begreiflich, daß die kluge Gegenwart nicht zögert, ihre Folgerungen auf sehr nahe liegende Zustände zu machen. Wie sehr in Manzoni diese Auffassung der Geschichte zur festen Lebensansicht geworden ist, zeigt er am besten in seinem discorso sopra alcuni punti della storia longobardica in Italia, wo er in zierlichster Schreibart mit den friedlichsten Sätzen der Welt alle bisherigen Geschichtszeugnisse über Lombardenthum wegdeutelt und selbst den urkundenfesten Muratori heimschickt. Die Geschichte hatte nämlich erzählt: Longobarden und Römer hätten sich in ein Volk verschmolzen, und in allen inneren Angelegenheiten der letzteren das römische Recht unangefochten gegolten, Sittlichkeit und Friede sei wieder einheimisch geworden auf den schönen Ebenen am Po, und allgemeines Vertrauen in die Herzen des glücklichen Volkes eingekehrt. Man habe die Kerkermeister und die Eingekerkerten als eine Nation betrachtet, entgegnet Manzoni, bloß weil sie im nämlichen Lande gewohnt hätten, die Kluft sei unausgefüllt geblieben zwischen der Bildung und Barbarei, und nur deutschen Chronisten sei der Nonsense einer unmöglichen Vermischung zu Kopf gestiegen. Er gab hiermit das erste Beispiel in Italien, die Geschichte nach subjectiven Ansichten

umzubilden für die Belebung der Nationalgesinnung, das in unseren Tagen so fruchtbar geworden ist an geschichtlichen Tendenzschriften, welche die Halbinsel überschwemmen und worin Gioberti in allerneuester Zeit Unerhörtes geleistet hat mit dem stolzen Worte: „Nicht ich mache die Geschichte!“ während gerade er der kühnste faiseur dieser Art Geschichte genannt zu werden verdient. Deßhalb weisen er und Manzoni mit unverhohlener Zärtlichkeit auf einen nur zu leicht vergessenen Landsmann zurück, den scharfsinnigen Giambattisto Vico, welcher in den Jahren 1660 bis 1774 zu Neapel blühend, krank am Leib und mit bitterer Armuth kämpfend, in seinem Buche Principi d'una nuova scienza intorno alla commune natura delle nazioni ein geniales Wetterleuchten hochsinniger Gedanken und Ansichten eröffnete, aber von allen urkundlichen Studien gänzlichen Umgang nahm. In diesem Streben der nationalen Italiener, die Geschichte zu machen, liegt die Achillesferse ihrer Zeitrichtung, aber freilich nur für den unbetheiligten Zuschauer; sie selbst merken es nicht, daß man selbst für die beste Sache sich keiner Uebertreibung und conventionellen Lüge hingeben darf, ohne dieselbe früher oder später schwer zu gefährden.

Von Manzoni weist der geistreiche Gioberti seinen Zögling an seinen Freund und Nachbar Silvio Pelico und küßt mit inniger Herzensfreude das Büchlein „Le mie prigioni,“ das streng verbotene und überall gelesene, mit seiner kalten kurzen Weisheit. Deutsche, die Alles wissen, was sie verstehen und nicht verstehen, haben noch unlängst Aergerniß genommen an der strengen Tugend des empfohlenen Piemontesers, des kindlichen Dichters der „göttlichen Francesca von Rimini,“ und einer derselben fühlte sich in den Monatblättern zur Allgemeinen Zeitung verbunden, zu sagen: „Pelico beugte sich vor Gott und sog mit der Kerkerluft den unreinen Geist des Mysticismus und Pietismus ein;“ so tief hatte ihn „die pietistische Versunkenheit“ des frommen Mannes verletzt. Leider wiegt er gegenwärtig gerade wegen seiner religiösen Richtung auf nationaler Wagschale als kerngesunder Genius weit mehr. Aus allen seinen Schriften, selbst den jüngsten, spricht allerdings die gläubigste Anhänglichkeit an die geoffenbarte Religion und die römisch-katholische Kirche, aber ein haarscharfer Verstand, die ruhigste Erwägung, das tiefste Gefühl der

Wahrheit. Die Phantasie des Dichters, überhaupt nie seine stärkste Seite, schlummert still im Hintergrunde seines Lebens am Baume der Menschenerlösung, und wenn sie in wachen Augenblicken hervorguckt, so ist sie ein holdes Kind mit dem klarsten Bewußtsein. Um so höher wird Silvio Pelico von den Nationalen geschätzt, er hat durch seinen Anschluß an die Kirche erst die rechte Weihe erhalten zur Kraft für die Mitwelt, und seine Schriften üben unberechenbaren Einfluß auf die Masse der italischen Nation. Wenn Gioberti mit ungewohnter Wärme seine „Francesca von Rimini," gegen die sich vom Standpunkte der unbefangenen Kritik viel einwenden läßt, empfiehlt, so weiß er, was er thut, er spricht auch hierin nur aus, was in Millionen italischen Herzen längst angeklungen ist. Nicht Francesca, sondern Lanciotto ist die Hauptperson des Stückes. Aus dem Liebesrausche der divina comedia des Dante ist eine zwar umsichtige, aber scharf betonte Politik geworden, die Liebe dient nur dem Abscheu zur Unterlage, welchen Italiener von keuscher Gesinnung gegen Fremdenthum und Kaiserdienst fühlen, diesen Doppelhauch verderblichen Giftes gegen die schöne Italia, der nach Pelico alle Freiheit tödtet und alle Liebe. Lanciotto, ein ruhmgekrönter Braver im deutschen Kaiserheere zur Zeit der Hohenstaufen auf den berühmten Römerzügen deutscher Kaiserherrlichkeit, trinkt die Folgen dieses Kelches bis auf die letzten Hefen zur Strafe für seine Untreue am romanischen Volke, dem er entsprossen. Und der Knoten seines tragischen Geschickes entspinnt sich nur allzu deutlich in der vielbeklatschten ewig jungen Stelle, wo der Enttäuschte qualvolle Bisse der Reue empfindet und ausruft:

„Per chi di stragi si macchiò il mio brando?
Per lo straniero! E non ho patria forse,
Cui sacro sia de' cittadini il sangue?
Per te, per te, che cittadini hai prodi,
Italia mia, combatterò, se oltraggio
Ti moverà l'invidia. E il più gentile
Terren non sei di quanti scalda il sole?
D'ogni bell' arte non sei madre, Italia?
Polve d'eroi non è la polve tua?"

Nichts kann jedoch die Schuld versöhnen, daß er dem Kaiser gegen Italien gedient, Francesca und Lanciotto gehen unter, weil der jugendliche Ehrgeiz des letztern der Heimath sich entzogen und dem

Fremdlinge gefröhnt hat! Dieser Stellen in den Schriften nationaler Italiener bemächtigt sich die aufgeregte Gegenwart, und haucht ihnen südliche Leidenschaft ein, daß sie weckend durch Land und Berge rauschen und mehr sagen, als sie ursprünglich gewollt. Ich fuhr von Pavia nach Lodi. Im Eilwagen befanden sich drei Studenten, gebildete junge Leute, welche in den Osterferien reisten. Ihre heitere Gesprächigkeit füllte die Hälfte unseres Zusammenseins auf die angenehmste Weise aus. Von einem Gegenstand auf den andern übergehend, kamen sie auch auf die Francesca des Silvio Pelico zu sprechen. Man sah es ihnen an, sie hatten sie nicht bloß gelesen, sondern gelebt, die Theilnahme des Herzens machte sich geltend. Der Jüngste unter ihnen recitirte am Ende seiner Lobrede auf den Dichter die oben angeführte Stelle mit solchem Nachdrucke, daß alle Rede stockte und ein düsterer Schleier gänzlichen Verstummens uns umfing, bis unser Wagen in die Thore von Lodi rollte. Der Declamator drückte mir beim Abschiede die Hand und sagte: „Ich verliere stets auf drei Tage den Appetit und die Sprache, so oft mir diese Worte des Dichters von Spielberg recht zu Herzen gehen!“

An Silvio Pelico knüpft sich auch der Beginn der sogenannten Gefängnißliteratur, die er mit seinem tiefeinschneidenden Buche: „Le mie prigioni,“ eröffnete und dadurch mehrere andere Werke dieser Art ins Leben rief, worunter sich die wüthenden Flüche und Sarcasmen des Angelo Frignani besonders auszeichnen. London, Paris, Brüssel und Genf sind die Hauptwerkstätten dieser Fabrication. So sehr sämmtliche Schriften dieser Art an Einseitigkeit leiden und oft selbst ungerecht werden, sie finden doch immer ein zahlreiches Publikum auf der italienischen Halbinsel und nehmen bei allen politischen Verfolgungen die Achtbarkeit hinweg, die jede Strafe haben soll, wenn sie ihres Zweckes nicht ganz verfehlen will. In so aufgeregten Nationalangelegenheiten frommt es auch nicht, Märtyrer zu machen. Deßhalb waren die Amnestien von Mailand 1838 und von Rom 1846 an sich gute Maßregeln, welche kluge Politik zum eigenen Vortheile rechtzeitig angewandt hat, vorausgesetzt, daß die weltliche Macht die Amnestirten bewacht und vom Regiment fern halten kann und will. Wie die neuesten standrechtlichen Todtschießungen der unbesonnenen jugendlichen ristoratori delle libertà nazionale im Königreich Neapel

von Nationalen angesehen werden, kann man bei Gioberti nachlesen. Er hat mit unbeschreiblicher Entrüstung das ewige Brandmahl der That so beredt ausgesprochen, daß man in Italien nicht so leicht sein Wort vergessen wird: „Bei diesem Spruche von Cosenza möchte ich tausendmal lieber der Verurtheilten einer sein, als ihr Richter, um ewiger Nationalschmach zu entgehen bis ins vierte Glied!“ Die Frage, ob er dabei Recht hat? ist ganz überflüssig, kein Italiener stellt sie, und nimmt von vorn herein Partie für die zerschmetternde Rede des Tribuns.

Seltsamer Weise sendet Gioberti seine Jünger auch zum Dichter Giacomo Leopardi in die Schule, dem man keine besondere Andacht zum römisch-katholischen Kirchenthume nachrühmen kann; aber er ist der geistvollste Repräsentant des Weltschmerzes, ein klassischer Einsiedler in der Wüste der Gegenwart, dem überall in Italien das alte Hellas, die ewige Roma fehlt, und der als persönliche Elegie auf den Trümmern des wälschen Volksthums sitzt, wie gemacht aufzuregen! Aus seinen Gedichten athmet Dante's zermalmender Geist, unerhörte Schärfe des Urtheils über „das schmutzige Bubenjahrhundert,“ wo sich „die wenigen Männer aus Scham verkriechen müssen, wie der Gerade in einem Lande voll Hinkender, und die Nullität allein den Platz behauptet.“ Bei der Heirath seiner Schwester wandelt ihn ungeheueres Entsetzen an über die Gefahr möglicher Menschwerdung in seinem Geschlechte. „O Paolina!“ seufzt er, „elende und feige Söhne wirst du in die Welt setzen!“ Sein armseliges, durch Krankheit und Mißgeschicke aller Art bedrängtes Leben, sein früher Tod im Jahr 1837, selbst seine Grabstätte auf Capodimonte bei Neapel, Wallfahrtsziel italischer Jünglinge, gehen mit scharfen Lüften durch die Halbinsel, und der Name „Leopardi“ stimmt auf Augenblicke selbst den leichtsinnigsten Italiener ernsthaft. Die Marken, von kräftigen Stämmen bewohnt, nennen ihn mit Stolz ihren Landsmann, und noch unlängst hat ihn ein Localblatt „den großen Dichter des Kirchenstaates“ genannt. Im Vorbeigehen bemerken wir hier, daß alle Revolutionsmänner Italiens von jeher im klassischen Römerstyl geschwärmt haben, selbst der Volkstribun Cola Rienzi, und in diesem Anachronismus liegt die Schwäche der Politik die man treiben will.

Ein anderer Liebling Gioberti's, wohl der Jüngste unter denen, welche nach dieser Seite hin thätig sind, ist der südtirolische Dichter Johann Prati, aus Judicarien gebürtig, ein geistvoll bewegliches Talent voll einschmeichelnder Rede, die sich mit verschwenderischer Farbenpracht über die nationalen Tendenzen zieht und besonders das Gemüth des Volkes auf dem Lande für sich zu gewinnen weiß. Die emsige Polizei hat dem Tirolerjüngling eine unverdiente, aber beneidenswerthe Glorie um die dunkeln Locken gezogen, und edle reiche Männer aus Sardinien nahmen sich desselben an. Von ihren Unterstützungen lebt er, und wirft von Zeit zu Zeit seine nationalen Aufregungen, umhüllt mit üppigen Blumenkränzen, unter die jauchzende italische Jugend. Aus seinen melodischen Versen:

„Fratelli, concordia,
Non guerra!
Le sfere si aggirano,
Verdeggia la terra,
Il rivo non stà.
Dal seme, dal fiore
S'impari l'amore,
Se limpido è l'etere
La stella verrà!"

tönt eine Zukunftssicherheit für Italien, die keinem Herzen gleichgiltig ist. Wenn er im Gegentheile die Zerrissenheit seiner Heimath beklagt, fühlt sich jedes nationale Gemüth beschwert. Daher hört man so oft aus beredtem Munde, selbst der Frauen, seine schmerzliche Wehklage:

„Dio santo, siam popoli
Vaganti e divisi,
L'usanza ci assidera
Persino il dolor!"

Wenn er Christus am Kreuz als Retter der Geknechteten anruft, wenn er die Priester der Kirche zu den italischen Volksstämmen das Zauberwort: „Sperate!" singen läßt, wenn er die Losung an verwandte Dichtergeister ausgibt: „Suoni Italia nel mio carme!" und sich tröstet mit den Worten:

„E perchè duri la mia speme in fiore
Nei desolati dì, vado invocando
Il mio Dio, la mia patria ed il mio cuore!"

so erkennt man leicht, daß er einer der geistvollsten Schüler und Anhänger der Nationalpartei ist. Seine Ansicht von Italien entwickelt er in einem Lied an seine Freundin Emma, die als Muster der politisirenden Frauen Italiens gelten kann. Sie verschmäht die Kreise ihrer Schwestern und zieht sich zu Florenz mit Vorliebe in die Kirche Santa Croce zurück, um mit den großen Todten Italiens zu reden. In einem so heiligen Augenblicke fördert der Dichter die patriotische Betrachtung mit folgenden Worten:

„Color, note e parole
Son nostro regno; è questa
L'eredità che resta
Al italico tempio ultima ancor.
Ultima e grande! E i Barbari
Che rapir tutto, indarno
La rapiranno! Han voce
Ancor l'aque dell Arno
E freme in santa Croce
Italia e suoi Sepolti!"

Solche nationale Stichreden finden stets den größten Leserkreis, und Prati schwimmt auf den Wogen des allgemeinen Beifalls lustig einher, glücklich, wenn sein Geist groß genug ist, den Liebkosungen sirenenhafter Zudringlichkeit zu widerstehen. Er hat mit Glück Gioberti's und Manzoni's Räthe zur Erweckung nationaler Kraft und Einheit populär gemacht, und übt ungemessenen Einfluß auf die frischen Gemüther aufwachender Jünglinge.

Von diesen poetischen Geistern führt Gioberti seine Anhänger zu einer ganz verschiedenen Art von Gelehrten und Politikern, die er als zukunftfähige Geister für Italien mit größtem Lob empfieht und anpreist. Es sind fast sämmtlich Männer von antiker Gesinnung, denen die republikanischen Grundlagen der klassischen Welt als Materiale dienen, um die Verrottung der modernen Staatsgesellschaft in Italien auszubessern und bürgerliche Freiheit auf möglichst breiter Basis griechischer und römischer Weisheit zu begründen. Man könnte sie das juste milieu italischer Politik nennen. Wie sie mit Entschiedenheit alle Einflüsse der Deutschen auf die Halbinsel zurückweisen, nehmen sie französische Dienste für ihr Vaterland gern an, und würden selbst eine Vereinigung Italiens mit Frankreich lieber

sehen, als die bewaffnete Anwesenheit der Barbaren. Aus diesem Grunde traten sie sämmtlich in Thätigkeit, als Napoleon ein Königreich Italien begründete, ohne sich allen seinen Maßregeln anzuschließen. Ihr Abscheu gegen arbiträre Gewalt war aber so groß, als ihre entschiedene Verachtung entzügelter Pöbelherrschaft. Beide Ausschweifungen griffen sie mit aller Schärfe der That, der Schrift und des Wortes an in einer Allseitigkeit, wie sie nur im klassischen Alter gang und gäbe war. Auch edle Uneigennützigkeit und derbe Ehrlichkeit muß man ihnen in der Regel zugestehen. Diese klassischen Eigenschaften sind es vorzüglich, warum ihnen Gioberti den Mangel an religiöser Gläubigkeit und Kirchlichkeit gern verzeiht. Wir heben besonders drei derselben beispielshalber hervor, um die Richtung dieser antiken Freiheitsmänner näher zu kennzeichnen. Der erste derselben, Pietro Coletta, wurde zu Neapel 1775 geboren, von Jugend auf ein Feind der bourbonischen Herrschaft, die überhaupt wenig Gnade bei diesen Volksführern findet, und auch beim Volke kaum weniger gehaßt ist, als die Macht deutscher Kanonen. Unter Murat eifrig französisch, betheiligte er sich bei der Revolution 1820 als General und Kriegsminister, und erwarb sich zur Strafe dafür auf der Festung zu Brünn das Verdienst eines politischen Gefangenen, das alle Italiener freudig anerkennen. Später entlassen, zog er sich nach Neapel zurück, und führte daselbst ein armes einsamdunkles Leben, wie es Gioberti von solchen Opfern der politischen Verhältnisse seiner Heimath verlangt, damit sie desto größern Eindruck auf ihre Landsleute machen. Eine Frucht seines Stilllebens war die vielgelesene „Storia del reame di Napoli dal 1734 sin 1825," welche nach seinem Tode im Jahr 1834 zu Capolago erschien. Der letztere Ort gehört zum Kanton Tessino, und liegt an der südlichsten Spitze des malerischen Sees von Lugano, hart an der lombardischen Grenze. Deßhalb dient er zur Niederlage aller jener Schriften, welche von den mancherlei Censuren der Halbinsel geächtet, als Schmuggelwaaren über die Grenze wandern. Wer zur heiligen Jungfrau nach Varese wallfahrtet, macht auch einen Abstecher nach Capodilago und nimmt die verpönte Lectüre in seiner Rocktasche mit nach Hause. Aus Coletta's Geschichte athmet ein strenger Geist gegen die Fremdherrschaft in Neapel, und insbesondere gegen die herrschende Regierungs-

weise, die er in einer kernigen Sprache der Ungerechtigkeit und Unterdrückung anklagt. Ihm verwandt war Gian Domenico Romagnosi, ein Mailänder, als Philosoph, Rechtslehrer und Politiker noch immer eine Macht zur Belebung nationaler Volksgesinnung. In seinen jungen Jahren diente er als Prätor dem freisinnigen Fürstbischof Grafen Thun von Trient, und lernte das kräftige Volk der Tirolerberge achten und lieben. Nur mit Leidwesen schied er aus seinem tirolischen Wirkungskreis, als das durch Napoleon aufgeregte Italien neue Gestaltungen in Aussicht stellte! Er schloß sich als eifriger Beamter dem Eroberer an, und erwarb sich die allgemeinste Achtung seiner Mitbürger. Als das Gottesgericht in Rußlands Steppen die Kraft des Welttyrannen zertrümmerte, trat er an die Spitze jener Lombarden, welche die Freiheit und Unabhängigkeit der eisernen Krone zu Monza wenigstens für Oberitalien in Anspruch nahmen. Romagnosi schrieb sein verfehmtes Buch: „Constituzione di una monarchia nazionale rappresentiva, Philadelphia 1815,“ und regte dadurch Wünsche und Begierden auf, die anderweitigen Absichten sehr unwillkommen waren. Er wurde deßhalb bei den neuen Machthabern verdächtigt, und die Polizei rastete nicht, sein Gewicht zu vergrößern, ohne ihm jemals schaden zu können, da er ein Feind jeder ungesetzlichen Handlung war. Er lebte, amtlos und mühsam von wohlhabenden Freunden gefristet, oft von schmerzlichen Krankheiten geplagt, den Wissenschaften und machte sich durch seine „Genesi del diritto penale“ und viele national-ökonomische Schriften einen Namen, den ganz Italien mit Ehrfurcht nennt. Sein schmerzhafter Tod in freiwilliger Armuth und Isolirtheit von der herrschenden Partei im Jahr 1835 gab seinen Werken die rechte Weihe zur Wirkung in allen Klassen der Nation. Zwei Jahre später endete der berühmte Carlo Botta in großer Dürftigkeit zu Paris, Romagnosi's Freund und Meinungsgenosse, aus einer achtbaren Familie in Piemont entsprossen. Er trat frühzeitig als Arzt in die Armee der großen Nation, und ließ sich von ihr als kenntnißreiches Verwaltungsglied in Italien verwenden, obgleich er seine Abneigung vor Napoleon's Gewaltthaten nie verhehlte. Als durch den Sturz des gehaßten Mannes die Hoffnung eines unabhängigen Italiens schwand, zog er sich nach Paris zurück und schrieb seine hochgerühmte Geschichte Italiens, angeblich

eine Fortsetzung der Arbeiten des gelehrten Florentiners Guicciardini, im Grund aber ein Bild, um den entarteten Abkömmlingen der alten Quiriten ihre tiefe Erniedrigung und politische Nichtigkeit recht anschaulich zu machen. Und in der That, das Bild, welches er vor unseren Augen entrollt, ist in so dunkelglühende Farben gekleidet, daß jedem Patrioten die Scham über sein eigenes Volk aufsteigen muß. Der rednerische Prunk, in welchem dieses Geschichtswerk etwas schwerfällig einherschreitet, übt auf die Italiener einen unwiderstehlichen Zauber aus, und hat dem Verfasser eine Art Cult erworben, wie er nur den größten Männern seiner Nation gezollt zu werden pflegt. Die Werke dieser Volksführer und ihrer Meinungsgenossen sind fast durchweg absichtliche Tendenzschriften, deren Beitze wohl kaum der unparteiischen Geschichte, aber desto mehr dem verwöhnten Gaumen der italischen Patrioten zusagt. Da sie zugleich durch die Censurverbote einzelner Staaten ausgezeichnet wurden, so stieg dadurch ihr pikanter Wildgeschmack dergestalt, daß sie überall gesucht und gelesen werden. Wenn sie daher Gioberti als Leitsterne der Nationalen anpreist, so spricht er nur aus, was das intelligente Italien denkt und empfindet.

Stellt man nun die Frage: „Hat Gioberti wirklich feste Wurzeln in der wälschen Nation?“ so antwortet der, nach allen Seiten schwankende, Mittermaier in Heidelberg mit einem fast unbedingten Nein, und wenn sich Gioberti über sein oberflächliches Urtheil beklagt, so hat er vollkommen Recht. Der deutsche Professor mag in Kreisen, wo man die Täuschung liebt, mit seiner leicht hinweggleitenden Zahmheit sehr willkommen sein, aber italienische Volkszustände aufzuklären, ist das kaum der rechte Weg. Bei Gioberti muß man die theoretische und praktische Seite seiner Schriften wohl unterscheiden, wenn man mit Sicherheit auf ihre Wirkungen schließen will. In der erstern schwindelt und nebelt er nicht ungern, und dürfte kaum selbst bei den befangensten seiner Landsleute unbedingten Glauben finden, so sehr auch der Zauber seines Vortrages besticht, so wunderlieblich die nationalen Schmeicheleien ins Ohr klingen. Aber die praktische Seite seiner Schriften gibt den Grundton der italischen Nationalüberzeugung in unwiderstehlichen Anklängen wieder, und selbst ihr Ueberschwang zeichnet naturgetreu die aufgeregten Gemüther der

Halbinsel. Seine Schriften müssen daher als Thaten für Italiens Zukunft betrachtet werden, und wer sie gering anschlägt, ist um seine mühsam erworbene Seelenruhe nicht zu beneiden. Zwar hat er seinem Einfluß selbst auf mannichfache Weise geschadet. Sein Jesuitenhaß, der plötzlich wie ein böser Dämon aus seiner Seele schoß, ist in Italien so wenig populär, daß Curci's Gegenrede in anderthalb Jahren acht Auflagen erlebt hat. Der Italiener, an kirchliche Institute gewöhnt, läßt sich nicht so leicht für eine unfruchtbare Idee fanatisiren, wie der Deutsche, welcher ohne solche Windmühlenkämpfe nicht leben kann. Seine überschwängliche Forderung des italischen Primats über alle Völker fand selbst unter den heißblütigsten Nationalen Ungläubige und Gegner, sowie die Vermischung des kirchlichen Elementes mit dem politischen den nüchternen Geistern als Rückgang auf die Träume Lamennais' für den Katholicismus gefährlich schien. Aber man verzeiht ihm alle diese Mißgriffe im Anbetrachte seiner übrigen Verdienste um die Sache Italiens und die römisch-katholische Kirche. Er ist das Organ geworden, durch welches die römischen Prälaten zum Volke reden. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art gab in der ersten Hälfte dieses Jahres der berühmte Kirchenfürst Cadolini, Cardinal und Erzbischof von Ferrara, der äußerste Posten des reformirenden Papstes gegen deutsche Nachbarschaft, indem sich dieser in einer langen Anrede an die zur Conferenz versammelten Priester seines Sprengels größtentheils der beredten Worte Gioberti's bediente, um die katholische Religion und Kirche zu vertheidigen. Unter allen lebenden italienischen Schriftstellern wird keiner öfter angeführt, als Gioberti, und selbst gesetzte und mäßige Männer nehmen keinen Anstand, ihn den primo pensator del mondo zu nennen. In Folge dieser begeisterten Nationalbeistimmung verließ Gioberti in allerneuester Zeit Brüssel, das ihm früher so lieb gewesen, und begab sich nach der südlichen Schweiz, um den durch die Reformen des Papstes Pius IX. beschleunigten Regungen der italienischen Nationalsache näher zu sein. Man nennt ihn bereits als willkommenen Mitarbeiter des in Rom erscheinenden Zeitblattes Il Contemporaneo, und die einst abgeneigte Regierung des Königreichs Sardinien soll ihm die freie Rückkehr ins Vaterland angeboten haben. Nach solchen Vorgängen ist es begreiflich, daß seine Lehre auf der

italienischen Halbinsel auch unbewußt überall nachklingt, und namentlich Pius IX. aller Orten mit seinen Worten gepriesen wird, und zwar von Männern, deren gesellschaftliche Stellung jeder zufälligen Aeußerung ein besonderes Gewicht verleiht. Als sich der Cardinal Fürst Altieri am 3. December 1846 erhob, um einer Versammlung der Arkadier zu Rom eine Lobrede auf Pius IX. zu halten, und unter Anderem sagte: „Gott gibt für jede Zeit den geeigneten Papst, jetzt Pius IX., welcher ganz gemacht ist, das Glück der Kirche und der Völker zu begründen!" so wurde er vom rauschendsten Beifalle der Versammelten unterbrochen, und einer der Anwesenden flüsterte seinem Nachbar ins Ohr: „Gioberti regiert im Vatican!" Der Cardinal Amat, apostolischer Legat von Bologna, eröffnete seinen Amtsantritt mit Gioberti's Worten: „Der große Mann, der auf dem Stuhle Petri sitzt, hat keine andere Absicht, als die Wünsche seiner Unterthanen zu befriedigen. Er hat alle Mittel zu diesem Zwecke bereits in seinem erhabenem Geist überlegt und festgestellt, und braucht nichts Anderes, als Zeit, um große Dinge ins Werk zu setzen." Focaldi, Bischof von Faenza, gebrauchte am 17. Februar 1847 in einer Zuschrift an die Gläubigen seines Sprengels gleichfalls Gioberti's Worte, behauptend, daß „ein Wunder des Himmels Pius IX. zum Wohle des Volkes auf den Thron erhoben habe." Noch deutlicher äußert sich der bereits angeführte Cardinal Cadolini, wenn er in einer Volksanrede spricht: „Pius IX. ist ganz nach dem Herzen Gottes gemacht, mit einem Geiste und Gemüthe, die so weit sind als die ganze Welt (orbe universo), die nichts anderes wollen, als Wünsche erhören, Thränen trocknen, Euch alle geistlichen und zeitlichen Vortheile verschaffen." Mit diesen Aeußerungen des Kirchenstaates hält der Episkopat Sardiniens nicht bloß gleichen Schritt, sondern steigert sie noch um ein Merkliches, wie man in einem Hirtenbriefe des Bischofs Antico von Asti in Savoyen sehen kann. Er kündigt nämlich mit folgenden Worten das allgemeine Jubiläum an: „Der Noe unserer Zeit ladet Euch ein in die Arche der Kirche zu treten. Die Amnestie für politische Verbrecher im Kirchenstaate war ein Vorläufer der höhern Amnestie, die Pius IX. ankündigt als Souverän der Kirche, und wie Rom frohlockt über die erstere, so die katholische Welt über die letztere. Daher kann auch kein antiker Triumph aus der Zeit

der Cäsaren verglichen werden mit dem Glauben und der Liebe, welche die Untergebenen dem Papste zollen. Er kann allein als Stellvertreter Gottes auf Erden sein Wort senden über Berge und Meere ohne eine hemmende Grenze zu finden. In seiner erlauchten Person lebt und spricht Jesus Christus selbst mit der Vollgewalt im Himmel und auf Erden, und deßhalb kann nur er allein der ganzen Welt Frieden, Verzeihung und Ablaß verleihen. Er öffnet und schließt die Himmel wie er will, er selbst sitzt in allen Beichtstühlen, der neue Moses, Pius IX., erhebt betend die Hände und deßwegen wird und muß sein Volk siegen!" Bei allen diesen Freudeergüssen beruft man sich theils ausdrücklich auf Gioberti's Worte, theils klingen sie so vernehmlich durch, daß er nicht umsonst als die Rüstkammer des kirchlichen Italiens erscheint, und zwar um so mehr, da die Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks der Zeitrichtung zusagt, und die Allgemeinheit desselben gestattet, daß jedes überwallende Herz seine eigenen Wünsche und Begierden in die goldene Schale legen kann. Zu diesem Jubel des wälschen Italiens machen die Bischöfe deutscher Herrschaft durch ihre Schweigsamkeit einen eben so lehrreichen, und wie mich bedünkt noch beredteren Gegensatz. Es ist in ihren Hirtenbriefen nur von Schwierigkeiten die Rede, welche die päpstliche Macht umgeben, von Gefahren, die ihr allenthalben drohen, von der Nothwendigkeit des Gebetes für ihr zukünftiges Glück. Daraus fühlt wohl jeder Vernünftige leicht, daß die gegenwärtigen Zustände Italiens nach zwei Seiten verschieden betrachtet werden können, und über die herrschende, von Gioberti am großartigsten betriebene Vermischung des Papstthums mit der Politik selbst die Nationalen nachdenklich werden.

Daher eilten Gioberti's Freunde eifrig herbei, die gewonnenen Vortheile nach Möglichkeit dadurch zu retten, daß sie an seinen Geisteswerken Unhaltbares ausschieden, Wucherndes beschnitten, und unentwickelte Ideen näher bestimmten und ausbildeten. Der geistvollste dieser Nachbesserer an Italiens Zukunft ist der Piemonteser Cesare Balbo, einst berühmter Lehrer der italienischen Literatur und Geschichte, besonders des Mittelalters, jetzt einer der eifrigsten Politiker für die zukünftige Größe Sardiniens. Man findet seine Ansichten niedergelegt im vielgelesenen Buche: Delle Speranze d'Italia, Capolago 1844.

Darin pflichtet er im Allgemeinen Gioberti's Grundsätzen bei, unterscheidet sich aber von ihm besonders durch praktischere Anwendung der Ueberschwänglichkeiten seines verbannten Freundes. Gioberti's Primat über alle Völker durch den Papst scheint ihm zu gewagt; er will den römischen Stuhl unabhängig und sein Land ungeschmälert, aber nicht in weltlich=vorherrschender Stellung. Deßgleichen soll Italien nicht über andere Nationen hoffärtigen Ueberschwang anstreben, sondern sich neben denselben als unabhängige Nation geltend machen in einer innigen Conföderation der einzelnen Staaten der vielfach getheilten Halbinsel. Die letztere ist aber nur möglich, wenn es gelingt, die deutsche Fremdmacht aus dem lombardisch=venetianischen Königreiche zu verdrängen. Um dieses zu bewerkstelligen, sollen sich die jetzt bestehenden Regierungen wälscher Zunge rüsten mit Eintracht, Tüchtigkeit der Gesinnung und Waffenmacht für die Zeit der Entscheidung. Diese erscheint beim nahen Sturze des osmannischen Reiches, wo Oesterreich seinen unnatürlichen wälschen Länderschweif aufgeben, und die natürliche Ostmündung seiner Macht ins schwarze und adriatische Meer erobernd verfolgen muß. Hat es sich zu dieser Nothwendigkeit entweder gütlich, oder durch Waffengewalt der Italiener verstanden, so ist es der natürliche Verbündete Italiens, das in ihm einen gleichberechtigten Freund erkennt, und mit ihm gegen jeden Feind des Südens von Europa streiten wird. Dann erst steht Oesterreich auf dem Gipfel seiner Macht, jenseit von Deutschland nothwendigerweise gehalten, diesseits der Achillesferse entledigt, und in solcher Mitte allein den nordischen Begierden gewachsen. Piemont tritt mit Recht in den Besitz von Oberitalien, das früher dentschen Befehlen gehorcht, weil es allein die Macht hat, diesen Theil der Halbinsel zu italienisiren und fest ans übrige wälsche Land anzuschließen. Die mittelitalienischen Staaten werden sich von selbst enger aneinander schließen zur Befestigung ihrer Obmacht, und Neapel, im Rücken sicher, kann, als Vermittler zwischen der italienischen Halbinsel und den überseeischen Ländern, seine Macht als Handelsstaat in andere Welttheile ausdehnen, wobei ganz Italien stets auf seiner Seite sein wird für seinen eigenen Vortheil. Und über den ganzen Bund der conföderirten Staaten waltet die Achtung vor dem Papst als Haupt der katholischen Kirche, deren Gewicht für Italien nie zu gering angeschlagen

werden darf. Das sind ungefähr die Grundzüge des Buches, welches Balbo weit berühmter gemacht hat, als alle seine frühere Gelehrsamkeit, und man muß gestehen, daß der Ruhm auf diesem Felde heutzutage wirklich spottwohlfeil ist. Referent hat bloß diese italienischen Bewegungen näher kennzeichnen wollen, ohne irgend Partei zu nehmen. Nach seiner Meinung ist nichts verderblicher, als das verheimlichte Gewicht politischer Broschüren, die man wenigstens in manchen süddeutschen Ländern höher stellt, als sie verdienen. Zugleich glaubte er auch, den Katholiken einen Dienst zu leisten, wenn sie klar und deutlich wissen, warum es sich hier eigentlich handelt, und wofür die Kirche in Italien einstehen soll. Er weiß übrigens recht gut, daß diese auf einem Felsen steht, und nichts verlieren kann auf dem Sande der Politik, die mit ihr nichts zu thun hat.

Der Napoleonische Feldhauptmann von Malpaga.

(1847.)

Sie erhalten mein Schreiben aus einem blutgedüngten Felde, und was noch ärger als dieser Umstand, von der Villa Malpaga, deren Name jedes christliche Gemüth zu erschrecken im Stande ist. Sie liegt zwischen Venedig und Padua unweit der Brenta auf der unermeßlichen Ebene, die sich aus den verhängnißvollen ultramontanen Alpen als späteres Festland um den Golf von Venedig gelagert hat, ein grünwogendes Meer einförmiger Fruchtbarkeit mit den tiefeindringlichen Stichen des Heimwehs für die Gebirgsländer. Sie gehörte in der mittleren Zeit dem berühmten Venetianergeschlecht Malpaga, an der Stelle, wo einst wohl zwanzig Wohnungen standen, die aber von einem Kriegssturme hinweggefegt wurden. Noch immer findet man in den Feldgründen bei tieferem Nachgraben Menschengebeine, Waffen, venetianische Münzen, zertrümmerte Säulenschäfte und weitläufige Mauerspuren, die auf eine gewaltsame Zerstörung der älteren Menschenansiedelung schließen lassen. Seltsamer Weise ließ sich vor einigen Jahren auf Malpaga ein bejahrter Napoleonischer Feldhauptmann nieder, die Furchen eines vielbewegten Lebens im scharfausgeprägten Gesichte, mit den Narben aus vierzig Schlachten, und jenen klugen rollenden Augen, die „vieler Menschen Städte gesehen und den Sinn der Bewohner erforscht haben.“ Auf die Sturm- und Drangperiode jenes früheren Lebens ist die milde Windstille des Alters gefolgt, die uns an verdienten Veteranen so liebenswürdig erscheint, und aus den narbenvollen Zügen spricht eine fast weiblich zarte Seele mit leisem Anflug weltschmerzlicher Empfindung, die nie ungerecht und maßlos wird, weil der heitere Schein christlicher Ergebung auf das rauschende Gewühl menschlicher Erlebnisse fällt. Wie ich mit ihm bekannt geworden, kann Ihren Lesern

gleichgültig sein. Er nahm mich als warmer Freund in sein Haus auf, und ich folge dem Drange meines Herzens, wenn ich einige Eindrücke der Villa Malpaga schriftlich festzustellen versuche.

Wir lagen eines Abends im offenen Fenster, und ließen unsere Augen ins Blaue der fernen Nordgebirge schweifen, über welchen der reichste Schimmer der Abendröthe leuchtete mit jenem unbeschreiblichen Zauber, der Ihnen von Venedig aus bekannt ist. Da prasselte auf einmal der letzte Eisenbahnzug von Padua wie ein schnaubendes Ungethüm an uns vorüber in die alte Dogenstadt, dessen unheimliche Triebkraft nie verfehlt, ein leises Grauen in den Gemüthern aufzuregen. Bei diesem Anblicke wendete sich mein Gastfreund seitwärts, und fuhr mit der linken Hand auf seine Brust in schmerzabwehrender Geberde. „So oft ich diese Dampfmaschine hier vorüberfliegen sehe," sagte er, unter leisem Zucken seiner Augenwimpern, „so schmerzt mich die Wunde über der zweiten Rippe, die ich unter Rusca bei der Mühlbacher Klause aus einem verzweifelten Kampfe mit den Tirolern davongetragen habe. Die Narbe regt sich nur bei geistigem Aufruhr im prophetischen Vorgefühle möglichen Unheils, und hat mich noch nie betrogen. Sie lächeln über meinen Aberglauben, aber vieljährige Erfahrung läßt sich nicht abstreiten. Die blinde Triebkraft der Damfwaggons erinnert mich stets unwillkürlich an die unleitbare Wuth eines entzügelten Volkes in den Händen communistischer Verführer ohne Religion und Sitte. Dieser Gedanke reißt mir dann jedesmal mit einem scharfen Stiche durch meine alte Wunde. Das kann nichts Gutes bedeuten, denken Sie an mich! Journalisten und Müßiggänger reden auch in Italien das große Wort zum Heile des Volkes, aber kein Einziger derselben denkt daran, die Zustände des Volkes wirklich zu verbessern, und den irdischen Schmutz wegzuräumen, in welchem unsere Landleute geistig und leiblich verkümmern. Man wühlt und bohrt, natürlich mit dem tugendhaftesten Ingrimme von der Welt, gegen die geistlichen Orden, die mit der modernen Bildung im Widerspruche stehen, und doch sind es diese Institute fast allein, welche die Sache des Volkes zur ihrigen gemacht haben und an seinen Leiden Antheil nehmen. Und so fürchte ich, naht die Zeit auch für Italien, wo der auflösende Geist in die ausgedorrten Gebeine unserer Proletarier fährt, und sie im Sturme gegen den

Besitz über die Ebene reißt. Dann wird mehr als ein blutgedüngtes Feld von Malpaga zum Himmel leuchten.“ Er fuhr bei diesen Worten wieder ängstlich auf seine alte Brustwunde, und war den ganzen Abend ungewöhnlich still. Und als er mir vor dem Schlafengehen freundlich die Hand drückte, sagte der sonst so sanfte Mann: „Lieber Freund! Wer das Volk wahrhaft liebt, muß wenigstens ein Pfund Polenta wöchentlich zu seinem Wohle beisteuern, mit großen Worten läßt sich da nicht helfen. In unserer Pfarre sind zwanzig Besitzer mit ungefähr hundert arbeitfreien Familiengliedern. Die anderen haben nichts als die schwere Arbeit in den dürftigsten Umständen, achthundert Menschen gegen hundert, und dieses Verhältniß ist noch eines der besten in der Gegend. Wer mir von Reform spricht, und diesen Jammer aufrecht erhalten will, der ist mit Verlaub ein Seccacujoni. Er arbeitet bewußt oder unbewußt dem Volksverderben in die Hände, welche das tiefe Elend des Volkes benützen, um dasselbe gegen die Besitzer aufzustacheln. Die Kirche mit ihren Instituten ist noch das einzige Wehrmittel dagegen, aber der Platzregen der schlechten Presse hat bereits begonnen. Wir wollen sehen, was er stehen läßt.“ Bei diesen Worten drehte er sich auf dem Absatze seines rechten Stiefels im Kreise herum, und pfiff mit einem schneidenden Tone spöttisch durch die zwei erhobenen Mittelfinger in die Nachtluft. Brummend entfernte er sich in sein Schlafzimmer, und ich konnte nichts mehr vernehmen, als das gedehnte Quei seccacujoni!

Dieser Ernst des alten Degens bewog mich, meinen Aufenthalt in der Gegend vorzüglich dazu zu benützen, um mich über die Volkszustände näher aufzuklären. Denn leugnen ließ sich nicht, daß die italische Reform, wie sie jetzt von schreienden Volktribunen befürwortet wird, zuvörderst mit dem Volke anfangen müsse, um auf den Grund eines unabhängigen Bauernstandes das Staatsgebäude festzustellen. Von einem Bauer im deutschen Sinn ist in Italien selbst in den günstigsten Verhältnissen keine Rede. Es gibt bloß Pächter (fittabili) und Bauleute (coloni) nach einem erbärmlichen Maßstabe. Die Ersteren sitzen in geringer Anzahl auf zerstückelten Guttheilchen um einen Pachtzins, der ihnen wenig mehr übrig läßt, als die Möglichkeit, ihr nacktes Leben kümmerlich zu fristen. Die bei weitem

größere Anzahl des Volkes versieht Baumannsdienste, welche noch weniger freie Bewegung des bäuerlichen Lebens gestatten, und ohne Zweifel im Venetianischen am wenigsten einträglich sind. Diese Bauleute wohnen in ärmlichen Hütten, die kaum so hoch sind, als das erste Stockwerk unserer deutschen Bauernhäuser, aus Lehm roh zusammengeflickt und in der Regel ohne eigentliche Fenster. Die besten derselben haben gegen die Sonne drei Oeffnungen. Durch die erste tritt man ins Vorrathsgemach, wo der geringe Haushalt, Rindvieh, Futter und Stroh mit allerlei plunderhaft durch einander liegendem Gerümpel untergebracht ist; durch die zweite kommt man in die Küche, die auch zur Wohnstube dient, und von den jungen Schweinen und dem zahmen Geflügel eifrig besucht wird, voll Unrath und Schmutz in jeder Ecke; die dritte Oeffnung zeigt die Schlafstelle für das Ehepaar und die halbnackten Kindlein größtentheils in so faulen Nestern, die wahrhaft Grausen erregen. An ein Pflaster oder an einen Holzboden nicht zu denken, sondern überall der nackte Lehmboden in feuchten Gründen, und von eindringendem Regenwasser kaum verschont, die Rückseite größtentheils mit einem Erdwalle geschützt, welcher seine überflüssige Nässe einwärts schlagen läßt. Von Oefen keine Spur, ungeachtet der Winter oft drückend ist. Die in solchen engen Räumen untergebrachten Siebensachen der armen Leute stimmen unwillkürlich zum Mitleid. Das Bett ist gewöhnlich schmutziger als die Wurfstelle eines Wildes, nicht nur überall ohne Betttücher, sondern öfter sogar ohne Stroh. Kästen für ihre Kleider brauchen sie keine; ein einziger Nagel trägt leicht den Vorrath, dessen sich die besteingerichtete Person rühmen kann. Unser deutsches Bauernthum, in vielen Gegenden auch dürftig genug, erscheint dagegen fast als wünschenswerthes Behagen. Im Tiefgrunde der venetianischen Ebene, der einst Moor und Sumpf war, und noch durch Abzugsgräben entwässert werden muß, läßt sich kein Keller für Getränke und Gemüse anbringen, daher fehlen die meisten bei uns so viel entscheidenden Lebensstoffe aus dem Pflanzenreiche. Selbst der gemeine Salat ist ein Luxusartikel, den man sich aus Mangel unverdorbenen Essigs meistentheils versagen muß. Durch künstliche Nachhilfe solchen Uebelständen vorzubeugen, macht das Landvolk in seiner kümmerlichen Unbehilflichkeit nicht den mindesten Versuch. Der Landbau wird auf oberflächliche

Weise mit höchst mangelhaften Werkzeugen betrieben, als lebte man in einem Zeitalter, wo die ersten Versuche des Wein- und Getraidebaues gemacht wurden, und die unermeßlichen Verbesserungen in diesen ländlichen Arbeitszweigen, wie man sie in England, Frankreich und zum Theil auch in Deutschland findet, sind hier zu Lande ganz unbekannt. Der Wein, die Seide und der Mais sind die Hauptgegenstände des Anbaues; die übrigen Getraidearten werden als Nebensache behandelt. Das Erzeugniß an Wein und Seide gehört beinahe ungetheilt dem Besitzer des Grundstücks, und es hängt von seiner Billigkeit ab, wie viel er sogenannten Nachdruck zu vin piccolo seinen Bauleuten überlassen will, in der Regel so wenig, daß sie bloß eine sehr kurze Zeit im Winter davon zu kosten haben. Im Sommer ging diese Art verwässerten Sauergetränks ohnehin durch die einfallende Hitze zu Grunde. Beim Mangel an frischem Wasser, der in den meisten Gegenden vorherrscht, ist diese Entbehrung von unberechenbarem Gewichte für das hart angestrengte Landvolk. Vom Mais und dem übrigen Getraide erhalten sie einen bestimmten Antheil, und zwar vom ersteren mehr als vom letzteren, aber stets in sehr ausgemessenen Antheilen. Der Grasnutzen, in den meisten Gegenden unbedeutend aus Mangel ausgiebiger Wiesen, und durch Laubniß aller Art ergänzt, nährt wenig Vieh, und vorzugsweise nur Zugvieh zur Bearbeitung des Feldes, so daß im Sommer oft weitum keine Kuh anzutreffen ist. Deßhalb kann von Milch und Schmalz bei den meisten Bauleuten kaum die Rede sein. Wir mußten unseren Kaffe des Morgens schwarz trinken, wenn die Köchin zufällig vergaß, die Milch aus weiter Ferne zu bestellen.

Eines Tages ging ich gegen neun Uhr Morgens durch die Felder. An einem Pappelbaume, der rings ausgiebige Schatten warf, loderte zwischen zwei Kieselsteinen ein von dünnem Reisig geschürtes Feuerlein, und darüber rührte ein alter Mann seine Polenta ab mit bedächtiger Sorgfalt, die eben soviel Rücksicht für seinen kostbaren Schatz als Eßlust bewies. Sein tiefgefurchtes, sonnenverbranntes Gesicht war in schauderhafte Falten eingegangen, die mir in deutschen Gegenden nie begegnet sind. Der wälsche Sonnenbrand in dumpfer Ebene hatte durch siebenzig Sommer in die einst regelmäßigen Züge des Mannes gearbeitet, und für die lange Noth eines kummerhaften

Lebens ein abschreckendes Gepräge erfunden. Auf seinem schwarzdürren Haupte lagen vereinzelte Büschel weißer Haare, und seine Kleidung bedeckte kaum die ärgsten Blößen. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein. „Ich habe nichts," sagte er, „als harte Arbeit, wenig Polenta und die Communion, mai altro! Keine andere Speise ist seit vierzig Jahren über meine Lippen gekommen, polenta e la santa communione! Und wenn ich zweimal des Tags ein Stück Polenta habe, so muß ich mich glücklich schätzen. Die meisten meiner Nachbarn haben oft kaum einmal des Tages davon zu essen." Bei diesen Worten blickte er mit seinem braunen Gesichte zu mir empor, und zwei volle Adern schwollen auf seiner Stirn, wie drohend auf. Polenta e la santa communione! konnte ich mehrere Tage nicht aus meinen Ohren bringen, und noch jetzt regt sich bisweilen der Nachklang davon in meiner Seele. Und in der That hatte der Mann nur die bittere Wahrheit gesagt. Polenta bildet die einzige Nahrung des Landmannes. Man ißt sie wie Brod ohne allen Zusatz, und das unreine Wasser der Ziehbrunnen ist den größten Theil des Jahres die einzige Schmelze dazu. Und um diese Speise zu haben, muß man sehr fleißig und mit äußerster Sparsamkeit dem bäuerlichen Beruf obliegen. Das Weintrinken ist so selten, daß mir Männer und Frauen namhaft gemacht wurden, welche seit fünfzig Jahren keinen Tropfen mehr davon getrunken hatten, und doch rankt sich die Rebe an allen Sträuchern in die Höhe, und oft in die Hausfenster der Villa hinein. Um sich nothdürftig zu kleiden, ernähren diese Bauleute einige Haus- und Feldthiere, Schweine, Gänse, Enten und Hennen, welche den Feldern zwar sehr verderblich sind, aber vom Grundbesitzer geduldet werden müssen, wenn das Volk nicht in Verzweiflung gerathen soll. Sie leben größtentheils in den schmutzigsten Abzugsgräben, welche sich zwischen allen Feldern hinziehen, mit Schilfröhricht überwuchert, an deren Räumung Niemand denkt. Sie werden darin ohne alle weitere Sorge groß und fett, und wandern in unglaublicher Menge auf die benachbarten Märkte. Mit der emsigsten Sorglichkeit hebt die Hausfrau die großen Eier ihrer Hennen auf, und läßt es sich gar nicht einfallen, eines derselben für ihre Familie zu verwenden. Am Samstage fährt ihr Gemahl mit den lebendigen und todten Gegenständen seiner mühevollen Zucht in die benachbarte Stadt, und

enthält sich dergestalt von jeder unnöthigen Geldauslage, daß man siebenzigjährige Greise findet, welche sich bei solchen Gelegenheiten nie einen Trunk Wein erlaubten, um ihr karges Sümmchen unverkürzt heimzubringen. So gilt auch von diesen armen italienischen Bauern Freiligrath's berühmtes Lied von den Leiden des irischen Volkes, welches im fruchtbarsten Land ackert und züchtet, ohne je von den Edelfrüchten und Zuchtthieren desselben etwas zu genießen. Die Noth dieser Bauleute ist trotz der beschriebenen Nebeneinnahme noch immer so groß, daß sie häufig über die Linie des Rechtes hinausgetrieben, gegen ihre Herren in eine Art heimlichen Kriegs eingehen. Was die letzteren nicht einsperren können, ist auch nicht sicher, wobei jedoch eine eigenthümliche Regel des Diebstahles genau eingehalten wird. Der arme Baumann nimmt nur, was ihm zum Lebensunterhalte von Feldfrüchten unumgänglich nöthig ist. Diebstähle von anderer Art sind äußerst selten. Gutmüthige Herren haben dieses unnatürliche Verhältniß längst durch offene Duldung des Unvermeidlichen in ein naturgemäßes umgewandelt, aber leider sind solche Menschenfreunde selten. Dadurch geht alles wechselseitige Vertrauen zwischen den Herren und Bauleuten verloren. Die einen nehmen sich vor dem andern in Acht, und Geringschätzung auf beiden Seiten macht das Leben unbehaglich. Diese geistige Kluft zwischen Herren- und Bauernthum, wenigstens eben so tief als die besitzliche, theilt die ganze Bevölkerung gleichsam in zwei abgesonderte Raçen, in die weiße und braune, wovon die erstere nicht bloß allen Besitz, sondern auch alle Ehrlichkeit in Anspruch nimmt, während die andere mit ihrer verbrannten Physiognomie, durch Einflüsse des Himmels und der Erde verkümmert, einem Kabylenstamme anzugehören scheint, und weder für ihre Arbeit, noch Treue sonderliche Anerkennung erwarten darf. Dieses bäuerliche Mißverhältniß erhält seine größte Schärfe, wenn die behaglichen Besitzer aus der Luft volkreicher Städte zu bestimmten Zeiten heranrauschen, und sich arbeitslos in den Prunksälen der Villa niederlassen, die ein glücklicher Ahnherr gebaut, im Schatten der grünen Laubwaldung, die jedem Sonnenstiche wehrt, mit der empfundensten Sorglosigkeit, welche das Gefühl erblichen Vorzugs in allen Mienen preisgibt. Ich mußte in solchen Zuständen das Wiederstreben meines deutschen Gemüthes stets mit Ernst niederhalten, während der Italiener

von gottgeordneter Gliederung der Herren und Knechte spricht, und von der freien Presse und Bürgergarde alles Heil der Gesellschaft erwartet.

In solchen Verhältnissen liegt die geistige Bildung des Volkes begreiflicher Weise kläglich darnieder. Die Schule des Ortes besteht nur so lange, als die armen Leute einen Lehrer besolden können. Die Napoleonische Regierung hat die meisten frommen Stiftungen, die klösterlichen Institute und Brüderschaften nach ihrer Art in kurzer Zeit aufgefressen, und dadurch die Bildungsmittel unzähliger Gemeinden gänzlich verwüstet. Der Nachwachs volksthümlicher Stiftungen geht auf dem Lande nur sehr langsam, und im materiell-gesinnten Zeitalter mit geringen Geldkräften von Statten. Deßhalb herrscht hier noch immer eine fühlbare Oede an geistiger Bearbeitung der Volkselemente. Und wo eine Schule wirklich regelmäßig besteht, wird sie selten fleißig besucht. Was nur immer Hände zur Arbeit regen kann, bleibt von derselben weg, und Nöthigung zum Schulbesuche durch weltliche und geistliche Obrigkeit findet hier nicht Statt. Daher die kaum überraschende Erscheinung, daß die meisten Landleute nicht lesen können, und oft eine Stumpfheit und Gleichgiltigkeit für alle geistige Erhebung an den Tag legen, die am sonst lebhaften italienischen Volke doppelt auffallen muß. Unter solchen Umständen trifft man oft kirchliche Zustände, wie sie in Deutschland nur vor dem Concil in Trient im sechzehnten Jahrhunderte vorkamen. Um Ihnen nähere Beweise für diese Behauptung zu liefern, wähle ich die ansehnliche Pfarrgemeinde Borbiago zwischen Venedig und Padua, unweit des Fleckens Mira. Benediktiner von Venedig hatten sie gegründet, und ihr durch viele Jahrhunderte Schul- und Kirchendienste unentgeltlich geleistet. Zur Zeit der Unterdrückung dieser Ordensleute wurde all ihr Besitzthum verkauft, ohne mindeste Rücksicht für Kirche und Schule. Dadurch stand das ganze Pfarrthum in der Luft. Da der Staatsfond nur sehr wenig leistet, das arme Volk mit seiner eigenen Noth vollauf zu thun hat, und die reichen Herren in Treviso, Venedig und Padua nichts thun wollen, so erlahmt aller Eifer und Muth, selbst an den Geistlichen, besonders im Kirchensprengel von Padua. An Werktagen erscheint Niemand zur Messe, ja es geschieht nicht selten, daß die Geistlichen oft wochenlang abwesend sind. Ich

kam eines Morgens um sieben Uhr zur Pfarrkirche. Der Meßner saß in Hemdärmeln auf der Schwelle der Kirchenthür, mit dem Rücken gegen den Hochaltar, und sang ein wunderlich Lied in die Morgennebel hinaus. Auf mein Befragen erzählte er mir, daß er hier sitze, bis der Kaplan zum Messelesen käme. Das könne sich im ungünstigsten Falle bis auf zehn Uhr verzögern, wenn späteres Einschlafen längere Morgenruhe für den geistlichen Herrn nothwendig mache. Der Pfarrer sei Morgens früh ohne Messe auf den Viehmarkt nach Mirano gezogen, und werde erst nach vier Tagen wieder heimkehren. So treffe es ihn täglich, mehrere Stunden hier auf der Kirchenschwelle zu sitzen, und er müsse bisweilen ohne Meßdienst aufstehen, wenn die beiden Geistlichen einen lustigen Kreisgang (un bel giretto) unternommen hätten. An gewöhnlichen Sonntagen geht Niemand zur Beichte, und bei aller Anhänglichkeit des Volkes an die Kirche zeigt sich in demselben wenig Begehren nach den heiligen Sacramenten. Die Pfarrer, auf mäßiges Einkommen beschränkt, stellen beim Landvolke, das ohnehin dürftig genug ist, alljährlich im Herbst eine Fruchtsammlung an; deßgleichen der Frühmesser und Meßner. Selbst der Kirchenunterhalt, leider oft prunkvoller als in solchen Umständen zu verantworten ist, wird zum Theile durch Sammelbeiträge ganz eigener Art bestritten. Ein Sammler geht in der Gemeinde Tag aus Tag ein umher, wie ein Pilger gekleidet, auf der Brust mit einer Tafel, worauf geschrieben steht: „Zum Almosen für die Kirche,“ und auf den Schultern einen Quersack. In den letzteren wirft er die zusammengebettelten Stücke von Polenta, welche die Bauleute in Ermangelung des Geldes vom Munde weggeben, und verkauft dieselben wieder an ärmere Leute, um sich selbst zu erhalten, und mit dem Reste der Pfarrkirche aufzuhelfen. Man hat keinen Begriff, wie heißhungerig sich die armen Käufer um den schmutzigen Polentasack drängen, und die kreuzerweis erhandelten Brocken hinabschlingen.

Eines Tages begleitete ich den Kaplan zu einem kranken Mann. Er lag in einer Hütte, die mir nicht erlaubte, ganz aufrecht zu stehen, auf einem aufgelösten und verbrauchten Strohbunde. Der Kopf ruhte auf einem Holzbock, über welchen ein grobes, in Schmutz starrendes Stück Leinwand gebreitet war, der übrige Leib unter

einer verblaßten, einst blumigen Kinderdecke, die mit vieljährigen Schmutzflecken bedeckt und an manchen Stellen löcherig, Hals und Füße frei ließ. Seine Haut, beinahe schwarz geworden und lederartig zusammengeschrumpft im Brande von drei und sechzig Sommern, ließ bei lebendem Leibe ein scharf ausgeprägtes Gerippe wahrnehmen. Seine Füße waren stark geschwollen und die Brust sehr beengt. Niemand stand zu seinen Diensten bereit, da die drängende Feldarbeit alle gesunden Kräfte des Hauses in Anspruch genommen hatte. Auf einer Steinplatte neben ihm stand ein Krug Wasser aus der nächsten Pfütze, und dabei lag ein Stück Polenta. So lag er schon fünf Stunden allein ohne Klage. Von einem Arzte war noch nicht die Rede gewesen, und der Kranke sagte gefaßt: Un medico costa troppo per noi altri. Der Geistliche versah ihn mit den Sterbsacramenten, und am Ende der Ceremonien wollte er mit ihm noch ein Wort allein reden. Ich trat ab, aber bald folgte mir der Kaplan nach und erzählte mir, der Kranke wolle Niemanden bei sich, und habe ihn bloß gebeten, um ein christliches Begräbniß, das er nicht bezahlen könne. Ein solches Begehren habe seine Schwierigkeiten, fügte er bedeutsam hinzu. Und in der That war das Bedenken nicht ungegründet. Der Mann starb noch dieselbe Nacht, und der Pfarrer weigerte sich, ihn ohne Bezahlung zu begraben. So lag die Leiche, trotz der heißen Jahreszeit, fünf Tage unbegraben, bis sich ein Nachbar herbeiließ, die Begräbnißkosten zu bezahlen. Hätte ich diesen unerhörten Fall nicht selbst erlebt, so würde ich nicht wagen, den Glauben der Leser für eine Thatsache in Anspruch zu nehmen, die selbst im irischen Hungerlande, dem anerkannt klassischen Boden des tiefsten Volksjammers, schwerlich vorkommen dürfte. Nach näherer Erkundigung war er nicht einmal seltsam, und vor jedem Begräbniß die Sicherstellung der Bezahlung für diesen traurigen letzten Dienst durchaus unerläßlich.

In den lauen Sommernächten, die sich mit dem mächtigen Zauber wolkenloser Himmelsheiterkeit auf die rastlosen Grillenlieder und das Cicadengeschmetter der dämmerhaften Landschaft legten, und die Duftwogen des Gartens in die Lindengänge des Parkes trugen, stieg mir erst das Elend der Bauleute recht zu Gemüthe, und das furchtbare Unrecht der weißen Raçe in einem Lande, das so überreichlich gesegnet

mit schwellenden Früchten aller Art den armen Baumann mit Weib und schmutzigen Kindlein zu hoffnungsloser Noth verdammt. Sie wissen, die venetianischen Nächte haben überhaupt etwas Aufregendes, und reißen uns die Gedanken aus der Seele und das Wort von den Lippen, ohne viel Rücksicht auf die Gesellschaft, welcher die nackte Wahrheit mißliebig genug ist. Um die Schale voll zu machen, gesellte sich in solchen Momenten stets der treuherzige Gastfreund und Feldhauptmann zu mir, noch warm von der Zeitungslectüre, welche gerade die ersten Brander gegen die Deutschen für die indipendenza italiana schwärmen ließ. Bei seiner genauen Kenntniß der italienischen Zustände wurde die Unterhaltung mit dem vielerfahrenen Mann eben so anziehend als lehrreich, besonders in unseren Tagen, wo der Tumult aufgeregter Wünsche und Begierden so selten den wahren Fleck des menschlichen Bedürfnisses zu Tage treten läßt.

„Der Zustand unserer Bauleute," sagte er, „ist in ganz Italien, das ich genau nach allen Richtungen kennen gelernt habe, der nämliche. Man nimmt zwar gewöhnlich die Bauern der Lombardei und von Toskana aus, aber sehr mit Unrecht. Die Lombardei ist im Durchschnitte besser angebaut, als die übrige Halbinsel, und der durch kluge Altvordern überall hin vertheilte Wasserreichthum macht eine ansehnliche Milchwirthschaft möglich, welche das tägliche Loos der Arbeiter einigermaßen erleichtert. Aber sie befinden sich auf derselben Stufe, wie die Bauleute des venetianischen, und in keiner Stadt Italiens ist mir der Abstand zwischen Stadt und Land mehr aufgefallen als in Mailand. Während in der Metropole eine schwelgende Ueberfülle schöner Menschenbildungen überraschend zu Tage tritt, beginnt gleich außerhalb der Linien derselben das braune Geschlecht der Bauleute und Pächter in verschrumpfter, frühzeitig abgelebter und durch bitteres Mühsal zerdrückter Form, die jedes Herz um so tiefer ergreift, je schwellender die umgebende Natur ihre Keime ausstattet, so daß man auf ewige Jugend rechnen zu können glauben möchte. Nichts lehrreicher, als an Sonntagen auf den Stufen des Riesendoms die aus- und einwogende Landbevölkerung zu mustern. Jene Geschmeidigkeit der Glieder, die unsere deutschen Bauern so vortheilhaft auszeichnet, das Wohlbehagen in Gesicht und Gang, wie es nur aus dem Gefühl eigenen Besitzes hervorgehen kann, die ungezwungene edle Heiterkeit

eines in den gewöhnlichen Bedürfnissen befriedigten Lebens sind hier nirgends zu schauen; es ist die Noth, die uns in früh alternden Formen begegnet, und der Schrei der Lust ein meist unglücklicher Versuch, den Jammer alltäglicher Beschränkung auf das ärmste Loos zu vergessen. Was in Toscana zur Erleichterung des Bauernstandes vom deutschen Leopold geschehen, war allerdings ein nie genug zu preisender Versuch, die sociale Freiheit auf naturgemäße Grundlagen zu stellen, aber leider nur ein Anfang, der keine durchgreifende Fortbildung erfahren hat. Und der Grund dieses Stillstandes lag nicht am wohldenkenden Fürstenhause, sondern an den Italienern selbst, die nie mit Willen an diese nothwendige Bedingung aller vernünftigen Reform denken. In Sardinien, in Piemont, im Kirchenstaat, in Neapel und Sicilien sind die Bauleute nicht viel besser daran, als in den genannten Staaten, wo der deutsche Geist sich, trotz aller Hindernisse, mit ächtgermanischer Milde für die Klasse der Arbeiter einigermaßen geltend gemacht hat. Ja, ich wage es zu sagen aus vieljähriger Erfahrung, der jetzt auftauchende Deutschenhaß hat seinen Grund mitunter unbewußt in dieser Vorliebe deutscher Gerechtigkeit für das Volk, er ist ein instinctartiger Ausbruch aristocratischer Hintergedanken, die aus deutschen Einflüssen keinen Vortheil zu ziehen fürchten. Die reichen Besitzer geben ihr Geld zu überschwänglichen Demonstrationen für die italische Unabhängigkeit und Nationalität, lassen aber ihre Gründe und Waldungen lieber zur Weide liegen, als daß sie den Besitz um ewigen Grundzins unter die armen Bauleute austheilen ließen, wie man in Deutschland mit so viel weiser Maßhaltung schon längst gethan hat. Darum klingt die Prahlhanserei der städtischen Pflastertreter, Journalisten und politischen Pamphletisten so unbeschreiblich lächerlich, wenn sie mit eisenfresserischem Ueberschwang von Blut und Krieg reden contra omnes gentes has. Von der städtischen Bevölkerung verspreche ich mir nicht viel, und das Landvolk, durch eine ungeheure Kluft von den Besitzern getrennt, kann um Geld zu einem Crawall gewonnen werden, aber für regelmäßige, aushaltige Tapferkeit desselben ist weder Grund noch Anschein vorhanden. Niemand läßt sich gern für Nichts und aber Nichts todtschießen, der italienische Landmann am allerwenigsten. Die Nationalkraft kann nur erstarken durch einen Bauernstand, der Etwas zu

verlieren hat. Wer für diesen letzteren Zweck arbeitet, reformirt und exercirt, ist wahrhaft national, ein Patriot im wahren Sinne des Wortes. Tiraden, Bürgerwachaufzüge, Schwenken von Sacktüchern und ellenlange Mauernanschläge gegen die Barbaren helfen hier nicht weiter. Höchstens fühlt man, daß die klassische Raçe der buffoni, oder höflicher zu reden, die natio comoeda, noch nicht ausgestorben ist. Gehen wir auf diesem Wege weiter mit einer oft zügellosen Presse, mit tausend Winkelbuchmanufacturen, mit freiem Einlaß ausländisch-französischer Schmutzliteratur, so kommt, fürchte ich, früher als man meint, die Zeit, wo die Proletarier auch im Lande der Citronen- und Myrthenblüthen begreifen werden, daß sie einigen Anspruch auf den Comfort des Lebens haben, und ihn selbst erwerben müssen auf dem kurzen Wege socialer Umwälzung, da man so lange gezögert hat, ihr Loos wahrhaft zu verbessern. Sie werden nicht gegen die Barbaren, sondern gegen die Besitzer ziehen."

„Von dieser Boden- und Bauernreform hängt auch die produktive Wichtigkeit der Halbinsel im ersten Keime weit mehr ab, als von allen agrarischen Gesellschaften, welche durch reiche Parlatori von stimmfester Brust vertreten, so gelehrte Zusammenkünfte halten, während die Sumpfluft der Maremmen, und die Oede der Steppen oft unweit von den Thoren der Hauptstadt ihre unwissenschaftlichen Vorträge zum Besten geben. Italien kann bei einem Bauernstand auf eigener Scholle das Doppelte seiner jährlichen Erzeugnisse auf den Markt bringen, und scharfsehende Augen merken bald, welche Reform, welcher Anlauf zur italienischen Nationalität auf diesem friedlichsten Wege von der Welt möglich ist. Die Besitzer selbst werden nach den unvermeidlichen Opfern zuerst durch festen Pacht, und sofort in allmälicher Weiterbildung durch ewiges Baurecht ihrer Arbeiter nicht weniger verlieren, als es auf den ersten oberflächlichen Blick den Anschein hat. Sie kommen jetzt noch wohlfeil ab; ihre Enkel werden dafür ein dreimal größeres Opfer bringen müssen, ohne auch nur ein Drittheil des gegenwärtigen Nutzens davon zu haben. An diese Aneignung der Scholle zu Gunsten des Landvolkes, muß sich eine gleichmäßige Besteuerung anschließen, mit Beseitigung aller Vorrechte und Ausnahmszustände, die jetzt an vielen Orten der Halbinsel noch gefunden werden. Namentlich muß hierin die Kirche mit

ihren Besitzungen vorausgehen im Verzicht auf Rechte, die im Grunde nur Lasten des Volkes sind. Als aufrichtiger Anhänger der katholischen Kirche muß ich zum Vortheile derselben ein solches Beispiel wünschen, damit die Zeit verlerne, das Kirchenregiment als eigennützig und reformwidrig darzustellen. Der Nutzen solches zeitgemäßen Verzichtes kommt der Lehre des Evangeliums zu Gute, durch das wir Alle als Kinder eines Vaters selig zu werden hoffen. Hat sofort der Bestand der gesellschaftlichen Zustände in einem unbestechlichen und unabsetzbaren Richterstande mit Ausschluß jeder Willkürmaßregel, mit nothwendiger Einschränkung anwältischer Aussaugerei, mit Beseitigung unzuläßlicher Ausdehnung des geistlichen Rechts und durch das Fallen der Mauthschranken im Innern der Halbinsel festere Begründung erhalten, so ist der erste Schritt zur Wiedergeburt Italiens gemacht. Dann erst, und nur dann werden die weiteren vernünftigen liberalen Forderungen ohne Schaden ins Leben dringen dürfen. Mir ist auf Erden nichts verhaßter, als zu sehen, daß man den Bau der Pyramide mit der Spitze beginnt, denn Erfahrung hat mich gelehrt, daß von einem solchen Beginnen nur ein Schritt zum Wahnsinn ist, welcher die bestehenden Kirchenthürme auf die Spitze zu stellen sucht." Bei diesen Worten sank der Veteran, aufgeregt, auf eine Rasenbank, klagte über Schmerz seiner Brustwunde und überließ sich tiefem Stillschweigen.

Auf unserem Heimwege fuhr er mit mildem Ernste weiter: „Die Leute, welche jetzt in Italien den Beruf zu haben glauben, die als nothwendig erkannte Reform der socialen Zustände zu leiten, und ihre Ansichten in Journalen und Schriften den Zeitgenossen bekannt zu geben, lassen sich füglich in drei Klassen eintheilen. Die erste derselben begreift die redlichen Vaterlandsfreunde, Jung und Alt, Gelehrte und Ungelehrte, aus den höchsten und niedrigsten Ständen, in der Regel ohne umfassende Kenntnisse der Welt- und Menschengeschichte. Italien ist ihnen Alles, oft in unklarster Ueberschätzung, mit gutmüthiger Verachtung aller fremden Zustände, die sie nicht kennen und noch weniger verstehen. Sie declamiren mit der wegwerfenden Miene eines Bramarbas gegen die Deutschen, aber ihr Haß ist unschuldig, sie meinen es nicht böse, und wollen bloß in blindem Anlaufe von Herzen und mit allen möglichen Mitteln patriotisch sein.

Im mündlichen Verkehre kommen sie leicht von ihren Uebertreibungen zurück, und lassen sich über die Deutschen einigermaßen verständigen. Gioberti ist ganz ihr Mann. An den mystischen Bau seiner italienischen Nationalität schließen sie sich an und werden vom Strome seiner volltönenden Beredsamkeit getragen wie fette Schwäne, die mit Selbstgefälligkeit thalwärts segeln. Das Gefühl waltet bei allen ihren Ansichten und Schritten vor, und läßt nie klare Gedanken aufkommen. Was ihre Mystiker die profondissima notte di contemplazione nennen, nehmen sie verkehrter Weise für ihre Politik in Anspruch, und sie wären unglücklich, wenn das geistreiche Nachtwandeln und Tappen ein Ende nehmen müßte. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß diese Patrioten in der Wonne ihres überschwänglichen Nationalgefühles nie zum eigentlichen Volke herabsteigen, sie jubeln und schwenken ihre Hüte auf der hohen Warte ihrer Begeisterung, und liebkosen Mond und Sterne des italienischen Himmels, ohne allen Sinn für den Jammer der Erde. Und doch ist gerade diese Klasse von Reformatoren diejenige, von welcher noch am ehesten eine Theilnahme für die Zustände der Landleute zu erwarten wäre, wenn es gelänge, sie in die rechte Bahn einzulenken. Die zweite Klasse der Reformfreunde könnte man die imperialistische nennen. Die Idee eines italienischen Königreichs unter einem heimischen Fürsten ist ihr Abgott, und bei aller Beschönigung ihrer löblichen Absichten verrathen sie keine große Angst in der Wahl ihrer Mittel zum Zwecke. Napoleonische Reminiscenzen, altrömische Imperatoren-Weisheit, republikanische Träume fließen bei ihnen zusammen in die Mischung des neuen Teiges, und über die tausend Schwierigkeiten ihres Planes schlüpfen sie mit der Glattheit des Aals leicht hinweg, weil der Hintergedanken zu viele hilfreiche Hinwegräumung der Noth versprechen. Ihr Mann ist der berühmte Cäsare Balbo mit seinen Hoffnungen Italiens, das Gegenstück des phantasiereichen Gioberti, haarspaltend, wortarm, mehr andeutend als aussprechend. Die Kirche steht ihnen fühlbar im Wege, aber sie sind voll guter Worte für Rom, ohne daß die Gesammtheit ihrer Lehren einen ganz günstigen Eindruck dafür macht. „Kommt Zeit, kommt Rath!" ist ihre heimliche Loosung. Daß diese an das Volk nicht denken, liegt in ihren Grundsätzen. Ihre Centralisationsideen lösen sich nie ganz von

gewaltsamen Maßregeln ab, und freie Besitzer des Bauernstandes wären ihnen mehr lästig als fördersam. Selbst wenn sie von Volksvertretern reden, verstehen sie darunter nur ihres Gleichen, mit Ausschluß der Arbeiter bei allen gemeinsamen Berathungen über Landeswohl. Die Lüsternheit nach fremdem Besitze rechnen sie zum Nationalgefühl, und blicken mit der größten Unbefangenheit auf Tirol, Dalmatien, die südliche Schweiz, ja selbst nach Syrien und Aegypten. Ihr Deutschenhaß besteht nicht in persönlicher Exaltation, sondern im Gefühle des Widerstandes von dieser Seite bei ihrer uneigennützigen Abrundung des italischen Königreichs. Es liegt etwas ungemein Naives in ihren Bestrebungen, und es gehört mit zu den Zeichen der Zeit, daß es in der italienischen Presse so harmlos und ungeschminkt zu Tage treten darf. Die dritte Klasse der Völkerverbesserer in Italien besteht aus den Mitgliedern der Giovine Italia in allen Abstufungen vom milden Orioli bis zu Mazzini herunter, aus jedem Alter und Geschlecht mit einer bedeutsamen Beimischung von geistreichen Frauenkräften. Wer von diesen Maaß hält, thut's in der Hoffnung des Gewinnes für die Zukunft. Auch diese schonen vor der Hand die Kirche größtentheils, Viele ohne Zweifel aufrichtig, aber ginge ihre Reformansicht durch, so würde von weltlicher Macht für das Kirchenoberhaupt nicht mehr viel übrig bleiben. Sie neigen zu republikanischen Institutionen, und würden sich dafür gewaltsame Revolutionen gefallen lassen. An ihren äußersten Schweif hängt sich der ganze Unsinn communistischer Volksverführung zur Lösung aller Bande sittlicher Zucht. Zum Glücke hat die oberste Kirchengewalt eine Stellung eingenommen, welche alle Pläne dieser Klasse vor der Hand zu lähmen scheint. Es ist hoffentlich noch zu viel gesundes Leben in der Nation, um sich von diesem Sauerteig anstecken zu lassen zum Nachtheile der Reformen vom rechtmäßigen Organ aus, das allein das Heil der Gesellschaft begründen kann. Aber weit sind wir hier nicht mehr vom Abgrunde. So stehen wir mitten in einer gährenden Zeit und warten auf den Propheten, welcher den Strom der Weltverbesserung in die kläglichen Zustände unseres Landvolkes leitet, und aus diesem gesunden Kerne heraus eine Nation und wahres Nationalleben bildet. Das Kirchenoberhaupt geht fast mit jedem Schritte in der wärmsten Theilnahme für die armen Leute voraus. Es erübrigt

nur, daß die Städte und Besitzer auf dem Lande in die Fußtapfen des Papstes treten, und das Gesetz an die Stelle maßloser Willkür und Ungleichheit einführen, mit jener Milde, die der Grundton des Christenthums ist, und jetzt so oft als Aushängeschild dienen muß. Nur dadurch ist eine Wiedergeburt Italiens möglich, und einer Katastrophe vorzubeugen, die auch uns treffen muß, wenn wir auf dem verkehrten Wege vorwärts schreiten. Sobald ich einmal den Ruf höre: „Laßt uns einen tüchtigen Bauernstand gründen!“ stecke auch ich die beliebte Cocarde auf meinen Hut, denn der Anfang des Anfangs zum Heil Italiens ist gemacht.“

Als wir gegen ein Uhr Nachts zur Ruhe gingen, ließ der freundliche Wirth geheimnißvolle Reden fallen von interessanten Besuchen, die uns morgen erwarteten. Ich konnte wenig schlafen, und bedarf es seltsamer Weise in südlichen Gegenden weit weniger, als im kühlen Norden. Um fünf Uhr Morgens wandelte ich wieder neugestärkt im dichten Untergehölze, über welchem Linden und Pappeln in der Frühsonne schimmerten, in einer weichen anschmiegenden Luft, mit den Wohlgerüchen aus den nahen Orangenanlagen. Zahme Tauben, angeblich von San Marco in Venedig, flatterten mir so lange nach, bis ich von dem Schaffner der Villa eine Maiskörnersaat auswirkte. Freudig ihres Fundes, erhob sich die geflügelte Schaar wieder durch die geklärten Lüfte aus dem Garten hinweg, gerade im Augenblick, als ein anständig gekleideter Abbate aus einem Seitengange hervortrat und auf mich zuging, eine stattliche Gestalt mit sehr klugen Augen, die verrätherisch die bescheidene Haltung beleuchteten, fern von allem Bemühen, seine Gegenwart näher zu erläutern. Mit der zutraulichsten Miene gesellte er sich zu mir, und hatte mir bald Stand und Geschäft, Neigung und Theilnahme abgelockt. Wie Sie sich leicht denken können, fiel das Gespräch gleich auf die Volkserziehung, und der unbekannte Spaziergänger wurde in allen Mienen und Geberden lebendiger, als ich nach dem ersten Eindrucke erwartet hatte. „Unsere Erziehung besteht eigentlich in Fehlgriffen,“ sprach er mit Erhebung seiner klangreichen Stimme, „und das ist das Mißlichste in der Sache. Bestünde sie bloß in der Nichterziehung, so könnte die überaus treue, wahrhafte und unerschöpfliche Natur mit Gottes Segen noch etwas aus dem Menschen machen. Aber die Unsitte des Lebens, die ohne alle Berech-

tigung ihre Herrschaft geltend macht, die Eitelkeit der Pädagogen, die aus den mannigfaltigsten allbeweglichen Naturen steife und einförmige Pedanten pressen will, die windige Politik, die sich in jeden Kinderbrei mischt und alle ernste Selbstbildung in den Rauch eitlen Wortgezänkes aufgehen läßt, und die einseitige Gesetzgebung, welche vorzugsweise die Städte und die sogenannten gebildeten Klassen im Auge hat, und das Landvolk den verkehrten Wirkungen dieser Richtung preisgibt, ohne alle Rücksicht auf die Zustände des gemeinen Lebens, lassen den tüchtigen Kern des Menschen zu keiner naturgemäßen Entwickelung kommen. Im Gegentheile wirken sie vereint, oft ohne es zu beabsichtigen, dahin, das Landvolk von der geistigen Errungenschaft der Nation auszuschließen, wie es vom Besitze der weltlichen Güter bereits ausgeschlossen ist. Nur die Kirche bleibt ihrer himmlichen Aufgabe treu, nur vor ihr gilt kein Ansehen der Person, und aus ihrem Schooße treten alljährlich eine Unzahl uneigennütziger Priester hervor, welche zum Volke herabsteigen und die Schuld des Lebens an den armen Landleuten durch warme Theilnahme zu sühnen suchen. Sie hat nur einen Feind zu bekämpfen, der aus ihrer Mitte hervorgeht, den Uebereifer nämlich, welcher einerseits durch falsche Behandlung der Ascese die Frische des ursprünglichen Volkskeimes gefährdet, anderseits zu Gunsten der Kirche Partei wird, und die Pflanze gegen ihre natürliche Anlage in aufgedrungene Zustände zwingen will.“

Bei den letzten Worten war der Abbate dergestalt in Eifer gekommen, daß er mit seinem Stock einen derben Streich in die Haselstauden führte. „So muß ich hervortreten und die treffliche Predigt meines Freundes unterbrechen,“ rief der Feldhauptmann, aus einem Gehölze auftauchend, lächelnd aus, und küßte den Abbate mit warmer Innigkeit auf beide Wangen. Denken Sie sich meine Ueberraschung! Der Fremde, dem ich mit harmloser Unbefangenheit gefolgt war, dessen Vortrag über Volkserziehung ich so gern zu Ende gehört hätte, war kein Anderer, als der berühmte Menschenfreund Nicola Mazza, den die Welt, wenn ich nicht sehr irre, schon kennt als Mann von Geist und Liebe für das Gute und Schöne. Damals war sein Wirken im ersten Beginn, und die Leser hören gewiß mit Vergnügen den Verlauf desselben, der auf dem Boden der katholischen Kirche eine merkwürdige und nachahmenswerthe Erscheinung ans Licht

gestellt hat. Mazza ist ein Priester des Kirchensprengels von Verona. Von Jugend auf wandte sich seine Neigung jenem Felde wissenschaftlicher Thätigkeit zu, das durch die Resultate scharfer Berechnung so ungemeinen Einfluß auf das wirkliche Leben gewonnen hat, wir meinen, den mathematischen und physikalischen Wissenszweigen. Und während wir in diesem Kreise oft Männern begegnen, denen im Zahlenrevier aller Sinn für reinmenschliche Verhältnisse abhanden gekommen zu sein scheint, dachte er vielmehr daran, die Kunst der höhern Mechanik dem Leben dienstbar zu machen, und die strenge Ordnung wissenschaftlicher Folgerungen zu Gunsten des armen Volkes in Ausübung zu bringen. So kam es, daß der junge Professor der Mathematik mit seinem Herzen voll Menschenliebe als Reformator der Zustände in den untersten Schichten der Gesellschaft auftrat, ohne andere Mittel, als den Geist, der ihn trieb, und das Vertrauen auf den Beistand des Himmels. „Das bigotte Verona," wie man es in Italien von sogenannten Liberalen bezeichnet hören kann, kam seinen Plänen mit der großartigen Freigebigkeit entgegen, die nirgends staunenswerther zu Tage tritt, als in dieser reichen und wahrhaft christlichen Stadt, wenn es gilt, unverdientes Elend zu mindern, und die unteren Volksklassen zur allmälichen Theilnahme an den höheren Gütern dieses Lebens heranzubilden. Er ging zunächst von einer sehr einfachen, aber folgerichtigen Idee aus, die er selbst in diesen Worten zusammenfaßt: „Die Welt war schon getheilt, als ich das Licht derselben erblickte, und ich hatte keine Lust, ein Umwälzer zu werden, am wenigsten in meinem Vaterlande Italien, wo vieljährige Ungleichheit so feste Wurzeln geschlagen hatte. Wir haben nur in grellsten Gegensätzen Besitzer und Besitzlose. Nach hinlänglich erprobter Erfahrung lassen sich die ersteren nicht so leicht und so bald herbei, mit den letzteren zu theilen. Das Gesetz selbst nimmt die bestehenden Verhältnisse in Schutz, und die Kirche muß sie nothgedrungen achten. Daher eine Kluft zwischen Herren und Bauern, deren Ausfüllung einer größeren Zukunft vorbehalten bleibt, als ich mir in nächster Zeit versprechen darf. Aber ein Ausweg ist den Besitzlosen geblieben, und diesen nach Thunlichkeit zu ebnen, ist die Aufgabe des Menschenfreundes. Der italienische Proletarier ist frei mit seiner Person, mit seinem Talente, mit seiner Thätigkeit. Dadurch kann er sich Eingang

in die gebildete Welt zur Theilnahme an den Gütern der Gesellschaft erzwingen. Führt dieses geistige Sichherausarbeiten aus dem angebornen Schmutz auch nicht unmittelbar zum Besitze, so ist es doch der nächste, und vor der Hand der einzige Weg dazu. Da nicht zu erwarten steht, daß die Gesellschaft so bald massenhaft sich dieser Emancipation annimmt, so muß das Individuum nach Vermögen eintreten, um dieselbe zu befördern. Das kann nur durch Erziehung geschehen, die den Menschen zum Gebrauche seiner Kräfte heranbildet."

Nach Mazza's Ansicht wird jedoch die Erziehung nur dann ihrer diesfälligen Aufgabe gewachsen sein, wenn sie auf richtigen Grundsätzen fußt. Er ging in dieselben beim Mittagsessen näher ein, und entwickelte sie mit der ruhigsten Klarheit, welche diesem schönen Geist ohnehin in hohem Grad eigen ist. Seine Rede hat bei der größten Einfalt etwas ungemein Einschmeichelndes, und die milde Wärme eines, für Menschenwohl glühenden, Herzens spricht sich durch leises Roth auf seinen verständigen Zügen aus. „Die Familie," sprach er, „ist die ursprüngliche und beste Erzieherin des Menschengeschlechts, und wo diese fehlt oder fehlerhaft ist, muß das für dieselbe eintretende Institut so viel als möglich die Familienhaftigkeit festhalten, welche zur Bildung der Menschenpflanze nothwendig ist. Viele unserer Erziehungsanstalten sind mit Recht in Verruf gekommen, weil sie an die Stelle menschlicher Theilnahme und Geduld einen herzlosen Kasernendienst setzten, und alle kindliche Unbefangenheit im Rigorismus pedantischer Haarspalter zu Grunde gehen ließen. Die Gesetze der Mechanik sollten den ewig beweglichen Menschengeist regeln in völliger Mißachtung der tausendgestaltigen Individualitäten, und die drahtpuppenmäßige Bewegung allein hatte noch Werth in den Augen dieser Menschenpresser. Wo der Mutterathem fehlt, ist leider ein solcher Fehlgriff allzu leicht gemacht, aber stets das Verderben jeder naturgemäßen Erziehung. Wunderlicherweise geht diesem steifen Zopfwesen eine oft lächerliche Sentimentalität zur Seite, die jede freie Kraftäußerung mit Angst verhindert, aus Furcht, das junge Wesen möchte sich an einem Strohhalme zu todt fallen. Meine Ansicht stimmt zur Weisheit der alten Griechen, nach denen der junge Mensch nur zur Ausbildung gelangt, wenn er geschunden wird. Es braucht dazu keinen Marsyas mit Bocksfüßen und Ziegenbart, unser eigenes Herz

im Conflict mit Zeit und Welt leistet uns diesen Dienst weit besser. Daher sollen meine Buben (putti) die Polenta selbst abrühren, und wenn sie sich dabei ihre Nase verbrennen, so schicke ich um keinen Wundarzt, sie muß von selbst heilen. Weihnachtkindlein kann man machen mit gefärbten Wangen aus Wachs, mit krausen Baumwollhaaren und schwarzen Pechkorallenaugen; mit Menschen geht dieß Verfahren nicht an. Ich bedauere jedes Institut, jeden Orden, jedes Haus, worin man bei der Menschenerziehung diese Selbstentwickelung zur Weltbürgerlichkeit überflüssig findet. Man traut der Ascese viel zu, wenn sie Alles thun soll. Bilden kann und muß sie, aber machen müssen sich die Menschen selbst. Dazu ist eine vernünftige Freiheit der Bewegung durchaus nothwendig, und kann mit der pünktlichsten Ordnung sehr gut bestehen. Nur diejenige Menschenkraft verdient Vertrauen und weiß es am besten zu rechtfertigen, welche die Feuerprobe in freier Aeußerung bestanden hat, und durch Erfahrung an sich selbst geläutert worden ist. Ein anderer und leider sehr häufiger Mißgriff der Erziehung ist von gleich verderblichen Folgen begleitet. Der Mensch tritt ins Leben unter Bedingungen, die erfüllt sein wollen, wenn er gedeihen soll. Nur für ein bestimmtes Fach kann er mit ganzer Seele wirken, und für die Wahl desselben eifert eine unfehlbare, angeborne Stimme mit unverkennbarer Vorliebe in seinem Innern. Es gibt keine größere Unbild, als gegen dieselbe anzukämpfen, keine folgenreichere Wohlthat, als dieses Zusammenklingen der Kräfte und Neigung im Kinde anzuerkennen und dem Leben ersprießlich zu machen. Wo dieser natürliche Stempel des Individuums keine Anerkennung findet, wo unangemessene Thätigkeit den Geist in fremdartige Formen zwingt, steht der Mensch in aufgenöthigtem Beruf, ohne naturgemäße Basis, und mit ihm spielen Wolken und Winde. Selbst der tiefverborgene sittliche Nerv verliert seine Spannkraft, und die gräßlichsten Verbrechen entspringen größtentheils aus diesem Mißhaushalt mit den menschlichen Kräften und Neigungen. Deßhalb stelle ich überall den Grundsatz freiester Standeswahl in der Erziehung meiner Kinder voraus, und sorge mit rastloser Umsicht für alle jene Gelegenheiten, an denen sich die jungen Geister erproben, und ihrer eigenen, oft schlummernden Vermögen bewußt werden können. Die seltsame Lehre von der sittlichen Vortrefflichkeit des

einen Standes vor dem andern hat mir überhaupt nie eingeleuchtet, vielmehr muß ich sie als Ursache betrachten, daß so viel Halbheit, Stümperhaftigkeit und Lebensüberdruß das feinste Geäder der Gesellschaft vergiftet. Wer nicht con amore arbeitet, thut es in der Regel schlecht oder mißgestimmt, und der Früchte solchen Thuns werden nach einem griechischen Dichteraussprüche weder die Götter noch Menschen froh. Derjenige Stand ist für jeden Menschen der beste, wozu er am meisten Anlage, Geschick und Willen hat. Nur in einem solchen erfüllt er seine Pflicht am besten und wird am leichtesten selig. Ich habe alle Achtung vor dem berühmten Spruch: „Si non es vocatus, fac te vocatum," aber er beweist nur, wie viel Ungeräthe die Ascese hier gut zu machen hat, und wir wissen, daß selbst dadurch nicht allen Blutzeugen verfehlter Lebenszwecke zu helfen ist. Ein weiterer Grundsatz meiner Erziehungsweise ist das Heranziehen aller erlaubten Mittel, den Geist anzuregen, um den Funken verborgener Fähigkeit hervor zu locken, besonders der Kunst und Poesie, die man nicht selten mit schelen Augen anzusehen gewohnt ist, mehr im Gefühle des Mißbrauches dieser Bindungsmittel, als auch bewußter Unzweckmäßigkeit derselben. Die Kunst und Poesie wurzelt in den ersten Bildungsanfängen aller Völker, und selbst die heilige Geschichte zog größtentheils auf diesem Weg ins Bewußtsein der rohen vorweltlichen Bewohner ein. Lied, Musik und Bildlichkeit ragen als wirksamste Grundlage ältester Bildung aus dem Urwalde des Menschengeschlechts auf, und sich davon lossagen wollen, ist ein nie genug zu beklagender Rückschritt, schon deßhalb, weil diese mächtigen Erziehungsmomente dadurch ganz dem bösen Princip anheimfallen, und gewöhnlich leicht über die Trockenheit der gegnerischen Erziehungsweise siegen. Die entschiedene Richtung nach dieser Seite würde jedoch stets einseitig bleiben, verstände das Institut nicht die ideale Gemüthsanregung unmittelbar an die Natur und Thatsächlichkeit des Lebens anzuschließen. Wo das vergessen wird, stehen die Zöglinge nach ihrer Rückkehr ins Weltgewühl thatsächlich in der Luft, und die wirklichen Zustände schlagen mit ihren Wogen so ungestüm an ihre Unweltläufigkeit, daß die meisten in der Brandung zu Grunde gehen."

Mazza gab uns hierauf im Verlaufe des Nachmittags genaue Aufklärung über seine bisherigen Leistungen, die ich hier zum Frommen

meiner verehrten Leser kurz zusammenstellen will. Er begann im Jahr 1828 mit der Gründung eines Instituts für arme und von Haus aus verwahrloste Mädchen von Stadt und Land, im Vertrauen auf die Vorsehung, die nach ihm eine „Bank ist, die nie fallirt." Um die Familienhaftigkeit so viel als möglich festzuhalten, trennte er seine Mädchen in verschiedenen Familien, ja selbst in verschiedenen Häusern und Stockwerken zu abgesonderten, von einander ganz unabhängigen Genossenschaften, die, auf eine übersehbare Anzahl beschränkt, dem Familiengeiste täuschend angenähert sind. An der Spitze einer jeden Genossenschaft steht eine Mutter, am liebsten eine Wittwe, von gewissenhaftester Auswahl, welche von einer Erziehungsgehilfin und einer Wirthschafterin unterstützt wird. Mutterhafte Liebe und Nachsicht in regelmäßiger Hausordnung sind die Triebfedern, welche die Anstalt in Bewegung setzen und erhalten. Zwei edle Frauen führen durch fleißiges Zugehen und verständige Theilnahme an den Fortschritten der Mädchen die mittelbare Aufsicht, und Mazza selbst hält den Faden der Oberleitung rastlos in seiner Hand, ungeachtet sein Einfluß kaum beobachtet wird. Nach seiner bescheidenen Meinung muß man die Thür nie mit den Füßen eintreten, wenn eine Möglichkeit vorhanden ist, sie mit der Hand leise aufzumachen, und unscheinbarer Maienregen wirkt weit heilsamer, als das Geprassel des Gewitters mit lautem Sturme. Die innere Einrichtung gleicht ganz einer verständig regsamen Familie mit allen möglichen Gelegenheiten zu Arbeiten in Stube und Küche, Hof und Garten. Thätigkeit wird als erstes Erforderniß von allen Mädchen verlangt, aber die Art derselben nach Anlage und Fähigkeit in möglichst freier Wahl bestimmt. Es ist ein erquicklicher Genuß, die Reinlichkeit, Zweckmäßigkeit und Umsicht in allen Räumen der Familie wahrzunehmen, und das Vergnügen leuchtet den Kindern aus den Augen im Gefühle, daß ihre Geschicklichkeit dazu mitgewirkt hat. Sie hängen mit der kindlichsten Liebe an ihrer Mutter, und thun ihr nicht bloß Alles, was sie ihr an den Augen ansehen, sondern kommen den meisten ihrer Wünsche mit edlem Wetteifer zuvor. Alle lernen lesen, schreiben, rechnen und weibliche Handarbeiten in möglichster Geläufigkeit verfertigen. Die alltäglichen Hausgeschäfte, Küchendienste, Gartenpflege und dergleichen müssen ebenfalls von Allen bis zur Fertigkeit durchgemacht werden,

ja Manche, deren Neigung und Geschick entscheidend, bleiben für immer auf der untersten Stufe ihrer Thätigkeit sitzen. Die anderen Mädchen steigen zu den verschiedensten Arbeitszweigen höherer Art auf. Einige widmen sich künstlichen Stickereien, welche nicht bloß Laub, Blumen und Kränze in mannigfaltigster Anwendung, sondern sogar Gemälde der berühmtesten Meister wiedergeben, besonders mit patriotischer Vorliebe aus der veronesischen Schule, die sich durch Naturwahrheit und Reichthum schöner Formen dazu vorzüglich eignet. Meßgewande, Tapeten, Teppiche und andere Zimmereinrichtungsstücke der prachtvollsten Art treten hiedurch zu Tage. Andere bilden Blumen mit so überraschender Meisterschaft, daß die Frische, Wahrheit und Weichheit des künstlichen Blüthenflores jedes Auge entzücken, in geistvoller Steigerung von der dunkelglühenden Rose bis zum Blau der Waldviole, zu Kränzen geflochten in schwellendem Grün von Laubwerk und zartem Moos. Wieder Andere ziehen Seide an Maschinen, die M a z z a selbst erfunden hat, und liefern die glänzendste Waare, welche in der Lombardei gefunden wird. Die Mädchen sehen so gesund und blühend aus, als ständen sie noch als Hirtinnen auf der heimathlichen Flur, in frischem Lufthauche der benachbarten Berge. Die Seele blickt so arglos aus den vollen Gesichtern, daß man sich unwillkürlich zur Mitfreude mit den fröhlichen Geschöpfen bewogen fühlt. Gegenwärtig leben zweihundert und acht und neunzig Mädchen im Institute. Nach erhaltener Ausbildung treten sie in angemessene Kreise des Lebens zurück, je nach ihrer Neigung und den Gelegenheiten, die sich darbieten, als Dienstmädchen, Kammerfrauen, Gattinnen, Nonnen, Lehrerinnen, und erhalten zu dieser Aenderung ihres Looses noch eine beträchtliche Ausstattung, die ihnen ihren Rücktritt in die Welt wesenlich erleichtert. Sie werden mit Vorliebe gesucht, und man hat kein Beispiel, daß eines derselben den gehegten Erwartungen nicht entsprochen hätte.

Dieses Mädcheninstitut hatte bereits durch vier Jahre feste Wurzeln ins Leben von Verona geschlagen, als M a z z a sich bewogen fühlte, auf dem betretenen Wege weiter zu schreiten. Er gründete im Jahre 1832 ein Institut für arme Knaben von vorzüglichen Fähigkeiten, um aus ihnen würdige Priester, Beamte, Aerzte und Künstler zu bilden bei völlig freier Standeswahl für die Zöglinge. Dabei ist

festgestellt, daß jeder Knabe des Instituts sich in allen Lehrgegenständen auszeichnen muß; sonst wird er auf der Stelle entlassen. Mazza spricht mit einer Art von Zorn gegen die Thorheit, Mittelmäßigkeiten ins höhere Leben emporzuschieben zum Nachtheile der gemeinen Handarbeit, und leitet daraus das Unglück ab, daß so viel Schlendrian, Faulheit und Ungeschick die Gesellschaft überschwemmt. So war der ursprüngliche Plan ausgeschlüpft, und Mazza stand mittellos bei seinem schönen Traume fürs Wohl der Welt. Aber sogleich wies ihm eine hochstehende Frau zu diesem Zweck ein Haus an, freilich wüst und leer. Ansehnliche Beiträge ließen nicht lange warten von bekannten und unbekannten Menschenfreunden, so daß das Haus aufs beste eingerichtet werden konnte. Die Blüthe des Talentes aus verwahrlosten Ständen und Verhältnissen sammelte sich in demselben unter der lebendigen Theilnahme des deutschen Bischofs Grasser, welcher mit nie leeren Händen dem herrlichen Gedanken des geistreichen Menschenbildners nachging. Der Priester Pietro Albertini trat an Mazza noch andere Häuser und eine Kirche ab, woraus das Institut großartigen Fortgang gewann. Die darin aufgenommenen Jünglinge besuchen die öffentlichen Schulen, deren Bildungsmomente nach Mazza fürs Leben unerläßlich sind. „Ein Talent," meint er, „das sich nicht im Ringkampfe mit anderen versucht und erprobt hat, ist entweder nicht vorhanden, oder ein Buch mit sieben Siegeln, die Niemand lösen kann." Armuth des Knaben ist eine nothwendige Bedingung zu seiner Aufnahme, und die Zucht des Hauses unter einem Rector und gleichgesinnten Gehülfen ist zwar geregelt, aber nicht streng, um hinlänglichen Raum für freie Thätigkeit zu lassen. Mit Sorgfalt und rührender Liebe schleicht Mazza jedem einzelnen Zöglinge nach, horcht ihm das Geheimniß seines Wesens, Tiefe und Umfang seines Talentes, Neigung und moralische Bedenken ab, und sucht mit väterlicher Zärtlichkeit das Gesammtergebniß dem Knaben bewußt zu machen, damit er ja nur nach bestem Willen und redlicher Zuneigung den Stand ergreife, der ihm zusagt. Gegenwärtig leben über hundert Jünglinge in diesem Institut, und zeigen einen Flor ausgezeichneter Talente, die man selbst im berühmtesten Institute nicht so vereint finden dürfte. Wer nach Vollendung der Gymnasial- und philosophischen Studien sich zur Theologie wendet, kann unent-

geltlich im Institute bleiben, aber ohne ferner besonderer Aufsicht unterworfen zu sein, da anzunehmen ist, daß die Erziehung ihn tauglich gemacht habe zur Selbstbeherrschung seiner Person und anderweitiger Lebensverhältnisse. Die meisten Mißstände im Leben junger Geistlichen entstehen nach Mazza aus der Unweltläufigkeit, die in abgeschlossenen Seminarien wuchert, und den unschuldigsten Contact mit Welt und Leben an sich zu erfahren verhindert war. Man findet gegenwärtig dreizehn Studenten der Theologie in diesem Institute, im Ganzen bereits acht und zwanzig, denen der Stifter Vater, Freund und innigster Vertrauter ist. Nach dem Empfange der Priesterweihe, die erst nach Vollendung der theologischen Studien ertheilt wird, müssen die jungen Priester noch vier Jahre in der Anstalt bleiben, und sich angestrengt auf irgend einen Zweig des theologischen oder profanen Wissens verlegen ganz nach ihrer Fähigkeit und Neigung. „Ich habe die Erfahrung gemacht,“ erklärte uns Mazza, „daß der allzu hastige Eintritt der jungen Priester ins Geschäftsleben den Studiengeist tödtet, und das übereifrige Jugendgemüth in tausend Kleinigkeiten zersplittert. Wenige Jahre dieser Umfahrt im Alltäglichen genügen, das schönste Talent verbauern zu lassen, und die Rinde so hart über alle Menschenkeime zu ziehen, daß selbst die sittliche Zartfühligkeit allmälich verloren geht. Dagegen ist irgend eine wissenschaftliche Vorliebe nicht bloß mit der gewissenhaftesten Berufstreue möglich, sondern ein immerwährender Antrieb des Fortschrittes selbst im Priesterleben. Aber sie muß bereits fest gegründet sein, erwerben läßt sie sich nicht so leicht.“ In den Gesprächen über den Gegenstand fiel mir besonders auf, daß Mazza für die Wissenschaft als solche im allgemeinsten Sinne des Wortes ein unbegrenzte Verehrung hat, und den profanen Zweigen derselben weit mehr einräumt, als es sonst bei Manchem seines Standes zu geschehen pflegt. Der Meister, in was immer für einem Fach, ist ihm der vortreffliche und allzeit willkommene Arbeiter im Reiche Gottes. Alle Wissenszweige sollen verchristlicht werden durch Gott wohlgefällige Verwendung im Leben mit Ausschluß aller Einseitigkeit, die einer tausendgestaltigen Welt gegenüber keineswegs mächtig genug ist, den Strom der Menschenbildung zu zügeln. Bereits sind mehrere dieser Priesterzöglinge heilsam und mit unzweideutiger Freude der Betheiligten ins

Geschäftsleben eingetreten. Einer derselben lehrt in Rovigo die Philosophie; ein Anderer zog als Missionär aus der Propaganda zu Rom mit den vielseitigsten Kenntnissen ins Weite. Ein Dritter, der tiefgelehrte edle Dusi, ist leider unlängst, zum Schmerz aller Guten, gestorben.

Von dieser Sorge für den ersten aller Weltstände ging Mazza weiter zu den Juristen, Aerzten, Künstlern. Er ist der Meinung, daß nichts mehr zur Verwilderung der Gesellschaft beiträgt, als die Religionslosigkeit der Männer dieser Fächer, leider eine nur zu deutlich in die Augen fallende Erscheinung, wofür die bisher angewendeten Mittel wenig oder nichts gefruchtet haben. In manchen Staaten haftet gerade in der unteren und mittleren Beamtenwelt, im Arzneiwesen und Soldatenstande die Eiterbeule, deren wiederholtes Bersten die Gesellschaft vergiftet und Katastrophen vorbereitet, wofür unsere conservativen Volkslenker noch keinen Anschein von Vorgefühl haben. Ja, die verkehrte Erziehungsweise auf dieser Seite tritt nur allzu gern in scharfen Gegenstreit mit der priesterlichen Thätigkeit, die dort am meisten Feinde und Mißdeuter findet, wo sie ihre vorzüglichsten Mithelfer erwartet hatte. Mazza hat daher vollkommen recht, wenn er sagt: „Der gründliche Jurist, der tüchtige Arzt, der geniale Künstler, in christlicher Gesittung fest begründet, sind mir auf ihrer Seite so werth, für die Welt so wichtig, als der fromme und gebildete Priester auf der andern Seite. Zwischen Beiden sollte keine Kluft des Denkens und Glaubens sich aufthun, sondern inniger wechselseitiger Verkehr, der alle Weltkräfte zum Guten wendet.“ Diesem Grundsatze zufolge hing er sich mit der ganzen Liebeskraft seiner schönen Seele an jene Institutsjünglinge, welche nach Vollendung der philosopischen Studien an die Hochschule nach Padua wandern mußten. Mit Geldern, die nur diesem uneigennützigen Geiste zur Verfügung stehen, miethete er im Jahr 1840 ein Haus zu Padua, in welchem er jetzt vierzig ausgezeichnete Jünglinge unterhält, welche Arzneikunde, Rechtswissenschaft und andere Fächer des weltlichen Wissens studiren, zwar unter heilsamer Oberaufsicht, aber in völliger Freiheit der Bewegung, wie es für Leute von Weltläufigkeit nothwendig ist. Pedanterie haßt Mazza auf den Tod, wie alle ausgezeichneten Geister; darum bildet auch die Regel: „Der Geist belebt, aber der Buchstabe tödtet,“ die oberste

Devise des Lebens seiner Studenten in Padua. Nichts rührender als die Anhänglichkeit dieser jungen Männer an ihren Meister, der sie oft besucht, dem sie ihre Herzensangelegenheiten ohne alle Verlegenheit offenbaren, und sich selbst da weise leiten lassen, wo die Sophisterei der Leidenschaft über alle Dämme hinauszuschäumen pflegt. Einer seiner geliebtesten Zöglinge, Antonio Marini, bewies ein vorzüglichstes Talent für Malerei, und Mazza sandte ihn auf eigene Kosten zur Fortbildung nach Venedig, wo er die größten Hoffnungen erweckte, und bald die Reise nach Rom antreten sollte. Aber eine heillose Krankheit knickte diese schöne Blume, und wer die Thränen Mazza's über diesen frühzeitigen Tod des Jünglings gesehen hat, weiß auch, daß die Liebe des edlen Mannes das Beste an seinen Arbeiten thut. In diesem Augenblicke (1847) geht er mit dem Gedanken um, seine Thätigkeit zum ersten Ausgange seiner Bestrebungen zurückzuführen, nämlich zum Landvolke, und eine Musterwirthschaft zu gründen, welche nirgends nöthiger ist, als in Italien, damit auf die wirksamste Weise alle jene Verbesserungen eingeführt werden, welche hier einen unberechenbaren Erfolg im fruchtbarsten Lande von Europa haben können. Er betrachtet diese Arbeitfertigkeit und die dadurch bewirkte größere Einträglichkeit derselben als erste Bedingung zur Hebung des Bauernstandes, welcher nach seiner Berechnung dadurch wohlhabender, und allmälich durch Fleiß wenigstens theilweise Besitzer werden könnte, bis zur Zeit, wo die Gesellschaft in besserer Einsicht des Nothwendigen die Bauern massenhaft auf eigene Scholle zu stellen für zeitgemäß finden würde. Mazza steht zwar vor der Hand mit seinem Plan allein, ohne Geld und Gut, aber nach den bisherigen Erfahrungen dürfte es ihm kaum an Menschenfreunden fehlen, welche die Ausführung desselben möglich machen.

Der treuherzige Feldhauptmann, welcher allen Erläuterungen über die Verbesserungen der Volkszustände mit größter Aufmerksamkeit und Theilnahme gefolgt, wurde bei der Entwickelung des Planes einer Musterwirthschaft fürs arme Landvolk unruhig auf seinem Stuhle, und ein ganz eigenes Funkeln seiner Augen bewies, daß die rechte Saite berührt worden war. Er rückte mit seinem Sitze hin und her, bis der Vortrag zu Ende gebracht war. Dann erhob er sich rasch, umarmte seinen Freund mit größter Zärtlichkeit, und versprach nach

Kräften zu diesem schönen Plane mitzuwirken. „Aber bleiben Sie dabei nicht stehen," fuhr er feurig fort, „die Zeit der Reform ist für Italien gekommen, man muß das Eisen schmieden so lang es warm ist. Die Städte werden uns zu diesem Zwecke im Großen schwerlich so geschwind zu Hülfe kommen, sie haben den Kopf zu warm von ihren Municipalfreiheiten, und der Sturm der Evviva's, welcher durch ganz Italien geht, betäubt die Ohren für unsere ländlichen Volkszustände. Machen Sie den Vorschlag zu einem Vereine reicher Besitzer, welche aus freiem Willen allmälich feste Pachtverhältnisse und Aneignung der liegenden Gründe für unsere Bauern in Aussicht stellen. Die italienischen Herzen sind weich, es braucht in der Gährung, in welcher wir nun einmal leben, vielleicht nur den Muth, diesen Gedanken mit Kraft und Beredsamkeit ins Leben zu schleudern. Tausend Brochüren kreisen durchs Land, von Freiheit und Unabhängigkeit überschäumend, noch hat keine unseres Landvolkes gedacht, dessen erbarmungswürdigen Zuständen im allgemeinen Reformjubel Rechnung getragen werden soll. Zu einem solchen Vereine sind die Umstände besonders in Italien günstig, wo die Gebildeten von jeher zu Innungen, Bruderschaften und Clubs geneigt gewesen, und gegenwärtig bei der, in Fluß gerathenen Gesellschaft, es mit jedem Tage mehr zu werden anfangen. Gewiß, Pius der Neunte, vor dem ich mein greises Haupt beuge, und täglich den Schmerz meiner Wunden aufopfere als rechtem Statthalter Christi, wird die Idee einer solchen Association mit Freuden unterstützen. Das ist eben sein größter Ruhm, daß er die Völker mitreden läßt zur Reform und ihren Bedürfnissen nach der Einsicht der Edelsten und Besten zu Hilfe eilt. Evviva Pius der Neunte und das Landvolk von Italien! Laßt auch diesen Jubelruf mitklingen an beiden Seiten des Mittelmeeres unter den Tausenden, deren mancher weit weniger vernünftigen Sinn hat. Unsere Städtebevölkerung ist allzu beweglich nach unzweideutigem Zeugnisse der Geschichte, und läuft Gefahr, aus lauter Freiheitslust die Freiheit selbst zu gefährden. Meine Landsleute sollen anfangen, sich auf einen tüchtigen Kern zu stützen, welcher kein anderer sein kann, als ein besitzender Bauernstand, durch welchen erst Kraft, Haltung und Mark in die italienische Nationalität fahren soll. Schön lauten die Phrasen vom hellenischen und pelasgischen Blute der Italiener, von der eisernen Kraft des Fabius Cunctator in den Gliedern

der klassischen Leiber auf unserer schönen Halbinsel, aber nicht vergessen werden soll, daß dieses herrliche Alterthum auf freiem Landbesitze der Bauern ruhte, deren jeder für sein Eigen Blut und Leben preis gab. Selbst der Schrei gegen die Barbaren hat für uns eine höchst praktische Bedeutung, wenn er eine Protestation ist gegen den Feudalismus, der uns einst rohe Volksschaaren gebracht, um auf unserem kräftigen Bauernthum die Volksbelastung zu gründen zu Gunsten glücklichen Faustrechtes, woraus die Ungleichheit zwischen Besitzern und Arbeitern größtentheils bis auf den heutigen Tag geflossen ist. Das ist der heimliche Wunsch jedes Menschenfreundes. Evviva Pius der Neunte und das Landvolk von Italien!" *) Mazza, der bei theoretischen Entwickelungen leicht erregt und feurig wird, entfaltete bei diesem Ausrufe des alten Freundes die ganze Milde und Lieblichkeit, eines seiner Kraft und seines guten Willens sich bewußten Mannes, wie ein schöner Frühlingstag ohne Wolken und Winde voll inniger Heiterkeit, Wärme und Anmuth, um die kleinsten Samen zu befruchten und die verborgensten Keime in feurige Blüthenpracht emporzutreiben. Je mehr Herzen in solcher Lenzesmilde, in so glühender Hoffnung einer großen Zukunft und mit so uneigennütziger Menschenliebe über Italien aufgehen, und thatenfroh aus dem Gesichte entschlossener Männer leuchten (und wir wissen, daß daran kein Mangel ist), um so eher wird die Reform ins Leben vergessener Landleute und Proletarier herabsteigen, und sie zum Glück eigenen Selbstbewußtseins auf angehöriger Scholle heranbilden. Und wenn wir den deutschen Zeitblättern anmuthen, zu Gunsten dieser rein menschlichen Angelegenheit ihre Spalten zu öffnen, so geschieht es im Vertrauen auf die Würde und Unabhängigkeit der deutschen Presse und der warmen Theilnahme, welche sie stets für die ärmsten Schichten des Volkes an den Tag zu legen scheinen. Wir referiren über Erlebtes und Wirkliches, und halten unser Referat nicht für überflüssig zur richtigen Auffassung italienischer Zustände, welche jetzt die Welt mit ihrem oft verwickelten Gange beschäftigen.

---

*) Dieser Wunsch ist leider unausgeführt geblieben. Nur seine Wiederaufnahme stiftet Frieden und Ruhe in Italien!

Die katholische Kirche und das italienische Volk.

(1848.)

So verschiedenartig die Ansichten über den gegenwärtigen Zustand Italiens sein mögen, dahin vereinigen sich alle Stimmfähigen, daß sich die krampfhaften Zuckungen der Halbinsel nicht sobald zum Frieden legen werden. Um so nothwendiger ist es für den unbetheiligten Zuschauer, sich bei Zeiten eine feste Grundlage für sein Urtheil über italienische Zustände und Hoffnungen zu bilden, und dieß geschieht am besten durch nüchterne Erwägung gesellschaftlicher Momente, welche im Geschrei des Tages wenig beachtet, doch wesentlichen Einfluß üben werden auf die zukünftige Gestaltung dieses schönen Landes. Ich will daher für die Leser einige derselben vom letzten Halbjahre zusammenstellen, die meines Wissens in der deutschen Presse noch wenig oder gar keine Beachtung gefunden haben. Als ich Ihnen im October von der Brenta schrieb, daß jedes deutsche Gemüth sich unsanft berührt fühle, daß im ungemessenen Reformjubel der Italiener kein leises Wort laut werde für einen wohlhabenden Bauernstand, als Gewicht gegen das Proletariat und Grundlage aller bürgerlichen Freiheit und nationalen Kräftigung, dachte ich nicht daran, daß mir sobald aus den Reihen der Italiener selbst ein wichtiger Zeuge für meine, in dem lombardisch-venetianischen Königreiche gesammelten Beobachtungen zu Hilfe kommen würde, und es gereicht der österreichischen Regierung zur Ehre, daß sie unseren wälschen Nachbarn so viel praktischen Sinn für gesellschaftliches Wohl einzupflanzen verstand, daß er selbst im betäubenden Lärm politischer Demonstrationen nicht unterdrückt werden konnte. Mein Hilfsgenosse ist der gelehrte Giuseppe Onorio Marzuttini aus Friaul gebürtig, wo sich in älterer Zeit das deutsche und wälsche Element wechselseitig durchdrungen und ein kräftiges Geschlecht gebildet hat, welches mit der italienischen Lebhaftigkeit die deutsche Besonnenheit des Urtheils

vortheilhaft zu verbinden weiß. Er ist ein noch junger Mann im kräftigsten Alter, eben so gewandt im Leben als mit der Feder, gegenwärtig Professor der Pastoraltheologie an der Hochschule zu Padua und Herausgeber des vielgelesenen Blattes: Giornale dei Parrochi ed altri Sacerdoti. Das letztere verfolgt, trotz aller Vorliebe für italienische Interessen, eine universelle Tendenz, um die Theologie mit allem Wissenswerthen im Leben zu verbinden, und besonders sind es die deutschen gelehrten Arbeiten, denen die Zeitschrift die ämsigste Aufmerksamkeit widmet. Selbst aus den historisch-politischen Blättern bringt sie öfter interessante Auszüge. Diese Unparteilichkeit und Umschau im Gebiete des theologischen Wissens verdient um so mehr unsere ganze Anerkennung, da Marzuttini die antiken Weltträume Gioberti's über die ewige Roma größtentheils zu theilen scheint, und in unseren Tagen in Italien einiger Muth dazu gehört, der Deutschen zu gedenken mit Liebe im gehässigsten Sturme der überschäumenden Hitzköpfe gegen die Barbaren. Nach einer Denkschrift, die Marzuttini unlängst veröffentlicht hat, nimmt in Italien, dem fruchtbarsten Lande von Europa, durch die unnatürliche Kluft zwischen reichen Besitzern und habelosen Bauern der Pauperismus dergestalt überhand, daß man nicht weiß, wie demselben unter den obwaltenden Umständen abgeholfen werden soll. „Eine Unzahl Menschen, durch die Bewegungen der Zeit vorwärts getrieben, finden keine Gelegenheit, ihre Arbeit nützlich anzulegen, und sind gezwungen, als Schmarotzerpflanzen auf Kosten der Gesellschaft zu leben. Daraus entwickeln sich höchst verderbliche Samen, welche unseren ganzen gesellschaftlichen Zustand reißend zu zerstören drohen. Es ist daher die Pflicht jedes ehrlichen Mannes, auf Mittel zu denken gegen diese umwälzende Krankheit, die in unserem schönen Vaterlande schnell um sich greift. Es liegt in Italien allenthalben viel unangebautes, unbenutztes und verlassenes Land, welches auf die urbarmachende Menschenhand wartet. Selbst die Regierungen haben wiederholt auf diesen Schatz aufmerksam gemacht und dessen Ausbeutung empfohlen. Es ist daher höchste Zeit, daß reiche Besitzer, Gesellschaften und besonders ganze Gemeinden mit ihren Kapitalien sich diesen weitgedehnten Oeden zuwenden, und sie für den Ackerbau und die Viehzucht ausgiebig machen. Als Bauleute dienen Arbeitlose, Ueberzählige, Umher-

schweifende aus den gemeinen Ständen, die man durch Versagung des Almosens dazu zwingen muß. Um sie festzuhalten, weise man sie nach ihrer Arbeitsfähigkeit in verschiedene Arbeitszweige, und binde sie durch Ehe und Familie, wenn sie nicht schon verheirathet sind. Wo eine ungesunde Gegend dieselben abschreckt, beginne der Anbau von gesunden, bereits angebauten Stellen aus, und rücke allmälich mit der Landesreinigung in die Sumpfluft hinein, welche sich nach allgemeiner Erfahrung vor dem Ackerbaue scheu zurückzieht. Die Ansiedelung wird desto bleibender sein, je vorsichtiger das Land Fuß für Fuß gewonnen und mit den bebauten Strecken verbunden wird. Durch ein Kapital der Unternehmer werden die Wohnungen, die Ackerwerkzeuge, das nothwendige Zug- und Weidvieh, und alle übrigen Bedürfnisse der Pflanzer angeschafft und den letzteren gegen mäßige Zinsen, welche mit der Verbesserung des Gutes steigen, eingehändigt. Die aus den Jahreszinsen fließenden Gelder dienen zunächst zur Verwaltung der Colonie, sodann zur Gründung von Spitälern für Kranke und Arbeitsunfähige, zum Ersatze unvermeidlicher Schäden und Unglücksfälle, zur Erweiterung der Ansiedelung und Anlegung von Straßen, zuletzt zur Erziehung und zu anderen gemeinnützigen Anstalten. Was nach allen diesen Auslagen übrig bleibt, können sich die Unternehmer als Gewinn zueignen. Der Nutzen solcher Armencolonien springt in die Augen. Wir werden die Bettler los, die uns jetzt überschwemmen, die durch Maschinen überflüssig gewordene Menschenkraft findet angemessene Verwendung, der übermäßige Zudrang zu den städtischen Gewerben hört auf, das Land wird gesünder, schöner und einträglicher, Ströme regeln sich und die Lagunen werden zurückgedrängt. Dann erst ist Italien der Garten Europas! Wir haben bereits nachahmungswürdige Beispiele in Padua, wenn auch in kleinem Maßstabe. Die edlen Brüder Mainardi Gianantonio und Lauro, die Herren Zara und Gritti, und zum Theil auch Freiherr Testa haben auf diese Weise weite Strecken der venetianischen Sumpflandschaft einträglich gemacht. Das italische Land, das erstgeborne der Ceres und des Lyäus, sollte auf diesem Wege Mittel genug in sich finden, den fürchterlichen Folgen des einreißenden Pauperismus zu begegnen."

So weit der menschenfreundliche Professor von Padua! Dieser

Vorschlag zur Verbesserung des Looses der Arbeiter, ausgegangen von einem wohldenkenden und genau unterrichteten Italiener, ist einerseits ein vollgültiges Zeugniß gegen die Schönfärber italienischer Volkszustände, welche im Schmutze der dortigen Landleute die Augen mit ihren Fingern so fest zudrücken, daß ein wundersam funkelndes Farbenspiel von Bauernseligkeit sie umgaukelt, andererseits leider auch ein Beweis, daß in Italien der gute Wille der Edelsten und Besten noch immer nicht hinanreichen will zur einzig wirksamen Verbesserung italischer Volkszustände, einem freien Bauernstande auf eigener Scholle, dem fruchtbarsten Boden ächter, thatkräftiger Vaterlandsliebe. Denn Marzuttini hält am bisherigen Zustande italienischer Bauern selbst in den Armencolonien fest, und erklärt die Unternehmer solcher Anlagen für die Eigenthümer des dadurch gewonnenen und angebauten Landes. Ja durch die angedeutete Steigerung des Pachtzinses mit der steigenden Wohlfahrt der Ansiedelung nimmt er die in Italien fürs Volk so verderblichen prekären Pachtcontracte offen in Schutz, und leitet die Frucht der Arbeit und des Fleißes auf ganz willkührlichem Wege in den Säckel der Kapitalisten, so daß der arme Pflanzer wenig mehr davon hat, als die kümmerlichste Fristung seines mühevollen Daseins. Dadurch bekommt der an sich höchst vernünftige und wünschenswerthe Plan eine Fassung, welche seine Nützlichkeit und Ausführbarkeit im Großen wieder zerstört. Der Anbau des Landes wird so lange im Argen liegen bleiben, als es nur arbeitende, und nicht besitzende Bauern gibt. Denn die Kapitalisten wagen ihr Geld nur, wenn Aussicht zu reichen Zinsen vorhanden ist, und der Menschenfleiß leistet nur dann das Unglaubliche, wenn er für sich und seine Kinder den eigenen Grund anbaut. Ein Bauer an der Brenta, den ich einst beim schönsten Tage nachlässig unter einer weißen Pappel liegen fand, antwortete auf meine Verwunderung über sein Nichtsthun: „Warum soll ich mir das Bein müde treten, das Jahr geht doch wie es will ohne Rücksicht für mich und die Meinigen. Ich habe alle Jahre gleichviel; das Mehr fällt jedenfalls in den Sack eines Andern!“ Und Joseph Freiherr von Dipauli, der als vieljähriger Delegat von Verona und Padua bekannt ist, ein eben so feiner Beobachter als entschiedener Feind aller Uebertreibung, erzählte mir einst, er habe im Amtswege mit einem Bauer verkehrend, ihn freundlich zur Nach-

giebigkeit gegen seinen klagenden Herrn ermahnt, und von ihm die merkwürdige Antwort erhalten: „Lieber deutscher Herr! euer gutes Herz weiß nicht, was wir leiden müssen. Zwanzig Jahre sitze ich auf dem magern Gute und habe mir mit aller Sparsamkeit nie so viel erobert, daß ich meine armen Würmer hätte sogleich taufen lassen können. Die liebste kleine Maus Marietta hat noch dieses Jahr vier Tage ungetauft liegen müssen, bis sich eine alte Base erbarmte und mir das Taufgeld schenkte. Weil man bei uns so schwer zum Sacramente kommt, kann auch die Geduld nicht weit her sein.“ Aus diesem Grunde liegt auch so viel Boden im schönen Italien wüste. Keine Regierung, selbst kein großmüthiger Fürst mit reichen Kapitalien, kann den Reiz des Eigenthums und die wunderbaren Folgen des Besitzes im freien Bauer zur Urbarmachung des Landes entbehren, und wenn so viele Unternehmungen dieser Art gänzlich mißlingen, so ist die Ursache davon größtentheils im Mißstande besitzloser Arbeiter zu suchen.

Eben so mißlich steht es unter diesen Umständen mit der Verbesserung des Landbaues trotz der unzähligen Ackerbauakademien in jeder Stadt und jedem Städtlein. Die Theilnehmer derselben gestehen es selbst ein, daß ihre Bemühungen nicht mit dem wünschenswerthen Erfolge gekrönt werden. Deßhalb verfiel vor einigen Monaten Professor Gaiter, ein junger strebender Priester in Verona, bei seiner Aufnahme in die Ackerbau-Akademie auf einen für uns Deutsche wunderlichen Gedanken, den er ungefähr in folgenden Worten formulirt: „Die Bildung des Menschengeschlechts ging in ältester Zeit vorzugsweise von Priestern aus, welche den Ackerbau zur Grundlage humaner Sitten machten. Auf diesem Wege verschafften sich die älteren Orden Eingang bei den Völkern, und erzogen ihre Anvertrauten im fleißigen Anbau der Erde zu frommen Mitgliedern des Staats und der Kirche. Sittlichkeit und Ackerbau erschienen so innig vereinigt, daß ihre Trennung für unmöglich galt. Erst als die Geistlichen vom Ackerbau abließen, als die Mönchsorden sich nicht mehr auf Musterwirthschaften verlegten, erhob sich Abneigung und Widerspruch gegen diese Institute, und der Unsinn von heute gegen sie findet seinen Grund oder seine Beschönigung vorzüglich in dieser Ausartung der Clerisei von ihrer ursprünglichen ackerbaulichen Bestimmung.“ Der

gutmüthige Redner appellirt sofort an den Papst, von dessen weltreformirenden Bewegungen er auch die Zurückführung der Geistlichen zum Ackerbau und zu Musterwirthschaften erwartet, weil Pius dem Neunten alles am Herzen liege, was Menschenbildung heißt. Er schließt mit dem Satze: „Wie die Pfarrer Organe der Sittlichkeit in ihrer Gemeinde sind, so müssen sie für dieselbe auch ein Beispiel werden durch die Bewirthschaftung ihrer Güter, um Alles in Allem zu sein. Daher verdient der Kaiser unsern besondern Dank, daß er in Verona eine Lehrstelle für Ackerbau gegründet hat, welche gewiß kein Student der Theologie unbesucht lassen wird.“ Fast möchte man aus dieser warmen Theilnahme für die ackerbaulichen Interessen vermuthen, der Herr Professor sei zum Lehrer des Ackerbaues ernannt, und habe von Amtswegen sein Fach so ernstlich in Schutz zu nehmen. Aber mit nichten! Gaiter ist Professor der Philologie und Weltgeschichte, und trotz dieses engen Verkehres mit den edleren Musen nüchtern genug, der Erwerbseite des Lebens so begeistert das Wort zu reden. Leider erinnert seine Ansicht, die allerdings ein Weizenkorn von Weisheit enthält, in der unpraktischen Fassung an Cola Rienzi's und Gioberti's Versuche, das klassische Alterthum mit seiner Weltherrschaft in den Adern der heiligen Weltstadt Rom pulsiren zu lassen, und aus dieser barocken Vorstellung die Grundsätze der Gegenwart abzuleiten.

Zuvörderst ist die Geistlichkeit, besonders in der Lombardei, seit der Spoliation durch die Franzosen, keineswegs so reich an Land und Gut, um mit ihren Musterwirthschaften an die Spitze der ackerbaulichen Bewegung zu treten. Sodann leidet sie unter den nämlichen Mißständen, welche den Ackerbau in Italien aus Ermangelung eines wohlhabenden und freien Bauernstandes niederhalten. Selbst wenn der Herr Professor den einzig vernünftigen Ausweg eingeschlagen hätte, der Geistlichkeit anzumuthen, daß sie mit dem ewigen Baurecht ihrer Arbeiter als Beispiel für die übrige Welt vorausgehe, wäre, falls sein Vorschlag angenommen würde, nur ein kleiner Anfang gemacht, wofern die reichen Besitzer, Fürsten und Corporationen, besonders die wohlthätigen Stiftungen zögerten, die nämliche Bahn zu betreten. Ja wir zweifeln mit Grund, ob sich die überschwänglichen Hoffnungen auf Pius des Neunten in dieser Hinsicht verwirk-

lichen werden, weil es kaum glaublich ist, daß es in seinen Absichten liegen könne, die Geistlichen zu Ackerbauern und Musterwirthschaftern zu machen, in vielen Fällen gewiß zum Nachtheil ihrer geistigen Lebensaufgabe. Indeß beweisen alle diese Vorschläge, welche ruhige Italiener Utopien zu nennen pflegen, das Mißgefühl, welches die in sich kräftige, nach Verbesserung ihrer Zustände ringende Nation gegenüber der Ungleichheit zwischen Besitzenden und Habelosen empfindet, um so mehr, da Marzuttini unverholen eingesteht, daß der Proletarier sich mit ächtcommunistischer Gelehrigkeit über alle Gewissenszweifel bereits hinausgesetzt hat, und in scheinbarer Berechtigung als Schmarotzerpflanze wuchert.

Den Folgen dieses uralten Mißstandes im fruchtbarsten und bodenreichsten Theil Europas zu steuern, ist nur die Kirche mit ihren menschenfreundlichen Lehren und Beispielen thätig auf eine so consequente und unermüdliche Weise, wie wir es kaum in einem anderen Lande wahrnehmen. Popularität, priesterliche Amtstreue, Fürstenachtung wird in Italien vorzugsweise und oft fast ausschließlich nach der Stellung bemessen, welche die Höhergestellten zum armen Volke einnehmen, und einer gewissen Schaustellung in dieser Hinsicht oft im scheinbaren Widerspruche mit der christlichen Bescheidenheit kann Niemand ausweichen, der im Volke wurzeln und gedeihen will. Unter hundert Predigten, Hirtenbriefen, Erbauungsschriften findet sich kaum eine, wo das Kapitel von der nothwendigen Barmherzigkeit gegen die Armen nicht dringend besprochen würde. Selbst der Ruf der Heiligkeit hängt von diesem Herabsteigen zum Volke weit mehr ab, als von scharfer Erwägung der übrigen Erfordernisse eines heiligen Lebens. Daher stammen die unermeßlichen Stiftungen, die Mittermaier so bewundert hat, ohne sie als Schuld der Besitzer an die Arbeiter in kirchlicher Nöthigung aufzufassen. Dadurch wurde es möglich, daß in Italien, wo die Masse der Besitzer klein ist, im Vergleiche mit den endlosen Reihen habeloser Menschen, bisher so wenig eigentliche Volksaufstände gegen die Reichen als solche vorgekommen sind. Es lohnt sich der Mühe, einige dieser lobenswürdigen Bestrebungen in letzter Zeit Ihren Lesern vorzuführen. Es war in der ersten Hälfte des Mai des Jahres 1847, wo die Bevölkerung von Verona in eine Bewegung gerieth, wie sie sonst kaum einzutreten pflegt, wenn vor

dem südlich lebhaften Volk eine Sängerin Furore macht. Der uns bereits bekannte Ehrenmann, Nicola Mazza, stand im Hintergrund als Flehender für seine menschenfreundlichen Institute, ein freiwillig armer Priester, welcher sogar seinen geringen Professorgehalt freudig dem schönen Zweck aufopfert. Dadurch erhielt der Ruf: „Misericordia per amor di Dio!" erst den rechten Nachdruck für die Herzen der Veroneser. Am 7. und 14. Mai traten mehr als zweitausend Sänger und Tonkünstler unentgeltlich im großen Bürgerpalaste Brà zu musikalischen Abendunterhaltungen zusammen, um die Eintrittsgelder den Instituten des Mazza zuzuwenden. Tausende von Gulden gingen ein, indem die Einwohner der reichen Stadt wetteiferten, die Einnahme ausgiebig zu machen theils durch persönliches Erscheinen, theils durch Abnahme von Eintrittskarten. „Daraus sieht man in der That, daß Verona eine wahrhaft königliche Stadt ist!" bemerkte wohlgefällig ein anwesender Italiener.

Am Ende erscholl unter ungeheuerem Jubel die berühmte Hymne von Rossini auf den Papst, als Beweis des Gegentheils für gewisse Blätter, welche den Oesterreichern in der Lombardei die Rolle zutheilen, den Enthusiasmus für den Papst zu dämpfen. Auf allen Briefblättern prangt noch zur Stunde das Bildniß des Papstes, die Sacktücher tragen sein Porträt mit langen Zeilen seines Ruhmes, die Bettler auf den Straßen singen unbeirrt Nachklänge der Musik, die den Reformator Italiens rauschend begrüßt. Nur wenn Schüler, statt den Cornelius Nepos zu studiren, Weltgeschichte machen wollen, meint die österreichische Polizei, es sei nicht ganz zweckmäßig, und verfährt dabei mit einer Milde, vor der die klatschhaften Correspondenzen nur selten zu reden sich bewogen fühlen. Ueberhaupt gestattet die Regierung selbst der Uebertreibung eine größere Freiheit, als man jenseit der Berge zu glauben geneigt ist, und deren Zuträglichkeit für alle mögliche Fälle der Zukunft kaum zu begreifen ist. Man erstaunt in der That, in einem censurirten Zeitblatt unbeschnitten folgende Tiraden Gioberti's zu lesen: „Mein Rom begreift nicht bloß das christliche neue Rom, sondern auch das antike mit seinem gemäßigten Heidenthum, welches ein Abriß, oder besser die Maske (larva) des Christenthums war, Fußgestell und Vorrichtung der neuen Roma. Das Capitol ist noch immer die Feste der Nationen, die Kaiser und

Könige der Welt sind die Proconsuln des lateinischen Volkes und Senates, und das Genie des Julius Cäsar regiert bis auf den heutigen Tag von Rom aus die Loose der Welt!“ Nicht minder bedenklich würde die Censur einiger deutscher Länder die formlose Rede des Generalvicars von Sarsina über die Monsterverschwörung in Rom gefunden haben, und doch ist sie in ihrer ganzen Ausdehnung zu lesen im Giornale dei Parrochi und anderen Zeitungen der Lombardei. Darin herrscht fast durchgängig eine maßlose Uebertreibung, die in allgemeinster Fassung und Verdächtigung selbst dem guten Geschmack anstößig erscheinen muß. „Gegen die schönsten und unschuldigsten Hoffnungen Italiens,“ heißt es unterm Anderem, „wurde eine gotteslästerliche Bosheit angezettelt. Stimmen wurden in Rom laut von Verrath, Metzelei, Trauer, Mord. Selbst das theuerste Leben des Papstes schwebte in Gefahr, die Wonne des Menschengeschlechtes. Die ruchlosen Verschwörer eiferten gegen das Wort „Verzeiht“ aus dem Munde Christi am Kreuz in der Amnestie des Papstes, dieses zweiten Jeremias nach der traurigsten babylonischen Gefangenschaft. Anathema gegen Jeden, der die Waffen der Ehre kehrt gegen Pius den Neunten. Gott hat unseren Fürsten und Vater erlöst aus den Pfeilen der Diener der Hölle die gegen uns bewaffnet sind!“ So ging es in der ganzen Rede fort mit unverkennbarem Anspiel auf Oesterreich, welches als eingebildetes Hinderniß italienischer Freiheit in erster Reihe gegen Pius aufgestellt wurde. „Wir können der österreichischen Regierung nur Glück wünschen zu dieser Mäßigung, dem sichersten Zeichen von Kraft und Rechtsgefühl; denn solche Vorkommnisse, weise geduldet, verwandeln sich nachgerade in die schönsten Beweise redlicher deutscher Herrschaft an den Ufern des Po,“ sagen gewisse Schönfärber in liberalen Blättern. Möglich! Der Verstand kann es aber nicht recht begreifen, und das Herz pocht unwillkürlich im Gefühl italienischer Zukunft.

Von diesem kurzen Abschweife kehren wir wieder zu den schönen Erscheinungen italienischer Wohlthätigkeit zurück. Die freundliche Stadt Vicenza inmitten ihrer grünen Hügel und Waldungen genoß seit langer Zeit durch die vereinte Großmuth von Priestern und Laien treffliche Anstalten für Arme, Kranke, Verwaiste, herabgekommene Edelleute und für die erste Bildung der Kinder. Nur gewisse ver-

lassene Knaben wanderten noch durch die Stadt, Berechini genannt, im ekelsten Schmutz, insolent und dreist, ohne besondere Theilnahme von irgendwem zu genießen, lebend von Almosen, das sie durch Schreien erobert, mit süßen Worten erschwätzt, oder von minder vorsichtigen Wanderern erpreßt oder durch Diebstahl gewonnen hatten, dabei gewissen Lastern unterthan ohne Scham und Scheu. Der Kanonikus Luigi Fabris, ein stiller Menschenfreund aus einem achtbaren Hause, nahm sich dieser Umschweiflinge an als Vater und Freund, öffnete aus seinem väterlichen Erbe ein schönes Haus zu ihrer Unterkunft, und erzog sie in demselben mit aufopfernder Liebe, bis sie in seiner Pflege taugliche Mitglieder der Gesellschaft geworden waren. Das Institut besteht nun schon seit zehn Jahren, und gewinnt mit jedem Jahre größere Ausdehnung, und auch andere unverbesserliche Knaben, die eine Last der Familien sind, finden darin Aufnahme. Sie lernen daselbst christliche Sitte, im Falle der Fähigkeit die Anfänge der Wissenschaft, je nach Anlage und Bedürfniß Handwerke und andere Arbeiten. Der Stifter weiß mit wundersamem Zauber selbst die widerspenstigsten Knaben in kurzer Frist zahm zu machen. Die Anstalt erhielt im Jahr 1840 die landesfürstliche Bestätigung, und Erzherzog Rainer übernahm den Schutz derselben. Die große goldene Ehrenmünze belohnte den Stifter von Seiten des Kaisers, und Pius der Neunte erklärte sich mit einem eignen Schreiben lebhaft für den Zweck der Anstalt.

Eine ähnliche Richtung schlugen die edlen Grafen Antonio Angelo und Marcantonio Cabanis ein, von Haus aus ebenso bemittelt als edelsinnig, jetzt arm um Christi willen. Ihr ganzes Vermögen widmeten sie dem von ihnen gegründeten Institute der frommen Schulen, fast durch fünfzig Jahre im Stillen wirkend für die gefährdete und verwahrloste Jugend. Erst in unseren Tagen, nämlich im Jahr 1838, wurde ihr Unternehmen von der weltlichen und geistlichen Obrigkeit anerkannt und gewann größere Ausdehnung. Die genannten Grafen traten mit gleichgesinnten Freunden, die sämmtlich Priester sind, in ein freiwilliges Bündniß mit einfachen Gelübden zusammen zum unentgeltlichen Unterrichte der Jugend, die in Venedig mehr, als in jeder andern Stadt des lombardisch-venetianischen Königreichs der sorgsamsten Pflege bedarf, wenn sie in den schmutzigen Winkeln, die

sämmtlich an Uebervölkerung und allen sie begleitenden Lastern leiden, nicht verkümmern soll. Die Priester der frommen Schulen leben gemeinschaftlich nach eigenen Regeln, die der Papst bestätigt hat. Ihre Thätigkeit beschränkt sich nicht bloß auf Unterricht, sondern auf die gesammte Erziehung, und besonders auf liebevolle Einhilfe verwahrloster Kinder in einen bestimmten Lebensberuf. Knaben von zartestem Alter werden in Pflege genommen, jetzt ungefähr dreihundert, welche theils im Hause der Lehrer wohnen, theils den Tag daselbst zubringen. Man begleitet sie auf allen Wegen, überwacht ihre Unterhaltungen, ihren Gottesdienst, selbst ihre häuslichen Verhältnisse. Almosen und jede Art der Unterstützung macht es Talentvollen möglich, in höhere Studien einzutreten. Selbst Mädchen sind vom Unterrichte nicht ausgeschlossen. Papst Pius der Neunte nahm sich auch dieser zarten Pflanze mit der schönen Begeisterung seines fürs Menschenwohl glühenden Herzens an, und ermuthigte die frommen Priester zur Ausdehnung ihres Instituts, und der Cardinalpatriarch von Venedig wendete demselben die werkthätigste Sorgfalt zu. So blüht es jetzt vielversprechend auf, und die in freiwilliger Armuth lebenden Priester erbauen selbst solche, welche in der Regel keine Freunde geistlicher Genossenschaften sind. Wer sich über das Institut der frommen Schulen zu Venedig genauer unterrichten will, findet vollständige Belehrung im Büchlein, welches den Titel führt: „Notizie intorno alla fondazione della congregazione della Scuole di carità. Venezia."

Ein anderer Wohlthätigkeitszweig ganz eigenthümlicher Art verdankt seine Entstehung der steigenden Noth des armen Volkes in unseren Tagen, wo die Theuerung der Lebensmittel die dürftigen Zustände doppelt drückend macht. Im Jahr 1833 standen in Paris drei Studenten auf mit dem Vorsatze, den Leiden des gemeinen verlassenen Volkes Erleichterung zu verschaffen. Andere Schüler schlossen sich ihnen mit dem schönen Eifer der Jugend an, Arzneikundestudirende, Juristen, polytechnische Zöglinge, Cadetten, junge Offiziere, und zogen Beamte, Deputirte, Generale nach, welche Alle, vom Geiste der Liebe und der Religion beseelt, in die Wege der Armen eingingen. Sie geben Almosen nach Vermögen, besuchten die verlassenen Mitmenschen in ihren faulen Löchern, trösteten die Familien, nahmen sich der Gefangenen, der Kranken, der elternlosen Kinder an mit Zuspruch und Geld, und suchten für müßige Kräfte Arbeit und Unterkunft.

Daraus erwuchs allmälich eine geordnete Gesellschaft unter einem vorsitzenden Geistlichen nach der Wahl des Bischofs. Die Mitglieder theilten sich in werkthätige Arbeiter und geldbeisteuernde Mitgenossen, welche sich von Zeit zu Zeit in eigene Conferenzen vereinigten, um die Geschäfte der Versammlung zu berathen, und zum Besten der Hilfsbedürftigen ins Leben treten zu lassen. Im Jahr 1841 wurde auch zu Rom eine solche Congregation gebildet nach dem Muster der Pariser zum unberechenbaren Vortheile des ärmsten Volkes in der Stadt. Die Theilnehmer an derselben versammeln sich allwöchentlich einmal im bereitwillig zu diesem schönen Zweck eingeräumten Palaste des Herzogs von Bracciano, und bestehen größtentheils aus Laien, deren vorherrschender Grundsatz es ist, dem Elende an Ort und Stelle zu begegnen, und nach genau erhobenen Verhältnissen der Armen Unterstützung, Lehre, Trost zu spenden. Deßhalb wandern eigene Mitglieder in den Hütten der Armuth umher, und jedes Geldgeschenk wird eigenhändig überreicht, um dadurch Einfluß auf das Leben zu gewinnen. Eine freundliche Zusprache über Religion, Sittlichkeit, Menschengüte und wahres Familienglück darf dabei nie fehlen. Die Mitglieder des Bündnisses selbst zeigen sich besonders eifrig in allen christlichen und gottesdienstlichen Uebungen, um das Feuer der christlichen Liebe auf sich herabzuflehen, und die reinste Theilnahme für fremdes Unglück recht lebendig zu erhalten. Selbst die ersten Cardinäle der Kirche und die Fürsten der Stadt Rom senden ihre Geldbeiträge an den Verein. So war es ihm möglich, im abgelaufenen Jahre zur Zeit der grimmigsten Theuerung und Noth namenlose Leiden zu mildern. Er führt im Andenken an den großen Wohlthäter Frankreichs den Titel: „Gesellschaft des heiligen Vincenz von Paulus.“

Ihm zur Seite geht das sogenannte fromme Werk des heiligen Raphael, welches von den berühmten Brüdern Grafen Passi von Bergamo in vielen Städten Italiens gegründet, auch in Rom unter dem besondern Schutze des bekannten Cardinals Mezzofanti Eingang fand. Die Theilnehmer nehmen sich der verwahrlosten Knaben des armen Volkes an, die ohne fremde Hilfe, ohne Zucht und religiöse Bildung aufwachsen. Die Letzteren werden nach den Bezirken in bestimmte Abtheilungen gesondert, und von eigens hierzu bestellten Mitgliedern überwacht, daß sie sich auf die Schule, auf Arbeit und Handwerk,

und besonders auf fleißige Theilnahme am christlichen Unterrichte verlegen, und durch geeignete Unterstützung dafür gewonnen werden. Im August 1847 hielt der sprachenkundige Schutzherr eine feierliche Versammlung aller Mitglieder am Feste des heiligen Raphael, wobei hundert und dreißig Knaben erschienen, und durch ihre gute Haltung die segensreiche Wirkung des Vereines beurkundeten.

Auch die Kleinkinderwartanstalten finden in Italien immer größere Verbreitung, so sehr sich anfangs die Abgeschlossenheit der italienischen Familie dagegen sträubte. Der höchst achtungswerthe Menschenfreund, Ritter Ferrante Aporti, hat darüber einen Nachweis geliefert, den ich im Auszuge mittheile. Demselben zufolge bestehen gegenwärtig auf der Halbinsel hundert und neun und sechzig Kleinkinderwartanstalten (asili infantili), neun und fünfzig in der Lombardei, zwei und zwanzig im Gebiete Venedigs, zwei und vierzig in Piemont, neun in Parma, zwei in Lucca, zwei und zwanzig in Toscana, ein und zwanzig im Kirchenstaate, zwei in Neapel, vier in Triest und dem angrenzenden Küstenstriche, drei im Schweizerantheile wälscher Zunge, zwei im wälschen Tirol. Aus dieser Ausdehnung Italiens geht eine stillschweigende Berechnung der wälschen Sprachgrenze hervor, die mitunter als Zeichen der Zeit nicht unbeachtet bleiben darf. Denn sie könnte leicht eine merkwürdige Bedeutung bekommen, wenn der in der Schweiz obsiegende Radicalismus auch in Italien zur günstigen Gelegenheit seine unbehinderten Ansätze machen kann. In den oben genannten Kleinkinderwartanstalten finden 19,000 Kinder Unterkunft unter 319 Lehrerinnen und 800 besuchenden Frauen, so daß 59 Kinder unter einer Lehrerin zu stehen kommen.

Durch diese, fast durchgängig vom kirchlichen Geiste getragenen Anstalten ist es bisher in Städten gelungen, dem Andrange der äußersten Armuth und ihren verderblichen Folgen zu wehren. Sogar auf dem Lande zwingt die Noth zu Stiftungen, deren Absicht ebenso klug berechnet als heilsam verwirklicht ist. Man fängt an, sogenannte Almosenämter zu gründen, um der Verwilderung vorzubeugen, welche stets im Gefolge tiefer Armuth zu sein pflegt. So hat ein reicher Mann, welcher im Jahr 1840 zu Soligo in der Nachbarschaft von Ceneda starb, im erstern Ort ein Kapital niedergelegt, das sich durch fortwährende Beiträge mehrt, um den Kranken der Gemeinde, welche ganz hilflos sind, alle nöthigen Bedürfnisse zu bestreiten, und ins-

besondere den dürftigen Familiengliedern eine warme Wollbekleidung für den Winter anzuschaffen. In Torreselle machte der Priester Coppetti eine Stiftung von jährlichen 336 Zwanzigern, damit der Pfarrer des Ortes sie unter die dürftigsten Armen austheilen kann. Im Ganzen sind jedoch solche Erscheinungen auf dem Lande viel seltener, als in den reichen Städten, und mit jedem Jahre drängt sich dem unbetheiligten Menschenfreunde die Ueberzeugung immer mehr auf, daß der ohne alle Frage große Wohlthätigkeitssinn auf die Länge nicht mehr ausreichen kann gegen die steigende Fluth der besitzlosen Bevölkerung, und daß diesem Uebel einzig und allein durch die Gründung eines festen und verläßlichen Bauernstandes abgeholfen werden kann. Es liegt daher ein Funke von Gefühl der Zeitbedürfnisse in der Forderung des radicalen Volkstribuns an den Papst, daß der Agro romano colonisirt werden sollte. Ciceruacchio hat hierin eine Parallele im deutschen Bauernkriege, an die er sicherlich nicht gedacht hat. Hormayr erzählt nämlich in seiner goldenen Chronik von Hohenschwangau, daß Gaismayr, das Haupt der aufständischen Tiroler, vom damaligen Landesfürsten, Erzherzog Ferdinand, nachherigen deutschen Kaiser, forderte, daß er die Etschsümpfe austrocknen lasse, die jedoch, wie die Moore um Rom, bis auf den heutigen Tag öde liegen. Denn auch die willigste Regierung kann Unternehmungen dieser Art nur dann ans glückliche Ende führen, wenn die reichen Besitzer und Corporationen, denen die öden Gründe gehören, ernstlich mitwirken. Aber nach der allgemeinen Erfahrung wollen diese nur allzu gern den reichen Eierstock ohne Henne genießen, die freilich nur austragen kann, und machen die Regierung für ihre eigene Habsucht verantwortlich. Ist die wälsche Nation entschlossen, einen wahrhaften Bauernstand auf eigener Scholle zu gründen, so wird die Urbarmachung des Agro romano und der Maremmen unter einer so wohlwollenden Regierung, wie die Pius des Neunten ist, nicht mehr lange auf sich warten, und ein solches Unternehmen halten wir zur Begründung einer selbstbewußten vernünftigen Nationalität der Italiener für weit wirksamer, als alles taube Geschrei auf Pio Nono und den Primat Italiens über alle Völker der Welt.

Der Episkopat und das italienische Volk.

(1848.)

Nebst dem Wohlthätigkeitstriebe hat in Italien, namentlich im lombardisch-venetianischen Königreiche, der Episkopat in neuerer Zeit wesentlich dazu beigetragen, der Ueberfluth der Proletarier und des communistischen Elementes zu steuern. Der Italiener ist mit Recht stolz darauf, und wenige Länder möchten sich einer so aufopfernden Hingebung in ihren obersten Kirchenhäuptern zu erfreuen haben, als Italien. Aber Niemanden fällt es ein, daß diese wahrhafte Erneuung und Stärkung der kirchlichen Oberleitung mitunter den Deutschen, und insbesondere der österreichischen Regierung zu danken ist, welche in ihren wälschen Landen mit der größten Unparteilichkeit nur das wahre Verdienst ohne Rücksicht auf Person, Geschlecht und Menscheneinfluß auf die bischöflichen Stühle befördert. Als noch der Regierungsgrundsatz galt, auch deutsche Bischöfe in Italien einzusetzen, mochten die Nationalen mit Recht einigen Verdruß über diese Fremdlinge äußern, ungeachtet es jetzt unter den Italienern eingestanden ist, daß die Deutschen in Italien den bischöflichen Stühlen mehr Glanz erwarben, als von ihnen empfingen. Männer wie Grasser und Ladislaus Pyrker sind noch jetzt auf den Lippen der Italiener allgemein geachtete Namen. Mehr Widerspruch erfuhr Gaisruck in Mailand, ein fester Charakter mit einer Gesinnung von Stahl, aber leider als Jünger Josephinischer Grundsätze unzeitgemäß. Während er sich die ersten Jahre seines Hirtenamtes gegen geistliche Genossenschaften standhaft wehrte, und hierin die Schüler des Professors Tamburini zu Pavia selbst unter der Geistlichkeit als Genossen und Helfer hatte, überflügelte ihn der Volksgeist dergestalt, daß gegen das Ende seines Lebens, trotz alles Widerstandes, die alten, der Nation zusagenden Institute auf allen Seiten wieder auflebten, und er selbst genöthigt war, zur Rechtfertigung seiner kirchlichen Gesinnung

ein Frauenkloster in Mailand für die Jugenderziehung zu stiften, welches den Beinamen „Mariä Opferung" führt. Dadurch verdarb er es auf beiden Seiten. Den Conservativen that er immer noch zu wenig und nicht im rechten Geist, und die Radicalen haßten ihn als einen Abgefallenen von ihren Grundsätzen. Daher das Unmaaß von Pasquillen, Schmähgedichten und heimlichen und offenen Angriffen, welche mit cannibalischer Wuth über den Kirchenfürsten deutscher Zunge hereinbrachen. Es muß aber ein fleckenloser Charakter gewesen sein, denn man konnte ihm nichts mit Wahrheit nachsagen, als daß er Tabak rauchte und seine Verwandten in der Heimath unterstützte. In der That lebte der Cardinalerzbischof äußerst einfach, verzichtete auf alle Behaglichkeiten des Lebens, und that im Stillen unermüdlich Gutes für die Armen der Stadt, und namentlich seiner nächsten Umgebung. Aber kaum war er von dieser Welt geschieden, so brauchten ihn die Jesuitenhasser als Werkzeug zu ihren Zwecken, und zogen ihn mit den Waffen des gemeinsten Spottes in den Koth. Namentlich zeichnete sich unter diesen Schmutzrittern der Graf Tasca aus durch Geist und Witz allerdings, aber in einem Tone, dem nichts heilig ist, und unter dem Vorgeben, die Jesuiten zu verspotten, den ganzen Episkopat und die Kirche selbst lächerlich macht. Nicht der Inhalt ist es zunächst, den wir beklagen müssen, sondern die Frivolität des Verfassers dieser Gassenlieder, die in die höheren Kreise der Lombardei keine bessere Einschau gewähren, als sie der edle Parini zu seiner Zeit gefunden und mit scharfer Lauge ausgewaschen hat. Das Wort „affiliirt," welches in den jüngsten Schweizergewaltthaten eine so seltsam weitläufige Bedeutung gewonnen hat, kann mit Fug auf Tasca angewendet werden, der Alles für „affiliirt" hält, was irgend aufrichtig an der Kirche hängt und dem Voltaire'schen Geiste widerstrebt. Bei ihm mochte vielleicht diese sanscülote Poesie in einem leichtfertigen Augenblick und nicht als Zeugniß gegen sein Herz entstanden sein; aber der Gebrauch, welcher davon gemacht wurde und wird, beurkundet hinlänglich, welcher Unrath von Gift auch in wälschen Falten verborgen liegt für den Zeitpunkt, wo der Radicalismus in seiner ganzen Schärfe zu Tage treten kann.

Die österreichische Regierung, welche im lombardisch-venetianischen Königreich eine Nachgiebigkeit zu entfalten weiß, die ihrem

deutschen Sinne zur Ehre gereicht, ging schon frühzeitig vom Gedanken ab, noch ferner deutsche Kirchenvorsteher nach Italien zu stellen, und fuhr fort, trotz tausendfältiger Einreden, welche die ältere Menschenrücksicht und Corruption in Schutz nahmen, das Verdienst allein zu berücksichtigen. Daher finden wir eine Schaar von Männern in den ersten Kirchenstellen, welche der Welt unbedingte Achtung abgewinnen. Nicht nur ist der Bischof der erste Prediger seines Sprengels, und benützt die Macht des Wortes bei jeder Gelegenheit, um Einfluß auf das Volk zu üben, sondern er greift auch weit öfter, als es anderwärts der Fall ist, zur Feder, um mit eifrigen, in der Regel meisterhaften Hirtenbriefen in die Ferne zu wirken. Keine Rede mehr von der lateinischen Curialsprache, die wir noch bisweilen anderwärts hören müssen, und deren sesquipedalia verba für viele Priester und das ganze Volk todt sind. Die wälschen Bischöfe bedienen sich der Muttersprache, die dem Volke allein zu Herzen dringt. Viele von ihnen sind selbst geachtete Schriftsteller, wie zum Beispiel der in gründlicher Schule erzogene Mutti, Bischof von Verona, dessen philosophische und ascetische Schriften einen großen Leserkreis gefunden haben. Selbst der Cardinalpatriarch Monaco von Venedig verschmähte es nicht, sich nach Ceneda, seinem ehemaligen Bischofssitze an dem Fuße der Alpen zu einer Predigt einladen zu lassen, und erschien daselbst im Juni 1847 wie ein einfacher Missionär. Tausende waren von Berg und Thal herbeigeeilt, den Kirchenfürsten zu begrüßen, und als bei seiner Predigt wenige Augen thränenlos blieben, sah man wohl die Macht des bischöflichen Einflusses auf das Volk, welche in Italien so lange rohe Volkswuth zügeln wird, als die Kirche und ihre Diener geachtet werden.

Während man in Deutschland noch unlängst den Versuch gemacht hat, den freien bischöflichen Verkehr mit Rom zu verkürzen, findet dieser in der Lombardei auf eine Weise Statt, die wohl verdient, näher ins Licht gestellt zu werden, zumal zu einer Zeit, wo man den Oesterreichern den Vorwurf macht, als läge es in ihrem Interesse, den Contact mit Rom so viel als möglich zu verhüten. Im abgelaufenen Jahre traten drei neue Bischöfe auf, Romilli in Mailand, Bricito in Udine und Corti in Mantua. Bartolomeo Carlo, Graf von Romilli, ein Mann im kräftigsten Alter und bereits Bischof von

Cremona, konnte sich nicht entschließen, dem Rufe des Kaisers zur erzbischöflichen Kirche von Mailand zu folgen, da ihm seine Verbindung mit der Kirche von Cremona ein zu heiliges Band schien ganz im Sinne der Bischöfe der ersten Kirche. Er reiste daher mit Gutheißung der Regierung nach Rom zum Papste Pius dem Neunten, und entschloß sich endlich, im mehrmonatlichen engen Verkehre mit dem Oberhaupte der Kirche die angetragene Stelle in Mailand anzunehmen. Von Rom aus erließ er seinen ersten Hirtenbrief an die Mailänder, worin er erklärte: „Wenn ich versichere, daß ich nur durch Pius den Neunten bewogen worden bin, den erzbischöflichen Stuhl in Mailand anzunehmen, und diese Aussage nicht volle Wahrheit ist, so erstarre mir die Hand, welche sie niederschrieb.“ Zu Rom für seine neue Würde eingesegnet, erschien er in der Hauptstadt der Lombardei mit der Festigkeit, welche ihm der allgemeine Vater der Christenheit zur Pflicht gemacht hatte, weder rechts noch links schauend, weder dem Volke noch der Regierung schmeichelnd, sondern einzig auf die gute Führung seines Amtes bedacht. Aber kaum hatte die extreme Partei bemerkt, daß sie an ihm keinen ganz entschiedenen Mann für ihre Zwecke finden würde, so war es mit dem früher, so laut gesungenen Ruhme Romilli's und mit Pius dem Neunten aus, und der Eintritt des neuen Erzbischofs wurde benützt, durch zusammengeschlemmtes Gassengesindel eine radicale Demonstration zu machen, worin er keineswegs geschont wurde. Aber Romilli ist kein Mann, sich einschüchtern zu lassen, er geht unerschüttert die Wege Pius des Neunten, und alle Gutgesinnten hangen ihm dafür mit inniger Liebe an.

Die gleiche Vorübung zum Antritte seines Amtes machte auch Bricito, Erzbischof und Metropolit von Udine. Die Kenner älterer Zeitgeschichten wissen, daß Aquileja unweit des adriatischen Meeres zwischen dem Isonzo und dem Tagliamento zur Römerzeit nicht bloß eine mächtige Verbindungsstadt zwischen Deutschland und Italien, sondern auch die Vermittlerin des christlichen Glaubens aus der Halbinsel für Deutschland gewesen sei, so daß ein großer Theil von Tirol, Kärnthen und Istrien unter den dortigen Patriarchen stand. Durch Attila zerstört, blühte sie unter venetianischem Schutze mit bizantinischen Baudenkmalen zum zweiten Mal auf, konnte aber den immer

weiter vorrückenden Sumpflüften der Maremmen nicht lange widerstehen. Nun ist sie zu einem elenden Dorfe herabgesunken, in welchem blasse Menschen wohnen mitten in den Ruinen, welche eine ungeheuere Fläche einnehmen, und von neugierigen Antiquaren ausgebeutet werden. Nur die alte Metropolitankirche aus den Jahren 1031, wo einst die heiligen Bischöfe Hermagoras und Fortunatus die christliche Lehre aus den Zeiten der Apostel mit ihrem Schweiße befeuchtet hatten, steht noch mit ihren bizantinischen Bauformen für den Ortspfarrer, welcher den Titel „apostolischer Vicar" führt. Denn, als die Verödung in Volk und Land rings um Aquileja eingetreten war, unterdrückte Benedikt der Vierzehnte das Patriarchat, und gründete dafür zwei Bisthümer zu Udine und Görz. Das erstere ging jedoch bald in ein einfaches Bisthum ein, bis der jetzt regierende Papst, im Einverständnisse mit Oesterreich, nach dem Tode des Bischofs Emanuel Lodi im Jahr 1845 dasselbe wieder herstellte. Der Kaiser von Oesterreich ernannte zum neuen Patriarchen den als Prediger hochgeehrten Zaccaria Bricito, bisherigen Pfarrer von Bassano, seinem Geburtsorte, einem Manne von schlichten Sitten, den sein Volk namenlos liebte. Kaum war der kaiserliche Ruf erschollen, so eilte Bricito in die Arme Pius des Neunten nach Rom, und wurde daselbst vom Cardinal Fabio Maria Pasquini, einem Patrizier aus Udine, zum Bischof geweiht und zum Metropoliten eingesegnet. Von Rom erließ er am Tage seiner Weihe einen Hirtenbrief an seine Bisthumsangehörigen, der sich durch ungemeinen Freimuth und innige Wärme des Gefühls auszeichnet. Er beruft sich mit Nachdruck auf das Einverständniß des Papstes mit den Grundsätzen seiner künftigen Amtsverwaltung, und fordert besonders die Beamten, die er zum Theile namentlich anredet, auf, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen gegen alle Geister der Unordnung und der Sittenverfälschung. Er führt ihnen aus Cicero de natura deorum zu Gemüthe, daß ihnen an der Blüthe der Frömmigkeit und religiösen Innigkeit eben so viel liegen müsse, als den Hirten der katholischen Kirche, „da ohne Frömmigkeit gegen Gott alle Treue, alle Einigkeit des Menschengeschlechtes, ja alle Gerechtigkeit mit der Wurzel zerstört sei." Besonders merkwürdig sind seine Worte, mit welchen er seine Untergebenen auffordert, für den Kaiser zu beten. „Betet," ruft er aus, „für

unseren frömmsten Kaiser und König, den Vater so vieler Völker, dessen mildem Scepter uns der höchste Lenker des Menschengeschlechts anvertraut hat! Fleht um Frieden und Glück für ihn, da unser Friede, unser Glück an das seinige gebunden ist. Betet für die erhabene Genossin seines Ehebettes und Thrones, diesen gesegneten Engel der Liebe! Betet für das ganze Haus des Kaisers, welches ein Spiegel jeglicher Tugend ist. Selig das Reich, in welchem die Tugend des Fürsten Liebe gebietet, und die Liebe der Unterthanen betet für ihn!" Diese Worte, zu Rom ausgesprochen zur Zeit, wo die Zeitungen nur von Zerwürfnissen des Papstes mit der einmischerischen österreichischen Regierung zu erzählen wußten, verfehlten nicht einen wohlthätigen Eindruck auf die Gemüther zu machen.

Ich war zufällig in Udine anwesend, als der neue Patriarch seinen Einzug daselbst hielt. Schon seit mehreren Tagen waren viele hundert Hände beschäftigt, die Stadt würdig auszuschmücken. Die Domkirche war mit rothen Tüchern prachtvoll ausgeschmückt, die Flaggen wehten vom städtischen Palast und dem Schlosse, die beide in stolzer Beherrschung der schönen Gegend zur blühendsten Zeit der Republik geschmackvoll erstanden waren, und alle Gassen der Stadt zeigten von ihren Fenstern den prunkvollsten Festschmuck. Schon in Sacile wurde der Erzbischof durch eine Nachtbeleuchtung geehrt. Von dort brach er am 10. Juli 1847 nach Udine auf. An den Thoren empfingen ihn im Gewühl eines unermeßlichen Volkes hundert Jünglinge, und zogen an Seidensträngen, die mit Kränzen geziert waren, seinen Wagen in den bischöflichen Palast. Zwei Kindlein streuten, ihnen voraus, die Gassen mit reichem Blumenflor. Evviva Bricito, Evviva Pio nono, Evviva il nostro ré! erscholl es tausendfältig in den Lüften. Am 11. Juli wurde er feierlich im Dom eingesetzt. Er hielt selbst eine Anrede ans Volk mit holdeinschmeichelnden Worten, mit einer Stimme, die weich und melodisch zum Herzen klang, mit einer tiefen Ergriffenheit, die seinen Vortrag wunderbar beflügelte. Hundert Arme wurden hierauf öffentlich unter den Loggien des Stadthauses mit einem reichen Mittagsmahle bewirthet, während der Erzbischof alle Behörden der Stadt an seine Tafel zog. Den ganzen Tag ein Jubeln, Rufen, Sacktücherschwenken, daß man die Ungebundenheit dieser gemüthreichen Friauler bei strengster Ordnung nur höchst

liebenswürdig finden mußte. Am 12., als am Feste des heiligen Hermagoras und Fortunatus, beschloß der Erzbischof die Feierlichkeit mit einem Hochamt im Dom. Die Udineser, entzückt über die Gnade des Papstes, der ihnen von Neuem ein Erzbisthum gewährt hatte, kamen überein, zum ewigen Angedenken an dieselbe die Büste des Papstes aus weißem Marmor von der Hand des eingebornen, jetzt zu Rom weilenden Künstlers, Vincenzo Lucardi, in der Domkirche mit gehöriger Inschrift aufzustellen. Ich bin geflissentlich über die Einsetzung des neuen Erzbischofs in Udine weitläufig gewesen; denn einerseits liefert sie ein passendes Seitenstück zu der in Mailand, andererseits den klaren Beweis, daß das italienische Volk, wenn nicht von Parteigängern gehetzt, einen überaus gesunden Sinn und liebenswürdigen Takt zu bethätigen pflegt. Interessant schien mir auch die Sitte der Italiener, Feierlichkeiten dieser Art mit irgend einem literarischen Erzeugnisse zu verherrlichen. So wurde dem Erzbischof bei dieser Gelegenheit das Buch des Patriarchen Paulinus von Aquileja an den Herzog Heinrich von Friaul voll heilsamer Ermahnungen, ein Denkmal aus dem achten Jahrhundert, in einer sehr gelungenen wälschen Uebersetzung vom Professor Marzuttini überreicht.

Fast zu gleicher Zeit war Johann Corti zum Bischof von Mantua befördert worden. Auch dieser begab sich nach seiner Ernennung durch den Kaiser von Oesterreich unverzüglich nach Rom, und wurde dort geweiht. In seinem von Rom aus erlassenen Hirtenbrief an die Mantuaner kommt unter Anderm die bemerkenswerthe Stelle vor: „Wie soll ich lebhaft genug meine Anhänglichkeit und Erkenntlichkeit dem berühmten Kaiser und König, unserem geliebten Ferdinand, ausdrücken, von dessen erhabenen Lippen zuerst das Wort hervorging, welches mich zur Bischofswürde erhob. Der Herr gestatte, daß uns seine Regierung die Früchte des frommen kaiserlichen Sinnes ganz genießen lasse, und daß die Religion weise von seinem Throne geschützt, der Königsmacht die unüberwindliche Kraft der wahren Liebe, der freiwilligen Unterthanschaft verleihe. Unser goldener Prinz Rainer (il nostro aureo principe Ranieri), dem gerechtes Wollen, menschenfreundliches Thun und der Schatz jeglicher Tugend mehr Kraft und Zier geben, als sein hoher Stand, lebe glücklich und gesegnet mit seiner weisen Gemahlin und den süßen Kindern, ihrer Lust und

Zierde!" Unmittelbar an diese, im gegenwärtigen Augenblicke bezeichnenden Worte knüpft er ein glänzendes Lob des Papstes Pius des Neunten, und läßt, wie sein Vorgänger, durchblicken, daß seine Ansichten und Meinungen zur künftigen Regierung des Sprengels von Mantua im Einklange mit der österreichischen Obmacht die ganze Billigung des heiligen Vaters habe. Alle diese bischöflichen Schreiben kamen von Rom ohne Censur der Regierung ins lombardisch-venetianische Königreich, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß alle oder die meisten Bischöfe in Zukunft mit dieser Pilgerreise nach Rom ihr Amt antreten werden. Diese Richtung des Episcopats mit der Zustimmung von Oesterreich ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, im grellen Widerspruche mit den Josephinischen Grundsätzen, die noch unlängst auf deutschem Boden die Reise der Kapuziner zum Generalkapitel nach Rom beanstandeten, ohne jedoch überall ihr Ziel zu erreichen. Sie beweist ferner das wechselseitige Zutrauen, welches zwischen Oesterreich und dem Papste besteht zum Frieden der italienischen Staaten, und den Muth der italienischen Bischöfe, deren Entschiedenheit für die von der Vorsehung eingesetzte weltliche Obmacht in unseren Tagen besonderes Gewicht erhalten. Sie erklärt endlich die Wuth Mazzini's und seiner Anhänger gegen die italienische Geistlichkeit, deren kirchliche und politisch-conservative Grundsätze ihnen ein Dorn in den Augen sind. Ein Aufstand in Italien würde für Oesterreich nur dann bedenklich werden, wenn diese Geistlichkeit, welche solche Schreiben zu Gunsten der bestehenden Ordnung erläßt, mit ihrem Anführer zu Rom in den Strudel der sogenannten Nationalen hineingezogen werden könnte.

Erlauben Sie mir bei dieser Gelegenheit noch einige andere Erscheinungen auf dem kirchlichen Gebiete Italiens hier anzuknüpfen. Im Augenblicke, wo des Cardinal Ferretti's Name so oft genannt wird, mag es nicht unpassend erscheinen, zur näheren Charakterisirung des Mannes einer Begebenheit zu erwähnen, die meines Wissens in Deutschland wenig bekannt geworden ist. Gabriel Ferretti war bekanntlich früher Bischof von Rieti unweit Loretto auf jenen lieblichen Hügelschwellungen, die sich von den höheren Appenninen ans adriatische Meer hinabziehen, das in seiner dunklen Herrlichkeit den Bewohnern beständig vor Augen liegt. Eines Morgens fand man die

St. Nicolauspfarrkirche der Stadt erbrochen, den Speisekelch und die Monstranz mit den Hostien entwendet ohne leise Spur des Thäters. Der tiefste Eindruck auf die Gemüther der Gemeinde konnte nicht fehlen. Ferretti vergoß über dieses Ereigniß die bittersten Thränen, und ordnete sogleich vier Bußtage an, um die Schmach zu sühnen, welche dem Gottmenschen im heiligsten Altarssakramente widerfahren war. Er selbst erschien bei den öffentlichen Bußgängen, barhaupt, mit bloßen Füßen, einen Strick um den Hals, als Opfer für die Sünde in seiner Gemeinde. Seine Wangen wollten vor Uebermaaß des Schmerzes gar nicht trocken werden. Er bestieg jeden Tag mehrmals die Kanzel, und ermahnte das Volk mit Seufzen und Weinen zum Gebete für die unglücklichen Thäter der schweren Missethat. Da ertönten auf einmal am Morgen des vierten Bußtages alle Glocken der Stadt. Man hatte nämlich an der Thüre der beraubten Kirche den Speisekelch mit allen Hostien gefunden, und ein mit aller Förmlichkeit eingeleiteter Proceß erwies die Identität der Sache. Der Bischof brach mit allen weltlichen und geistlichen Behörden auf, und trug das gefundene, vom Thäter aus freiwilligem Antriebe zurückgestellte Heiligthum in feierlicher Procession in die Kirche. Er beschloß die Feierlichkeit mit einer Anrede an das Volk, worin er abermals eine dreitägige Andacht verkündigte, und erklärte, er wolle nicht rasten, bis auch die Monstranz zurückkäme. Das Volk ging mit allem Eifer in die Vorschläge des Bischofs ein, und bewies die drei Tage hindurch einen religiösen Ernst, der nicht ohne Erfolg bleiben konnte. Die zweite Nacht stellte sich der Kirchenräuber zur Beicht bei einem Priester, welcher ihn seines Frevels entband, und die Monstranz mit der Hostie unversehrt in Empfang nahm. Er behielt sie die Nacht in seiner Stube, und lieferte sie Morgens in die St. Michaelskirche der Vorstadt ab. Man denke sich den Jubel des Volkes und die Freude des eifrigen Bischofs, als am dritten Morgen alle Glocken der Stadt die vollständige Sühne der ruchlosen That verkündeten. Mit einer ungeheueren Volksversammlung holte sie Ferretti ab und brachte sie zur Nicolauskirche zurück, wo er an den Stufen des Eingangs eine Rede an die Begleitung hielt, die zuletzt vor Aller Thränen und Schluchzen verschlungen wurde. Am 20. Januar feierte er auf das Zudringen der Gemeinde eine Frohnleichnamsprocession zum

Danke für die Bekehrung der Sünder. Von allen Hügeln donnerten die Geschütze den Jubel der Rietaner ins Meer hinaus. Die Gassen waren in Galerien verwandelt, der Winterblüthenflor des gesegneten Landes in nie gesehener Profusion zur Schau gestellt und grünende Bogen über die Procession gewölbt. Aus allen Nachbarorten zogen Musikbanden mit frommer Theilnahme heran, und schwellten das Volksfest zum unerhörten Freudensturm. Auf dem Hauptplatze der Stadt hielt Ferretti eine Predigt von der Liebe Gottes zu den Menschen, aber bald brach ihm die Stimme, er konnte vor Rührung nicht mehr weiter reden. Gänzliches Verstummen legte sich auf das unermeßliche Volk, und der heiterste Frühlingstag schien die allgemeine Herzerweiterung mitzufeiern. Zum Danke für diese Wohlthat machte Ferretti eine Wallfahrt nach Loretto zu Fuß, inmitten seiner treuen Angehörigen, und schlug mit seinen feurigen Worten jede Untersuchung gegen die reuigen Uebelthäter nieder. Aus diesem merkwürdigen Vorgange leuchtet der Charakter des Cardinals Ferretti in einem Lichte hervor, daß man es nur beklagen kann, wenn er aus der Verwaltung der Angelegenheiten im Kirchenstaate scheiden sollte.

Mit ihm verwandt an Energie des Willens und Muth zur That ist der in Italien vielbesprochene Cardinal Cadolini, Erzbischof von Ferrara. Er versammelte im abgelaufenen Jahre die Geistlichen seiner Diöcese um sich, und hielt in eigener Person Vorträge, welche sich durch eben so entschiedene katholische Gesinnung, als tiefe, weltumfassende Gelehrsamkeit auszeichnen. Und als er bei dieser Gelegenheit eine übrigens unverfängliche Stelle aus Gioberti's primato morale e civile d'Italia angeführt hatte, und dieser Umstand von der radicalen Partei als Anerkennung aller Grundsätze des berühmten Piemontesers ausposaunt wurde, so nahm er keinen Anstand, sich ausführlich dagegen zu verwahren und über Gioberti eine Meinung abzugeben, die mit siegender Gewalt die bisher leider nur zu feurige Anhänglichkeit an den genannten Schriftsteller sehr abkühlte. Für uns Deutsche hat besonders ein Vortrag Cadolini's ein vorzügliches Interesse, welcher sich über die allein selig machende Kirche mit eben so großer Gründlichkeit als Maßhaltung verbreitet. Die Frage, ob ein außerhalb der Kirche Stehender selig werden könne? faßt er in folgende Sätze zusammen: „Alle Kinder Andersgläubiger, die in ihrer

unprüfungsfähigen Jugend aus diesem Leben scheiden, gehören durch die Taufe der allgemeinen apostolischen Kirche an, und nehmen nach ihrem Tode Theil an den Segnungen derselben. Erwachsene, welche ohne ihre Schuld außerhalb der Kirche verharren aus Unkenntniß der Wahrheit, werden nicht gestraft nach dem Gesetze, das sie nicht gekannt, sondern nach dem natürlichen Maßstabe ihrer Einsicht. Jedem, der ohne seine Schuld irrt, wird von der Gnade Gottes zur Wahrheit und zur Seligkeit geführt werden. Verdammt ist nur derjenige, welcher mala fide im Irrthume verharrt und der erkannten Wahrheit widerstrebt.“ Da Cadoloni hiedurch nur die volle Wahrheit der katholischen Kirche ausspricht, so lohnt es wohl der Mühe, dieselbe für unser religiös zerrissenes Deutschland in Erinnerung zu bringen, um die Gleichgiltigkeit in Religionsangelegenheiten und den hastigen Uebereifer zu gleicher Zeit durch eine unbestrittene Auctorität zu belehren.

Sie erinnern sich ohne Zweifel noch an das Aufsehen, welches die Rede des Cardinalpatriarchen von Venedig bei der Einsegnung der Eisenbahn über die Lagunenbrücke gemacht hat, worin das Gefährliche dieser Art Wegverkürzungen im Geiste älterer Weltansicht geltend gemacht wurde. Aber nicht bloß die Todten, sondern auch die lebenden Italiener reiten schnell. Vor uns liegt ein Aufsatz vom Doctor Zanelli in Padua, also unweit der Stelle, wo die angezogene Rede gehalten wurde. In demselben wird die Kraft des Dampfes auf Maschinenwagen als mächtigste Hilfe für Religion und Sittlichkeit gepriesen. „Der Dampf,“ sagt er, „beflügelt die Zeit und macht aus allen Völkern nur eine einzige Familie. Der öffentliche Geist wird dadurch zum Weltgeiste und die Vaterlandsliebe zur Menschenliebe. Wo der Kaufmann mit Dampf hinfliegt, kommt auch der Prediger des Evangeliums an. Die Vorsehung hat dem letzteren die Kraft des Dampfes als Flügel in alle Welt angewiesen. Das Ende aller Dampfverbindungen wird lauten: Gloria in excelsis Deo et pax hominibus bonae voluntatis!“ Es ist doch etwas Schönes um schnellen Fortschritt und rechtzeitige Begeisterung, das wird selbst die etwas spröde Redaction der historisch-politischen Blätter einräumen müssen!

Und nun zum Schlusse des langen Schreibens, hoc opus, hic labor est! Ich berichtete Ihnen im October des vorigen Jahres

meine Eindrücke von der Brenta über italienisches Bauernwesen, auf den Grund vieljähriger Erfahrungen, und Ihre Leser haben gern gesehen, daß ein Punkt berührt wurde, den man bei der Reform Italiens bisher gänzlich übersehen, den jedes deutsche Herz seit Jahrhunderten beklagt. Die Allgemeine Zeitung that uns die Ehre an, durch ihr weitverbreitetes Organ zu Gunsten italienischer Bauernemancipation mitzuwirken, und ein zwar verkürzter, aber immer dankenswerther Auszug unseres Schreibens flog mit Dampf und Postpferden in alle Welt. Daß Italiener dagegen sich wehren würden, stand zu erwarten; aber auf eine deutsche Feder zu Gunsten wälschen Bauernschmutzes waren wir nicht gefaßt. Als der Vogel an der Leimruthe von Malpaga zappelte, trauten wir unseren eigenen Augen kaum. Uns kommt die Allgemeine Zeitung überhaupt spät zu, und die damaligen radicalen Lobgesänge zu Gunsten der Knechtung katholischen Volksthums in den Bergen der Schweiz lockte wenig zum Zeitungslesen. So entging mir jener originelle Artikel von Venedig gegen Malpaga, die deutsche Bauernfreiheit und mich, den verkappten Ritter, der für wälsche Pflanzer eine unziemliche Lanze gebrochen. Aber mein Vetter, ein Mann so rein wie Gold, der alle meine Angelegenheiten wie seine eigenen überwacht, machte mich aufmerksam auf den riesenhaften Spieß, der über die Lagunenbrücke gerade nach Padua in meine sündhafte schwache Seite gekehrt war. Hat der Herr Vetter Recht, wie ich aus vieljähriger Erfahrung glauben muß, so ist meine Unwissenheit wahrhaft zum Entsetzen. Also das Land an der Brenta, wo jener unglückliche Sommernachtstraum für italisches Bauernglück entstand, ist ein ungesunder Boden, eine Schwalbe, die in Italien keinen Sommer macht?! Ich bedauere von Herzen! Nur wundert mich, daß hüben und drüben, dort nach Treviso, hier nach Padua, stundenlang am Wege die zierlichsten Sommerhäuser stehen, und der Italiener, der sein Leben so lieb hat, wie irgend ein Sterblicher, die bösen Lüfte athmen mag. Ich habe dreimal Friaul durchwandert und in den ärmsten Hütten eingesprochen. In Mailand auf und ab gegen Cremona und Pavia, gegen Como und Sesto Calende die schmutzigen Löcher der Bauleute untersucht, und in Mantua bin ich als eifriger Forscher nach dem berühmten bucolischen Andes in den Reisfeldern stecken geblieben. Zu Fano brach dem Postwagen die Achse, der

Gouverneur verhörte mich ernsthaft über die Nachlässigkeit des Conducteurs, und der Schmied, der den Wagen restaurirte, lud mich zu Mittag, und ist mein Freund geblieben bis auf diese Stunde. Zu Monte Qualandro am schönen See von Perugia haben mich die Mauthbeamten geplündert, und die Bettler des ekelhaften Dörfleins ausgesäckelt, und als ich in der Nachbarschaft zu Rom ohne Recht und Gebühr in einen fürstlichen Garten hineingeschlüpft war, habe ich mich mit einem blanken Scudo vom Dragoner losgekauft, der sich meines sündhaften Leibes versichern wollte, während ein ähnliches Hineingerathen in den Garten Boboli zu Florenz von den Palastbeamten mit freundlichster Theilnahme an meinem deutschen „Trittindenbrei" umsonst verbessert wurde. Und nach allen diesen Abentheuern docirt ein Correspondent aus Venedig in der Allgemeinen Zeitung, daß ich aus dem Mond auf Malpaga heruntergefallen, und nach einigen Kreisschwindeleien durch eine Wasser- und Windhose wieder in meine deutsche Stube von sieben Fenstern versetzt worden bin. Das ist mehr als curios! Mein Herr Vetter mit seiner feinen Nase hat über diesen Correspondenten eigene Gedanken. „Lieber Herr Collega!" sagte er noch gestern, „das ist weder Stieglitz, der alles rosenfarben sieht, noch ein anderer, sondern der wunderliche Mann, von dem Shakspeare mit Recht sagt: „Er hat Lieder für Mann und Weib, kurz und lang, wie man's haben will, kein Krämer kann seine Kunden besser mit Handschuhen bedienen." Und wo ein großmäuliger Flegel was Arges denken und mit der Thür ins Haus fallen will, da antwortet er: „Ha Schätzchen! thu mir doch kein Leid." Wäre dem also, so ist freilich mein Eifer ganz überflüssig, und die „kleine Zeche der Versammlung" am besten sich selbst überlassen."

Vorstehender Aufsatz war bereits geschrieben, als in einem zweiten Artikel der Allgemeinen Zeitung der Versuch gemacht wurde, eine unerwartete Glorie auf die lombardischen Bauernzustände strahlen zu lassen. Uns wollte bedünken, unser menschenfreundlicher Gegner hätte nach Rumohr und anderen wohlbekannten Büchern seine unjambenhafte Stylübung verfaßt, und die ganz eigenthümliche persönliche Schärfe gegen mich, den Mann hinter der Hecke, ließ die Sache der lombardischen Bauern fast nur als Nebensache erscheinen. Daß wir auf

eine solche Kampfbahn nicht einlenken, erwirbt uns hoffentlich den Dank der Leser. Vorläufig nur die Bemerkung, daß unsere Gegner ja selbst zugeben, daß in Italien, mit kaum nennenswerther Ausnahme, keine besitzende Bauern zu finden seien, daß die Pachtcontracte nur auf kurze Zeit und nach Willkür der Herren geschlossen werden, daß folglich der Hauptkern der Nation in einem Zustande von Unselbstständigkeit sich befinde, der wahre Nationalkraft ausschließt. Das fühlen die Italiener selbst. Deßhalb gerade die in diesem Augenblicke charakteristische Klage der Revolutionsfreunde in den höheren Ständen, daß der italienische Bauer im lombardisch-venetianischen Königreich sich so stockig zeige, wenn es gelte, gegen Oesterreich zu agitiren.

Soweit steht der Schreiber dieses Aufsatzes ja im besten Einverständnisse mit seinen geehrten Gegnern. Das Mehr oder Minder italienischen Bauernglückes auf jeder einzelnen Strecke der Halbinsel ändert an der Sache nichts, und wir bedauern, daß so wenig dazu gehört, eine deutsche Feder für verrottete Volkszustände in Bewegung zu setzen.

Umrisse aus der Paulskirche.

Omnia fanda, nefanda malo permista furore,
Justificam nobis mentem avertère deorum,
Quare nec tales dignantur visere coetus,
Nec se contingi patiuntur lumine claro.

Catullus.

Der erste Eindruck in der Paulskirche im Juni 1848.

Dem Baumeister der protestantischen Paulskirche zu Frankfurt hat offenbar ein neckischer Geist in den Plan gearbeitet. Kein leiser Ausdruck von ahnungsreicher, warmer Andacht und Gottesnähe, von Gebet und Kirchenlied spricht aus den kalten, antik-modernen Formen der Rotunde, deren Kuppel auf jonischen Säulen ruht und unter ihrer kühnen Wölbung, wo nicht ein fröhliches Volk von Tänzern, doch jedenfalls sehr weltlichen Verkehr zu erwarten scheint. Und in der That, dem ursprünglichen Mißgeschicke der Anlage hat sich gleichartige Wirklichkeit angeschlossen, ein Gewühl weltlicher Begierden und Hoffnungen, die erklärter Maaßen von Gott, vom Evangelium, von einer christlichen Kirche nichts wissen wollen; und die zahlreichen Anhänger des christlichen Staates wagen nicht, durch das Verlauten ihrer Herzbeklemmung die Thiere der Apokalypse aus den März- und Maitagen dieses Jahres zu reizen. Paulus sitzt trauernd und wortarm auf den Trümmern des germanischen Kirchenthums. Selbst das Wort „Kirche" wagt sich nicht über „den Zaun der Zähne," aus reinmenschlicher Klugheit, aus heiliger Scheu vor der Souveränetät „des deutschen Volkes." Ist das nicht ein Fortschritt von immenser Bedeutung? Muß man nicht theilnehmend gestimmt werden für so klare Besonnenheit, so höfliches Zartgefühl der berüchtigten „Schwarzen und Brillenträger?" Der deutsche Muth, einst lustiger Gesell und Springinsfeld, ist Anachoret geworden, und kaut mit auferbaulicher Gelassenheit am goldenen Sprüchlein: Mea virtute me involvo probamque pauperiem sine dote quaero. Doch von diesen negativen Vorzügen der deutschen Nationalversammlung wollte ich eigentlich nicht reden, sondern von positiven Eigenschaften, die nicht minder merkwürdig sind.

Die deutschen Männer, welche sich durch Volkswahl in der Paulskirche zusammengefunden, stehen bereits ziemlich gruppirt und nach ihren verschiedenen Richtungen auffaßbar vor den Augen des Zuschauers. Der Leiter dieser crême deutschen Volksthums, Heinrich v. Gagern, früher Minister zu Darmstadt, steht auf der Mittelhöhe seines Lebens, eine schöne, gebietende Mannsgestalt mit Vorzügen, die Homer seinem Ideale männlicher Kraft und Schönheit eingeräumt, aber mächtiger noch durch die hohe sittliche Würde, die ihm selbst seine Gegner zugestehen. Noch zuckt seine Lippe vom bedeutungsvollen Worte: „Souveränetät der deutschen Nation," und wenn ihm dasselbe von der linken Seite der Versammlung als „Souveränetät des deutschen Volkes," als egoistisches Sichselbstsetzen der Republikaner und Revolutionäre brüllend entgegen klingt, so rührt sich in seinen Zügen ein Anflug vom Schmerze des Laokoon, der mit der edelsten Kraft seine Kinder aus den Schlangenknoten erlösen will, und leider des Erfolges nicht ganz sicher ist. Auf der schmalen Landenge zwischen der erhaltenden und zerstörenden Partei der deutschen Nationalversammlung entfaltet er ein ungeheueres Talent der schnellen Auffassung, der Vermittlung, der Unparteilichkeit. Seine Rede fließt langsam, fast rauh, aber klar und bestimmt. Der Verstand ist dabei stets nur Handlanger, der Rede Sinn und Würze ist das Herz des Mannes voll Wohlwollen und Liebe, das wohl mehr noch des Guten birgt, als es ausspricht. Sein Zorn, mir am Präsidenten der Nationalversammlung das Liebste, hat noch die ächtdeutsche Ehrenhaftigkeit, er gilt nie der Person, sondern stets nur der schlechten Sache, die mit geballten Fäusten, mit grimmiger Fratze antobt. Nur eines habe ich an der Persönlichkeit des Herrn v. Gagern auszusetzen, daß sie fast die einzige von solchem Korn in der Paulskirche ist, und die deutsche Armuth an großen Männern in ein beklagenswerthes Licht stellt. Sind nach Shakspeare diejenigen vorzugsweise Bettler, welche ihr Vermögen zählen und ausrechnen können, so „scheint mir fast zu scheinen," daß uns nicht bloß in den Finanzen, sondern auch in nationaler Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit ein Bankbruch droht, und selbst der würdelose Anlauf republikanischer Adepten stellt ihn nur schmerzlicher heraus.

Dem Präsidenten zur rechten Seite gewahren wir seinen ersten

Stellvertreter Soiron, einen Rechtsanwalt aus Mannheim, welcher bereits dem Fünfziger-Ausschusse vorgestanden hat, in starken breiten Formen mit einer kräftigen Advocatenstimme, welche den größten Höllenlärm über- und niederschreien kann; unter dem alten Regiment entsetzlich radical, aber im schnellen Laufe der Dinge leider unsanft ans conservative Ufer gespült. Niemand spricht ihm Geschäftskenntniß, Vaterlandsliebe, Wohlwollen und Lust zum behaglichen Dasein im friedlichen Deutschland ab; aber die Gunst der äußersten Linken genießt er nicht ganz, so will mich's wenigstens bedünken, und diesem Mangel verdankt er auch wahrscheinlich die erste Vicepräsidentenstelle. Blickte aus seinen klugen, schalkhaften Augen nicht eine so liebenswürdige Tücke, ich wüßte mir den deutschen Michel von seiner guten Seite in keiner andern Gestalt als der Soiron's besser vorzustellen.

Herrn Gagern zur Linken ragt bedeutungsvoll der zweite Vicepräsident, Victor Freiherr v. Andrian aus Wien, der Verfasser des Buches, „Oesterreich und seine Zukunft," ein schlanker, ernsthafter Mann, den Jungösterreichern bereits zu maßhaltend, und von der Linken gründlich angefeindet ob des Verdachtes einiger aristocratischen Wurzelreste im Hintergrunde seines nicht weit genug erschlossenen Herzens. Der Adel und die Würde seines ganzen Benehmens, gepaart mit Ruhe und Maßhaltung, kann freilich kaum Verzeihung finden bei den stämmigen Trägern „der Majestät des Volkes." Diesen unglücklichen Ausdruck, eine jener todtgeborenen Abstractionen, die uns hier so altdeutsch und so deutschneu um die Ohren summen, hat Soiron in Gang gebracht, und unauflöslich an die Dreizahl unserer verehrten Präsidenten geknüpft.

Es lebt nämlich in Frankfurt am Main ein reichgewordener Weinhändler, Mumm mit Namen, welcher eine schöne Villa am Eschenheimer Thor besitzt, und zum Geld auch unsterblichen Ruhm gewinnen will. Zu diesem Ende lud er am Tage unserer Präsidentenwahl die drei Erkiesenen in die Villa zum Abendimbiß, welcher unter Kopfschütteln und Bosheiten der geistreichen Frankfurter, die oft die klarsten Dinge nicht verstehen wollen, bei großer Beleuchtung und feinsten Rheinweinen auch wirklich stattfand. Zum Desert kamen von zwei verschiedenen Seiten Fackelzüge mit Lebehochs für die Gäste des

Weinhändlers Mumm, und jeder der letzteren mußte vom Balcon aus eine Rede halten. Da geschah es denn, daß Soiron „die Majestät des Volkes“ hochleben ließ, und ein großes Brüllen der Fackelträger hervorrief. Am andern Morgen hatte Herr Professor Vogt von Gießen, der sich mit Originalien überhaupt nicht viel abgibt, das ausgeworfene Waizenkorn bereits mit sichtbarem Wohlgefühl in seinen Schlagwörtervorrath eingereiht, und wiederholte dasselbe zu nicht geringer Freude der „Volksmajestät“ auf den Galerien mitten in der Nationalversammlung, während ein süßspielendes Lächeln über diesen Federnraub um die Lippen des guten Soiron schwebte. Seit dieser denkwürdigen Stunde, die wir zum Theile dem gastfreundlichen Weinhändler Mumm verdanken, blieb der Stein „der Volksmajestät“ in der Versammlung liegen, und die Matadore der Linken handhaben ihn mit der Kraft und dem Geschicke des großen Ajax, dessen Ruhm sie ohne Zweifel erreichen werden. Die Rechte benutzt dagegen den erledigten Schild des Telamoniers mit sieben Stierhäuten, so befinden sich beide Seiten im erträglichen Wohlstande.

Der Führer dieser „volksmajestätlichen“ Celebritäten der Nationalversammlung ist Robert Blum, geboren zu Köln am Rhein von katholischen Eltern am 10. November 1807. Seine Lobredner legen viel Gewicht auf den Umstand, daß er am Geburtstage Luther's das Licht der Welt erblickte, und nicht ganz mit Unrecht; denn aus dem Gesichte Robert Blum's spricht einige Aehnlichkeit mit dem, was man am Reformator von Eisenach Derbheit genannt hat. Aber die großartige Leidenschaft Luther's sticht grell ab von den feinen Berechnungen des deutsch-katholischen Volkstribunen von Leipzig, der in edler Selbstverleugnung auf eine Ministerstelle des deutschen Reichs aspirirt. Durch lange Noth und Hungerprobe ins Knabenalter eingetreten, versah er mehrere Jahre den Messedienst in einer Kölner Pfarrkirche, und genoß dabei freien Schulunterricht durch die Gunst katholischer Geistlichen, denen er jetzt mit ungleichem Maaße vergilt. Von einem Lehrjungen in einer Laternenfabrik erhob er sich später zum Theaterdiener, Kassier und Buchhändler, welches letztere er noch jetzt sein soll. Kein Mensch von einiger Billigkeit leugnet, daß Robert Blum ein Mann von Geist, Kraft und Klugheit

ist; aber nicht im gleichen Maaße will man ihm moralischen Geradsinn zugestehen, so sehr auch seine oft ungeschickten Schmeichler „das durch und durch tüchtige, kerngesunde Gemüth“ desselben preisen. Sein Ruhm als eines deutschen Volksmannes begann 1844, als er nach seinem eigenen Geständnisse den Deutschkatholicismus schlau benutzte, um die Massen an sich zu fesseln und den Fürsten zu Leib zu gehen. Um diese Zeit verkündete er zu Leipzig, wo liederliches Literatenthum, unverschämte Buchmacherei und Sittenverderb wie in keinem andern deutschen Lande in geiler Blüthe steht, daß der Abfall von der katholischen Religion die Deutschen von Rom erlösen müsse, das eben so gefährlich als Frankreich und Rußland, und nur auf diesem Wege zur politischen Freiheit vorzudringen sei, mit unverholenem Seitenblick auf das katholische Königshaus in Sachsen, den angeblichen Hemmschuh aller wahren Volksfreiheit. Mehr bedurfte es nicht, die unteren Schichten der Gesellschaft aufzuwiegeln in dem allerwärts gährenden Zustande deutscher Kleinstaaterei, wo die Ehrfurcht und Anhänglichkeit an Gott und König bei sehr vielen Menschen längst schon erstorben war. Die unglücklichen Ereignisse zu Leipzig im August 1845, wo auf das Volk gefeuert wurde, hoben ihn noch mehr, weil er die Kunst verstand, die aufgeregte Stimmung der Stadtbewohner auf seine werthe Person zu leiten. Der Lohn blieb nicht aus. Er wurde am Ende dieses Jahres Stadtverordneter, Bürger und Grundbesitzer, und sammelte mit Meisterhaftigkeit alle Volks- und Pöbelkräfte zum Sturze des alten Systems in Sachsen. Die Stadt Zwickau, welche sich zuerst gegen das Königthum auflehnte, wählte ihn auch in die deutsche Nationalversammlung, wo er dermalen noch unstreitig als das erste parlamentarische Talent der democratischen Partei gilt, wenn auch, seit seiner zweideutigen Haltung in der Verdächtigung des preußischen Ministeriums, sein Stern bereits zu erbleichen scheint und das moralische Mißtrauen gegen seine letzten Mittel und Zwecke zugenommen. Die Grazien haben sich mit der Bildung seines Leibes wenig zu thun gemacht, und verdienen die Mißachtung, die er in allem seinen Thun und Lassen gegen sie an den Tag legt. Er ist eine untersetzte, kurzstockige Gestalt mit einem Ausdruck im Gesicht, den ich nicht näher bezeichnen will, nur reich an Bart und Locken. Er spricht mit ungemeiner Ruhe, die wie eine

Wolke über dem Aetna seiner Seele schwebt, und den Lavaerguß klüglich mildert, mit durchdringlicher, scharfmarkirter Stimme, die, trotz der Eintönigkeit, sonor anspricht und mit kurzen, schlagenden Sätzen jeder Volksstimmung schmeichelt. Der Stachel seines Witzes gleicht jenem eisernen Instrumente der alten Lateiner, welche damit die Pflugstiere vorwärts trieben und zu gleicher Zeit gegen die Feinde ausholten. Fein ist er nicht, aber treffend bis ins Blut. Von Beweisen für seine Aussprüche im eigentlichen Sinn ist keine Spur zu finden; er redet dem Volke zu Willen, und jedes Wort muß ohne Beweis wahr sein, wie sein Freund Vogt mit Vorliebe behauptet. Sein zweites Wort ist der Appel an die Faust des Volkes, das in seinem Sinn oft wenig mehr sagen will als das Gesindel, der Schlußsatz gern eine Drohung, ähnlich dem sauve qui peut, das er als einzig endgiltig wie eine Granate zum Platzen in die Versammlung wirft. Aus ihm spricht eine Kleopatra, quidquid sperare impotens et fortuna dulci ebria. Seine Freunde werden daher leicht lächerlich, wenn sie „den Volksmann" zu stark betonen, und gänzlich vergessen, daß „jenseit des Baches auch Männer wohnen," deren Uneigennützigkeit und Mannhaftigkeit nicht dem leisesten Zweifel unterliegt. Blum hat viel in Zeitungen geschrieben, das Taschenbuch „Vorwärts" herausgegeben und allerlei Reimereien gemacht. In allen seinen Federarbeiten erkennt man die derbe Natur, den Mangel an eigentlicher Phantasie, er ist ein Sensenmann in der Literatur, und er denkt nicht daran, sich zum „ungezogenen Lieblinge der Musen und Grazien" zu erschwingen. Tribünizische Gedankenarmuth, Phrasengepolter, ewige Wiederholung von Schlagwörtern charakterisiren seine Reden, seine Schriften, und doch erscheint er noch liebenswürdig, geistvoll, und unterhaltend im Vergleiche mit seinen nächsten Freunden und Schildknappen, die ihm wohl oft den Wunsch aus der Seele locken müssen: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden, die mich in allen meinen Fehlern bei weitem übertreffen!"

Der ihm zunächststehende ist Schaffrath, ein Advocat aus Neustadt, mit Recht der Thersites der Linken genannt, obgleich ihm ein Odysseus fehlt, seine Ungeberde durch den Scepter etwas bescheidener einzurichten. Er spricht nicht, sondern brüllt voll jenes

Zorns, den Ohnmacht und Würdelosigkeit für seine Partei so verderblich machen, deßhalb nicht selten das unauslöschliche Gelächter der Versammlung. Sinn, Witz und Anmuth der Rede liegen ihm so fern, als dem einäugigen Bewohner Siciliens, welchen „der göttliche Dulder“ geblendet, und von dem er gleichwohl Rohheit und Schimpf entlehnt, um gegen die Rechte machtlos zu poltern. Von ihm unterscheidet sich nur wenig der bereits öfter genannte Vogt von Gießen, der keine Vergangenheit anerkennt, und alle Zukunft trostlos machen würde, wofern er die Macht hätte, ins Leben einzugreifen. Verwandt mit Beiden wirkt Hugo Wesendonk, Advocat aus Düsseldorf, dem der Gott im Zorn eine Stimme verlieh, von der es sehr zweifelhaft ist, welchem Reiche der Natur sie angehört, und doch muß sie in der Regel die Stelle der Gedanken vertreten.

Im weiteren Ringe der Robert Blum'schen Kameradschaft ohne Geistesverwandtschaft bemerken wir Arnold Ruge aus Leipzig, einen gebildeten, redemächtigen, aber verkommenen Geist und fanatischen Republikphantasten, der sich durch seine trostlose Weltweisheit unter die schmutzigen Hirten Thessaliens verloren hat, eines besseren Looses werth; den bartumbuschten Nauwerk aus Berlin mit der hohlen Grabesstimme und den noch hohleren Abstractionen preußischer Gottlosigkeit; den von Natur wenigstens scheinbar gutmüthigen, aber durch Zufälle aller Art traurig verkommenen Professor Vischer aus Tübingen, dessen Schwabennatur Mitleiden einflößen und in manchen Augenblicken selbst Liebe gewinnen kann; den katholischen Pfarrer Sprißler aus den Hohenzollern-Sigmaringischen Landen, dem gedankenloser Verrath an seiner Kirche zur täglichen Uebung geworden ist, voll nichtigen Wortreichthums und windiger Eitelkeit, ungeduldig stampfend nach den Wiegengesängen der Frau Pastorin.

An diesen Kern schließen sich mit mehr oder minder enger Geistesverwandtschaft noch ungefähr ein Dutzend von Mitgliedern der Nationalversammlung an zur vollständigen Ausbildung der äußersten Linken, welche ihre Grundsätze mit cynischer Offenheit zu Tage legt, ohne den Muth, die Republik einzugestehen, reich an Keckheit und taubem Wortschwall.

Leider zählt zu dieser Seite auch ein Theil der Oesterreicher, deren nähere Prüfung für das Land, aus dem sie gekommen, für die

Gegenwart höchst lehrreich ist. Die Abgeordneten aus Oesterreich, mit geringer Ausnahme, sinnbilden trefflich die Rathlosigkeit der österreichischen Regierung unter dem Minister v. Pillersdorf, bunt und zerrissen wie die Länder ihrer Monarchie, welche unter dem Joche der geilen Aulawirthschaft seufzet, kleinlich und kurzsichtig wie der Prager Panslavisten-Congreß mit seinen Zukunftsträumen bei wachem Zustande, übersättigt von den Schmutzblättern und Lotterbroschüren in- und ausländischer Revolutionsjugend mit dem Bettelstolze, der seine Willkür vor der katholischen Kirche und ihren Priestern nirgends sicher weiß.

Zunächst begegnen uns darunter freilich fast arglose Naturen, die im gemeinen Leben, oft in der Kneipe, sich ausgebildet zur Staatsweisheit in Frankfurt am Main, Lebemänner im guten Sinne des Wortes, die ohne sonderliche Grillen aufstehen und niedersitzen in der Versammlung, weil das Eine oder das Andere nun einmal sein muß. Sie brauchen die liberalen Phrasen nur, um sich einigen Respect zu verschaffen; ihr Herz weiß davon nichts. Es sind ohne Zweifel ächte Abkömmlinge der Phäaken, und sie können im gegebenen Falle sogar liebenswürdig sein.

Die zweite Abtheilung der Oesterreicher besteht aus Beamten und Doctoren, die, obgleich bisweilen von der Natur nicht stiefmütterlich ausgestattet, im Drehinstitute ihres amtlichen Mechanismus oder ihrer anwältischen Pfiffigkeit alles Geistes baar geworden sind. Während viele derselben in politischen Dingen nicht ungern mit der Rechten stimmen, befolgen sie in kirchlichen und religiösen Angelegenheiten die vielbeliebten Josephinischen Grundsätze, mit erklärter Abneigung gegen jede freie Bewegung im Staat und in der Kirche. Es offenbart sich eine tiefangesetzte Fäulniß, welche die neuesten Ereignisse in Wien, Grätz, Prag und anderen Orten hinlänglich erklärt. Diese Kaste österreichischer Civilmandarine will nichts, als sich selbst und die Willkür des Beamten über alles junge Staatsleben, daher der verbissene Groll gegen die katholischen Priester, die sich nicht zu den Acten legen lassen; daher die Bitterkeit des Gemüthes im Gefühle, daß ihre Zeit vorüber ist.

Die dritte Art von Oesterreichern zählt ganz zum Schweife des Robert Blum mit dem ekelhaften Eifer von Neulingen, die endlich

ihre langgenährten Herzenswünsche offen bekennen, und im Kreise der Leipziger Freunde erträglicher Aufnahme froh werden dürfen. Dazu gehören der durch seine Pamphlete und journalistische Heldenthaten bekannte Wiesner aus Wien, einst von der österreichischen Polizei durch Verfolgung in Censursachen aus seiner Unbedeutendheit hervorgezogen; Doctor Ernst Schilling, Notar aus Wien, ein Mann von glatten Worten, aber ein blinder Centralisist in Unklarheit über sich selbst und seine Grundsätze; Doctor Carl Giskra aus Mährisch-tribau, ein Waffengenosse der Wieneraula, welcher nicht ungern die geistlose Phraseologie allgemeiner Trivialitäten von der Tribüne poltert, voll gemachten Zorns ohne innere Erregung, und daher selten mit Eindruck auf den Zuhörer; Schuselka, der Verfasser des Buches: „Oesterreich im Jahr 1843," und anderer Flugschriften, von der österreichischen Polizei, wie man sagt, zur Auswanderung genöthigt, und in Deutschland mit dem Deutschkatholicismus viel beschäftigt, eine im Grunde kindliche Seele, die mit ihrer Umgebung nichts gemein hat als zufällige Kameradschaft, daher billiger als die meisten Oesterreicher, und talentvoller als selbst Robert Blum, von der zu erwarten steht, daß sie im Strahle der jungen Freiheit, erlöst aus langem Drucke, heimkehren wird zur ursprünglichen Güte des Herzens, die Jeder achten muß. Damit einigermaßen geistesverwandt sind die Doctoren Guido Pattai aus Grätz, Mareck, Riehl und Stremaier mit viel Bonhommie, aber leicht und luftig schwebend auf dem Strome der Zeit, von der sie nicht allzuviel begreifen.

Was diese Oesterreicher der linken Seite in ihren Reden besonders auszeichnet, ist ein mühevoller Drang, eine Art krankhaften Ueberreizes, sich bei den Führern der Linken geltend zu machen, und allen Verdacht österreichischer Separirungsgelüste abzulehnen. Sie thun daher bei jeder Gelegenheit ein Ueberflüssiges und kennen kein Maaß, wenn es gilt, ihre Freisinnigkeit zur Anerkennung zu bringen, wie uns dünkt, mit sehr zweifelhaftem Erfolge. Man schätzt ihre Dienste, achtet aber dieses Haschen nach Popularität wenig, weil man eben jeder Concurrenz abgeneigt ist.

Diese freisinnige österreichische Doctorjugend, welche meist hübsche Gestalten aufzuweisen hat, findet bei den weiblichen Mitgliedern des Parlamentes mehr Anklang, als in jedem andern Theile der Pauls-

kirche. Aber alle übertrifft an solchen männlichen Triumphen Moritz Hartmann, der Dichter aus Böhmen, angeblich der schönste Mann der Nationalversammlung, die Wonne der Frankfurter Damen, dessen Gesicht sprechender ist als sein Wort. Sind die Abgeordneten Oesterreichs wirklich der Ausdruck ihres Landes, so muß man sich mit Schmerzen eingestehen, daß ein solcher Unzusammenhalt von Kräften und Meinungen, ein so taktloses Kokettiren mit den schlechten Stoffen Deutschlands, die furchtbare Gleichgiltigkeit gegen alles Kirchliche und theilweise offene Anfeindung conservativer Elemente noch lange keine friedliche Gestaltung der österreichischen Monarchie gestatten werden. Ein allmonatliches Revolutiönchen ist doch eine köstliche Gelegenheit, im Kurzen groß zu werden. Selbst die lobenswerthen Ausnahmen, die wir später gewissenhaft anführen werden, sind nicht ganz frei von grundsatzloser Zerrissenheit und Verkehrtheit.

Die äußerste Linke, deren Seele und fast einziges Talent Robert Blum ist, unterscheidet sich scharf von einer ganz nahestehenden Partei, welche fast die nämlichen Grundsätze democratischer Freiheit verficht, aber vom Haupte der Deutschkatholiken in Leipzig nichts wissen will. Man könnte sie die Aristocratie der Linken nennen, die es verschmäht, ins gemeine Parterre sogenannter Volksmänner herabzusteigen, und noch ein Gefühl hat für all den Schmutz, den man in dieser Region nicht mehr empfinden darf. Der Stadtgerichtsrath Simon von Breslau mag hier beispielsweise als Ausdruck der Gesinnungsweise in dieser Richtung angeführt werden.

Wenden wir uns von dieser redseligen, mehr oder minder offen auf die Republik hinwirkenden Minorität der Linken, die ihre Sympathien mit der französischen Republik selbst in der Paulskirche nicht verbergen kann, zur rechten Seite der Nationalversammlung, so müssen wir gestehen, daß sich hier eine ungemeine Fülle von Talent, Gesinnungstüchtigkeit und gründlicher Studien zusammen gefunden hat, aber leider aus ungewohnten Bestandtheilen und zum Theil eckichten Schroffheiten, die bisher nicht nach Wunsch in eine feste Majorität vereinigt werden konnten. Ich will den Versuch machen, die Hauptrichtungen für die Leser kurz zu kennzeichnen.

Auf der äußersten Linken bewegt sich die ältere preußische Partei, die den allherrschenden Beamtenstaat und den königlichen

Alleinwillen in der Regierung der Völker noch nicht ganz vergessen hat. Ihr Ausdruck ist der Landrath Vinke von Hagen, ein kurzgestockter, breitschulteriger Mann mit der heitersten Miene von der Welt, die selbst seinen nächsten Nachbarn Zutrauen und Sicherheit einflößt, merkwürdigerweise als äußerster Gegenpol zu Robert Blum nicht ohne einiges Ebenmaaß der leiblichen Erscheinung mit dem Gegner von Leipzig. Er spricht nicht, sondern sprudelt, und bei aller Geläufigkeit des Redeflusses verwickelt er sich doch häufig in seinen Sätzen dergestalt, daß er nicht selten retractiren muß. Dieser Umstand macht seinen Vortrag minder angenehm, als er seines Inhaltes wegen sonst sein würde. Der ihm unlängst entschlüpfte Ausdruck von „acht und dreißig verschiedenen Nationalitäten" in Deutschland wird ihm ankleben, so lange er lebt; er kann ihn füglich in seinen Ahnenschild aufnehmen. Die preußische Starrheit seiner conservativen Grundsätze und die triumphirliche, mit Verachtung der Gegner gepaarte Verkündigung derselben von der Tribüne zeugen von Muth und Entschiedenheit, aber von keinem rechten Verständnisse der Zeit, die jeder Versteinerung in seinem Sinn abhold ist, und der preußischen insbesonders aus Gründen langer Erfahrung. Daher ist Vinke selbst der rechten Seite nicht ganz genehm, und sie traut ihm den Muth und die Geschicklichkeit zu, die beste Sache durch Unmaaß und Uebertreibung zu verderben. Doch verdient sein mannhafter Muth, der mit kaltem Spott die ultrarevolutionären Tollheiten der Linken geißelt, alle Anerkennung. Ihm zunächst steht der Graf v. Arnim-Boytzenburg, preußischer Staatsminister aus der Uckermark, der Linken ein stechender Dorn im Auge aus den Zeiten, wo Hecker, der Friedensbrecher und Anführer republikanischer Freischaaren, und der alte stänkerische Itzstein aus Berlin verwiesen wurden, wobei Arnim auch betheiligt war.

Es ist überhaupt ein ganz eigenes Ding um die ammenhafte Zärtlichkeit der äußersten Linken für Hecker und seine Meuchelmordsgenossen, die den Bruder des Präsidenten der Nationalversammlung getödtet haben. Noch unlängst trank ein Oesterreicher auf dieser Seite in einem öffentlichen Gasthause ein lautes Pereat dem Ausschusse zur Prüfung der Wahlurkunden, wofern er Hecker und seine Freunde in die Nationalversammlung nicht zulassen würde. Diese cynische Nieder-

tracht offener Liebäugelei mit dem Umsturz alles Bestandes in Deutschland wäre ganz geeignet, dem Grafen Arnim die Zuneigung aller Ehrenhaften zu gewinnen; aber gewisse Leute haben, trotz der Fürstengunst, kein rechtes Glück. Sobald er auftritt, entsteht Geflüster auf der linken Seite, der höhnische Ruf: „Namen, Namen!" Die Galerien stampfen und pfeifen, und hat der Redner nach eingetretener Windstille endlich freies Feld zum Sprechen, so kann das schlotterige Organ, die Unklarheit der Darstellung, und eine Art Nachgeruch aus vergangenen Zeiten selbst für die triftigsten Gründe kaum genügende Aufmerksamkeit erringen. Es kommt etwas Ruinhaftes zur Erscheinung mit geringer Wirkung auf die frische, lebenschwellende Zukunft.

Ungleich wirksamer tritt der, ihm in vielen Ansichten verwandte, Fürst Felix Lichnowsky aus Ratibor in Schlesien auf, der uns von Spanien aus bekannt ist, eine stürmische Husarennatur in stolzer Blüthe edler Männlichkeit, der ewige Schmerz der äußersten Linken, auf die er stets die Pfeile bittersten Spottes, die Spitze unerbitterlicher Logik, und die kecken Schwärmer geistreicher Laune richtet und meistens tief ins Herz trifft. Es erregt wahres Mitleiden, wenn Robert Blum und seine Freunde sich über die kühnen Husarenüberfälle des verhaßten Fürsten (!!) nicht anders trösten können, als daß sie Abends zusammensitzen und die Schimpfwörter verabreden, welche über Lichnowsky am andern Morgen in der Reichstagszeitung regnen müssen. Mir lacht dann jedesmal das Herz, wenn ich meinem tapfern Freund auf dem Paradeplatz begegne, wie er, das Blatt in der Hand, den Vorübergehenden in der heitersten Stimmung die betreffenden Artikel vorliest, damit sie einigermaßen zum Troste Robert Blum's Verbreitung finden. Dem beredten Fürsten ist nichts anders zu wünschen, als jene weise Mäßigung, die der Rede eines verdienten und tapfern Mannes unwiderstehlichen Nachdruck verleiht.

Neben dieser vorzugsweise preußischen Richtung der rechten Seite gewahren wir die sogenannte katholische Partei, Männer aus allen Ständen, darunter bedeutende Capacitäten, bisher schweigsam, weil das Wortgezänke um hohle Theorien oder Formstänkereien nicht ihren Beifall hat, weil ihr ganzes Absehen auf eine baldige Verfassung des deutschen Volkes gerichtet ist, und keine Zeit für dieses große

Werk verloren gehen soll. Ihr Haupt, und voraussichtlich der ganzen rechten Seite, ist ohne Zweifel General v. Radowitz, der Verfasser der vielgelesenen „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche," ein Mann von würdevollstem Aussehen mit einem feingebildeten Gesichte, mit klugen, feurigen Augen und einer Stirn, die das Siegel überlegener Geistesobmacht offen zur Schau trägt. Er spricht vortrefflich, totus teres atque rotundus, und der scharflogischen Entschiedenheit seiner Darstellung wohnt eine herzgewinnende Milde ein, die Niemanden schöner steht, als solchen reichausgestatteten Geistern. Zu ihm stehen die Deutschtiroler, diese Söhne des Heimwehs nach ihren friedlichen Bergen, während die Wälschtiroler, als Vertreter des lombardischen Verrathes am deutschen Recht mit der Linken tagen, und die Hälfte des seit unfürdenklicher Zeit deutschen Tirolerlandes zu Italien schlagen wollen, mit einigen gutgesinnten Oesterreichern. Zu ihm neigen sich die Rheinländer, diese freiheitsliebenden Männer, die eben so innig an der katholischen Kirche hangen, als sie baar sind von jeder Sympathie für das gewaltsame, im innersten Kern treulose, jedes fremde Volksthum anfeindende Preußenthum einer bereits untergegangenen Periode, mit dem unhemmbaren Ruf nach völliger Unabhängigkeit der Kirche vom revolutionären Barricadenstaate, der sich vom christlichen Principe losgesagt hat. Mit ihnen denken und handeln übereins die wackeren Deputirten aus Westphalen, wo möglich noch derber und offener nach dem Zuge ihrer strengen Volksart, die eine Todtfeindin aller Lüge und krummen Wege ist, unbekümmert um die Rücksichten der schmieg- und biegsamen Welt. Dazu schlägt sich Alles, was noch Sinn hat für christliches Recht und Leben, selbst einzelne Bekenner der protestantischen Confessionen.

Die ausgezeichneten Männer dieser Richtung sind auf dieser Seite Doctor Gredler aus Wien, ein geborner Zillerthaler, mit einem Herzen voll kindlicher Anhänglichkeit und Treue für Rechtes und Heiliges, der Advocat Adams aus Koblenz, dessen Gesinnung so gediegen als seine Sprache, Friedrich Blömer, Landgerichtsrath aus Aachen, mit dem feinen Anstand eines wohlgeordneten Seelenhaushaltes, Professor Clemens aus Bonn mit der begeisterten Kraft der Jugend für den Mitgenuß einer großen Zukunft, Professor

Gfrörer aus Freiburg, der kerngesunde Historiograph der Carolinger, der Oberregierungsrath Osterrath aus Danzig, Wiest, Justizrath von Tübingen, Lassaulx aus München, der sich als Redner besonders in den Ausschüssen geltend macht, der akatholische Prediger Jürgens aus Braunschweig, dem eine friedliche Ausgleichung unter den verschiedenen Confessionen wahrhaft am Herzen liegt, Professor Phillips aus München, dessen Kenntnisse im Kirchen- und deutschen Rechte überall willkommen sind, anderer aus dem geistlichen Stande nicht zu gedenken.

Im weitern Verlaufe des Ringes reihen sich an diese Conservativen, die nur bedächtigen Fortschritt in der constitutionellen Monarchie wollen, eine Schaar höchst berühmter Schriftsteller und Geschäftsmänner des deutschen Volkes, größtentheils protestantischer Confession, wie Dahlmann, Gervinus, Jacob Grimm, Robert Mohl, Friedrich von Raumer, Pfizer, Stenzel, Bassermann, Uhland, Wippermann, Heckscher, Henkel, Lette und Andere, fast sämmtlich früher mehr oder minder bekannt als Demagogen, Oppositionsmitglieder der deutschen Kammern, mit ihrer Gesinnung festgewurzelt auf der Insel eines ehrenhaften Charakters, die stille stand, während die Stromfluth der Zeit mit ihrem revolutionären Ueberschwang vorbeibrauste, und die wilde Jugend mit sich in den Strudel riß. So stehen sie jetzt nothgedrungen an der Grenze der rechten Seite, wo nicht als Rückschrittsmänner, doch keineswegs liberal genug, wie Robert Blum das Kind mit dem Bad auszuschütten, scheinbar nicht eitel genug, ihr besseres Wissen und Gewissen mit einem revolutionären Portefeuille zu vertauschen, Sünder an der Gegenwart, weil sie an eine Vergangenheit und an ein historisches Recht glauben, eine Thorheit, die ihnen die Linke nicht verzeihen kann, weil sie instinctmäßig das Weltgericht der Geschichte fürchtet. Armer Gervinus! Du hast das Aeußerste für die republikanische Jugend gethan, unbarmherzig das religiöse Moment deutscher Dichtung gegeißelt, und der politischen Poesie das Wort geredet mit dem Scharfsinn eines bezahlten Advocaten, und nun empört sich der Thon gegen den Töpfer mit formloser Frechheit, und findet die deutsche Zeitung von Heidelberg, deine jüngste vielgeliebte Tochter, fade und langweilig. Habent sua fata libelli!

Fragen Sie mich, ob wir von diesen Herren der deutschen Literatur mächtige Wirksamkeit von der Tribüne zu erwarten haben, so muß ich leider mit Nein antworten. Jacob Grimm, einer dieser Mystagogen deutscher Gelehrsamkeit, hat unlängst in der Nationalversammlung gegen die deutschen Pedanten geeifert, und dabei mit unnachahmlicher Meisterschaft einen Pedanten der Studirstube gespielt. Einiges von dieser Zugabe klebt selbst Dahlmann an, dessen Organ auch nicht das beste ist. Am freiesten davon möchten Bassermann, Raumer und Stenzel sein, ohne jedoch als eigentliche Redner weit über das Gewöhnliche hinüberzureichen.

Es sei mir hier noch besonders erlaubt, derjenigen Oesterreicher zu gedenken, die auf der rechten Seite des Hauses die Achtung der Nationalversammlung verdienen und zum Theil gut machen, was ihre übrigen Landsleute an der deutschen Ehre sündigen. Es sind vorzüglich drei erwähnenswerth, Schmerling, Sommaruga und der bereits erwähnte Freiherr v. Andrian.

Der erste bekleidet hier die Stelle eines österreichischen Bundestagsgesandten. Die Klarheit und Treuherzigkeit seiner Rede mit bedeutender Fertigkeit des Vortrags macht ihn zu einem beliebten Redner, obgleich sein emsiges Bestreben, den hiesigen Volksmännern seinen zeitgemäßen Freisinn recht anschaulich zu machen, wenig geeignet ist, Theilnahme zu erhalten. Die Rechte fühlt sich dadurch verletzt, und die Linke beutet seine Zugeständnisse auf verächtliche Weise aus, wie noch unlängst der Cigarrenfabrikant Raveaux aus Köln in seiner autodidactischen, sterilen Ausdrucksweise ihn den „verlornen Sohn" genannt hat, der zu seiner Familie zurückkehrt.

Sommaruga, ein Sohn des österreichischen Ministers dieses Namens, ein junger Landrath von zartem Körperbau und schwacher Stimme, scheint mir Entschiedenheit im conservativen Sinne zu haben, und der Muth, seine Meinungen laut werden zu lassen, ehrt den Mann im Gewühle von eitler Gefallsucht und Hascherei nach dem Beifall der Galerien. Daß viele Oesterreicher ihm gram sind, weil er die Gesetzgebung der Wiener Aula nicht unbedingt anerkennen will, ist sein zweites Verdienst, und in unseren Tagen allgemeiner Schwäche und roher Selbsthilfe doppelt hoch anzuschlagen.

Ueber Freiherrn v. Andrian will ich nichts weiter anführen,

als den Wunsch, daß er fürder abstehen möge von den Versicherungen österreichischer Sympathien für deutsche Einheit und Kraft, seinem Lieblingsredestoffe. Die Rechte bedarf derselben nicht, weil sie weiß, daß Oesterreich der deutschen Sache geneigt sein muß, und die Linke soll daraus nicht Hoffnung schöpfen, daß Oesterreich um jeden Preis bereit sei, zum Umsturz alles Bestehenden. Nur scharfe Entschiedenheit und bestimmte Haltung flößt in unseren Tagen dauernde Achtung ein. Zwei andere Oesterreicher möchten hier ebenfalls Erwähnung verdienen, falls ihre Entwickelung den ersten Eindrücken entspricht, welche sie auf mich gemacht haben; sie heißen Mühlfeld und Egger, beide Doctoren der Rechte, gut kaiserlich gesinnt; Mühlfeld von bedeutender Capacität, ein kalter, berechnender, oft zu pedantischer Geist, mit Josephinischen Grundsätzen; Egger, ein rühriger, stillthätiger Mann, wohlwollend und herzlich mit der schönen Treue und Anhänglichkeit an das erkannte Gute, unzugänglich jeder Milderung conservativer Grundsätze. —

Zwischen der Rechten und Linken dehnt sich ein weites Flachfeld aus, das man mit Unrecht rechte und linke Mitte genannt hat. Es haben sich auf demselben allerlei Schattirungen der öffentlichen Meinung niedergelassen, kaum örtlich aufzufassen, aber nach dem Inhalte des Bekenntnisses in einiger Halbheit befangen. Dahin sind zuvörderst die Wetterfahnen zu rechnen, die sich überlebt haben, ohne daß ihre Eitelkeit ausgestorben wäre, die nöthigenfalls für Alles stimmen würden, was ihnen Vortheil, Einfluß und Weihrauch einbringt, die Männer mit seidenen Handschuhen, die Alles sanft bestreicheln, als Mittel zum Zwecke. Der vollständigste Ausdruck dieser Schaukler und Stangenreiter ist der Geheime Rath Mittermaier, den man auch aus seinen Schriften als solchen kennen gelernt hat. Der Präsidentenstuhl! Der Präsidentenstuhl! Der gute Mann hat so ziemlich alle Rollen hier durchgespielt, und oft mehrere an einem Tag, er ist Conservativer, Constitutioneller, Republikaner gewesen, und Alles hat nicht anschlagen wollen. Es ist erstaunlich, welche ellenlange Tiraden, die zehnmal das Nämliche wiederholen, sich aus seiner Seele herausspinnen zum Ruhme der Volkssouveränetät, und doch will Niemand daran glauben. Er muß sich mit dem eigenen, unbeneidenswerthen Witze trösten, daß „jeder Deutsche den Präsidenten in seiner Brust

trage.“ Diese Art Leute scheuen die namentliche Abstimmung, es befällt sie Magenschwäche und Magendrücken, da muß man freilich in den „Schwan“ oder zum „Weidenbusch“ um die nöthige Herzstärkung. Andere Deputirte dieses Bezirkes sind Vermittler, wie Eisenmann, oder Abbitter, wie Venedey, oder Zurücknehmer, wie Graf v. Wartensleben. Eisenmann legt bei solchen Vermittelungsvorschlägen nicht ungern seinen weißen Rock an, um an die Noth vieljährigen Gefängnisses zu erinnern, und die Gemüther versöhnlich zu machen, aber umsonst! er muß trotz der Theilnahme für sein tragisches, jetzt mit zwölftausend Gulden bezahltes Geschick zwischen zwei Stühlen niedersitzen. Venedey, der gute Venedey mit seinen schönen blonden Locken, dem man nicht ansieht, daß er ein paar gute Bücher geschrieben hat, ballt oft nicht ungern die Faust gegen die Rechte, die ihm gewogener ist als die Linke, und hat meist den Verdruß, im Zauberspiegel eines neckischen Geistes sein eigenes Bild als Fratze zu sehen, welche den rührenden Zug der Sentimentalität in seinem Gesichte verdüstert. Da schlägt er schnell in sich und rührt durch seine Abbitte nicht bloß die Zuhörer, sondern selbst das Herz des Präsidenten. Die Rührung ist allgemein, und sollte ausdrücklich im Protocolle bemerkt werden. Wartensleben droht mit namentlicher Abstimmung, bemerkt jedoch hintendrein, daß er dadurch eigentlich nur sich selbst gestraft hat, und nimmt den Vergriff gegen seine eigene Person folgerichtig mit der größten Seelenruhe wieder zurück. Mancher Unentschiedene fällt ihm für diese Wohlthat mit nassen Augen dankend ans Herz, und er hat den unvergänglichen Trost des Quos ego nach Hause zu tragen.

Auch das ältere Deutschthum bewegt sich mit antiker Grazie auf diesen Auen mittlerer Seelenzustände. Jahn, der Turner, gekleidet wie die lustige Person in Goldoni's Localpossen, und Ernst Moritz Arndt von Bonn ergänzen sich wechselseitig, um dem jüngeren Geschlechte die Männer des Tugendbundes, der bereits zur Mythologie geworden, würdig zu vergegenwärtigen. Jedermann achtet diese Antiquitäten, aber ihre spaßhafte, urkräftige, breitausziehende Sprache findet weniger Beifall, trotz aller Pietät für die Lützow'sche Heldenschaar, die unweltläufig den Dynastien gedient hat.

Man veraltet in unseren Tagen unbegreiflich schnell nach dem

bekannten Spruche: „Heute gehst du gesund schlafen, und morgen stehst du maustodt auf!“ Gott und seine Engelschaaren mögen alle Männer der Paulskirche vor diesem grauenvollen Schicksale bewahren! Jeder abonnire daher rechtzeitig auf die Reichstagszeitung des Robert Blum und seiner Gehilfen, diese ist die einzige Medea, welche in Deutschland verjüngen kann, und Gott sei Dank! um geringe Kosten. Wer aber diesen dünnen Birkensaft-Champagner republikanischer Blumisterei nicht trinken will, wer seinen geraden Rücken vor dieser „Volksmajestät,“ die so cordial und ruhig lächelnd mit Fäusten und Sensen droht, nicht in den Staub beugen mag, verzichte auf die deutsche Jugend, und werde muthig und mit Ehren alt!

Arabesken zur deutschen Centralgewalt im Juli 1848.

Die Brutwärme der weichen Frankfurterluft hatte sich mit süßen Hoffnungen von deutscher Einheit und Kraft auf die Volksgedankenkeime der Paulskirche gelegt. Der hohe Senat der uralten Kaiserstadt wollte für dieselben nicht unthätig bleiben, und jagte eines Tages drei liederliche Literaten zum Aergerniß aller Freunde deutscher Freiheit aus den Mauern, worin nächstens das Wiegenfest der Volkseinheit Deutschlands gefeiert werden sollte. Der alte Bundestag, welcher mit großer Arglist, dem Wanderer in der Fabel gleich, dreimal des Tages stirbt, damit ihn der „Bär“ nicht auffrißt, und jedesmal wieder gesund aufsteht mit schelmischem Lächeln, war bereits zu Gevatter des centralgewaltigen Kindleins gebeten, und Robert Blum, der quiescirte Vertrauensmann von Leipzig, vergaß an jenem Tag aus lauter Eifer für die gehörige Einrichtung des interessanten Wochenbettes das gehörige Maaß von Bier zu sich zu nehmen, was seinem leiblichen Wohlstande merklichen Abbruch that. Die „Mainlust,“ diese vielumworbene Circe der deutschen Reichstagsmänner, pfefferte die Brühen dergestalt, daß in den meisten ihrer Gäste der Eierstock der Beredsamkeit für die bevorstehende Taufceremonie barst und den Präsidenten und die Secretäre fast in Verzweiflung brachte. Die Männer auf der rechten Seite der Paulskirche hielten jeder einen Fliegenwedel bereit, um dem Kindlein ruhigen Eintritt in die Welt zu gewährleisten, während die präludirenden Wiegenlieder der „allein zeugungsfähigen Revolutionsjugend“ auf der Linken so stürmisch klangen, daß die Decke des Hauses bald eingestürzt wäre, und das keusche Wochenbett deutscher Nation mit ihrem Ruin begraben hätte. Die Buch- und Kunstläden an der Zeil stellten mit liebenswürdiger Theilnahme die Bildnisse Hecker's und Struve's aus über den Caricaturen deutscher Fürsten mit der Inschrift: écrasez les infames,

und Damen von zarter Empfindung drückten die schöne Hand auf die Brust und seufzten: „Ja wohl, Hecker's Bart, du Hoffnung Deutschlands! Ach nein! weiche nicht von uns!“ Mit solchem Bildergeräthe sollte die Reichswiege ausgeschmückt werden und in Perlmutter eingelegt an derselben prangen manch edles Frankfurter Frauenherz mit „republikanischer Milch.“ Arbeiter von Hanau, Offenbach und Mainz, aus schwerer Trübsal plebeischer Handdienste freundnachbarlich erlöst, machten die Galerien voll und laut, im trefflichsten Einverständnisse mit den Telegraphen der linken Seite des Hauses, um nöthigenfalls die Windeln des Täuflings etwas minder enge und drückend zu machen, und hatten Abends im Essighause die Befriedigung, daß ihnen Vogt von Gießen, der Verfasser der atheistischen „physiologischen Briefe“ gerührt die Hände drückte. Die Karten zur Damentribüne, worüber die Reichsvertreter größtentheils verfügen, erlangten fast größere Gunst als die österreichischen und preußischen Staatspapiere in diesen einheitslustigen Zeiten, und die Modehandlungen verspürten merklich besseren Abgang von bunten Halsschleifen und knappanschmiegenden Corsetten, denn keine Schöne in Frankfurt ist undankbar, und will sich nur eine Gelegenheit zeigen, so zahlt sie öffentlich im Festgeschmeide mit zärtlicher Aufmerksamkeit auf die Rede und das Gesicht des Wohlthäters. Diese rührende Einigung der Frauen mit dem Urwalde schöner Bärte auf der Linken ist wohl das prophetische Vorbild der Einheit Deutschlands, nach welcher vierzig Millionen Menschen sehnsüchtig verlangen, da nach dem „blonden süßen Venedey“ nur auf dieser Seite „die ewig junge Kraft des deutschen Volkes“ wuchert. Solche Vorbereitungen konnten in der Nachbarschaft nicht unbeachtet bleiben. Die nach allen Seiten auslaufenden Eisenbahnen haben uns ja viel tausend Herzen, welche durch den Bankbruch der kleinen deutschen Fürsten ledig geworden, näher gebracht, und es trinkt sich gar so gut zum Heile Deutschlands unter den breitblätterigen Platanen, die sich hoffnungsreich um die herrliche Mainstadt schlingen. Die democratischen Vereine mit dem Schweif in Straßburg und Mainz dachten ernstlich daran, die republikanische Kraft der Paulskirche zu ergänzen, im Vertrauen auf die Arbeiterversammlungen, auf die Fülle wohlfeilen Aepfelmostes und Biers, auf die respectable Größe des Frankfurter Kreuzerbrodes, wobei mit mäßigen

Geldmitteln weit auszureichen war. Ein böser Umstand lag allerdings im Wege, die Herzenshärte der Frankfurter Democraten, die keine Lust zur agrarischen Gütertheilung zeigten, und am liebsten sich selbst auf ihren Faulbetten und Federmatratzen gütlich thun. Die Bürgerwehr, diese rastlose Nachtwandlerin mit scharfgeladenen Flinten, die nicht minder thatbereite schöne Militärmannschaft, der altrepublikanische Senatorenernst, welcher noch bedeutende Geldsäcke zu verlieren hat, machten ein so volksfeindliches, bitterböses Gesicht, daß im Vergleiche mit demselben selbst Schaffrath mitten in den zornigen „Eselstritten" auf den Bundestag und die deutschen Fürsten noch liebenswürdig aussieht. Die kluge Rechte, leider nicht ganz frei von dem, was Vogt das „System der Lüge," andere Leute eine „feine Nase" nennen, ließ mit der unschuldigsten Miene von der Welt den General v. Radowitz, ihren doctrinären Feldhauptmann, mit seinen Anträgen für die militärische Sicherung des Parlaments treulos durchfallen, und die Linke hielt ihr bei dieser Gelegenheit eine Lobrede wie die des Fuchses auf die Melodien des Raben, welcher auf dem Baume sitzend, ein Stück Käse im Munde hatte. Die Rechte blieb unempfindlich bei Lob und Tadel. Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae. Der Abzug der Schmeichelredner von der Tribüne, ohne daß der Käse heruntergefallen war, schien mir eines der merkwürdigsten Ereignisse der Paulskirche, ein wirklicher Hoffnungsanker in der oft tactlosen Fluth auf dieser Seite des Hauses. Die Linke hätte so gern durch die Rechte ein Gesetz zum Schutze der Mitglieder der Paulskirche gehabt, ihr jedenfalls zum gewissen Vortheile, der Rechten selbst aber zum ewigen Vorwurfe der Feigheit und der geschmälerten Volksrechte, welche dem Pöbel im Sinne der Linken die Freiheit pöbelhafter Angriffe auf conservative Männer sichern sollten. Aus diesen und ähnlichen Gründen war der Einzug der Repräsentanten „deutscher Kraft und Jugend" zur Verhandlung über die deutsche Centralgewalt merklich gedämpft. Die gute, noch keineswegs alte Zeit hing wie ein rother Sonnenabend herein in die republikanische Armuth dieser ewig denkwürdigen Pfingstzeit vom Jahr 1848, mit dem Stachel des bittersten Schmerzes in radicaler Brust über die Wankelmuth deutscher Herzen. Johannes Ronge, der abtrünnige Priester, aus seiner Epistel gegen den heiligen

Rock zu Trier, die nichts mehr einträgt, hinausgedrängt in den Erwerb politischer Bestrebungen, fand keine Begeisterung der gebildeten Stände an den Ufern des Mains, die einst so überreich gesprudelt. Ich habe die Herrlichkeit mitangeschaut, und nichts davon geschrieben; jetzt, da sie zur Antiquität geworden, finden die Leser vielleicht mehr Behagen daran. Ronge kam damals von Offenbach, eingeholt von unzähligen Menschen mit Spiel, Sang und Hochruf. Sachsenhausen, die reizende Gemeinde am linken Mainufer, empfing ihn, geschmückt wie eine Braut, mit Fahnen, Triumphbogen und Blumenfülle aller Art, und nannte ihn den Befreier der deutschen Nation vom „römisch-katholischen Götzendienste.“ Die Fingerspitzen der Damen, welche „süßen Minnesold“ in die Fahnen eingestickt, zitterten vor Freude über den Anblick des Riesen, welcher den menschenfresserischen Drachen erstickt, und nun in Frankfurt dem römischen Papste den Garaus machen sollte. Ich sah Freudenthränen in manchen schönen Augen über das namenlose Glück, daß die weißen Sacktücher von Battist den Rock des Befreiers berührt hatten. Ja die Liebe zur deutschen Freiheit ging so weit, daß sich lebensgesunde Mädchen aus achtbaren Häusern selig priesen, den Rand des Glases zu berühren, woraus Ronge Champagner getrunken. Und ein Härchen aus den Locken des Ueberglücklichen, ein Zug aus seiner Feder, ein Schweißtüchlein mit seinem Duft, ein stumpfer Kiel aus seinem Dintenfasse wurde als Reliquie aufbewahrt, am Leibe getragen gegen Aberglauben und Unfruchtbarkeit, mit rothen Lippen geküßt unter steigender Eifersucht des vernachlässigten Bräutigams. Gehörte ich zur Nationalversammlung, und insbesondere zur Linken, die mehr sagen darf als andere Leute, ohne den Ruf zur Ordnung zu befürchten, so würde ich Ihnen Dinge weiter erzählen dürfen, die zu Eleusis sorgsam verschwiegen wurden, aber freilich bei uns, wo man „geradeaus geht und halbe Wege verachtet,“ des Beifalls der Galerien gewiß wären. Die Rhein- und Moselweine, diese deutschen Pedanten, die leidigen Stifter deutscher Ruhe und Gründlichkeit, verschwanden vom Tisch und Zweckessen des Liberators. Die Hügel der Provence lieferten dagegen die Tröstungen zu seiner mühsamen Missionsarbeit, und wie bei den lachenden Erben der freien Römerwelt strömte die Ueberfülle auf das superbum pavimentum Pontificum potiore (vino) coenis.

Die Tiara des „obersten Römlings“ ward in effigie verbrannt, ich wollte sagen, ertränkt, und die freie deutsche Kirche schwebte wie eine Taube des allgemeinen Menschenfriedens über der verlorenen Schlacht des großartigen Trinkgelages. Und die Tischler und Tapezirer fühlten sich in der Ausübung ihrer Kunst überselig, wenn sie des andern Morgens die ausgerittenen Stuhllehnen einrichten, die Schmutzflecke aus dem gebohnten Boden beitzen und die Tapeten ausflicken konnten. Aber wie ist es jetzt anders geworden, o Wandlung! o Grauen! Niemand zog dem democratischen Herrn Ronge, der jetzt wieder Frankfurt für seine humanistischen Zwecke ausbeuten wollte, entgegen, ein Rümpfen der fashionabeln Nasen und Näslein war nicht zu verkennen, und die Zeitungen, sonst Herolde seines Ruhmes, glaubten ihre Ehre gefährdet, wenn sie im Ernste für ihn Partei nähmen. Der „Satrape roher Gewalt“ ließ sich in einem Gasthause nieder mit seinen plumpen Adjutanten Metternich und Bayrhoffer unter dem Hofceremonienmeister Kapp aus der Gegend von Heidelberg, der nach hiesiger Erfahrung schon närrisch auf die Welt kam, und in seinem täglich steigenden Wahnsinne die Hölle offen sieht für Alle, die ihm nicht Recht lassen. Einzelne Männer der äußersten Linken thun vertraut mit den Clubisten; Ruge predigt mit nackten dürren Worten, daß aus der Nationalversammlung kein Heil komme, wenn man nicht die Köpfe der rechten Seite heruntersäbele; Blum vermittelt zur Maßhaltung, weil die Mücken aus Leipzig im Ohre flunkern. Alles will nicht anschlagen: die Gassenbuben vergessen, Ronge hochleben zu lassen, die Frauen sind für die Aufwärmung alter Bekanntschaft nicht zu Hause, die goldene Fluth des Champagners rauscht nur mehr in der Phantasie, Ronge klagt bitter, daß „er Bier trinken müsse, und oft nicht das beste.“ Geldnoth stellt sich ein, er muß die Ehrenbecher und andere Liebespfänder saturnalischer Seligkeit verkaufen zum Entsetzen solider Handelsnaturen in Frankfurt, selbst in der Judengasse. Das democratische Versammlungszimmer gleicht einer Niederlassung degli assasini in den Abruzzen auf ein Haar. Acten, Bierkrüge, Tabakspfeifen, halbverbrannte Cigarren, Gassenkoth, Ueberfluß an verlorenen Säften liegen bunt und roh unter einander, und wenn die Rede keucht und poltert, die Faust sich ballt, das Auge düster funkelt, kriecht selbst der Pudel mit hangendem

Schweif unter die nächste Bank, denn solche Freiheit ist dem Menschen und dem Vieh fürchterlich. Abends im Essighaus steigt Ronge auf einen Tisch zu predigen. Daß alle seine Sinne beisammen seien, ist von einem vielbeschäftigten Propheten nicht zu fordern, man versteht sich wechselseitig nicht, es erhebt sich Streit, die Kraft der deutschen Jugend erprobt sich im Prügeln als Gegensatz zu den Blumen, die einst auf „das theure Haupt" geregnet hatten. Ein demüthigender Heimgang, so weit es geradeaus und ohne halbe Wege geschehen konnte, war das Ende jenes Verhängnisses, das Ronge jetzt wieder nach Frankfurt geführt, um beide Enden seines öffentlichen Lebens zur Geißel für den „Verräther seines Glaubens und seiner Kirche" zusammenzuflechten, und das Maaß der Bitterkeit voll zu machen. Eine Carricatur, welche eine Scene aus dem Essighause dem öffentlichen Spotte Preis gab, erläutert die Volksstimmung über Ronge am besten, mit Anspielungen auf gewisse stereotype Redensarten in der Paulskirche. Metternich, der Gehilfe Ronge's, erscheint auf derselben in der Mitte der liederlichen Gesellen des Essighauses und spricht: „Meine Herren! ich glaube, Sie sind Alle mit mir einverstanden, wenn ich sage, daß ich ein Lump bin (Bravo). Meine Herren! ich kann es Ihnen nicht verhehlen, ich glaube, wir sind Alle Lumpen (großer Beifall)." Hierauf erhebt sich Ronge und spricht: „Meine Herren! ich erfülle nur eine Pflicht der Gerechtigkeit, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich mit dem Redner vor mir vollkommen einverstanden bin (rauschender Beifall von allen Seiten des Hauses)." Selbst Hampelmann, die Hauptperson unserer Frankfurter Localposse auf dem Stadttheater hat sich dieses ausgiebigen Stoffes bereits bemächtigt, um das Unwesen der Democraten vom Bierkruge lächerlich zu machen. Im Stücke: „Wie Hampelmann ein Logis sucht," warnt er seine Frau ernstlich vor einer Wohnung zu ebener Erde, denn es könnte ihm ein Wort über die schlechten Zeiten entschlüpfen, und ginge zufällig ein Democrat vorüber, so wäre der Vorwurf „einer Reaction gegen das Essighaus" und in Folge dessen die Katzenmusik unvermeidlich. Der allgemeine Jubel über diese Anspielung bewies hinlänglich, daß Hampelmann nur dem öffentlichen Gefühle Ausdruck gab.

In diese Entfaltungen democratischer Liederlichkeit, welche als

Demonstration gegen die rechte Seite der Paulskirche gelten sollte, fiel das Frohnleichnamsfest. Gagern erhob sich am Vorabende desselben und sprach nach seiner Art scharfbetonend: „Morgen feiern die Katholiken ein hohes Fest. Sie werden es angemessen finden, daß wir unsere Morgensitzung erst um vier Uhr Abends eröffnen.“ Zuruf der Katholiken; tiefe Stille unter den Akatholiken, selbst auf den Galerien, die nur einigermaßen verwundert schienen, daß Raveaux aus Köln auf der linken Seite sich rasch von seinem Sitze erhob, um seine Einstimmung in den Vorschlag des Präsidenten kundzugeben. Des andern Morgens, der mit glänzender Heiterkeit über Frankfurt aufgegangen war, floß unermeßliches Volk in der Nähe des Doms zusammen. Die katholischen Mitglieder der Nationalversammlung erschienen vollzählig bis auf die Oesterreicher, welche auf der linken Seite sitzen und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihre Geringschätzung für katholisches Kirchenwesen an den Tag zu legen. Die Domkirche, dieser schöne trauernde Rest aus der deutschen Vorzeit, wo innige Anhänglichkeit an Christus und seine Kirche die beste Centralgewalt zur Einheit des heiligen deutschen Reiches gewesen, war so gedrängt voll Menschen, daß eine Abtheilung des hiesigen Militärs die Eingänge hüten mußte. Alle Altäre standen im heitersten Grün, aus dem nur einzelne rothe Blüthen hervorblickten, und an ihren Stufen knieten weißgekleidete Mädchen, einen Kranz von blauen Kornblumen auf dem Haupt, an seidenen Bändern vor der Brust ein Körbchen mit Rosenblättern zum Bestreuen des Weges für das Allerheiligste. Ein rothgoldschimmernder ungarischer Husar, bejahrten Ansehens, stand mitten unter der zarten blühenden Frauenjugend, wie eine fremdartige Erscheinung aus einem andern Welttheil, freundlich hinunterlächelnd auf das wehrlose deutsche Leben rings um ihn, Allen ein lieblicher Anblick als leises Hoffnungszeichen, daß Deutschland und Ungarn nicht bloß als Staaten in der Vermittelung des Verkehrs mit dem Morgenlande, sondern auch im Bekenntnisse und in der Vertheidigung des katholischen Glaubens vereinigt bleiben würden. In dem rothausgeschlagenen Priesterraume vor dem Frohnaltare standen die katholischen Reichstagsmitglieder, wohl zweihundert an der Zahl, vermischt mit den Bürgern von Frankfurt, jeder mit einer brennenden Wachskerze, aus allen Landen der deutschen Nation,

vielleicht seit Jahrhunderten das erste Mal am bedeutungsvollen Frohnleichnamsfeste der Ausdruck eines katholischen Volkes, einer Kircheneinigkeit vor der Reichseinheit, mit dem sicheren Gefühle des Fortbestandes für alle Zeit. Wohl Jeder muß die Wichtigkeit einer solchen Einigung unter den Anwesenden empfunden haben, und beim Andämmern der katholischen Kirchenfreiheit, die in Frankfurt gegründet werden soll, kann es nur als gutes Zeichen begrüßt werden, daß die Katholiken von der Ost= und Nordsee, vom Rhein und von Westphalen, von der Elbe und vom Inn, von der Donau und der Etsch sich wechselseitig erkennen, als Glieder eines Leibes sich persönlich an einander schließen und für einmüthiges Handeln in der nächsten Zukunft stärken. Der Fürstbischof Diepenbrock, ein schöner, hochragender Mann, welcher mit Recht die allgemeine Liebe der hiesigen Katholiken genießt, gefolgt von den Bischöfen aus Ermeland, Münster und Kulm, trat an die Spitze der Procession, welche aus der Kirche über den Domplatz, und von dort um dieselbe in den Kreuzgang zurückkehrte. Die Umsicht und Thätigkeit der braven Offiziere der Militärmannschaft machten auf die schonendste Weise den Weg frei und begleiteten mit ihren Leuten das heilige Sacrament. In den Hymnus Pange lingua, welchen der Festführer anstimmte, fielen alle anwesenden Männer mit lauter Stimme ein, und mehrere Fremde versicherten mich, daß sie diesen überwältigenden Eindruck ihr ganzes Leben nie vergessen würden. Nicht minder herzeindringlich war die weithinschallende Antwort der Frauen in deutschen Liedern zum Preise des heiligen Sacraments. Und als der Hauptmann am Domplatze beim ersten Segen commandirte: „Kniet nieder zum Gebet!“ als die protestantischen Zuschauer auf die Mauern und Bäume kletterten, um das Schauspiel besser aufzufassen, als selbst die geschwätzigen Frauengruppen an den Fenstern verstummten, und alle Gläubigen auf den Knieen lagen, viele Damen bis zur Erde gebeugt, so finden Sie es leicht begreiflich, daß manchem Auge eine heiße Thräne entglitt, daß manche Lippe zitternd zum Himmel betete, daß alle Deutschen einig werden möchten im Glauben und in der Liebe, ohne welche die politische Einheit stets nur ein Flickwerk bleiben wird. Es fiel kaum auf, daß viele Frankfurter, den Hut auf dem Kopfe, mit ihren Cigarren in den katholischen Feierzug hineinrauchten; kein Mensch

erhob Anstand dagegen, Alle waren zu sehr von der Bedeutung des Festes durchdrungen, als daß sie Zeit gehabt hätten, diese protestantische Nächstenliebe einzuschränken, wie sie an unserem schönen deutschen Rheine der Brauch ist, und vielleicht auch anderwärts!! Die tiefste Ergriffenheit bemächtigte sich jedoch der Gemüther, als der Fürstbischof am Ende des letzten Segens vor dem Altare des alterthümlichen Kreuzganges, für die Meisten unerwartet, den Hymnus Te Deum laudamus anstimmte. Der Einklang dieses mächtigen Kirchenliedes, der vereinten Männer- und Frauenstimmen, scholl nach der Bemerkung eines Augenzeugen als die großartigste Demonstration dieses ereignißreichen Jahres weithin durch die Straßen der Kaiserstadt, „als eine Demonstration des Friedens," fuhr er fort, „die das zerstreute deutsche Volk einladet aus den hohlen politischen Abstractionen, aus dem frechen Unglauben herzloser Weltweisen, aus dem Wuste schamloser Liederlichkeit heraus und heran zu treten an den Eckstein, welcher Christus ist in der einigen apostolischen katholischen Kirche." Die Freude über diese Festfeier war allgemein. Ich sah ernste, feste Männer, die sich eben erst näher kennen gelernt, sich nach derselben umarmten im Gefühle katholischer Brüderlichkeit, nicht ohne Schmerzbeimischung in Gedanken an die Paulskirche, wo sich das „prophetische Wort" der Katholiken duckt und schmiegt vor der antichristlichen Sturmdoctrin zügelloser Oligarchen, die da täglich drohen und wüthen, als hätten sie das gesammte deutsche Volk in ihrer Rocktasche. Am Abend desselben Tages wurde nach zuverlässigen Aussagen Ronge spät aufgefunden an einem Orte, der keine Beschreibung zuläßt, in einem Zustande, der jedenfalls als solcher nur in erster Quelle zurechnungsfähig ist, und mußte durch fremde Hülfe unter Dach gebracht werden. Diese Erfahrungen mindern die Zahl der deutsch-katholischen Gemeinde mit jedem Tag, und Anhänger derselben gestanden mir die tiefe Scham über ihren Abfall, über die Verblendung, mit diesen Leuten jemals in Verbindung gestanden zu haben. Unter diesen Vorkommnissen, die mir bedeutungsvoller erschienen sind, als vieles Andere, eröffnete sich die Verhandlung über die deutsche Centralgewalt in der Nationalversammlung.

Es konnte sich kein denkender Mensch verhehlen, daß die Begründung einer deutschen Centralgewalt bei weitem der wichtigste Gegen-

stand sei, den die Nationalversammlung bisher in der Paulskirche erörtert hatte. Aus diesem Grunde sah man das erste Mal die verschiedenen Meinungen des Hauses in ernstlicher Bewegung, um sich in vorbereitenden Clubs aufzuklären und wo möglich entscheidungsmächtiger aneinander anzuschließen, leider mit geringerem Erfolg auf der rechten als auf der linken Seite des Hauses. Daher die überaus peinliche Zerrissenheit und die oft unzweckmäßige Befehdung des Unvermeidlichen in ihren Verhandlungen. Die äußerste Linke hatte und hat ihren Versammlungsort im deutschen Hof, einem Gasthause der Bockenheimergasse, unter der Oberleitung des Robert Blum, bereits gestreift von bösen Nachrichten aus Leipzig über seine zügellose Stellung in der Paulskirche als ein, seinem Mandate untreuer Vertreter des sächsischen Volkes, daher schmerzlich eingeengt zwischen der Majorität der Paulskirche und der Unart sächsischer Wähler. Die Folge davon war, daß sich bald darauf ein Theil seiner bisher gleichgesinnten Bundesgenossen von ihm trennte, und einen benachbarten Gasthof bezog, um die äußerste Democratie in gesonderter Stellung auf die Spitze zu treiben. Der Vorsitzende dieses republikanischen Ablegers ist Simon von Trier, ein kurzes, verwittertes Männlein mit gestutztem Bart und einer pfälzischen Schreiseligkeit, die zu den unangenehmsten Lufterschütterungen der Paulskirche gehört. Ich habe in seinen Reden noch nie einen andern Sinn entdeckt, als die liederlichste Hinneigung zur rohen Gewalt der Proletarier, dem letzten Beweisgrund aller Behauptungen officieller Volksaufwiegelung, von der Tribüne mit lobenswerther Offenheit getrieben, und des Beifalls der Galerien gewiß, wenn anders die Zeichen der Linken richtig verstanden werden. Was Robert Blum mit meisterhafter Schlauheit und oft ohne Zweifel aus guten Beweggründen verschweigt, das kräht der wackere Simon von Trier in grellen Tönen in die Welt, unbekümmert um Menschenliebe, Uneigennützigkeit und Volkserleichterung, die sonst wie Troddeln der ehemaligen wilden Faschingsmänner um die democratische Jugend von Sachsen und Berlin flattern. Merklich davon geschieden ist der Club im Würtemberger Hof, einem Hôtel der Fahrgasse, wo sich die fashionablen Linken unter Schoder und Simon von Breslau versammeln, und die unentschiedenen Glieder der linken Mitte mit beklommenen Herzen vor ihren rheinischen

Wählern hospitiren, wodurch die ursprünglich kleine Insel durch angeschwemmten Boden täglich wächst, nicht ohne heftigen Rechtsstreit und Zank der Nachbarschaft, die Anspruch macht auf das verlorene Terrain. Ich kann Ihnen nicht erzählen, daß diese „Fahrgäßler" große Redner in der Vertretung ihrer Meinungen aufzuweisen hätten, denn meine Geduld währt nicht ewig, und die Paulskirche ist das umfassendste Institut zur Uebung derselben. Da wird man oft unbillig im Urtheil und stellt Sätze auf, die den Getroffenen nothwendig schmerzlich sein müssen. Irre ich mich jedoch nicht ganz, so sind die meisten Mitglieder dieses Clubs Doctrinäre, und zwar der Linken, ohne die mächtige Beihilfe stereotyper, allzeit wirksamer Volkslobhudelei ihrer äußersten Nachbarn, eine zähe, starre Kaste in festgerannten Grundsätzen, und doch in einiger Furcht vor den unvermeidlichen Folgerungen aus denselben. Herr Unterrichter von Botzen, der einzige Deutschtiroler, welcher zur Linken zählt, ein steril gewordener Geist, der sich selbst überlebt hat, kann in seiner dürren Weise als Gesammtausdruck dieser Partei gelten. Selbst Schoder kann sich dieser Geistesdürre nicht entziehen. Sie wollen nicht mit Robert Blum Minister werden, erheben jedoch so bedeutende Ansprüche auf die Zukunft, daß sie alles mögliche Talent, die genialste, unbeamtenhafteste Beweglichkeit der Geister vortheilhaft brauchen könnten, Eigenschaften, die ihnen größtentheils fehlen. Am äußersten Ende dieser Partei, da, wo sie überschlägt ins verläßliche linke Centrum, finden wir Raveaux aus Köln, seit einiger Zeit überaus manierlich, wohlwollend, vermittelungseifrig, wohl in Folge seiner entschiedenen Wähler in der heiligen Stadt am Rhein, die ihren drei Königen trotz aller Brausestoffe nie ganz untreu werden will. Er ist eine hohe, schlanke, abgemagerte Gestalt. Seine Stimme tönt anfangs hohl, wie aus einer fernen Region, klärt und hebt sich aber im Vortrag allmälich zu scharf einschneidender Verständlichkeit, und gewinnt die Zuhörer durch treffenden Witz, richtige Logik und praktische Tendenz. Es liegt in seinem Wesen etwas Kaufmännisches, wenn ich's sagen darf, Solides, und spricht sich mit der Zuversicht aus, die jedem Autodidacten eigen ist. Die äußerste Linke spricht viel von Sühne und Nachgiebigkeit zur Vereinigung der Geister in schönen Worten und wenig That; Raveaux übt sie wirklich, ungeachtet seine Bissen oft ein wenig

sächsisch=knapp zugeschnitten sind. Begreift er seine Zeit und Stellung, so könnte er das ganze linke Centrum und einen großen Theil des rechten mit sich fortreißen. Als Mittelglied zwischen der rechten und linken Seite bewegt sich ein Club von zahlreichen Mitgliedern, die schwer in eine bestimmte Formel zu fassen sind. Dieser Club hatte mancherlei Schicksale, und das bei ihm besonders lebhaft auftretende menschliche Bedürfniß nach Speise und Trank, die langen Reden am wenigsten fehlen dürfen, ließ es lange zu keiner festen Gestaltung kommen. Aus dem Pariser Hofe zog er in die Mainlust, aus derselben in den Weidenbusch, und entwickelte hier ein so verschiedenartiges Brausen, Gähren und Zischen von altem Rechtsboden, aristocratischen Erinnerungen, blutjungen Volkssouveränetäten, und mitunter preußischen Militärcommando's, daß eine babylonische Verwirrung einriß, und das friedliche Klingen von Messer und Gabel, Glas und Teller allein noch einige Aussicht auf den Weltfrieden darbot. Er war zum Schrecken aller Deutschen ein collectiver Herr Geheime Rath Mittermaier geworden, der ihn ominös genug zuerst im Pariser Hof eröffnet hatte. Seiner Uneinigkeit, und theilweise seiner Versteinerung und Bornirtheit ist der Jammer zuzuschreiben, welchen die rechte Seite bei den Verhandlungen über die deutsche Centralgewalt an den Tag gekehrt hat. Und wäre nicht zur rechten Zeit Gagern hervorgetreten, um den kleinsten Theil conservativer Hoffnungen durch einen kühnen Griff zu retten, so wäre auch dieser durch das Ungeschick der zerhackten und zersplitterten Partei zu Gunsten der Linken rein verloren gewesen. Wir hätten keinen Reichsverweser, sondern einen Tribun an der Spitze eines Ministeriums, das die oft im Munde geführten Ausdrücke: „Zermalmen, Stürzen, Vernichten“ an den Fürsten Deutschlands kurzweg in Ausführung gebracht haben würde. Wurde dießmal das Capitol gerettet, so haben die Gänse wahrhaftig kein Verdienst daran, und man muß dem Präsidenten danken, daß er den zu Schanden gegangenen Wagen aus der Patsche gezogen hat, ungeachtet noch unabweisbare Zweifel obwalten, wie das Ende vom Liede lauten wird. Das sah auch die Partei des Weidenbusches vollkommen ein, und erkannte die Nothwendigkeit, sich engere Grenzen zu stellen und fremdartige Persönlichkeiten auszuscheiden. Zu diesem Ende wurde ein engerer Verein im großen Hirschgraben

gestiftet, mit der Grundbedingung, daß Mitglieder anderer Clubs nicht ordentlicher Weise auch diesem angehören könnten. Das hat für den Augenblick den großen Vortheil, daß die Schwächen des Unzusammenhalts nicht so offen zu Tage treten, und vielleicht ein starkes, einiges Mittel als Kern einer größern Partei heranbilden. Die zunächst an diese Mittelschattirung anzureihende politische Fraction der Nationalversammlung sitzt im Steinernen Haus, einem festen Gebäude aus alter Zeit im engsten Theile der Stadt, mit entschieden gutem Willen, bedeutenden und besser geeinigten Kräften, und größerer Zugänglichkeit für Alle, welche das Beste des deutschen Reichs auf dem Boden der Geschichte mit Rücksicht auf die unabweislichen Bedürfnisse der Gegenwart wollen. Rotenhan, ein stattlicher, lebenskräftiger Mann aus Bayern, steht an der Spitze derselben, und v. Radowitz kann als die lebendige, oft zu scharfe und ausführliche Logik der Versammlung bezeichnet werden, welche den Uebergang von der Mitte in die entschiedene Rechte in sich vermittelt. Will die Versammlung im Hirschgraben einen professorlichen, doctrinär einseitigen Rechtsboden, so stellt das Steinerne Haus die verschiedenen deutschen Rechts- und Volkszustände allen seinen Verhandlungen als Grundlage unter, und will mit möglichster Schonung derselben eine deutsche Einheit begründen, die nur das durchaus nothwendige Allgemeine handhabt, ohne die Allerweltsregiererei der absoluten Regierungen von Reichswegen im größten Umfange wieder aufzunehmen. Es liegt in dieser Ansicht unendlich viel gesundes Leben, wenn auch Particularismus und Reaction gescholten, eine Art frischer Bergluft in die versumpften Zustände des mittleren Deutschlands, das sich vor seinen Proletariern nicht zu helfen weiß, und unter dem Vorwande deutscher Einheit nur Mittel und Wege sucht, um der socialen Krankheit durch Absatz der lästigen Stoffe an die kräftigeren Volksstämme los zu werden. Man darf sich nicht verhehlen, daß in dieser Ansicht des Steinernen Hauses, wie sie mir ein Freund mit Wärme geschildert hat, der Kern verborgen steckt, den die Nationalversammlung enthülsen soll, wenn die deutsche Einheit eine Wahrheit zu werden bestimmt ist. Und insofern ist dieselbe der klare Gegensatz zur republikanischen Verwaschung und Verflüchtigung aller Besonderheiten der verschiedenen Länder und Völker Deutschlands nach französischem Zuschnitte, wo

die Nationalversammlung in Frankfurt die Centralisation der Pariser Weltstadt ins Werk zu setzen hätte. Robert Blum, welcher die letztere vertritt, will daher auch nichts wissen von einer Republik wie in Nordamerika; eine freie, unabhängige, im Innern nach eigenen Gesetzen lebendige Provinz ist ihm ein Gräuel. Die sogenannte Despotie einzelner Fürsten soll verschlungen werden von der Riesendespotie der sechshundert Männer in der Paulskirche, die Athem und Leben in Deutschland bis in die Küche und den Hühnerstall zu regeln berufen sind. Das Steinerne Haus fällt mit seinen Ansichten nicht so grell ab, wie die äußerste Linke, es gibt, mit geringer Ausnahme, keine äußerste Rechte, und das ist vielleicht auch das Glück der Majorität für die Zukunft. Der Club im russischen Hof, unter Jürgens Leitung, verfolgt die nämlichen Wege mit dem Steinernen Haus, und enthält einen entschiedenen Kern der edelsten Männer der Nationalversammlung. Abgesondert von diesen Clubs, und gewissermaßen außerhalb derselben bewegt sich die Sokratesloge, eigentlich ein Leseverein für die österreichischen Abgeordneten, durch die Vorsorge der Regierung, die für dieselben einen Vereinigungspunkt stiften wollte. Der Gedanke war gewiß lobenswerth, denn kein anderes deutsches Land enthält verschiedenartigere Bestandtheile als Oesterreich, und der Mangel politischer Ausbildung ist ein weiterer Grund zur Vorschule und Einigung der bisher größtentheils Abgeschlossenen und Getrennten. Aber leider ist der Plan gänzlich gescheitert, und die Sokratesloge nur das Bild der Wiener Aula im Widerstreite mit dem gesunden Sinne des besser gesinnten Wiens und der Provinzen. Wiesner, Schilling, Schuselka, Pattai, Giskra, Berger und ähnliche, unstreitig Männer von Geist, aber ohne Sympathie für die Einheit Deutschlands auf monarchischem Boden, herrschen allgewaltig vor und verscheuchen alle freie Bewegung aus dem Hause. Sie reden und poltern in der Regel fast allein, denn die übrigen Oesterreicher bleiben entweder ganz weg, wie die Bergpartei der Tiroler, Steyermärker, Salzburger, oder hüllen unter dem schweren Geschützdonner ihr Gesicht in die Blätter der Wiener Zeitung. Selbst die Wiener, wie Andrian, Mühlfeld, Somaruga, Möring, Würth, die in ihren politischen Meinungen gemäßigt, und überhaupt wohldenkend sind, wenn von kirchlichen Fragen nicht die Rede ist, schweigen größtentheils, und

erleben sogar Fälle der Verdächtigung ihrer Gesinnung von ihren jüngeren Collegen. So ist die Versammlung schon von vornherein zersplittert und den verschiedenen Parteien anheimgefallen, jedoch ist die große Mehrzahl in weltlichen Angelegenheiten für die constitutionelle Monarchie. Schon in den ersten Vorkämpfen über die deutsche Centralgewalt traten die zwei großen Gegensätze, Republik und Monarchie, in scharfen Umrissen zu Tage. Die Linke hatte, obgleich in drei Schattirungen gespalten, den unermeßlichen Vortheil klarer Erkenntniß dessen, was sie wollte, nämlich die Republik oder einen monarchisch gefärbten allmälichen Uebergang in die Republik, das letzte unverholene Ziel aller Männer, die aus ihrer Mitte als Redner auftraten, und zur Geltendmachung ihrer Ansicht nicht die geringste Verlegenheit in der Wahl der Mittel zum Zwecke. Robert Blum, Zitz, Schoder hatten trotz ihrer im Ausdrucke verschiedenen Anträge doch alle Drei nur den einen Zweck, aus der Nationalversammlung nicht heraus zu gehen, sondern dieselbe als Regierungsbehörde in Deutschland aufzustellen als Grund der Republik. Der geforderte Präsident als Haupt der Centralgewalt wäre nur der bequeme Ausdruck der vielköpfigen Volks- oder eigentlich Abgeordnetenherrschaft gewesen, und die Weiterbildung derselben zur Republik hätte sich von selbst ergeben. Man kann wohl sagen, daß Schoder der Monarchie am meisten zu Leibe gegangen ist gerade durch die milde Fassung seines Antrags, welche die Doctrinäre der beiden Mitten, die von jeher an Worten hingen und die Sache preisgaben, zu sich heranzog. Die dadurch gemachte Bresche in die conservative Majorität konnte durch nichts mehr ausgefüllt werden, zumal diese in sich selbst gespalten und kleinlich genug war, selbst die von der Linken bewußtlos gewährten Vortheile unbenutzt zu lassen. Die ganze Versammlung hatte gleich von vornherein ein unabweisliches Gefühl, daß eine vielköpfige Centralgewalt, sei es von drei, fünf, neun Directoren, fast unmöglich und in keinem Falle räthlich sei, weil diese Vielheit, im Grund unmonarchisch und plebejisch, Niemanden zuträglicher werden konnte, als der Linken, die gerade darin ein Anerkenntniß ihrer republikanischen Strebnisse fand oder zu finden vorgab. Anstatt jedoch diesen verderblichen Irrthum alsogleich fallen zu lassen, wurde in der Verfechtung desselben mit so großer Offenheit auf die Sonderinteressen

von Oesterreich, Preußen und Bayern aufmerksam gemacht, daß die Redner für die Vielheit der Personen der obersten Centralgewalt gerade den entgegengesetzten Eindruck machten, als in ihrer Absicht lag. Nach dreitägiger Verhandlung waren kaum mehr zehn Mitglieder in der Versammlung, die nicht für die Einheit gestimmt waren. Diesen Erfolg bewirkten nicht die Männer der linken, sondern die der rechten Seite, die alle Ohnmacht älterer Reichsverfassung in höchst unpolitischer Nacktheit zurück verlangten. Es hatten daher alle jene denkenden und gutgesinnten Männer der Paulskirche, die sonst allzeit mit der Rechten stimmten, gerechte Ursache, zu behaupten, daß uns die linke Seite zur Stärkung der deutschen Centralgewalt, freilich wider ihren Willen, bei Weitem die besseren Dienste geleistet habe, als die befangene, der Gegenwart so wenig Rechnung tragende, mit dem vorliegenden Terrain, scheinbar wenigstens, ganz unbekannte Rechte. Anstatt durch einen geschickten Rückzug die noch vorhandenen Kräfte zu sammeln, ging sie sogar weiter, und stellte das Schreckbild eines Dictators auf, das auf Niemanden Eindruck machte und machtlos verhallte, weil Alles wünschenswerther erschien, als die alte gute Zeit mit acht und dreißig verschiedenen Einzelstaaten ohne innerlichen Zusammenhang mit der unerträglichen Willkür kleinstaatlicher Uebermacht in allen Bürger- und Volksangelegenheiten. Hatte sich Robert Blum in unwürdigen Ausfällen auf die rechte Seite der Paulskirche mit seinem „an den Felsen des Zweifels angeschmiedeten Prometheus,“ Jordan von Berlin, mit seinem „Archimedes, der die Einnahme von Syrakus verschuldet,“ Ruge mit seiner „Seelenwanderung der Bundestagsgeister,“ ein Anderer mit der „Wiege des Herkules, welcher die Schlange der Reaction erstickte,“ lächerlich gemacht; war das widerliche, ewig wiederholte Gebrüll auf die deutschen Fürsten, auf den Bundestag, auf die im Finstern schleichenden Reactionsgelüste der Diplomaten, ganz geeignet, selbst ruhige Gemüther zu empören und von den plumpen Rednern abwendig zu machen; scholl das Wort: „Republik!“ das erste Mal offen und klar aus dem Munde der Adepten, die sich auf den linken Bänken der Paulskirche gelagert um den Blödesten die eigentliche Absicht dieser Seite begreiflich zu machen, und erhielt dieß Geständniß den bestimmtesten Nachhall im democratischen Verein außerhalb der Versammlung zum Schrecken der Freunde

constitutioneller Monarchie: so ging doch dieses unermeßliche Kriegsmaterial für die rechte Seite gänzlich verloren, theils durch einige erbärmliche Redner, die sich voranstellten, theils durch die unerhörte Stellung, welche v. Radowitz und Vincke im entscheidenden Moment einnahmen, indem sie offen der Linken Recht gaben in Betreff der Nichtzulassung der Amendements, die im letzten Augenblicke von Heckscher, Bassermann und Anderen eingebracht worden waren. Selbst der Ton dieser Zustimmung war die Entmuthigung von Soldaten, die unterliegen, und gab den österreichisch gesinnten Männern den Anlaß, vielleicht grundlos zu vermuthen, daß einiges Preußenthum dahintergesteckt, welches den Kampf ablehnte, als sich die Schale in der Person des Erzherzogs Johann für Oesterreich entschieden hatte. Gagern hat sich daher nach der Meinung Unparteiischer den Dank des Vaterlandes verdient, qui solus restituit rem, so weit nach so viel Unglück in der Versammlung etwas zu retten war. Wir sind hierin vielleicht über Gebühr verblendet, es fehlt uns die unerläßliche Fähigkeit, hinter den Coulissen die nackte Wahrheit zu erblicken, Alles ist möglich, was der versteckte Seidenwurm in seiner Umpuppung träumt; aber wir urtheilen nur über das Gewebe, das sich vor unseren Augen abspinnt nach dem Grundsatze: Quilibet spectetur ut bonus, donec probetur ut malus. Auch die Vorwürfe gegen Gagern über die Gestattung zügellosen Beifalls auf den Galerien sind ungerecht, denn nicht er, sondern Soiron war der leitende Präsident bei den Verhandlungen der Centralgewalt. Vor Gagern hat das Volk Achtung, das Gesindel Scheu, die Freunde Liebe, und darin liegt die Macht des Mannes, welcher die Wahl des Reichsverwesers durch die Nationalversammlung als das einzige Mittel vorschlug, um dem Fürsten, den er durchsetzte, die größtmögliche Gewalt in die Hände zu geben, und zwar um so mehr, da die provisorische Centralgewalt nur ein Vorbild des regelmäßigen spätern Zustandes in Deutschland sein soll. Eine andere Frage ist es freilich, wie der Reichsverweser aufgefaßt und mit seinem Mittleramt den deutschen Verhältnissen gerecht gemacht wird. Führt er zur historischen Kaisergewalt, so hat Gagern einen Ruhm gewonnen, den ihm keine Macht der Erde jemals rauben wird. Soll er aber auf revolutionärem Wege die Brücke zu Hintergedanken sein, so wird Gagern's Stern schneller erbleichen als er selber meint.

Man wird es hoffentlich nicht übel nehmen, daß ich mich so klar und offen ausgesprochen habe. Die Sache von zwei Seiten anzuschauen, kann nie schaden. Das, was in der Ferne unerträglich scheint, ist unser größtes Glück. Die Maßlosigkeit, Keckheit, Unwissenheit der Linken, die Rohheit der Galerien, die ihren Bund mit der letzteren an sehr kitzlichen Stellen unklug verräth, die Unverschämtheit der „Reichstagszeitung des Sir Robert," wie er hier spöttisch genannt wird, die Lust zur Häuserzerstörung in Sachsenhausen thut uns so gute Bundesgenossenhilfe, daß ich sie nur willkommen heißen kann. Die „Flugblätter aus der Paulskirche" von Leonhardi, Jürgens und Löw, so geistvoll sie geschrieben sind, so echt deutsch sie sich aussprechen, wirken hier doch weniger auf die Versammlung, als all dieses Uebersprudeln revolutionärer Elemente, vor dem jeder Ehrenmann, jeder Besitzer, jeder Gewerbsmann erschrickt und gewalsam an die Majorität herangetrieben wird. Venedey mit seiner „Wage," die im Grunde keinen Ausschlag gibt, zwischen Blum und Jürgens mitten drin stehend, vollendet ein Kleeblatt sehr ungleicher Art auf dem Felde unserer parlamentarischen Literatur. Ferneren Gegenden dürfen diese Flugblätter unbedingt empfohlen werden.

Ein Frankfurter Brief im August 1848.

Sie fordern mich auf, Ihnen einen Aufsatz zu schicken; aber leider bin ich in dieser Auferstehungszeit der deutschen Einheit und Freiheit nicht so fruchtbar wie die Carricaturenzeichner der Paulskirche, deren Witz und Unwitz so geil aufschießt, wie Fliegenschwämme nach einem lauen Regen im August. Ich bin eine arme Zuschauerseele mit schmaler Hoffnung und geringer Einsicht, die Ihnen höchstens einen wohlüberlegten Frankfurter Brief schreiben kann, dem es an Gefühl für Menschenwürde und schwarze Fracks in der Richtung nach Bockenheim zum Reichsverweser nothwendiger Weise fehlen muß. Denn gewiegte Lebensart lernt man doch nur in höheren Kreisen, in denen sich die „Abschaffer des Adels“ trotz aller angebornen Demuth und Niedrigkeit weit behaglicher fühlen, als im ewigen Tabaksrauche des deutschen Hofes. Zudem hat die Herbstmesse für eine banausische Natur wie die meinige ist, einen unbeschreiblichen Zauber entfaltet, und in der That Jeder, der nicht atheistisch gesinnt ist, wie Vogt und Ruge, eilt, sich warme Winterkleider beizulegen, da die Begeisterung der Paulskirche nur Robert Blum und Genossen dergestalt erhitzt, daß sie irdischen Anzug entbehren können. Die Wunder des Paradeplatzes sind vollends sinnverwirrend für uns einfache Menschen, die kein Ministerium zu stürzen oder zu bilden haben.

Hier steht eine Bude aufgerichtet im orientalischen Geschmacke mit der Aufschrift, daß in dieselbe nur derjenige Eintritt habe, „welcher mit Hecker gelitten und tapfer gestritten, oder ihm doch wenigstens freundlich und gleichgesinnt sei,“ unter der unerheblichen Nebenbedingung von sechs Kreuzer Entrée. An der Thür steht ein Mann mit schwarzem Bart, aus dessen Verwilderung nur schwache Menschenspuren durchschimmern. Er bellt mit heiserer Stimme den ganzen Tag, und preist in überschwänglichen Redensarten die größten

Helden aller Zeiten, welche die Pariser Barricaden gebaut, und mit der französischen zugleich die deutsche Freiheit mit ihrem Blute gegründet haben. Sie athmen sämmtlich lebensähnlich hinter den buntblumigen Vorhängen der Tapetenthür und sind bereit, um einen Spottpreis, sechs Kreuzer nämlich, der deutschen Jugend die wahre Tapferkeit begreiflich und geläufig zu machen. „Denn einst," fuhr der Marktschreier fort, „saßen die Fürsten auf dem Nacken des deutschen Michel's und drückten ihm blutige Wundmahlen in die abgemagerten Schultern; jetzt aber, seit der ewig denkwürdigen Pariser Barricadenzeit, sitzt der deutsche Michel den Fürsten auf dem Hals und freut sich seiner erhabenen Stellung und des Schwerathmens seiner hundertjährigen Unterdrücker. Alles das kann man um sechs Kreuzer hinter der Tapetenthür sehen, und die Freischaaren der Schweiz, wie sie die gotteslästerlichen Jesuiten aus Luzern verjagen, und die Studenten von Wien, wie sie dem landesflüchtigen Kaiser eine Spottfeige ins Gesicht machen, und die Berliner Höckerweiber, wie sie gegen den Volksverräther im Palast die Zähne fletschen! Gewiß, meine Herren und Frauen! das Volk allein hat das Recht zu regieren, das haben uns die Barricaden von Paris, Wien und Berlin unwiderstehlich bewiesen, und wehe den Tyrannenknechten, die unsere Volksmajestät mißkennen!" Die Fluth solcher Redemächtigkeit schwemmte ein Dutzend junger Bursche durch die Tapetenthür, und eine dicke Frau mit glühendrothem Gesichte beäugelte in süßer Herzensfreude die eingegangenen Sechskreuzerstücke, während ein zerlumpter Knabe dem Redner einen Trunk Bier zur Lungenstärke darreichte und den Vers trillerte: „Schleßwig-Holstein, stammverwandt, o du theures Vaterland!" In diesem Augenblicke ging Herr Vogt von Gießen an uns vorüber, sonst wie alle großen Männer, denen die Unsterblichkeit allein am Herzen liegt, nicht am sorgfältigsten gekleidet, aber heute zu unserem Erstaunen im reinsten Schwarz mit weißer Cravatte und mit den auferbaulichsten Glacehandschuhen, sogar einige Runzeln auf der göttergleichen Stirn, ohne das anziehende Lächeln um die beredten Purpurlippen, welches den Frankfurter Damen so tiefe Sehnsucht in der Seele weckt. „Der Minister der Zukunft! er kommt eben vom Reichsverweser!" flüsterte uns ein Mann mit feiner Nase vom Bureau zu, der Alles weiß, nur in der Stimmenzählung

zu Vogt's Gunsten nicht ungern an Gedächtnißfehlern laborirt. Denken Sie sich unser Erstaunen über die Prophetengabe des Meisters Steinle, des frommen, zartsinnigen Malers im deutschen Hause! Als nämlich Vogt unlängst auf öffentlicher Tribüne der Reichsversammlung bei Gelegenheit der wichtigen Religionsfragen sich unverholen für den Atheismus als die künftige Staatsreligion Deutschlands ausgesprochen hatte, erschien von Steinle's Hand eine geistreiche Federzeichnung, die beste unter den unzähligen Carricaturen der Paulskirche, in welcher Vogt auf der Erde kriecht, mit Thiergliedern, die sich im Kraut des Waldes umherbalgen und ein schönes Menschenangesicht, Gras im Munde, aus dem klauenhaften Ungethüm emporblicken lassen, mit der Unterschrift: „Nabuchodonosor, der Minister der Zukunft!" Dieser Tiefsinn des einsamen Malers scheint einer schnellen Lösung und Verwirklichung entgehen zu gehen.

Dahlmann, der steifste Pedant unter seinen doctrinären Vettern, mit dem Adjutanten Waitz von Göttingen und Beseler von Greifswalde, wovon der erstere als Reichsblindschleiche und der letztere als Reichslangweiler sattsam bezeichnet sind; Dahlmann, der gerade alt genug ist, um mit einer deutschen Professorengrille, das ganze Reich deutscher Nation zu Grunde zu richten und auf der deutschen, das heißt Dahlmann'schen Professorenehre umherzureiten wie die Hexen des Blocksbergs auf einem Laubfrosche; Dahlmann, der in Schleswig gewählt ist, und aus Dankbarkeit dieses nie deutschgewesene Land durchaus Deutschland einverleiben will, verband sich mit der linken Seite der Paulskirche und stürzte das erste Ministerium der deutschen Centralgewalt, weil es einem verderblichen und ungerechten Kriege für unser Volk ein Ziel setzen wollte. Bereits hat dieser unselige Krieg viele Millionen Kriegskosten verschlungen, und einen unberechenbaren Schaden an den nördlichen Küstenländern angerichtet, welcher sich tief ins Herz von Deutschland erstreckt durch verderbliche Wirkungen auf Handel und Verkehr, so daß verständige Finanzmänner behaupten, man könnte damit das arme Schleßwig zweimal Acker für Acker kaufen. Und alle diese muthwillig angerichteten Kosten und Schäden soll ganz Deutschland tragen, und somit den Reiz der Einheit durch unerschwingliche Geldzahlungen kosten zu einer Zeit, wo die tiefste Armuth des Volkes und der Bankerott der Staats-

kassen selbst hoffnungsreiche Staatswirthschaftslehrer in Verzweiflung bringen. Aber was kümmert das einen deutschen Professor, dessen Staatskunde ihm ohne besonderes Verdienst so viel Rumor eingetragen, daß er ein ächtdeutsches Recht hat, auf Kosten der Nation starrsinnig zu beharren an der eisernen Weltweisheit: „Secundum legem debet mori!" Ja, er hat noch den Muth, ein besseres Ministerium zu bilden, um den Staatswagen aus der selbstverschuldeten Patsche zu ziehen, aber es will Niemand ihm verantwortlich werden, als seine professorlichen Mitcollegen, und bei aller Blindheit entgeht ihm doch nicht, daß ein solches Ministerium weit eher mit einer Studentenversammlung, als mit der deutschen Einheitsconfusion fertig werden würde. Er tritt zurück mit der kläglichsten Miene von der Welt, die den Zeichnern der Parlamentscarricaturen durch scharfe Nüancirung die Porträtähnlichkeit sehr erleichtert; Dahlmann ist der getroffenste Mann der ganzen ehrenhaften Versammlung und der Gegenstand unauslöschlichen Gelächters für alle Eckensteher, Biertrinker und Pflastertreter. Wir sind gewiß, in Zukunft werden seine wohlfeilen Compilationen der englischen und französischen Revolution kaum ausreichen, den Strahlenkranz um dieses theure Haupt der Göttinger-Sieben aufrecht zu erhalten.

Hermann von München, in seiner vierschrötigen Gestalt, mit seiner merklich stolpernden Zunge, deren Melodie ganz gut geeignet wäre, die Kirschvögel und andere Kernbeißer aus ihren lüsternen Diebstählen zu verscheuchen, ist nicht in mindester Verlegenheit, Dahlmann's unterbrochenes Geschäft aufzunehmen, und ein Ministerium aus seinen Freunden zu bilden, die früher im Würtembergerhofe, jetzt in Westendhall tagen und bei geringem Talente sich ganz herzig und putzig abrichten in der parlamentarischen Stimmgebung. Schon seit mehreren Tagen hatte der zweite Vicepräsident aus Bayern mit steigender Vornehmigkeit geräuspert neben Gagern, dem Fels der deutschen Einheit, und süßer zur Linken hinüber gelächelt, als es seinen nicht sehr fügsamen Gesichtszügen vortheilhaft war. Auch die Bürste war sorgsamer über den Leibrock gefahren und eine fast antikkomische Schalkhaftigkeit leuchtete aus seinen beweglichen Augen. Minder Unterrichtete hätten auf eine erste Jugendliebe, auf den Traum, den man nur einmal träumt im Leben, gerathen; es war

aber nur das Wohlgefühl homerischer Götter, welche das Anduften heiliger Fettgerüche vom Opferherde fühlen, und die selige Empfindung, sich bald auf der Asche des früheren Ministeriums niederzulassen. Aber, o weh! seit zwei Tagen erschien er nicht mehr auf seinem Ehrenplatze in der Nationalversammlung, aus angeborener Scheu vor den Interpellationen des Herrn Wesendonck, der allerdings nicht mit den Posaunen des Weltgerichts, aber mit dem Ausbunde von Waldgebrüll und Vossischem Donnergepolter die Herzen der Ministercandidaten verzagen macht. Das war ein böses Omen für ein Ministerium Hermann und nicht umsonst schritt Vogt so gemessen an uns vorüber. Er hatte die letzten Grashalme seiner siebenjährigen Verthierung in atheistischen Gehegen ausgespieen; ob er auch zu Gott emporblickt, ob er christlich geworden, ich weiß es nicht, aber man muß auf Alles gefaßt sein in unseren Tagen, wo sogar Juden mit Kerzen die Frohnleichnamsprocession mitmachen. Aus diesem Grunde darf man auch an nichts verzweifeln. Ganz treffend zeigte eine andere Bude am Platze Canarienvögel, die in Kutschertracht gekleidet, die schönsten Wagen- und Rennspiele vor den Augen der Zuschauer aufführen, zum deutlichen Beweise, wie unendlich viel verständige Anordnung und gewissenhafte Uebung über die widerspenstigen Naturen leisten kann. Und der Mann, welcher anpreisend vor diesen Wundern des neunzehnten Jahrhunderts stand, hatte Recht, vor allem Volke zu sagen: „Das ist die Reichsversammlung in nuce zu Frankfurt am Main! Kluge Meister ziehen am Fädchen menschlicher Vorurtheile, überall vorhandener Eitelkeit und raffinirter Liederlichkeit, und auf einen solchen kühnen Zug oder Griff tanzen die Menschenpuppen vortrefflich die Weise, die man ihnen vorpfeift. Und Vogt erst, der goldene Mann von Gießen, wird dieses Spiel zur höchsten Vollkommenheit bringen!“ Zuhörende Mägde, schlummernde Kindlein auf dem linken Arme, griffen nach der baumwollenen Schürze und wischten sich die Augen aus: „Ja, der Vogt! Ach! wenn nur Alle so wären, wie dieser Vogt, Deutschland wäre ein Himmel!“

Von diesen honigtriefenden Betrachtungen über den Minister der deutschen Zukunft zog mich das Verhängniß vor ein anderes Kabinet, das rings mit lockenden Inschriften „Erwachsene“ einlud zum seligsten Vergnügen, das ein gebildeter Mensch genießen könne, zu „den Damen

im Bade, welche eine übermenschliche Schönheit zur Schau stellen," zu „Herkules, der im Schooße der Omphale eingeschlafen ist und von seiner Geliebten träumt," zu den „höchst reizenden Heimlichkeiten des Jupiters mit den herrlichsten Schönen des Alterthums," „zur schlafenden Venus, welche Jedermann das Herz rühret," und ähnlichen Wundern „menschlichreiner" Liebe. Das Gedränge um diese Bude wuchs dergestalt, daß mich eine Volkswelle auf die Seite hinaustrug und unsanft an den Ellbogen des bayerischen Cultusministers warf, welcher sich für das tiefe Nachdenken über eine deutsche Reichssynode zur Ordnung der Kirchenangelegenheiten mit den rein menschlichen Unterhaltungen des Paradeplatzes stärken wollte. Auf den ersten Anblick gleicht dieser bayerische Cultusminister auf ein Haar dem Bravsten unter den Braven in den Abruzzo's. Das Leben hatte mit der Unzartheit, die man an ihm gewohnt ist, tiefe, mitunter höchst lehrreiche Furchen in dieses Cultusgesicht gegraben, und ein schmerzlicher Ausdruck wie Reue und Schamgefühl schien zu schweben auf den scharfmarkirten Zügen, als hätte der Mund sagen wollen: „Heiliger Vater Pius, sieh deinen Diener zu den Füßen des obersten Kirchenhirten auf Erden! Es kommt nicht darauf an, was ich früher gewesen, jetzt bin ich ganz dein, damit ich das Vertrauen meines Königs nicht täusche, und des Volkes, dem ich ein gutes Beispiel schuldig. Ich bin in der eilften Stunde durch König Max in deinen Weinberg gekommen, ich will mein eignes Alter ehren durch genaue Erfüllung dessen, was das souveräne Volk in Bayern von mir erwartet!" Und gewiß ein solches Geständniß mit der schlotternden, jeden Augenblick zu brechen drohenden Stimme würde dem Herrn v. Beisler weit eher geziemt haben, als der Vorschlag einer Trennung Deutschlands von Rom. Aber davon will der bayerische Cultusminister mit der blassen Geberde, mit dem hohlen Ton des Grabes, nichts wissen, Reue ist der Antheil schwacher Seelen, und v. Beisler ist noch kräftig trotz des äußeren Zerfalls, er kann Brocken verdauen, die selbst auf den katholischen Thron des Bayerlandes bedenkliche Schatten werfen, und den Schrei entrüsteter Katholiken herausfordern in einem Augenblicke, wo alle Stützen menschlicher Autorität wanken unter den Schlägen einer unchristlichen Zeit, die sich durch solche Cultusminister mit Schmach bedeckt. Selbst die Carricatur hat ihre Verachtung vor solchen

Erscheinungen kund gethan, sie fand es ihrer unwerth, sich damit zu befassen, weil geistreiche Schelmenstreiche doch eigentlich nur da möglich sind, wo noch einige Funken von Geist und Witz aus der Asche fliegen.

Während dieser prosaischen Gedanken über den bayerischen Cultusminister trat ein Mann an ihn heran, und drückte ihm mit der Zärtlichkeit eines Meinungsgenossen die Hand. „Gritzner,“ flüsterte die Menge, „aus der fashionablen Grätzerschule, ein Oesterreicher comme il faut, welcher das „sittenverderbende Gift des Cölibats,“ wie man es an den treuen Ehemännern täglich im Widerspiel erproben kann, muthig ausrotten, und aus den beweibten Priestern „ganz berechtigte Volkslehrer“ bilden will. Die Zerstörung des Lebensglückes von Tausenden sollte aufhören und die Beleidigung des Natur= und Sittengesetzes!“ Ganz im Widerspruche mit meiner Erwartung spielte bei diesen Worten ein unbeschreiblicher Hohn um die Lippen des Volkes, wenn es gleich fast ausschließlich protestantisch war. Keine leise Spur von Beistimmung für diese Emancipation des Fleisches in den Dienern der katholichen Kirche, und ich muß gestehen, dieser gesunde Sinn der Ungelehrten in Deutschland ließ wieder einen fernen Hoffnungsstern in meiner Seele aufsteigen. Gritzner, der sich in seinem ultraradicalen Nonsense dergestalt vergraben hat, daß er vernünftiger Weise für keine Thorheit zurechnungsfähig ist, spielte mit seinem Projecte gegen die Ehelosigkeit der Priester ein rasches Spiel, das vielen Oesterreichern, die unvorsichtig eingingen, eine unauslöschliche Makel angehängt hat. Somaruga, Möring, Schreiner, Schilling, Jeitteles, Gutherz mit ungefähr zwanzig anderen Genossen des großen Josephinischen Polizeistaates wollen noch nicht politisch todt sein, ihr Ehrgeiz strebt nach höheren Dingen als wir arme Nebenmenschen uns träumen lassen, und die Zeit ist ihnen überaus günstig, weil die Spreu vom Korne noch nicht ausgeschieden ist. Aber dieser Beitritt zum Unternehmen des Herrn Gritzner wird ihnen nie vergessen werden, weder im Amte, noch außerhalb desselben. Die katholischen Bauern des Kaiserstaates haben Beamten= und Schullehrer=Wittwen genug, sie tragen keine Lust, auch die arme Pastorin mit den verlassenen Kindlein aus dem Gemeindesäckel zu ernähren, und werden sich ein gutes Absehen aus

Männern nehmen, welche für das Volk gewählt, immer neue Lasten dem Volke aufbürden. Selbst der offene Rücktritt mehrerer Unterzeichner wird wenig helfen, die Herzensmeinung ist verrathen, die Gelüste gegen den Bau der katholischen Kirche liegen zu Tage, und das nimmt man selbst in Oesterreich weit genauer, als diese galanten Herren denken. Die Carricatur, welche darüber erschien, drückt nicht bloß die hiesige, sondern auch die Volksmeinung in Oesterreich trefflich aus. Eine Schaar von Juden näseln mit unbeschreiblicher Geilheit um einen Schweinskopf, der bekränzt auf einem Tische steht, während Andere bereits emsig an den Schweinefüßen nagen, mit der Unterschrift: „Dringender Antrag von hundert competenten Sachverständigen, eine hohe Nationalversammlung wolle die provisorische Centralgewalt veranlassen wegen Aufhebung des unnatürlichen Verbotes des Schweinfleisches für die Juden, mit Moses und dem hohen Synedrium zu Jerusalem in Verhandlung zu treten und zu diesem Ende vorläufig, in Ansehung der Wichtigkeit und Eigenthümlichkeit des Gegenstandes, einen besondern Ausschuß zur Berichterstattung zu bestellen. Folgen die Unterschriften.“ Diese auf Gritzner's Antrag fast wörtlich angepaßte, mit rauschendem Beifalle von den verschiedenartigsten Standpunkten aufgenommenen Verhöhnung roher Fleischeslust, im Vergleiche mit den sittlichen Erscheinungen der Kirchenverbesserer zu Frankfurt am Main vor unseren Augen, schlug die österreichische Antragstellung nach Inhalt und Ursache mit einem Schlage todt. Die zwei katholischen Priester, Sprißler und Kuenzer, der Erstere aus Sigmaringen, der Letztere aus Constanz, Männer mit grauen Haaren und dem Fluche innerlicher Zerrissenheit, daher von Freunden und Feinden mißachtet, erhielten bei dieser Gelegenheit als Mitunterzeichner den Lohn, womit die Welt auszahlt, die alle Mittel zum Schlechten emsig braucht und dieselben nach vollbrachter That verächtlich auf die Seite wirft. Spottlieder aus alter Zeit klangen auf die bejahrten Zwillinge der Fleischesemancipation. Sprißler's Stellung wurde sogleich unhaltbar, weil er durch seine ärgerliche Mitstimmung alle Nachsicht auf sein Leben verwirkt hatte. Er nahm zuerst Urlaub, und gab bald darauf die Stellung in der Reichsversammlung ganz auf, durch „mißgünstige Umstände,“ soll heißen durch selbstgeflochtene Stricke genöthigt. Kuenzer aber, den die Stadt

Constanz zu ihrer ewigen Schmach in die Reichsversammlung zu senden die Blindheit hatte, der das Juvenalische animam praeferre pudori zur Geläufigkeit gebracht, versuchte mit anderen Genossen doch noch die widerspenstige Welt mit seinen Begierden in Einklang zu bringen, und reichte einen andern, den Gritzner'schen weit überbietenden Antrag ein, welcher forderte, daß die priesterliche Civilehe ungehindert stattfinden dürfe. Er kam unter allgemeiner Heiterkeit wirklich zur Abstimmung, und wurde mit großer Majorität verworfen, während Kuenzer mit Nauwerk, Vogt, Blum und Zimmermann in aufrechter, also zusagender Stellung, mit seiner Sehnsucht nach Hymen, Hymenaee, sich ausnahm wie eine traurige Ruine, deren Epheu hoffnungslos ausgestorben ist.

Das Gedränge auf dem Paradeplatze war indessen so groß geworden, daß ich zu meinem Verdrusse die kriegerische Gestalt des Herrn v. Beisler und seines behaglichen, langjunkerlichen Freundes Gritzner ganz aus den Augen verlor. Sie entschwanden mir gerade an der volksthümlichen Stelle, wo über einer Bude in großen rothflammenden Buchstaben geschrieben stand: „Herein! Herein! Hier innen zeigt ein großes mechanisches Glücksrad jedem Herrn und jeder Dame seine Liebe oder Geliebte." Sie sehen, die Sprache holpert und stolpert ein wenig, thut aber nichts zur Sache, die mit ihrer hoffnungssüßen Zukunft ganz geeignet war, empfindsame Herzen zu rühren. Eine züchtige Dame gesetzten Alters machte mit einem rothen Stäbchen in der Hand die beredte Auslegerin der tieferen, ungeweihten Blicken entzogenen Heimlichkeiten. Sie redete ungefähr also: „Lieben Leute von Frankfurt und der neu erstandenen deutschen Republik! Wer kein treues Herz gefunden, dem nützt die Reichsversammlung in der Paulskirche gar wenig. Sie disputiren da drinnen über sterile Kirchenfragen und wollen Unabhängigkeit der Kirche vom Staat. Aber glaubt mir, Unabhängigkeit ist verderblich, unser Glück auf Erden besteht in der Abhängigkeit von einer geliebten Seele, und wer das verkennt, ist ein Feind der deutschen Republik, ein Feind Hecker's, welcher das Wohl Deutschlands am großen väterlichen Herzen trägt. In meiner Bude wird vereinigt, was die Paulskirche trennt, versöhnt, was v. Radowitz, der deutsche Papst, verletzt hat, gezeigt, was die Bischöfe der Reichsversammlung dem schmachtenden Herzen verhüllen

wollen. Diese süße Abhängigkeit der Person von einer andern gleichartigen ist das erste und größte Geheimniß der Welt, wiederholt sich Millionenmal in der deutschen Republik, und bildet sich in derselben zur Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aus, wo alle Unabhängigkeit, alle Kirche, alle Religion aufhört, denn es herrscht nur die Liebe, die vollkommene Abhängigkeit der Intelligenz vom Herzen!" Ein edles Roth hatte sich bei diesen Worten über die verblühten Züge der geistreichen Republikanerin gezogen, und ein schallendes Bravo der gedrängten Volksversammlung belohnte die patriotische Rednerin. Ja noch mehr! Zwölf Paar Herren und Damen traten in das heilige Eleusis, und die Frau war darüber dergestalt entzückt, daß sie versprach, ihnen am Ende umsonst den Tod des Generals v. Gagern durch die Hand des unvergleichlichen Hecker zu zeigen, weil sie so gediegene Republikaner vom reinsten Wasser wären. Das zurückgebliebene, weil geldlose Volk murrte über diese ungleiche, fürstenhafte Behandlung, und klagte über die Paulskirche, die noch immer zögere, die allgemeine Gütertheilung auszuschreiben. „Daran," rief ein stämmiger Hanauer, „sind die Pfaffen schuld, die verderben's uns noch mit ihrer Unabhängigkeit!" „Die wollen wir ihnen versalzen," fiel sein Nachbar ein, „die Zukunft gehört uns an, hat Vogt gesagt, und dabei hat es zu verbleiben." „Mit der Zeit allein," erwiederte der Hanauer, „ist uns nicht geholfen, wir wollen das Fürstengut, wir wollen das Kirchengut haben, mit der Liebe, die nur durch beide leben kann. Und denke daran, wenn im Parlament auch die schwarzen Ritter der Unabhängigkeit noch so leise und bescheiden thun, Simon von Trier läßt es nicht geschehen, sie dürfen nicht unabhängig werden, wir müssen sie ausziehen bis aufs Hemd, die Fürsten fallen dann von selbst." Man muß sagen, der alther berühmte Bauernverstand erweist sich auch in Deutschland noch immer kräftig, und weiß mit wundersamer Sicherheit den Kern der Sache herauszufinden. Man rief, die Jesuiten und Ligorianer steckten hinter der Unabhängigkeit der Kirche, und der Abgeordnete Rheinwald hat im kläglichen Tropfbade seiner Antijesuitenrede so auferbaulich renommirt, daß ihn beständig schallendes Gelächter begleitete, welches wenig Glauben ans Jesuitengespenst in der Versammlung voraussetzte. Stenzel, der Geschichtsschreiber der fränkischen Kaiser, meinte, die geistliche Polizei verschanze sich hinter

der kirchlichen Unabhängigkeit, und diese wolle Deutschland um keinen Preis länger am Halse haben. Es lag aber auf der Hand, daß ein so rühriger, nach Geist und Form harmonisch ausgebildeter Mann wie Stenzel von der geistlichen Polizei nicht viel gelitten haben konnte. Seine etwas kräftig ausgeästeten Gesichtszüge blieben bei dieser Furcht so heiter, sein Glutauge blinzelte so schalkhaft, sein feingeschnittener Mund ließ eine so anmuthige Spalte auf die nicht ganz weißen Zähne offen, daß die Nachbarschaft, früher bereit, den Geschichtsmann aus seinem Polizeischrecken zu erlösen, die Werkzeuge der Abwehr fallen ließ und dastand wie die Bauerschaft in der Fabel, welche den Hirtenknaben aus dem Rachen des Wolfes zu erlösen, herbeigeströmt war. Und als Stenzel mit seinen Freunden gar so eifrig bemüht war, alle jene Artikel zu verwerfen, sogar den Dahlmann'schen, der professorlich rasirt und geschoren war, welche das Kirchengut sichern sollten, so kamen selbst die Kurzsichtigsten zur Ueberzeugung, daß zwischen Stenzel und dem stämmigen Hanauer weit engere Berührungen stattfanden, als zwischen Stenzel und der geistlichen Polizei.

Lag also diese letzte Absicht gegen die Unabhängigkeit der Kirche als Knotenpunkt aller Einzelabneigungen im tiefern Hintergrunde, so spann sich doch der Haß gegen dieselbe in sehr mannigfaltigen Gewinden in die Wirklichkeit heraus, die einer näheren Erwägung wohl werth sind. Zunächst richtete sich der pharisäische Eifer gegen den Urheber des ersten Minoritätsgutachtens, den Professor Lassaulx aus München, einen Mann, der, unter den Opfern der spanischen Tänzerin, weder Muth noch Kraft für seine Ueberzeugung eingebüßt hatte. Wer es nicht täglich sieht, kann es kaum begreifen, was für eine tödtliche Furcht den meisten Mitgliedern der Reichsversammlung einwohnt vor einem ganzen Manne, wie es Lassaulx ist, vor einer festen, unverbrüchlichen Entschiedenheit, die etwas zum Ziele bringen könnte. Davor läuft Alles in wilder Flucht auseinander wie vor Rauwerk, wenn er zu reden anfängt, und überall ertönt der faule Ruf: „Der Löwe ist auf der Gasse!" Zudem hatten sich die Katholiken, welche mit ganzer Seele an der Kirche hangen, im Hirschgraben in einen Club zur Besprechung der Kirchen- und Schulfragen zusammengethan mit Vorsicht und Auswahl, wie es die Linke für ihre

Zwecke eben so sorgfältig zu thun pflegt. Diese „Monsterverschwörung der Ultramontanen“ wirkte nach zwei Seiten nachtheilig für die Sache. Die Nichtgeladenen fanden sich beleidigt, darunter selbst Männer, denen man weniger Eitelkeit und mehr Liebe für die Kirche zugetraut hätte. Und da der Ausschluß vorzüglich viele Oesterreicher traf, weil sie sich selbst ausschlossen und gegen die katholische Kirche in der Regel feindlicher gesinnt sind, als selbst die Juden, so war die Opposition auf dieser Seite der Paulskirche von vornherein entschieden. Dazu kam, daß dieselben den Beamtenstaat und die Polizeigewalt so tief im Leibe stecken haben, daß sie sogar in unseren democratischen Zeiten bei Kirchenfragen diesen Josephinischen Teufel nicht auszutreiben vermögen, sie müssen mit ihm leben und sterben. Der Minister Doblhoff mit seinem Gelüste nach dem Kirchengut, mit seinem fieberhaften Centralisationsdrange, mit seinem Abscheu gegen die Provinziallandtage, mit seiner Koketterie gegen die wälschen Empörer und czechischen Separatisten, mit seinem räuberischen, wandelbaren, servilen Wiener Reichstage athmete leibhaftig aus den meisten dieser Herren, verächtlich selbst ihren hiesigen Freunden, die sich gegen diese österreichische Influenz durch eine Carricatur rächten, die wohl verdient, hier berührt zu werden. Der Zeichner griff mit dem Gefühle der unermeßlichen Mehrheit der Verständigen, aus den Wiener Abgeordneten, Herrn Wiesner heraus, und stellte ihn als Arzneiflasche dar, deren Hals in sein Porträt ausläuft, mit dem Gebrauchszettel: „Für die Nationalversammlung zum Abführen, wöchentlich zwei- oder dreimal zu nehmen, und darunter die Inschrift: Aqua laxativa Viennensis.“ Sein Freund Giskra, das treueste Abbild gottloser Knabenherrschaft, wie sie in Wien zu Tage getreten, von jedem freien eigenthümlichen Gedanken verlassen, als Docent an der Wiener Hochschule abgesetzt, hier oft zweideutig, ein Wortsprudler ohne Kraft, ging leer aus wie Beisler, und mit Recht wie alles Wesenlose. Parallel mit diesen Wiener Herren gingen die meisten Altpreußen, Sachsen und Kleinstäätler Deutschlands aus Haß gegen den General v. Radowitz, welcher dem katholischen Vereine präsidirte. Der überlegene Geist dieses Mannes in Wort und That, seine unerbittliche logische Schärfe, seine eiserne Folgerichtigkeit ohne Menschenfurcht im feinsten und anschmiegendsten Welttone kränkt alle halben, alle schwankenden Seelen

in der Reichsversammlung dergestalt, daß sie dem „kriegerischen Mönche“ aus dem Wege gehen, wie einem bösen Hauche, der ihre eigene Gebrechlichlichkeit niederblasen könnte. Daher das durch seinen Witz eben nicht ausgezeichnete Stichblatt, worauf er unter der hochschwebenden Tiara dargestellt wird als Hauptstütze des römischen Papstthums, während er mit großer Machtherrlichkeit einem dienstbaren Geiste Gesetze dictirt, der römische Legat den Schlepp seines Mantels küßt, und Bischöfe und Fromme aller Art ihn wie Verzückte umschweben, unter Andern auch Lassaulx. Auf der Tafel, die er in seinen Händen hält, steht geschrieben: „Proscriptionsliste für Vernunft, Wahrheit, Freiheit, Gleichheit, Volkssouveränetät, Hecker, Blum, Ruge, Vogt, Zitz, Brentano, Zimmermann, Rösler und so weiter.“ Zu seinen Füßen liegen allerlei Masken, Rosenkränze, und statt der Malerdevise: „Ipse fecit.“ Sie sehen, daß man auf ihn und den von ihm präsidirten Verein weiter nichts aufgebracht hat, als den alten, blinden, der deutschen Einheit feindlichen, verleumderischen Haß der Protestanten gegen die katholische Kirche, und das kann ihm nur zum Ruhme gereichen.

Ein weiteres, allerdings sehr ernsthaftes Bedenken gegen die Kirchenunabhängigkeit, welche die Katholiken verfochten, bildete sich im Laufe der Verhandlung bei den Protestanten aus, namentlich bei den Doctrinärs, an deren Spitze Dahlmann, Beseler und Waitz stehen, daß nämlich eine völlige Unabhängigkeit der Kirche vom Staate folgerichtig der Ruin der protestantischen Kirche sein müsse, die des Rebstockes weltlicher Macht gegen die innerlich festgegliederte katholische Nebenbuhlerin nicht entbehren könne. Und in der That lag in dieser Befürchtung viel Wahrheit, aber zugleich auch das demüthigende Geständniß, daß das Kirchenwesen der Protestanten vom Anfang an Menschenwerk gewesen, und nur durch äußere Hilfe aufrecht erhalten werden könne. Dieß Geständniß war um so schmerzlicher, da trotz der Verwerfung kirchlicher Unabhängigkeit so viel freier Spielraum für unsere Kirche gewährt werden mußte, daß sie sich weit freier als früher bewegen kann, und im Verlaufe der Zeit ihre göttliche Kraft siegreich über alle deutschen Volksstämme verbreiten wird. Den Schweif des Widerstandes dagegen bildeten die Hegelinge, Gottesläugner und Deutschkatholiken, Wigard, Blum, Vogt, Zimmer-

mann und Genossen, die von ihrem eigenen, früheren Zugeständnisse der Freiheit aller Confessionen abfielen, und aus Haß gegen Christus und alles Positive den Haufen der Majorität anschwellten, im offenbaren Widerspruche mit ihren eigenen Erklärungen, die sie am Anfange der Reichsversammlung gegeben hatten. Ueberhaupt fiel die Unabhängigkeit der Kirche auch dadurch, weil die Vorbereitungen zu ihrer Feststellung zu lange gedauert und tausenderlei grundlose Verdachte aufgeregt hatten, ganz nach ächtdeutscher Art, wo der confessionelle Hader, kirchlich angeregtes Mißtrauen und die entsetzliche Gründlichkeit der Professoren stärkere Wurzeln geschlagen, als jede Märzrevolution, und nicht ermangeln werden, das Vaterland wo möglich in Schmach und Schande zu führen. Alle diese vereinzelten Antipathien gegen die Kirche wurden, wie bereits bemerkt, in einen Strom verschlungen von der räuberischen Gier nach dem Kirchengute, welche die äußerste Peripherie um den Kern der Majorität zogen, eine aus Aller Augen funkelnde Säcularisation der Klöster, Domkapitel und Kirchenstiftungen. So blieben nur neun und neunzig unabhängige, der Kirche oder der Freiheit treu ergebene Männer übrig, die ihr Zeugniß ablegten für die Wahrheit, und in kurzer Zeit mit ihrer Ueberzeugung durchdringen werden, wenn es auch gelingen sollte, ihre Confession vorläufig alles Kirchengutes zu berauben. Aber die göttliche Kraft derselben wird sich im Unglück am herrlichsten bewähren, merses profundo, pulchrior evenit! In solchen Gedanken war ich an die colossale Reitmaschine des Paradeplatzes gekommen, wie man sie im Prater zu Wien nach Genügen, hier nur zur Messe, sehen kann. Die Mädchen und Knaben von Frankfurt ritten sorglos auf weißgesprenckelten Rossen, während die kleineren Kinder in zierlichen Wägelchen dahinrollten. Ein gebräunter Knabe spielte zu dieser Kreisfahrt die Drehorgel. Mich rührte die deutsche Jugend, die Wolken der Schwarzseherei theilten sich größtentheils, und so bestieg ich das einzige noch ledige Rößlein und flog mit den Kindern singend umher, wie in der Paulskirche geschrieben steht:

„Des Vaterlands Größe,
Des Vaterlands Glück,
O schafft sie, o bringt sie
Dem Volke zurück!“

Und auf dem Heimwege erzählte mir ein Freund den Ausgang der Berathungen über den Schleßwig-Holstein'schen Waffenstillstand, den die Linke so emsig für die Republik und ein Ministerium aus ihrer Mitte ausgebeutet hatte. Es war wieder ein ungeberdiges Reden vom deutschen Volke, das Robert Blum in der Rocktasche trägt, durch die Eisenbahn uns zugeführtes, der Arbeit auf dem Lande entzogenes Gesindel von jungen Burschen und alten Taugenichtsen unter dem Galeriedirector Metternich, der an Gestalt und Haltung einem Masaniello auf ein Haar gleicht. Sogar Schober, ein junger, fetter Würtemberger, mit spröden Formen, und einem lächerlichen Zornanlaufe, der seiner Gestalt widerstrebt, gedankenarm und ideenlos, drohte mit Heilbronner Freischaaren, wenn die Mehrheit des Hauses nicht zum Kriege schritte, eigentlich zur Republik, oder zu einem Convente der Linken, den man im Trüben des Kriegszustandes nach den ausdrücklichen Worten des leichtfertigen Vogt zu gründen suchte. Mehrere Männer der Linken ritten sich in diesem Streite um Portfeuilles und Weltverwüstung zu Schanden, zunächst der bayerische Vicepräsident Hermann mit der Vollmacht, ein Ministerium zu bilden. Er hielt eine schauderhafte Rede gegen das frühere Ministerium und seine politische Capacität, wie sie in der gemeinsten Bierkneipe anständiger gehört wird, und die Hohlheit des Inhaltes ward meisterlich überboten von einem rohen Vortrage und einer Proletariergeberde, daß selbst seine Freunde mit Entsetzen zurückwichen. In der That, Beisler und Hermann beweisen auch in Bayern den Thatbestand eines kühnen Griffes, der in unseren Tagen schwere Folgen haben könnte. Die Gemeinheit ist ein Fluch, den nichts versöhnen und lösen kann. Blum appellirte mit klaren Worten an die Faust des Gesindels außer der Paulskirche, forderte die deutschen Heere zum Meineide gegen ihre Fahnen auf, und nannte Hecker den edelsten Mann des deutschen Volkes. Simon von Trier brüllte eine volle Stunde, des Inhaltes, nichts sei gefährlicher, als einige Rücksicht auf die Vernunft und den Verstand im Menschen, die Leidenschaft allein bewirke Großes, mit Maaß und Besonnenheit gehe das deutsche Vaterland verloren. Es ist überhaupt ein Zeichen der Zeit, daß es möglich ist, für eine stündige Rede solchen Inhalts Zuhörer in Deutschland zu finden. Das ganze Verfahren der Linken in dieser Sache

war mit Hecker in Straßburg und mit Itzstein in Bingen unlängst verhandelt worden im Beisein des Volksaufwieglers Metternich, wo man sich über die Nothwendigkeit einigte, die Reichsversammlung zu sprengen und durch einen Völkerkrieg die Fürsten sammt und sonders zu stürzen, damit der Platz frei würde für den Convent, dessen rothe Mütze und Guillotine nothwendig seien zum Heile Deutschlands. Nun ging dieses kühne Spiel vor der Hand freilich verloren, Hermann gab seine Vollmacht mit Schmerzen zurück, und es steht dahin, was uns der nächste Tag bringen wird. Es handelt sich um Sein oder Nichtsein, und dieser Zustand treibt sonst einige Kraft ins Leben. Ohne dieselbe armes deutsches Volk!

Die Mainfahrt im October 1848.

Von den Wachtfeuern der Soldaten auf dem Paradeplatze zu Frankfurt stiegen noch einzelne Wölkchen Rauch auf, als ich um neun Uhr durch die Catharinenpforte in die Paulskirche ging, wo Antworten der Minister auf gestellte Interpellationen angekündigt waren. Interpelliren heißt mit dem schlechten Witze der Betteljungen, die mit Murillo's göttlichen Meloneneſſern nichts gemein haben, die Reichsminister necken, und auf blanke Kosten der deutschen Nation die Zeit verderben. Der breitgeschulterte Herr Vogt von Gießen mit dem rothen Barte, der nicht mehr weiter wachsen will, mit der tief gefühlten Bewunderung seiner Selbst, die allein aufrichtig und natürlich ist, während sonst Wort und Geberde, Zorn und Lächeln, Witz und Unwitz des Physiologen so falsch und gemacht sind wie das Lockengeringel einer verblühten Modistin, treibt es in solchen Nationalkomödien der Paulskirche besonders stark, nach jedem Schimpfworte hüstelt er vor Entzücken, und ruht eine Weile aus von der Sysiphusarbeit für die Freiheit des deutschen Volkes. Und fällt in solche Momente göttlicher Ruhe und Hüstelei das wiehernde Beifallsgelächter seiner Freunde, braust das Klatschen der Galerien, sitzt die feige Mitte verdutzt, so erfolgt mit gehörigen Schnellblicken aufs vorliegende Papier ein neuer Sprudelguß aus der untersten Region des Leibes schlammig und unrein, wahrhaftig nicht um die deutsche Einheit und Freiheit zu bauen, sondern das frivole Männer- und Frauenvolk im kläglichsten Mißbrauch unzweifelhaften Talentes mit Frivolitäten zu amüsiren. Nie, so lange die Welt steht, ist die Komödie fratzenhafter, bübischer, höhnischer vor der deutschen Nation, die auf Grundrecht und Verfassung wartet, gespielt worden, als es Vogt und seine Genossen thun, und thun dürfen, weil das allerwärts grassirende Erbübel unserer Zeit, die Feigheit, das Schwanken, die Koketterie alle Kraft und Entschiedenheit deutscher Männer lähmt.

Unter solchen Gedanken und Bildern, die trotz des Frankfurter Kaufmannshasses gegen die unfriedliche Linke doch durch ihre vorgebliche Derbheit und Rücksichtslosigkeit mehr als ein zärtliches Gemüth unsanft berühren werden, war ich von Seiten der Börse, wo ein ältliches Weib an durstige Parlamentsmitglieder Trauben verkaufte, in die Versammlung getreten, und stellte mich bescheiden an eine Säule über den Köpfen der Journalisten, die eben im Begriffe waren, eine köstliche Perle aus Vogt's Munde mit ihrem Griffel zum Gemeingut der deutschen Völkerschaften zu machen. Der Redner erlitt einen Rückfall in seine epileptischen Zustände. Die Namen „Fürsten, Reichsminister, deutscher Bund, Reichsverweser, Gott und Ewigkeit" jagen ihm alles Blut im regellosen Andrange gegen die Kehle, sie machen ihn keuchen, Fäuste ballen, drohen, schäumen, und ein gräßliches Roth überläuft sein von Sinnlichkeit strotzendes Gesicht, daß es wie eine düstere Mondscheibe auf dem kurzen, starkgebauten Rumpfe steht, und eher Alles verspricht, als deutsche Einigung und deutsche Größe. Es war, glaub' ich, die Beschneidung der Civilliste, welche Schoder eingebracht, an der Tagesordnung. Der wichtigste Grund, den Vogt dafür vorzubringen wußte, war die unbeschreiblich erhabene Vorstellung, daß durch diese Fürstenplünderung die Mittel fehlen würden zu Ordensbändern, womit man ganz kluge Leute über den „Gänsedreck" führen könne. „Der Gänsedreck in der Paulskirche!" rief ein uniformirter Bürgergardist neben mir aus, und wischte sich eine Freudenthräne aus den Augen. Alle Hände der Journalisten arbeiteten aus Leibeskräften die allgemeine deutsche Bewegung ob „des Gänsedrecks" schnellstens in den nahen Briefkasten zu bringen. Parterre und Galerie frohlockten einstimmig nicht über den „kühnen Griff," sondern über den „kecken Wurf," welcher den „Gänsedreck" so mir nichts dir nichts den delicaten Nasen in Frankfurt näher gebracht hatte. Nur die Professoren par excellence, Beseler, Dahlmann und Waitz fuhren eiligst mit ihren seidenen Sacktüchern vor Mund und Nase, und hoben unwillkürlich ihre Füße auf, um nöthigenfalls ihre schwarztuchenen Beinkleider vor jeder Befleckung mit taubenhafter Zärtlichkeit sicher zu stellen, ungeachtet sie vom zornigen Schicksale Deutschlands berufen sind, die Stoffe vorzubereiten und in die Versammlung zu werfen, welche die Linke

so meisterhaft benützt, Deutschland zu zerreißen und in Anarchie zu stürzen. Sie haben keinen Begriff, wie unsäglich überrascht die meisten schwankenden Mitglieder des linken Centrums über den „Gänsedreck“ waren. Sie konnten sich lange gar nicht fassen über diese unerhörte Art des Herrn Vogt, Weltgeschichte in der Paulskirche zu machen, und ich weiß nur noch einen einzigen Fall in den Annalen des Menschengeschlechtes, wo das Erstaunen größer gewesen ist, damals nämlich, als der phönizische Fuhrmann ganz vernichtet dastand, weil Herkules nicht erscheinen wollte, seinen umgefallenen Wagen aus dem Kothe zu ziehen.

Mir war die Wirthschaft in der Paulskirche nicht im gleichen Maaße willkommen, als gewissen Volksmännern der Meuchelmord an Lichnowsky und Auerswald, an Lamberg und Latour, ich entzog mich hastig den saftigen Folgesätzen des Herrn Vogt, und trat mit einem tiefen Seufzer auf die deutsche Zukunft ins Freie, um einen Landausflug nach Hochheim zu machen. Am Börsenplatze balgten sich die Buben, welche sich durch die, mit einiger Gourmandise vorgehenden, Abgeordneten anlocken lassen, indem sie die schlechten Traubenreste zum Abnaschen bekommen, und warfen ihre Mützen jubelnd in die Luft mit den Worten: „Es lebe Herr Vogt von Gießen und sein Gänsedreck! Es lebe der alte Turnvater Jahn und sein schöner weißer Bart!“ So rasch dringt hier zu Lande ein Wort der redlichen Ueberzeugung ins Volk, kaum gesprochen, lebt und schallt es schon in Tausenden! Diesmal freilich mit einiger Dissonanz, einer nothwendigen Folge der Reaction, welche zum Umsturze jeder wahren Volksfreiheit conspirirt. Denn ein schwarzlockiger Judenknabe mit pechfunkelnden Augen schlug seinem Mitgespielen, welcher rief: „Es lebe der Turnvater Jahn und sein schöner weißer Bart!“ ins Gesicht, daß dem Getroffenen Mund und Nase bluteten, und ballte ihm die kleine Faust unter das Kinn mit den grimmigen Worten: „Warte, ich will dich lehren rufen, es lebe Vogt und sein Gänsedreck!“ Die Höckerfrau lächelte mit inniger Zufriedenheit über diese Zurechtführung des irregeleiteten Knaben, den die übrigen mit ächtfrankfurtischer Weichherzigkeit tröstend umstanden, und ihm erläuterten, jeder ächte Frankfurter Gassenbube würde seine deutsche Ehre besudeln, wenn er nicht riefe: „Es lebe Vogt und sein Gänsedreck!“ Jahn habe die deutsche

Freiheit verrathen durch seinen weißen Bart und seine Schwanenrede, die auch auf weiße Farbe deute, welche nur dem Großherzog von Hessen angenehm sein könne und seinen lumpigen Soldaten, die aufs Volk geschossen.

Ich fühlte leider einen unwiderstehlichen Drang, wie nach gewichtigen Journalisten die österreichische Regierung und der König von Hannover, zum Particularismus, und eilte an den Mainkai, wo soeben das Dampfschiff Delphin im Begriffe stand, nach Mainz abzusegeln. „Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen, Wind und Wellen nicht mit meinem Herzen!“ lispelte ich mir in die Seele und trat aufs schwanke Brett, um ans Verdeck zu gelangen. „Die Augen auf!“ rief mir der Schiffscapitän zu, „Sie kommen gewiß aus der Paulskirche, wo einem christlichen Herzen oft Sehen und Hören vergeht. Da könnten Sie leicht in den Main platschen. Ich bin von Frankfurt geboren, und weiß unsere Gassen und Gäßchen so ziemlich zu finden. Aber da gerathe ich vor fünf Tagen das erste Mal in die Paulskirche, ich meinte, sie machten Grundrechte, Verfassung, einen deutschen Kaiser und derlei nothwendiges Hausgeräthe. In Teufels Namen, wie hat's da gebellt und gezischt, geschimpft und gepoltert. Ein Ostindienfahrer mit fünfhundert Mann Besatzung an Bord, mit seinem Ale und Branntwein, mit seinen Räuschen und Flüchen, mit seinem Knarren und Stiegenauf und Leiterab ist eine ganz anständige Versammlung gegen die Fünfhundert in der Paulskirche.

Zimmermann von Stuttgart, eine hagere, gebräunte Gestalt mit spitzaus fahrendem Kinn, und einem unleidlichen Kapuzinerton, hielt keine Rede, so wahr mir Gott helfe, es war das Knirschen eines alten, zornigen Weibes, das mit spitzem Zeigefinger dem Worte nachsticht und nachgesticulirt, als sollte jedes Wort in ein Mauerloch hinein, und man könnt's nicht fest genug einstoßen und vernageln, und als müßt' am Ende gar noch die Brühe heraus von allen zerquetschten Worten. Und dieses vertrackte, stelzenhafte, stolprige Wesen am Redner hätte schön sein sollen, die Linke klatschte und rief Bravo, Andere schüttelten andächtig mit Kopfverneigen ihre Locken, schade, daß die Zöpfe nicht mehr äußerlich tanzen, einen schönen Tanz hätte es abgegeben von wenigstens dreihundert Zöpfen in graziöser Bewegung, und viele Gesichter, sonst ganz menschlich, mit geraden Linien, wurden

kraus wie beim Magenweh, es kam mir vor, sie wären Masken, wie der König Ludwig von Bayern im pompejanischen Hause zu Aschaffenburg malen läßt. Die Handwerksbursche von Bockenheim und Oberrad, die seit dem Sonntage nicht mehr heimgekommen, standen oben auf einem runden Söller als sogenanntes deutsches Volk, und machten ihren Lärm dazu; der Präsident läutete fast närrisch mit einer Glocke und rief zur Ordnung, und es wurde immer bunter und krauser; nur Zimmermann krähte wie ein tapferer Hahn siegreich aus dem Gesetzgebungstumult. Und warum alles das? Weil man dem Zitz, dem Simon von Trier und dem Schlöffel für ihr böses Maul auf der Pfingstweide den Pelz waschen will. Darüber war doch von Leuten, die Gesetzgeber und bei Troste sind, kein Wort zu verlieren. Ein Jeder esse die Suppe, wie er sie selber angerichtet! Mir war über diesem Parlamentsscandale das klare Bewußtsein dergestalt aus der richtigen Schwebe gerathen, daß ich den Heimweg verfehlte und mein Haus nicht mehr antraf. Hätte mich nicht eine Soldatenpatrouille vom Regimente Rainer zurecht geleitet, ich hätte mich im alten heiligen Frankfurt nicht mehr ausgekannt. Geht das so fort, so fürchte ich, werden anderer Leute Köpfe auch warm, und allgemeines Irrsal reißt in Deutschland ein, und dazu bringen uns diese Herren Linken mit dem ewigen Liede von Freiheit, die sie nur für sich verstehen und mißbrauchen."

Interpellandi locus hic erat. Das Dampfschiff führte größtentheils Kaufmannsgut und Holz vom Spessart. Außer dem nöthigen Schiffsgesinde waren nur der Herr Capitän, ein alter hessischer Offizier von der Mainzer Garnison, und ich zur Weiterfahrt auf dem Schiffe. Der heiterste Sonnenschein spielte auf der Fluth, und schimmerte in dem buntlaubigen Herbstschmucke von Feld und Wald. Leise Lüfte mit erquickender Frische wehten vom Taunus her, jenem sagenreichen, launisch wechselnden Gebirge, das uns mit der Burg Falkenstein und mit dem Feldberge fernher begrüßte, während vom linken Rheinufer das Gezwitscher unzähliger Wandervögel in die Ohren schallte. Der hessische Offizier, ein fettes, kurzes Männchen, das seinen Säbel ob dem vorspringenden Bauche quer über den Nabel angeschnallt hatte, und in zwei spitze Füßchen stelzenartig auslief, war nur zwei Spannen länger als sein Schwert, und seine vorquellenden grauen Augen unter

buschigen schwarzen Wimpern blinzelten schalkhaft und mit sichtbarem Beifall auf den, gegen die Paulskirche eifernden Capitän. Ich war offenbar bei zwei Einverstandenen, und daß ich ihnen in meiner Verstimmung beifiel, können Sie sich ohne meine ausdrückliche Bemerkung denken. Wir setzten uns auf dem Hinterverdeck um einen kleinen runden Tisch zu Kaffe und Cigarren nieder. Ich fühlte mich so frei und selig in Gottes schöner Welt voll Ebenmaaß, Frieden und Liebreiz, daß mir aller weltliche Zwist, alle quälerische Politik, alle Niedertracht der Linken weitweg gerückt schien. Während der Offizier mit der linken Hand die rauchende Cigarre in gehöriger Ordnung hielt, und mit der Schnupftabaksdose in der rechten zu jedem Worte den Takt schlug, konnte der Capitän mit der Tasse Kaffe nicht fertig werden. Milchweiße Tropfen glänzten in den Haaren seines langen Schnurrbarts und regneten im Blaseeifer des Redners auf uns herüber wie ein Spritzbad zur Erfrischung.

„Wie verkehrt die Ordnung jetzt in der Welt ist," bemerkte er mit Nachdruck, „beweist nicht bloß die Paulskirche zu Frankfurt, die ja nur die allgemeine Confusion und Zersetzung in der Gesellschaft repräsentirt, sondern Alles, was bisher ruhig, arbeitsam, bescheiden und ebenmäßig im zugewiesenen Kreise thätig war, streckt jetzt die Glieder länger, als es gut, und trägt den Kopf höher, als er reichen kann. Früher waren wir bloß an den Professoren der Hochschulen insolente Ansprüche auf Unfehlbarkeit gewohnt. Sie hatten das Bettelkönigthum der griechischen Cyniker als ausschließlich deutsches Eigenthum in Anspruch genommen, und thaten als Pedanten in deutschen Lustspielen, Rührstücken und Localpossen die ersprießlichsten Dienste. Auch will ich keineswegs leugnen, daß nebst Zopf und Perücke, Collegienheft und Selbstgenügsamkeit viel deutsche Gutmüthigkeit in den Doctoren steckte. Aber diesen privilegirten Schwärmern, die im Reiche der Einbildung und logischen Consequenz so zopfsteif handthierten, eifern jetzt alle Schullehrer nach, leider nur im Schlechten, und mit der Unverschämtheit, die der Philisterhaftigkeit und Halbbildung stets anklebt; sie werfen so ungeberdig ihr Maul auf, daß unsere deutsche Geduld dazu gehört, den Nonsense zu ertragen. Ich war vor ungefähr drei Wochen in Eisenach, um meinen Bruder, welcher dort als Kaufmann ansässig ist, nach achtzehn Jahren wieder einmal zu besuchen. Mein

dortiger Aufenthalt fiel gerade in die sogenannte allgemeine Schullehrerversammlung (28. 29. und 30. September), die durch Frechheit und Uebermuth mein Herz empört hat. Nach den daselbst entwickelten Grundsätzen besteht im deutschen Reiche, mit Ausschluß jeder andern Anstalt, nur die Volksschule ganz und ungetheilt von der Kleinkinderwartanstalt bis zur Universität einschließlich, wenn auch in verschiedenartigen Ausstrahlungen für verschiedene Stände der menschlichen Gesellschaft. Diese Volksschule ist souveräner als das deutsche Volk, souveräner als die Reichsversammlung in Frankfurt, nicht bloß von Menschen, sondern sogar von Gott emancipirt, und zwar unter der Aufsicht des Staates, dessen Macht jedoch gegen den großen Gedanken der Einheit aller deutschen engverbrüderten Schullehrer sich einzig und allein dadurch äußert, daß er die Schullehrer aus der Staatskasse gut bezahlt, und für ihre Wittwen und Waisen sorgt. Die Eltern haben in diese große Einheit der deutschen Schullehrer nichts einzureden, noch weniger die Gemeinden, am wenigsten die Kirche und Bureaukratie. Der einzelne Schullehrer sammelt sich zur Ganzheit in Provinzialsynoden, die Provinzialsynoden im alljährlichen allgemeinen deutschen Nationalvereine zur Autonomie über das gesammte Schulwesen, das sich in enggemessener Zwangsjacke über ganz Deutschland spannt. Aus dessen Mitte wird eine Schulcommision nach Frankfurt gesandt auf Kosten des Reiches mit ordentlichen Diäten, welche aus Schullehrern besteht, und der Reichsversammlung vorlegt, was über das deutsche Schulwesen zu denken, zu beschließen und auszuführen ist. Ueber dieser Schulcommission steht ein Reichsministerium des Unterrichts aus lauter Schullehrern, die man jedoch aus gebührender Hochachtung Erziehungsräthe des jungen Menschengeschlechtes nennt.

Die aus dem Zustande der bisherigen Despotie entwickelte Schule bildet den nothwendigen, in ihrer absoluten Freiheit gegründeten Gegensatz zum kirchlichen Dogma, von welchem sie gar keine Kenntniß nimmt, weil es eine Hemmfessel des Menschengeistes ist, und den Unterricht unmöglich macht. Moral ohne Dogma, oder was das nämliche ist, religiös-sittliche Anregung des Gefühles mit Ausschließung jeder Glaubensformel, kann allein aus dem vielfach zerrissenen Menschengeschlechte eine Heerde unter einem Hirten machen, welcher letztere offenbar kein anderer sein kann, als der verbrüderte

deutsche Lehrerstand, dem die auf solch indifferenten Wege einzig mögliche Verarbeitung und Durchführung der Menschenpflanze zum Ebenbilde Gottes und der weitere Fortschritt dieser göttlichen Ebenbildlichkeit zum nationaldeutschen Standpunkt obliegt. Wem confessioneller Unterschied richtig scheint, der kann die besondere Farbe später nach Belieben auftragen. Die Schullehrer sind unantastbar durch irdische Willkür und stehen nur unter Gesetzen, welche ihre Amtsbrüder machen, auslegen, anwenden. Sie sind als Beschuldigte Richter in der eigenen Sache, die vor kein anderes Tribunal, als das der Schwurgerichte gezogen werden können, versteht sich, daß dieselben aus Schullehrern zusammengesetzt sein müssen. Alle Aufsicht des Staates über die Schullehrer kann nur durch Schullehrer geübt werden, welche aus freier Wahl der Amtsbrüder hervorgehen. Alle irdischen Nahrungssorgen, welche Freiheit, Heiterkeit und Fassung der verbrüderten Erzieher des Menschengeschlechtes trüben können, müssen vom Staate ohne alle Acht auf Eltern, Gemeinden und Kirchen ohne Widerspruch in solchem Maaße befriedigt werden, als die Schullehrer selbst es angemessen finden werden.

„Das werden Sie mir eingestehen müssen," fuhr der Capitän mit erhabener Stimme fort, „eine solche Theorie des Schullehrerwesens kann nur in Deutschland erfunden und aufgetischt werden. Anderwärts würde man die Tollköpfe, welche sich eines solchen Widersinnes schuldig machten, ohne viele Umstände ins Irrenhaus einsperren, schon aus dem allgemeinen Grund, um die Schmach, welche dadurch über die Nation kommt, dem verbrannten Hirn Einzelner auf die Rechnung zu setzen, und unauslöschlisches Gelächter fremder Zuschauer auf Kosten deutscher Nation fern zu halten. Bei uns findet dieser Fiebertraum insolenter Halbheit und Unverschämtheit sogar in der Paulskirche zu Frankfurt seine Vertreter."

So wenig ich sonst geneigt bin, der Richtung der Reichsversammlung das Wort zu reden, glaubte ich doch diese nur halbverdiente Beschuldigung in besseres Licht stellen zu müssen. „Allerdings," wendete ich ein, „gibt es in der Paulskirche eine Partei, welche dieses Bedlam bornirter Schulmeister in Schutz nehmen und in Länder verpflanzen will, wo es noch nicht besteht. Das Haupt derselben ist Ruge, ein leichtfertiger Sachse, von philosophischen Ideen in

Hegel'scher Manier gestreift, und so aufrichtig, daß ich seine Grundsätze nicht für gefährlich halte. Er sagt es trocken, diese zu Eisenach aus dem revolutionären Ei geschlüpfte Volksschule müsse in der ganzen Welt einheimisch werden, als unerläßlicher Grund aller wahren Freiheit und aus derselben alle Religion, allen Gottesglauben, alle Träume von Seelenunsterblichkeit, und alles Priesterthum mit sammt den Königen wegfegen. Nach ihm ist ein Wort von Gott in der Schule Lästerung der reinen Menschheit, ein Schimpf auf die Freiheit der Völker. In der Schweiz sei diese Ansicht zuerst zum Durchbruche gekommen und habe gegen das Jesuitenthum des religiösen Unterrichtes zu Gunsten der Religion ohne Gott entschieden, welche jetzt die Reise durch die Welt mache und deren Träger der verbrüderte Lehrerstand werden müsse, dem er in der atheistischen Hochschule zu Frankfurt am Main einen innigen Vereinigungspunkt zur Entgöttlichung und Republikanisirung der Welt stiften werde. Mit Ruge sind allerdings einige Schullehrer der Paulskirche thätig, aber keineswegs in gleichem Maaße und in der Anerkennung der Consequenz seiner Grundsätze. Im Grunde fraternisiren mit ihm nur die Lehrer Paur aus Neiße, den der Fürstbischof Diepenbrock von Breslau in ächt hirtensorglicher Weise gekenntzeichnet als Wühler gegen christliche Ordnung und Sitte, Roßmäßler aus Tharand bei Dresden, ein würdeloser Schwätzer, mit den kenntlichsten Spuren verrotteter Gesinnung und zum Theile selbst Haßler aus Ulm, wenngleich noch der beste von den Dreien, aber voll Eigendünkel, Eitelkeit und Unzusammenhalt in Fassung und Urtheil. Alle Drei sprechen schlecht und selbst der bestellte Beifallsklatsch der linken Seite kann ihnen nicht aufhelfen. Alle übrigen Lehrer und Professoren der Versammlung ziehen sich schon vor jeder Berührung mit ihrer Lehre und der daraus nothwendig hervorgehenden Befleckung zurück. Aus diesem Grunde nützt ihnen selbst der Anhang der äußersten Linken nichts, weil dieser in solcher Lebensfrage die Sache dergestalt brandmarkt, daß sich alle schwankenden Stimmen zur Mehrheit schlagen gegen die Entsittlichung Deutschlands, die von ihnen angestrebt wird.

Ich kann mich daher über die Geburt des Lehrervereines nur freuen. Er ist mit seiner Absicht offen hervorgetreten, alle Gewalt des Staates, der Kirche, der Gemeinden, der Eltern und der Indivi-

duen in seiner freimaurerischen Einheit zu concentriren und in seinen prahlerischen Saturnalien die menschliche Gesellschaft zu verschlingen. Diese wird sich einen solchen Verzehrungs- und Vernichtungsplan nicht gefallen lassen, da ich wenigstens der Mutterliebe so viel Zärtlichkeit für ihr größtes Gut, ihre Kinder, zutraue, daß sie nie und nimmer gestatten werde, die letzteren rettungslos diesem schamlosen unersättlichen Moloch in die glühenden Arme zu legen. Auch die ehrlichen deutschen Männer, die heute noch diesen Sanscülotten sogenannter Erziehung zuhören, werden nur zu bald merken, daß die Strebnisse der verbrüderten Schullehrer im Grunde nichts Anderes bezwecken, als die menschliche Gesellschaft nicht bloß zu unterwühlen, sondern diese Unterwühlung zur stehenden Tagesordnung zu machen. Die socialistischen Fractionen mit ihrem Communismus, mit ihrer Volksmajestät, mit ihrer cynischen Unsitte, haben sich den rothen Mantel der deutschen Schulmeisterschaft umgehängt, und spielen mit der Frechheit des dünkelhaftesten Standes auf Erden die Tragikomödie allgemeiner Verbrüderung, um die Zukunft in ihre Hand zu nehmen und derselben die Fäulniß des Lebens in möglichster Allgemeinheit zu vermitteln. Obgleich der protestantische Haß gegen die ewigen Grundsäulen der katholischen Kirche leider auch hier für seine eigenen Zwecke thätig ist, so kann es doch nicht gelingen, in der Reichsversammlung eine Majorität für den Lehrerverein zu Eisenach zu gewinnen. Dazu ist sie trotz ihrer heterogenen Elemente zu gesund, und aus dieser erfreulichen Erscheinung ist es zu erklären, daß die Paulskirche durch ihre Beschlüsse im Schulwesen sogar in erster Lesung wenig geändert hat an dem bisherigen Bestand, insbesondere in der Verbindung der Schule mit den religiösen Genossenschaften, wofür sich nicht bloß die Katholiken, sondern auch die norddeutschen Akatholiken, und die süddeutschen Pietisten, wie man gläubige Protestanten zu nennen liebt, entschieden ausgesprochen haben. Hat man einige Halbheit zu beklagen, so steht zu erwarten, daß die zweite Lesung auch darüber verbessernd entscheiden wird.“

Während ich so redete, erheiterte sich das Gesicht des hessischen Offiziers wundersam, ein strahlendes Wohlbehagen leuchtete aus den lebhaften Augen wie Hoffnung, die mit ihren Blüthen jeden Menschen liebenswürdig macht. Er streckte sich aus seiner entenhaften Watschel-

figur so straff empor, daß die Schnalle seines Degengehenkes losging und das Schwert klappernd zu Boden fiel. Er ließ es liegen, faßte mich hastig mit beiden Händen an dem Halszipfel meines Rockes und rief leidenschaftlich: „Süßes Lästermaul auf Kaiser und Reich, ungezogener Liebling der deutschen Schulmeister und Doctoren! Nun habe ich Dich ertappt bei Deinen verborgenen Schätzen, erzähle mir von deutschen Hoffnungen für die Zukunft, von Blüthen voll Duft und Frische auf unseren democratischen Mistbeeten und trotz des lästigen Nasenreizes von unbeachteten Berglilien in der Reichsversammlung, daß ich den Frühling deutschen Lebens ahnen und begreifen kann." Der Capitän hatte während dieser Anrede des Offiziers erwartungsvolle Blicke auf unsere handgreifliche Stellung geworfen, und näher tretend, seinen rechten Arm ausgestreckt, als wollte er mir an die Kehle rücken, und die Knospen der deutschen Zukunft mit liebender Gewalt aus meiner Seele treiben. Der Steuermann, dessen ganze Aufmerksamkeit dem seichten Fahrwasser gelten sollte, schenkte unserer humoristischen Gruppirung mehr Zeit als er übrig hatte, und übersah eine felsige Untiefe. Das linke Schaufelrad quetschte auf einmal krachend zusammen in so fühlbarer Erschütterung, daß sich der Knoten unserer Persönlichkeiten unwillkürlich entwirrte. Wir fürchteten einen Leck des Schiffes, der allen unseren deutschen Zukunftshoffnungen ein kurzes Ende machen konnte; bei näherer Untersuchung fanden wir jedoch, daß das Schiff unverletzt, und bloß zwei Speichen am Schaufelrade zertrümmert waren. Man warf den Anker aus, der Schiffsschmiedmeister machte sich eifrig daran, neue Speichen einzufügen, was uns höchstens einen Aufenthalt von einer Stunde bringen konnte, da man für solche Nothfälle bereits vorgearbeitet hatte.

So lagen wir mitten im Main zwischen Höchst und Flörsheim, jenen wundersamen Hügeln gegenüber, welche sich vom höheren Taunus wie erstarrte Schlammwellen an den Main heruntergesenkt und unter eifriger Menschenhand mit köstlichem Rebgelände und Obstbäumen überzogen hatten. Aus dem tieferen Taunusboden lachten weiße Kirchthürme herüber, und das wellige Forst- und Laubgehänge mit seinen dunklen Tinten um verlorene Vorhügel der Wetterau, die nebelhaft in grauer Ferne verschwand. Tiefer am Main, da wo er einzumünden beginnt in den Rheinstrom, erblickten wir jenseit die

stolzen Häusermassen der Festung Mainz, die im jungen Sonnenstrahle glitzerten und tanzten vor unseren Augen, wie die orientalischen Mährchen aus Tausend und eine Nacht. Gegenüber am rechten Mainufer lag das Dörflein Hochheim vor uns in freundlicher Nähe auf grünem Hügel, der sich wie ein vorwitziges Berghuhn mit vorgerecktem Hals ans Stromufer vorgewagt mit einer alterthümlichen Kirche und zerstreuten Landhäusern, die wundersam glühten in den rothen, herbstlich farbigen Rebengewinden vom Boden bis an die Dachrinne mit dem zweifelhaften Ausdrucke von Lenz und Herbst, vom Blühen und Erblassen der Natur.

Wir trugen unsere Stühle auf das hohe Verdeck, welches sich über der Schiffsküche wölbte, ins frische Flattern der Luft mit weiter Rundsicht in die rings geöffnete Welt. Unbemerkt hatte der Capitän eine Flasche Hochheimer hervorgeholt vom Jahr 1834, dem homerischen göttlichen Tranke vergleichbar, von dem zu enthalten jetzt so schwer war, wie in den Zeiten des trojanischen Krieges, „voll lieblichen Duftes und süß zu trinken." Welche Toaste wir ausgebracht auf die deutsche Reichsversammlung, auf den künftigen Kaiser deutscher Nation, auf die historisch-politischen Blätter können Sie sich leicht denken, und wenn ich sie nicht namentlich aufführe, wie bei den Zweckessen der deutschen Democraten, so geschieht es aus Furcht vor Ihren Anmerkungen, die Sie in wundersamer Befangenheit gern unter die schönsten Stellen meiner Schilderungen machen, um nach den Eingebungen des Journalistenneides ihren Glanz zu verdunkeln. Kurz ich mußte der süßen Gewalt nachgeben, und von deutschen Hoffnungen schwärmen, die Sie nicht theilen, aber aus alter Zärtlichkeit für mich doch auch in Ihren etwas zimpferlichen Blättern zu verlauten gestatten werden.

„Allerdings," sagte ich unter Anderem, „ist es nur zu leicht der Fall, daß man um der schlechten Beimischung willen das Gute in der Reichsversammlung entweder übersieht oder mißachtet. Aber nichtsdestoweniger ist es vorhanden, und der wäre kein guter Deutscher, der es leugnen, verdächtigen und entkräften wollte. Die Reichsminister sind zum Beispiel Männer von gutem Schrot und Korn, fast sämmtlich aus der Versammlung gewählt, aus dem Kern unseres Volksthums geschnitten, selbst durch Drohungen gegen ihr Leben nicht

zu entmuthigen. Herr Schmerling ist einzig in seiner Art. Der österreichische Geist, dem man in älteren Tagen gute Disciplin nicht absprechen kann, hat seine äußeren Ecken und Schroffheiten abgeschliffen wie einen Achtzehner des Kaisers Leopold des Ersten, aber die tüchtige Kraft der Seele unberührt gelassen. Je stiller sie früher im Schneckengehäuse beamtlichen Rückhaltes gelegen, um so jugendlicher streckt sie jetzt ihre Triebe ins frische deutsche Leben, und die selbstgenügsamen Nordländer stehen verwundert, wie es möglich war, daß in Oesterreich solche Jungfräulichkeit der Männerkraft rüstig bleiben konnte, während tausend Journalisten rufen: „Oesterreich, das faule Oesterreich geht seiner Auflösung entgegen!" Im Vortrage schnarrt Schmerling einen so süßen österreichischen Nasenlaut, daß man ihm gerne zuhört, und er drückt bei jedem Witze auf die Linke so züchtig die Aeuglein zu wie frauenhafte Unschuld, die bemerkt sein will. Sein Periodenbau spinnt sich so blank und zierlich aus der inneren Werkstätte, daß man den kunstreichen, vollständig entwickelten Organismus dieses entschiedenen Geistes nur bewundern kann. Da mag es um ihn quacken und quicken wie Froschlaich, brummen und brüllen wie ein Bärenzwinger, knurren und zähnefletschen wie ein Knäuel von Tigerkatzen, Schmerling merkt es nicht, sein Lächeln erlischt nicht, seine Farbe wechselt nicht, sein Redefaden verliert sich nicht, er könnte uns Allen als ein Olympier erscheinen, dessen Herz bei der Knetung von aller Menschlichkeit frei geblieben, wenn seine kurze, schmächtige Figur in gewählter Kleidung nicht allzusehr gegen diese Täuschung Einsprache thäte. Nur bisweilen flammt sein Blick stolz gegen die Linke, ein fallender Stern, der sogleich erlischt und in die heiterste Ruhe des irdischen Lebens verschwindet. Er ist fast der einzige Mann in Frankfurt, der die wühlerische Linke von Herzen haßt, und diesen Haß auszusprechen wagt mit der Festigkeit, die in allgemeiner Feigheit als Hoffnung erscheint, mit der Leidenschaftslosigkeit, welche nur der tiefsten Ueberzeugung von der Güte seiner Sache und ihrem endlichen Siege in Deutschland einwohnen kann. Seine Thätigkeit und Arbeitsleichtigkeit übersteigt allen Glauben, und ist wenigstens eben so groß, als seine schweigende Verachtung gegen das Unmaaß von Cynismus der Linken gegen ihn, die er selbst beim Belagerungszustande ungestraft lästern ließ. Und dieser Vielbeschäftigte, die erste

und vorzüglichste Säule der deutschen Centralgewalt, ist der heiterste, geistreichste, klarste Mann in Frankfurt, ohne Wolke auf der Stirne, ohne leises Zittern von Furcht, mit der sicilischen Fertigkeit eines witzigen Lächelns im bedenklichsten Momente, so daß seine Magd nicht umsonst ihren Freundinnen bemerkte, es komme ihr schrecklich vor, daß ihr Herr allzeit so lustig sei. Und geht er mit seiner liebenswürdigen Familie auf den Gassen der Stadt, im Parke, der sich um Frankfurt schlingt, so ist er eben auch nur einer von uns, kein Mensch erkennt den Reichsminister Schmerling, der mit Haut und Haar zu den Acten gelegt ist, wir sehen nur den Deutschen, der die Gleichheit vor dem Gesetze persönlich darstellt. Sein Gesicht hat etwas von Sokrates, und ich will nicht weitere Vergleichungen anstellen. Sie wissen, mit wem die Alten den Gemahl der Xantippe verglichen haben. Aus diesem Grunde hat Schmerling's Rede einen unverwischbaren Zug von Ironie, und es ist begreiflich, daß die Linke sich dagegen durch Carricaturen rächt, die dem Carrikirten am meisten Spaß machen.

Noch etwas kleiner als Schmerling stellt sich der Kriegsminister Peucker, ein Preuße, unseren Augen dar, fast wie ein Bruchstück aus dem Riesenleibe des trojanischen Ares, von dem ihm nur die eindringliche Stimme und die kecke Tapferkeit gegen jeden Feind einigermaßen geblieben zu sein scheint. Der schrille Ton seines Tenors segelt über die Köpfe hin, wie ein Storch, als gält' es einem Zweigespräche mit den Leuten hinter Amerika, und die Drolligkeit seiner Gestalt stimmt ganz zum eigenen festen Sinn, der ihn auszeichnet und den Blousenmännern vom 18. September so verderblich gewesen ist. Man rühmt seine wissenschaftlichen Kriegskenntnisse, die er in der Verbesserung der Zustände des deutschen Heerwesens mehrfach und zur Anerkenntniß von Seiten aller Sachverständigen bewiesen hat.

Stämmiger, aber noch immer die mittlere Höhe nicht überschreitend, zeigt sich der Reichsminister Robert Mohl, den man nicht verwechseln wolle mit Moritz Mohl, von dem ein großes Vertrauen zu Augsburg und Stuttgart rühmliche Dinge zu erzählen weiß, ohne daß es ihm in der Reichsversammlung gelungen wäre, sie zu rechtfertigen. Der erstere gehört zu jenen Männern, die noch unlängst von deutschen Regierungen wegen ihrer liberalen Gesinnung verfolgt

wurden, gegenwärtig jedoch der republikanischen deutschen Jugend und hündischen Schmeichlern des bewaffneten deutschen Straßenpöbels zu conservativ sind, ein furchtloser, ehrfurchtgebietender Geist trotz der Schärfe in Form und Ausdruck, trotz einer gewissen Sprödigkeit, die unendlich weit absteht von der holdeinschmeichelnden Rede, die widerwillige Herzen zum Nachgeben besticht, ohne zu überzeugen. Sein heller, scharfbegrenzter Gedanke, der in allen Muskeln seines ausgewetterten Gesichtes lebt, will nur erreichen, so viel er aussagt und beweist, und löst sich selbst im Eifer für die gefühlte Wahrheit nie von der Schonung oft selbst unwürdiger Gegner. R. Mohl gehört zu jenen glücklichen Leuten, deren ganze Erscheinung und Haltung der Lauterkeit seiner Absichten, der Gerechtigkeit seiner Handlungen, dem Wohlwollen seines Herzens, so weit es bei seiner politischen Denkweise möglich ist, ein unüberwindliches Zeugniß gibt, und jeden Zweifel an seine Ehrenhaftigkeit niederschlägt. Wenn ihm die Linke Unfähigkeit in der mündlichen Rede vorwirft, so hat sie den Schein des Rechtes für sich; R. Mohl ist kein Freund von Absurditäten, die auf der linken Seite in so köstlichem Andenken und so rastloser Uebung stehen, er will nie glänzen mit Schlagwörtern und Ueberschwänglichkeiten, er ist so überzeugt von dem, was er spricht, daß ihm jeder Versuch ferne liegt, es auszuschmücken.

Beckerath von Crefeld, der Finanzminister, ein Protestant, den größtentheils strenge Katholiken ins Parlament gesendet, der längste Mann des gesammten Ministeriums, ist das gerade Gegenbild zu Robert Mohl in Wort und Haltung, obgleich an innerer Ehrenhaftigkeit ihm wenigstens ebenbürtig. Er spricht meistens schwunghaft, und es ist schade, daß seine Stimme hohl und unausgiebig wie verlorenes Donnergeroll aus lauter Ferne tönt. Er repräsentirt als Redner trotz seines Geschmacks an Ziffern und Zahlen im Ministerium die Romantik, und schwärmt nicht ungern in kühnen Bildern, die warm sind von Begeisterung, mit der unentweihten Seele eines Jünglings. Ueber die Blumen seines Gartens ist noch kein Gifthauch gefahren, der an Robert Blum die Rede so unerquicklich und trostlos macht; noch hangen an Laub und Blüthen die Tropfen himmlischen Thaues, in denen sich Hoffnung und Liebe spiegelt für Recht, Wahrheit, Tugend im schneidenden Gegensatze zu Herrn Vogt, dessen dürrem

Strauche nur studirte polternde Phrasen entwachsen, der nicht fühlt und noch weniger denkt, sondern reine Negation ist, ohne weiteren Beweis, ohne Glauben und Trost. Ein solcher Finanzminister an der Wiege der deutschen Einheit hat für mich eben so viel Rührendes, als für die Partei der rothen Republik Lächerliches, es liegt etwas Unbegreifliches, besonders in den Ansätzen der Geldbedürfnisse für die einzelnen Reichsministerien, die so gering sind, daß die sparsame Linke selbst darüber erschrack, weil so wenig Mittel zum Angriffe gegen die Centralgewalt vorliegen und ein heimlicher Vorwurf für Herrn Vogt, welcher mit der edelsten Uneigennützigkeit von der Welt dem Vorparlament und Fünfzigerausschusse die Diätennachzahlung aus der Reichskasse erwirkte. Bei Struve ist das Gesetz natürlich nicht rückwirkend, aber beim Volksvertreter Vogt im Vorparlament und Fünfzigerausschusse wirkt es zurück, und die Reichsversammlung bestätigt diesen „kühnen Griff" des Physiologen in den Säckel des Volkes.

Der Handelsminister Duckwitz, Senator aus Bremen, von zartestem Körperbau und feiner Gesichtsbildung, den ein Witzbold den Zaunkönig des Ministeriums genannt, hat für den Finanzminister alle Kürze und Trockenheit des Geschäftsmannes, der mit Zahlen und Interessen zu thun hat, aber, wie es scheint, nur im Geschäftsleben; denn aus seinen Augen leuchtet ein weiches Gemüth, welches den Verstand wohl zum Hausgenossen, aber nicht zum Gebieter will, und die milden Linien seiner Gesichtszüge und die Molltöne seiner Stimme geben Zeugniß für ein Herz, das weiter reicht, als die Wege des deutschen Handels.

Diese deutschen Reichsminister, deren keiner die volle Mannsgröße erreicht, ohne den Zorn der Kleinen, ohne die Eitelkeit der Großen, eine Fünfzahl mit der Aussicht auf werkthätigen Undank ohne Lohn, mit Einsetzung ihres Lebens zum Pfand für deutsche Einheit und Freiheit, diese unermüdlichen Arbeiter am deutschen Reich, umstrudelt von den faulsten Stoffen deutscher Mißwirthschaft, und doch nie entmuthigt, mit der unverkümmerten Hoffnung einer schönen Zukunft ihres Volkes, ich gestehe es, diese Männer haben mich in den dunkelsten Stunden dieses Jahres erfreut, erbaut und langathmig gemacht für die geduldige Erwartung einer besseren Zeit!"

Der Capitän, welcher während meines Redens emsig die Gläser gefüllt, wurde gegen den Schluß derselben schalkhaft wie ein Liebhaber auf einem niederländischen Küchenstück, der heimlich vor der Herrschaft das gebratene Huhn aus der wohlbekannten Mauerlücke holt, und dafür einen Jasminstrauß als beredte Herzenssprache hineinsteckt. „Wie pfiffig Ihr Männer von den historisch-politischen Blättern seid, das begreife nur ich in seinem ganzen Umfange," hub er an, „da ich Gelegenheit hatte, Euch ein wenig in die Karten zu blicken, die Ihr sonst nicht allzufreigebig herzeigt. Euer Lob und Euer Tadel wechselt wie Licht und Schatten in einer schönen Landschaft. Im Grunde habt Ihr aber rühmend oder zürnend, immer die gleiche Absicht, die Leute zu Eurer Meinung herüberzuziehen, und die Tugend der Unparteilichkeit ist eben nicht Eure größte. Daher muß zu Euren verdienstlichen Schilderungen immer der Advocat des Teufels hinzukommen als spiritus rectificator. In der Regel führt dieses Amt die Allgemeine Zeitung von Augsburg; da sie jedoch im gegenwärtigen Augenblicke gegen den Wiener Aufruhr und Windischgrätz mit der löblichsten Unparteilichkeit beschäftigt ist, und die Segel ausspannt zum Vollzuge des berühmten Spruches: victrix causa diis placuit, so kann sie Euch nicht gehörig auf die Finger sehen. Ich will einstweilen für sie eintreten und zu Euren Ministerbildchen, die meinetwegen ruhig in der Mitte und im Regimente bleiben mögen, einige Staffage im Vordergrund, und rechts und links anbringen.

Ihr kennt das Hôtel Donnersberg am Mainkai zu Frankfurt, oder es ist auch kein Hôtel, kurz ein Ort, wo die Linke eine ihrer Abendniederlagen hat. Dort saßen am vergangenen Freitag bärtige Abgeordnete zehn Uhr Nachts um einen runden Tisch; Schlöffel, der schlesische Besitzer, welcher bei der Zehntablösung so viel verliert, und aus lauter Liebe zum Volke doch für die Ablösung ist; Joseph vom jüngsten Gericht, der nie den Mund aufthun kann, ohne eine Blasphemie zu sagen; der Deutschkatholik Schmidt von Löwenberg, ebenfalls aus Schlesien, vor dessen Rede die Abgeordneten die Flucht ergreifen, als triebe sie ein Engel mit flammendem Schwerte zur Thür hinaus; Wiesner, der Jude aus Wien, dem keiner nahe tritt, welchem frisches Leben werth ist; Berger desgleichen aus Wien, ein kleines plauderseliges Wesen, das wie eine Blattlaus im Kelche

der Linken sitzt; Mayfeld aus den nämlichen östlichen Regionen, ein junger Spaßmacher mit runden, rothen Backen, Kinderseele in Wort und That von so zweifelhaftem Eindrucke, daß man ihm eine Ohrfeige und einen Kuß in einem Athem für sein tolles Geschwätz geben könnte, und dazu noch eine Guirlande von Duodezabgeordneten, die um die Vormänner läuten und klappern wie Schellen am hüpfenden und tanzenden Schalksnarren auf der Leipziger Büchermesse. Sie hatten bereits eine halbe Stunde getrunken und die goldenen Blüthen der Hoffnung, durch die Insolenz des alltäglichen deutschen Lebens zurückgedrängt, öffneten wieder ihre duftreichen Augen und drohten zum Fenster hinaus zu wachsen in das Blaue des gestirnten Himmels.

Man war eben ans Vertheilen der Ministerportefeuilles unter dem Herrn Vogt, dem Minister der Zukunft, gekommen, es setzte Streit ab, die Candidaten waren nicht alle unterzubringen, jeder wollte ein artiges Aemtchen unter oder über dem Minister, wenn er nicht Minister selbst sein konnte. In solcher Aufregung trinkt man oft hastiger, als einem lieb ist; alle Ordnung entwich, die Rathschlagenden rückten einander vor und an die Leiber; Haarlocken flogen im Zimmer umher, Prügel regnete es, die Gläser und Stühle wurden zerschlagen, die Kerzen fielen unter den Tisch, selbst die bekannte Parole: „Danton soll Hoch leben!“ that keine Wirkung mehr. Man trennte sich mühsam aus der Verwirrung und taumelte, sichtbar gerührt über das Unglück des deutschen Volkes, nach Hause. Es war ein eigener Anblick, den andern Morgen die rüstigen Kämpfer zwar etwas verspätet, aber demüthig und friedlich neben einander, wie Mahnsteine an den ewigen Frieden durch französische Vermittelung, wie Blum es beantragt, auf den Bänken der Paulskirche sitzen zu sehen. Ein Mann mit einem großen Bart und weißem Halskragen hat mir diese idyllische Scene im Donnersberg vertraut, und weil er eben oft ausschwätzt, so ist er jetzt Abends genöthigt, still daheim zu sitzen und Briefe zu schreiben, um aller Nachtunbequemlichkeit auszuweichen, die Leute mit Recht trifft, welche Mysterien und Orgien der Linken profanen Ohren überliefern. Ich bemerke dies ausdrücklich, damit man nicht etwa meint, meine Mittheilungen seien nicht ganz verlässig; ich sage zwar nicht Alles, was ich weiß, aber das Gesagte muß objective Wahrheit haben.

Ueberhaupt kennt man die humoristischen Talente der Paulskirche noch bei weitem weniger, als sie verdienen. Ein süddeutscher Abgeordneter zum Beispiel erhielt von einigen seiner Wähler ein Mißtrauensvotum, weil er in der schleswig-holsteinischen Frage für die Minister und den Reichsverweser gestimmt hatte, und fast zu gleicher Zeit eine Dankadresse von anderen Wählern für seine Stimme zu Gunsten des abgeschlossenen Waffenstillstandes in dieser Angelegenheit. Er schrieb mit umgehender Post an seine Wählerschaft einen Brief folgenden wesentlichen Inhalts: „Ihr macht die Confusion des allzeit uneinigen deutschen Reiches wo möglich noch größer. Wollt Ihr in diesem sinnlosen Zwiespalt und bei Eueren Einwendungen gegen meine Abstimmungen beharren, so seid Ihr leibhaftige Esel. Schreibt mir, ob Ihr's bleiben wollt; dann lege ich Euer Mandat nieder, denn Esel senden keinen Abgeordneten ins Parlament, am wenigsten hätte ich Lust, sie hier zu vertreten. Ich wünsche Euch heitere Herbsttage und hiermit Gott befohlen!"

Aus diesem Grunde ist es auch den hiesigen Carricaturenzeichnern möglich, so überaus geistreich und unerschöpflich an frappanten Bildern zu sein, weil der Stoff selbst einen unermeßlichen Reichthum bietet, und mit jedem Tage wächst anstatt abzunehmen. Besonders ist es Minister Schmerling und sein Gegenfüßler Robert Blum, die schon seit Monaten dem conservativen und radicalen Witze zur Zielscheibe dienen.

Unsere Barricaden und die Redner von der Pfingstweide erinnern mich an ein Abenteuer, das Simon von Trier am 18. September zu Frankfurt mit nicht geringem Herzdrücken überstehen mußte. Die Linke wollte mit den Aufständischen vermitteln, Simon von Trier ward ausersehen, mit einigen preußischen Haudegen an die Barricaden zu gehen, weil er auf der Pfingstweide so übermäßig tapfer gekräht und gebrüllt hatte. Als jedoch der Redner in die Nähe des Straßenkampfes kam, sank er zusammen, wie ein Mehlsack, der seines Inhaltes baar geworden, ein Preuße faßte ihn beim Nacken und schleppte ihn erbarmungslos an die Stätten, wo die Schüsse krachten, deren Pulverdampf so widerlich auf die Nerven des guten Simon wirkte, daß er alle Besinnung verlor und ganz die Gestalt einer abnormen Fehlgeburt annahm, die man in Spiritus zum ewigen Andenken aufgehängt.

Da sind die Weiber in und um Frankfurt weit beherzter, in der That, mit nachdrücklicher Betonung für eine glückliche deutsche Zukunft muß ich es anführen, und die Aufnahme zu den Acten dringend empfehlen, es macht sich eine heldenmüthige Stimmung im zarten Geschlechte geltend, die uns weit über den Ruhm der gebildetsten Nation Europas zu erheben verspricht. Als die ersten Schüsse von den Barricaden Frankfurts auf die Soldaten fielen, waren alle Dachfenster von wohlgekleideten Damen besetzt, und jeder Schuß, welcher ein Menschenleben niederstreckte, weckte den Beifall dieser Amazonen. Ich stand in verwegener Annäherung auf der Zeil, wo die tapferen Helden vom Ferdinand Rainer mit den Preußen in die enge Gasse einrückten mit einer Heiterkeit, als wär's ein Einzug in die Geburtsgasse der Heimath zu lieben Bekannten. Der Offizier an der Spitze sank am Eingange in die Gasse von einer Kugel aus der Barricade in den Unterleib. Eine Dame, welche vom höchsten Fenster des gegenüberliegenden Hauses dem blutigen Schauspiele zusah, zog in heller Freude die gelben Handschuhe ab und klatschte mit ihren kleinen Händen lebhaften Beifall. Ein junger Mensch neben mir an einem Laternenpfahl sagte mit edlem Zorne: „Nun sehen Sie einmal diese junge Stadtgans, die über den Fall eines getödteten Menschen frohlocken kann!" „Sie wird es mit den Barricadenmännern halten?" erwiederte ich. „Bei Leibe nicht!" versetzte der junge Mann, „wie sie unlängst beim Einzuge des Reichsverwesers aus Sentimentalität geweint hat, so weidet sie sich jetzt zur Abwechslung am Menschenblute, das auf die Pflastersteine spritzt. Ich kenne sie nur zu gut. Sie hält es mit Niemand als mit sich selbst, und ernsthaft wird sie nur, wenn ein Tröpfchen Thee auf ihre rothe Brustschleife fällt. Ein eigenes Blut, dieses Frauenblut, man könnte es für Heidenblut halten, wenn es nicht nach christlichem Ritus getauft wäre."

Unter solchen Umständen in der zartfühlenden Kaiserstadt Frankfurt fand ich das Wesen der alten Sachsenhäuserin gar nicht mehr auffallend. Sie war keineswegs so gebildet wie Fräulein Sonnenschein und Frau Spätherbst und ihre lorgnettirenden Schwestern in stets reiner Wäsche. Ihre Runzeln waren so grob und wirklich gerathen wie die Kartoffelhaut, die sie als Bescheidessen mitsammt dem Mehlstoffe verzehrt. Aus ihrem protestantischen Jugendunter-

richte war ihr nur das Wort „Humanität" geblieben, das nach ihrer Ansicht so viel bedeutete, als „Aug' um Auge, Hand um Hand!" Als sie daher auf der Leinwandbleiche unweit des Mains die Kanonenschüsse in Frankfurt hörte, zog sie ihre groben Winterschuhe an, die mit Nägeln reich besetzt waren, und als man sie um die Ursache dessen fragte, gab sie kreischend zur Antwort: „Ich denke, man hängt jetzt die Minister in Frankfurt auf. Da will ich auch mit bei sein und das Hirn aus der Schale treten helfen. Bis das nicht glücklich vorüber ist, kann auf Erden keine Humanität grünen." Es ist wahr, das Mädchen, das neben ihr stand, zitterte bei diesen Worten, und weinte noch Abends über ihre tapfere Tante, aber ohne Beispiel ist diese heroische Frauennatur bei uns keineswegs.

Denn als ich gestern an einem Buchladen der Zeil vorüber ging, war der Tod des Fürsten Lichnowsky und des Generals Auerswald in seiner ganzen Gräßlichkeit zur Augenweide des Volkes, wie es hinter Zitz, Schlöffel und Blum steht, in einer Lithographie ausgestellt. Eine alte Bettelfrau mit einem schmutzigen Knaben, dessen Kopf eben so dick, wie sein übriger Körper schmächtig war, amüsirte sich an diesem köstlichen Bilde und erläuterte mit ihrem langen dürren Zeigefinger den überreichen Schmaus der interessanten Scene. Auerswald lag bereits zusammengesunken im erborgten Schlafrocke mit der tödtlichen Wunde durch den Leib, und das Blut quoll stromweise über seine Brust. „Der hat's gekriegt, siehst du," sagte die Alte mit funkelndem Auge. „Gottlob, wieder ein falscher Teufel weniger auf Erden!" Bei diesen Worten küßte sie den schmutzigen Knaben leidenschaftlich und flüsterte: „Kätzche! nimm dir's zu Herzen!" Lichnowsky wehrte sich unter den Händen bärtiger Turner und Sensenmänner, obgleich das Blut bereits über sein Gesicht rieselte. Er trug noch seine weißen Handschuhe, als wollte er harmlos in eine Abendgesellschaft gehen, dieser edle, ritterliche Mann, vor dessen Jugend, Kindlichkeit und Wohlwollen für alle Menschen selbst eine grimmige Tigerkatze zurückgewichen wäre. Hinter ihm spannt ein Räubergesicht mit kaltem Blute das Gewehr, um ihn durch den Rückgrat zu schießen, während die Mordgier Aller Augen feurig verklärte, wie das Thranlicht die Gesichter der Banditen in einer Grotte der norwegischen Meeresküste. „Schätzche!" brummte die

Alte, „wie gefällt dir dieses Gesicht? So ein appetitliches Morde ist mir noch nicht vorgekommen. Schade, daß ich nicht auch dabei war. In dieses kußliche Gesichtche hätte ich gar zu gern meine Nägel eingedrückt. Nun hat das rothe Lippenpaar süße Ruhe vom Lästern auf die Linke!“ Und ein grauenhaftes Wohlgefallen spielte bei diesen Worten um die humane Bornheimerin, welche eine Reihe verwitterter Zähne bleckte, die ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Der Knabe war entzückt über die liebenswürdige Großmama, und wickelte sich in ihre braungestreifte Schürze mit dem angelernten Refrain: „Wieder ein Preuße todt, das mindert die deutsche Noth!“ Dieser Spruch fiel gerade auf den Tag, wo die Paulskirche die in den bekannten Paragraphen Zerreißung Oesterreichs für einen Kaiser aus dem Hause Hohenzollern decretirte. Ich war abermals auf eine halbe Stunde in der Reichsversammlung, da mein Schiff zufällig einer Reparatur bedurfte, und einen Tag über die festgestellte Frist liegen bleiben mußte. Wie leicht man über diese Lebensfrage deutscher Einheit und Kraft hinauskam, mag Ihnen folgender Umstand beweisen.

Während Heinrich v. Gagern sein Quidproquo scheinbar für Oesterreich sprach, las der mir zunächst sitzende Abgeordnete, ein blasser, düsterer Mann mit einem gestutzten schwarzen Bart und einer frühzeitigen Glatze auf dem Scheitel, in Rochow's Kinderfreund Theil I. Seite 99 das Kapitel: „Der Taschenspieler und Bauer,“ in so andächtigem Behagen, daß ich seine mystische Sammlung nicht genug bewundern konnte. Als er an die Stelle kam, wo der Bauer dem hungrigen Taschenspieler ein Stück Brod schenkt, legte er das Buch auf die Bank und sagte: „Wir haben unsere Diäten und damit Punktum!“ Und als Gagern unter rauschendem Beifall endete, klatschte er mit, und sagte kalt: „Das geht nicht! ich stimme mit Waitz und Consorten, so haben wir's im Casino ausgemacht. Man muß consequent bleiben!“ Der Kinderfreund lag noch vor ihm und zeigte das Titelblatt in schlechtem Holzschnitte, worauf ein Elephant ruhig in die Welt blickte mit dem Ausdrucke von Verstand und Ueberlegung, die man diesen Thieren zuschreibt. Ueber ihm stand ein Baum, auf dem ein Affe saß, gefräßig an einem Apfel nagend, mit der possirlichsten Consequenz, die man nur beim Affengeschlecht in solcher Vollkommenheit und Güte antrifft. Ich hatte bei diesem Anblick einen unbeschreiblich frechen

Gedanken, welcher den üppigsten Wuchergewächsen dieser Art bei Schmidt von Löwenberg und Wiesner von Wien wenigstens sehr nahe kam, und einen Frechheitsausschuß zu seiner Züchtigung wohl verdient hätte. Ich sprach ihn nicht aus, weil originelle Einfälle von einiger Schärfe auf dem feigen Erdboden keine dankbare Stätte finden. Aber der Affe und seine Aepfeldiäten werden mir noch lange vor der Seele stehen, und den Kinderfreund, den der Kaplan Andreas Winter zugeschnitten und mundsam gemacht, habe ich mir zum ewigen Andenken nach dem Vorgange der ewigen Zeiten für die Verbannung der Jesuiten in der Paulskirche selbst angeschafft als Sorgengift und Friedenstifter in dieser schreibseligen Zeit. Und da man in München, wo erwiesenermaßen viel elegante Bosheit gegen Frankfurt und die Paulskirche besteht, glauben möchte, meine Frankfurter Bemerkungen seien übertriebene poetische Fictionen, so erkläre ich ausdrücklich, daß ich nur das erzählte, was ich selbst mit meinen eigenen Sinnen wahrgenommen habe.

Denn ich bin nicht der geniale Doctor Hodes von Bornheim, welcher am Morde des Fürsten Lichnowsky nach einigem Wortgezänke feige vorüberging, und sodann von seinem Haus in Bornheim aus die Mordgeschichte per actionem in distans in halbstündiger Entfernung als Augenzeuge beobachtete und in der Allgemeinen Zeitung einen Bericht erstattete über die Jesuiten und Aristocraten, welche am Meuchelmorde Schuld waren, weil der scharfäugige Doctor Hodes in seinem Lehnstuhl in Bornheim seine Herzensgedanken in blutrother Vision geträumt hatte. Lichnowsky hatte Recht, wenn er sich noch kurz vor seinem Tod über diesen plauderhaften Bornheimer-Visionär bitter beklagt hat. Sie sehen also, unsere Reichsminister haben mindestens Stoff genug zur Erprobung ihrer Kraft und ihres Muths in der Begründung eines einigen und großen Deutschlands."

Wir hatten während dieser lebhaften Aeußerungen des Capitäns gar nicht einmal bemerkt, daß unser Schiff wieder flott geworden, und dem Dorfe Hochheim gegenüber in den Rhein einfuhr, bei dessen Anblick alle deutschen Gedanken kühner und alle Herzen weiter werden. Der hessische Offizier hatte bei den mit eisernen Nägeln beschlagenen Schuhen der Sachsenhäuserin sein volles Weinglas, das bereits das Vorgebirge seines Kinnes glücklich umsegelt, auf den Boden fallen

lassen, und trippelte unruhig auf den Scherben mit seinen bespornten Stiefeln umher, denn tapfere Krieger begreifen solche Verthierung der Menschen im schönsten Theile Deutschlands am wenigsten. Ich wollte nach meinem Vorsatz aussteigen und meinen vieljährigen Freund Ludwig v. Rosenberg in Hochheim besuchen, der mich zu einer Traubenkur auf seine sonnenbestrahlten Hügel eingeladen hatte. Aber es war nicht loszukommen, der Offizier umfaßte mich von vorn und der Capitän von hinten am Halskragen, ich mußte versprechen, mit ihnen nach Mainz zu fahren, das in seiner herrlichen Stromseite glänzend vor unseren Augen lag. Die Schiffbrücke zwischen Kastell und Mainz öffnete sich zur Durchfahrt, und wir legten uns mit unserem Dampfer glücklich vor den Rheinischen Hof ans Land. Es war ungefähr eilf Uhr Vormittags. Das gebildete Volk des größtentheils katholischen Mainz strömte den Rheinkai entlang nach dem ehemaligen kurfürstlichen Palaste, welcher aus seinem Verfall als Communalgebäude wieder erstanden ist mit allen Schnörkeln des Zopfstyls. Es hatten sich daselbst nämlich unter dem Vorsitze des Hofraths Buß aus Freiburg Mitglieder und Abgesandte aller katholischen Vereine Deutschlands zusammen gefunden, um sich auf der Grundlage des rheinländischen Piusvereins im Gegensatze zum Gustav-Adolphvereine als große katholische Association Deutschlands zu constituiren. Aus Schlesien, Berlin, Tirol, Limburg, Münster, Danzig und anderen weitentlegenen deutschen Gauen hatten sich Abgeordnete hier vereint und hielten am Tag unserer Ankunft ihre zweite öffentliche Sitzung, welche durch die Theilnahme vieler Mitglieder der deutschen Reichsversammlung aus Frankfurt verherrlicht war.

Ich trat mit meinen beiden Freunden gegen halb zwölf Uhr in den Saal. Dieser bildete ein längliches Viereck auf korinthischen Wandsäulen, welche eine mit Eisengittern geschützte Galerie trugen, um die sich im langen Gewinde grüne, rosendurchflochtene Kränze schlangen, und ungemein frisch und lieblich die ungeheuere Volksmenge zu einem großen Ganzen verbündeten. Während den hinteren Saalraum Menschen aus allen Ständen einnahmen, hatten sich im vorderen größtentheils Priester und Sendboten aus allen Gegenden Deutschlands niedergelassen, den Bischof Kaiser von Mainz an der Spitze, gerade der Tribüne gegenüber, die in zierlicher, tuchbelegter Form

unter dem Bilde eines älteren geistlichen Kurfürsten sich erhob, während die weitgeschweifte Galerie rings mit Frauen aus den gebildeten Ständen besetzt war. Was vielleicht Niemand bemerkte, fiel unglücklicherweise wieder mir auf. Die Decke des Saales war mit Fresken bemalt, worin Minerva, Venus und Cupido, Mars und Neptunus ein Caroussel aufführten unter einem Regen von Liebespfeilen, die alle Herzen verwundeten. Wäre ich ein Kind der Zopfzeit, so hätte meine Phantasie den Bezug dieses Plafonds auf die gegenwärtige Stunde, wo tausend Herzen sich in einem Gefühle katholischer Begeisterung zusammenfanden wie von Pfeilen einer erschütternden Zeitbewegung verwundet, leicht herausfühlen können. Aber der Hang zu solchen Allegorien ist nun einmal unweltläufig, und so mußte ich mich mit dem frischen Leben unter der kalten Bildnerei in Rahmen geschnörkelter Stukkaturarbeiten trösten. Noch stand Döllinger aus München auf der Tribüne und setzte mit der ruhigsten Klarheit auseinander, daß, wenn die Katholiken in der Paulskirche nicht Alles erreicht hätten, was die katholische Welt mit Fug von der Staatsgewalt ansprechen durfte, man doch gestehen müsse, daß die gegenwärtigen Errungenschaften nothwendig zur völligen Unabhängigkeit der Kirche und Schule führen würden. Sein Vortrag floß bestimmt und überzeugend im Bette logischer Entwickelung, mit unerbittlicher Consequenz alle Schaumblasen des Widerspruches fortreißend, nicht ohne die Artigkeit eines gebildeten Geistes, der im schönen ausdrucksvollen Gesichte weniger blenden, als den Verstand seiner Zuhörer durch Beweise für seine Aussage gefangen nehmen wollte. Das große Feld des Wissens, welches Döllinger mit universeller Weitsicht beherrschte, sprach Jedermann wohlthätig an. Man fühlte zwar vorzugsweise den großen Theologen heraus, aber einen solchen, der in allen Zweigen der Kirchengelehrsamkeit und profaner Hilfswissenschaften zu Hause war.

Nach ihm trat Förster aus Breslau, Domherr der dortigen Metropolitankirche, auf die Tribüne, ein fein gebildeter Mann mittlerer Größe, den die katholische Welt aus seinen vortrefflichen Predigten kennt, die er in zwei Bänden herausgegeben. Seine Seele scheint so zart besaitet, daß sie in jedem Lufthauche dieser Welt wiederklingt, und da die Winde öfter sehr rauh anathmen, so ist der Ton tiefer Wehmuth am Redner verzeihlich. Er stellte sich in seinem

Vortrage mitten in den Tumult der Zeit und vermißte mit innigem Herzweh die Versöhnung der widerstrebenden Elemente. Er kann nicht glauben an eine bald fertige Neugestaltung der Kirche und des Staates in vollständig freier Entwickelung, ihm tönt es beständig wie das Rauschen eines Gottesgerichts, durch welches die Priester gehen müssen für ihre Unterlassungssünden im heiligen Dienste, durch welches die Laien gehen müssen für ihre Lust zu wasserlosen Pfützen, daß die Frechheit des Unglaubens, die Gottlosigkeit der Politik, die Scheinheiligkeit der Kirchlichhalben gezüchtigt, geläutert, vergeistigt werden mit dem Geiste der Einheit, der Liebe, der Brüderlichkeit. Für diese schmerzreiche Restauration der Welt im Gluthofen der Läuterung kann man nur beten, leiden, kämpfen, und mit dieser dreifachen Rüstung wird das Kreuz durch die Trübsal sicher hindurchziehen und siegen über alle Heimtücke des Feindes. Im Metall der Stimme des Redners liegt eine süße Melodie, die allgewaltig ans Herz dringt und läutet wie Sonntagsglockenklang, um alle Geister zu wecken für die Ueberzeugung, die aus dem tiefen Grunde des Herzens aufwallt. Ich konnte nicht alle seine Befürchtungen theilen, bin ich doch ein Kind der ewig grünen Hoffnung, singt mir doch aus grellem Mißtone babylonischer Sprachverwirrung die Lerche einer großen Zukunft für meine heilige Kirche. Aber es hätte mich gedrängt, dem Redner mit den Honiglippen an das Herz zu fallen, zum Danke für die schöne volle Gestalt einer gläubigen, gottgeopferten Seele, wenn ich in Mainz, der Heimath des republikanischen Zitz, mein Gefühl hätte laufen lassen dürfen, ohne mißverstanden zu werden. O, es gibt auch eine Aristocratie der Bescheidenheit, und Leuten meiner Art wird allzeit bange vor diesen Adeligen ohne Brief und Siegel.

Ihm folgte als Redner sein Gegensatz in der Hoffnung, Freiherr v. Ketteler aus Westphalen, armer Leute Pfarrer von Hobst, eine hohe mächtige Gestalt, mit scharfgeschnittenem Gesicht, auf dem sich furchtloser Thatendrang ausspricht, gepaart mit altwestphälischer Treue für Gott und Kirche, für Kaiser und Reich. An diesem entschiedenen Geist ist die deutsche Nation in ihrer Gesammtheit, in ihrer Geschichte, in ihrer katholischen Gesinnung noch frisch und lebendig. Luther und Melanchthon, Carl der Fünfte und Napoleon, der Friede von Basel und Pillersdorf sind ihm nur vorübergehende Nebel-

flecken am schwarzrothgoldenen Schilde des deutschen Volkes. Aus dem Blute des Generals Auerswald und des Fürsten Lichnowsky, aus dem Meuchelmorde Lamberg's und Latour's keimen die Rosen seiner Hoffnung nur desto üppiger empor, und seine Thränen hängen daran wie Thauperlen des herrlichen Morgens deutscher Freiheit, deutscher Glaubenstreue, deutscher Gesittung. Er trägt das große, muthige deutsche Volk mit dem unermeßlichen Frühlinge seiner Tugenden warm in seiner Seele, und aus dieser Einigung fließt der eigenthümliche Stolz seiner Rede, die in den Errungenschaften der Märztage die Mittel sieht, den Dom der deutschen Kirche auszubauen, früher und herrlicher als den Dom zu Köln. Daher schlug sein Wort mit regelloser Macht in die Zuhörer ein, die nur den Widerhall ihrer eigenen Herzen vernahmen. Mancher fühlt vielleicht den Drang, hier eine dissentirende Anmerkung zu machen, aber ich protestire im Namen dieses Bildes aus dem Leben feierlich dagegen. Wenn ich an den Namen Ketteler denke, so denke ich mir stets einen ganzen Mann, er kann manches Herz in Furcht versetzen, aber er hat ein Recht zu sein!

Es wurde mir überhaupt im kurfürstlichen Saale der Minerva heiß um die Seele. Diese Männer aus allen Gauen Deutschlands, wie durch Zauberschlag hier vereinigt, im ersten Augenblicke bekannt, vertraut, liebevoll verbrüdert, weil Söhne der einen katholischen Kirche, die keine Grenzscheide, keine Nationalität, keine besondere Sprache kennt, von der gleichen Hoffnung getragen zum gleichen Zwecke trotz der verschiedenartigsten Ansichten und Persönlichkeiten, und in diesem mannigfaltigen Ringe kein Mißklang, kein leises Befremden, überall das tiefste Verständniß der Einigung, der Kraft, der Liebesmacht ihres Glaubens — ich gesteh's, es hat mich in meinem Leben nichts so sehr überwältigt, als dieses erste Auftreten der freien Association der Katholiken Deutschlands. Noch eine solche Demonstration für die Paulskirche, und die neun und neunzig Votanten für die Unabhängigkeit der Kirche werden nicht mehr in der Minderheit sein!

Es traten noch viele Redner auf, fast alle Abgeordnete der deutschen Reichsversammlung, im freien Vortrage, Osterrath, Oberregierungsrath von Danzig; der Geheimrath Bally aus Schlesien; Ruland aus Berlin, Kaplan an der dortigen Hedwigs-

kirche; Baron v. Andlaw aus Baden; Professor Beda Weber aus Meran in Tirol (ohne Zweifel mein Doppelgänger); Hartung aus Köln und Andere, deren Namen mir entgangen sind. Sie fanden bei der zahlreichen Zuhörerschaft die lebhafteste Theilnahme, und die Wirkungen solcher öffentlichen Versammlungen auf das Volk, und besonders auf die gebildeten Klassen werden erst jenen festen Kern katholischer Bevölkerung schaffen, welcher nothwendig ist, um mit vereinter Kraft die Sache unserer religiösen Ueberzeugung zu vertreten. Gestehen wir nur redlich ein, die alte Zeit der katholischen Kirche gab uns allerdings einen gewissen Frieden, dessen zweideutige Vortheile aber weit überwogen wurden von der Feigheit und Unthätigkeit der Geister, die sich um dieses Friedens willen alle Uebergriffe gefallen ließen, und bemüht war, selbst die Bischöfe zu Vollstreckern der Kirchenknechtung zu machen. Diese schmachvolle Zeit ist vorüber, der falsche Friede hat die Maske abgeworfen, der Moment des Kampfes hat seinen Anfang genommen, die schlummernden Kräfte sind aus dem Siebenschlaf aufgerüttelt worden. Die katholische Association des deutschen Volkes wird sie sammeln, läutern, üben und zum Siege führen unter der Leitung jenes heiligen Geistes, der am Pfingsttag alle Völker, alle Sprachen, alle Länder einigte zur Kirche Gottes, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden.

In diesem Sinne hat der Hofrath Buß von Freiburg, welcher der Versammlung des Piusvereins in Mainz präsidirte, gewichtige Worte gesprochen. Ich sah den Mann seit vielen Jahren unserer Studentenbekanntschaft das erste Mal wieder. Aus dem schlanken freigesinnten Jüngling war eine hochragende Gestalt geworden, mit eben so viel Entschlossenheit als stürmendem Drange, der nothwendigen Eigenschaft eines Volksmannes, um auf die Massen zu wirken. Seine rollenden geistreichen Augen, seine Stimme von eiserner Kraft, der Bilderreichthum seines Ausdruckes geben seinen Reden den Zauber eines tieferregten, machtvoll eindringenden Geistes, und die Gabe der Improvisation, die man in keiner Schule lernt, lockt durch den Reiz der Neuheit und Originalität. Er übertreibt auch, wenn Sie wollen, das gehört zur Volksberedsamkeit. Wer's mit der sinnlichen Natur des gemeinen Mannes zu thun hat, darf in der Färbung nicht zu wählerisch und sparsam sein. Der Schlagwörterreichthum ist bei

Buß so groß, wie bei der linken Seite der Paulskirche, aber bei weitem naturwüchsiger und frischer. Man fühlt, er hat eine Schule durchgemacht, die ihn erst nach langen Kämpfen auf den heutigen Standpunkt gestellt hat. Er trägt noch die Narben eigener Leidenschaft und die Spuren zerbrochener Spieße seiner Gegner. Und gerade dieses Gefühl der leidenschaftlichen Stürme, die um ihn gebraust und um seine Seele verhängnißvoll gewürfelt, macht ihn interessant, tiefeindringlich. Glücklich, wer noch so reich, so unausgeschöpft auf dem Kampfplatze steht, daß man ihm mehr das Maaß im Gebrauche der Hilfsmittel, als die äußere Anwendung derselben empfehlen muß. Unter seiner einsichtsvollen Leitung wurden in den folgenden nicht öffentlichen Sitzungen die Grundsätze festgestellt, unter denen sich der Piusverein über ganz Deutschland verästen, und zu einer Macht erstarken soll, die der Kirche eben so heilsam, als dem Frieden der Welt gedeihlich werden muß. Ich war in solchen Gedanken ganz vertieft, als mich Jemand beim linken Arme faßte und aus der Betrachtung rüttelte, es war mein Herzensfreund, Ludwig v. Rosenberg auf Hochheim. Er nahm nicht bloß mich, sondern auch meine Begleiter, den Capitän und den hessischen Offizier, für jenen Abend in Anspruch. Wie wir nach Hochheim hinausgewandert, und dort einen der glücklichsten Abend unseres Lebens zugebracht, hoffe ich Ihnen nächstens ausführlicher zu berichten, falls Ihre Leser Lust haben, meinen Wanderungen und Landstudien in der Gegend von Frankfurt zu folgen.

Das parlamentarische Abendfest in Hochheim im November 1848.

Halten Sie mich ja nicht für den Grafen v. Reichenbach, den Ersatzmann des Fürstbischofs Diepenbrock von Breslau, welcher gestern bei seinem ersten Auftreten in der Reichsversammlung in puris naturalibus vor die Galerie und die Augen der deutschen Gesetzgeber trat, und mit ächtslavischer Grazie „von seiner Mutter her" erklärte, mit dem habsburgischen Reichsverweser habe es im Bewußtsein der Nation bereits ein Ende und alle deutschen Herzen schlügen seinem, nicht absoluten, Nachfolger, dem König von Preußen, entgegen. Nein! so vorlaut brechen meine Gedanken nicht los, etwas behalte ich allzeit im Hinterhalte, selbst vor den historisch-politischen Blättern, welche mehr reden und sticheln dürfen, als andere gemeine Leute. Ich sah auch gleich die betrübten Wirkungen der Profanation der hiesigen politischen Mysterien, in welchen die schlesische Diana mit ihren deutschen Kaffeschwestern die heimlichsten Gedanken nackt zur Schau stellt. Einige Herren auf der rechten Seite von der Spree, Elbe und Oder schlugen über Reichenbach beschämt die Augen nieder wie Feldmann's Liese und Steinberger's Trautchen, wenn ihnen der würdige Pfarrer von Grünau ein wenig das Gewissen erforscht, mit dem Unterschiede jedoch, daß die preußischen Abgeordneten, statt an den Bändern der Schürze zu zupfen, in sichtbarer Verlegenheit die schwarzseidenen Westen auf- und zuknöpften. Und die deutschen Professoren, welche das Bad in den bekannten zwei Paragraphen der Verfassung gegen Oesterreich zubereitet und in andächtigster Rührung ein God save the king dazu gebetet hatten, machten eine gichtische Bewegung, die wie Abwehr lautete, und segelten mit den silberbeschlagenen Bleistiften geistreich durch die Luft. Wäre Reichenbach minder voll von seiner eingelernten Preußenrede gewesen, er hätte so sprechende Signale der klugen, uneigennützigen Erfinder der deutschen

Reichsgewalt bemerken müssen. Aber leider war er weit davon entfernt, vielmehr leerte er das Glas mit dem Rattengifte vollends über den Köpfen seiner Meinungsgenossen aus, indem er ausdrücklich auf die Reformation hinwies, deren Träger die Hohenzollern wären, und in dieser Hinsicht die reichskaiserlichste Eigenschaft vor allen übrigen austriakischen Sprossen sogenannter ausländischer Kirchenknechterei aufzuweisen hätten. Der Reichscanarienvogel, der sich seit längerer Zeit gemausert und kastanienbraunen Flaum bekommen, mit bedeutenden Anflügen von Höflichkeit und Vermittelungseifer, richtete sich im Namen seiner Partei und gegen eine so indiscrete Verlautbarung der neuesten deutschen Einheitsgedanken zurecht, um als Stoßvogel den plauderhaften Grafen aus Schlesien von der Tribüne herabzustürmen. Aber zum Glücke ging diesem „Komödianten" der Redefaden aus, und viele Betheiligten murmelten, erfreut über die wachsenden Hirschhörner des Grafen, erleichtert in ihren Bart: „Nun ruhe ein wenig aus, liebes Herz!" sich die kalten Schweißtropfen von der Stirne wischend. Das lasse ich mir für meine Stirn eine ewige Warnung sein, und erzähle Ihnen von unserem Separatismus in Hochheim gerade so viel, als die parlamentarischen Anstifter des Frankfurter Putsches am 18. September vor dem Oberappellationsgerichte von ihrem feinen Zettel zu bekennen für gut fanden.

Wir sehen uns dort regelmäßig einmal die Woche, und die Taunus-Eisenbahn leistet unserer Brüderlichkeit die vortrefflichsten Dienste. Die Männer der Linken, welche sonst das „Recht auf Arbeit" in die französisch-deutschen Grundrechte zu bringen eifrig bemüht sind, wollen es bei uns freilich nicht anerkennen, und stellen unseren Club auf Hochheim als eine Verschwörung der Jesuiten gegen die deutsche Freiheit dar. Das irrt uns aber so wenig als die ungarischen, polnischen und wälschen Bestechungsgelder das zarte Gemüth gewisser Reichstagsabgeordneten, die nach dem Grundsatze: „Der Arbeiter ist seines Lohnes werth!" für diese nationale Erkenntlichkeit mit der größten Folgerichtigkeit in ihren Grundsätzen den Wiener Aufruhr als deutsche Nationalangelegenheit, die Bedenken der sächsischen Kammer gegen die Omnipotenz der Reichsversammlung als Nothwendigkeit gegen die servile Haltung der hiesigen Rechten, und den unerläßlichen Weg des Herrn Vogt durchs rothe deutsche Blut-

meer als einziges Heil der Nation in Schutz nehmen. Doch genug der Vorrede, welche etiam loquacem delassare valent Fabium!

Es war der heiterste Novemberabend, als uns die Dampfwaggons aus verschiedenen Gegenden vor Hochheim zusammenführten gegen Abend halb fünf Uhr. Leonardo, der flinke Bursche unseres Freundes Ludwig v. Rosenberg, erwartete uns bereits an der Eisenbahnstation, um abseits durch herrliche Wein- und Wiesengründe unser Führer zu sein. Er stammt aus Bergamo. Sein Vater, ein Siebmacher, bettelte sich im theuern Jahr 1846 mit seinem jungen Sohne durch Deutschland. Sie kamen an einem heißen Sommertag an die Hügel von Hochheim und lagerten sich, um auszuruhen, unter einem schattigen Apfelbaume. Der Schlaf legte sich auf ihre ermüdeten Glieder. Als jedoch Leonardo aus demselben erwachte, war sein Vater spurlos verschwunden. Die Abendglocke von Hochheim läutete friedlich hinaus in die blühende, duftende Welt; Lerchen trillerten in den lauen Lüften, und im Strahlengefunkel eines gluthroth wogenden Saumes im Westen sank die Sonne jenseit der Thürme von Mainz hinab in die Dämmerung der Nacht. Leonardo rief dem Vater, kein Mensch antwortete seiner Stimme, selbst die Grillen am nahen Rasenhange verstummten. Er fühlte sich allein in der weiten Oede, Thränen entstürzten seinen Augen, er sank matt und verzweifelnd an den Stamm des Baumes. Da sprang ihn plötzlich ein Hund wedelnd an, und leckte ihm Wangen und Kinn. Der Jäger, welcher den Wachteln des Feldes nachgeschlichen, folgte nach wenigen Minuten, und faßte Zutrauen zum verlassenen Knaben, der nur wenige Worte deutscher Zunge stammeln konnte. Er nahm ihn mit sich nach Hause und seit dieser Zeit ist Leonardo bei Ludwig v. Rosenberg ein vielgeschäftiger, erfindungsreicher Diener, der keinen Augenblick ruhen kann und mit ächtitalienischem Geschmackssinne zu allem Guten das Schöne und Lustige fügt.

So war er auch heute im seltsamsten Anzuge von der Welt als Führer uns entgegen gekommen, am ganzen Leibe mit den kunstvoll gruppirten Carricaturen der Paulskirche zu Frankfurt angethan, wie ich diese Kinder geistreicher und frivoler Laune noch nie in so sinniger Wahl und Zusammenstellung gesehen hatte. Auf seiner Brust rannte Vincke, der beste Redner der conservativen Preußen und nebstbei so

ziemlich der collective Verstand von Allen, in der Gestalt eines Stieres auf den liederlichen Brentano los, welcher so eben den Prinz von Preußen und den Landfriedensbrecher Hecker als Rebellen in eine Linie gestellt hatte, und seine Hörner liefen in herausfordernde Pistolen aus, während Rösler von Oels in Canarienvogelgestalt dem Stiere begegnete, um mit vorgerecktem Schnabel die gegnerischen Augen aus dem Kopfe zu hacken. Diesem Bilde voll attischen Salzes zur Rechten bäumte sich der Präsident Heinrich v. Gagern als Währwolf kühn empor, um einen Sack zu verschlingen mit der Inschrift: „Zweitausend Gulden monatlich," und dem bescheidenen Beisatz: „Ein Währwolf hat nie genug." Als Gegenstück nahm sich links Robert Blum köstlich aus, mutternackt, mit Schmetterlingsflügeln, zwar nicht ganz von antiker Schönheit, aber doch von derber Biernatur, die in Deutschland stets in verdienten Ehren steht, mit der schriftlichen Erläuterung: „Der Genius der Wahrheit." Er blickte offenbar ein wenig verstohlen nach dem Geldsacke: „Zweitausend Gulden monatlich," hinüber, und die bewölkte Stirn zeugte, daß zwischen Wahrheit und Geld für unsere Democraten nur ein sehr schmaler Zwischenraum klafft, der von emsigen Freunden republikanischer Zartheit wohl auszufüllen ist. Bei Gagern ist die Sache freilich anders, und Carricaturen dieser Art sind gute Belege für die schmutzige Geschichte des Neides gemeiner Seelen.

Ueber der Brust um die Schlüsselbeine des Halses eiferte Schmerling, der Reichsminister, auf zwei fadendünnen Beinchen mit einem unverhältnißmäßig dicken Kopfe, gefolgt von einem lumpigen Gerichtsdiener, mit einem Frankfurter Bürger, der entwaffnet werden sollte und sich weigerte, seinen Zahnstocher, die einzige spitzige Waffe, die er bei sich trug, aus der Westentasche abzuliefern — ein so köstliches, wohlgetroffenes Bildchen, daß Schmerling sich für ein so liebevolles Studium seiner schmächtigen Persönlichkeit nicht genug bedanken kann, besonders auch für die äußere Einfassung, denn links hing ein weißes Blatt, an dem man vergeblich irgend eine Linie des Zeichners suchte, nur am unteren Rande stand geschrieben: „Die rühmliche Thätigkeit der Reichscommissarien Welcker und Mosle in Wien," während rechts der Fürst Windischgrätz den thätigen Vertretern der Reichsgewalt mit Fußtritten auf bedenkliche Weise an

den Leib rückte und thatsächlich die Unterschrift: „Empfang der Reichscommissarien beim Fürsten Windisch-Grätz," erläuterte. Auf dem Haupte trug Leonardo eine papierne Spitzhaube, wie die lustigen Personen in Bauernkomödien, mit kleinen Röllchen aus Messing besetzt und weithin flatternden farbigen Streifen. Das Frontispice dieser Zuckerhutförmigen Verlängerung des schwarzgelockten Jünglings nahm die herrliche Carricatur ein, in welcher Herr Vogt von Gießen „ohne religiösen Standpunkt" in der Luft schwebt, während unter seinen Füßen die Tempel aller christlichen und nichtchristlichen Confessionen, die gegen seine unstandpunktliche Ansicht so verkehrt sind, noch an einen Gott zu glauben, zusammenstürzen, und dem Gießener Professor die helle Freude ins Gesicht treiben. Der geistreiche Schalk, welcher den Atheismus und Cynismus der heutigen Volksmänner in dieser Richtung auf das treffendste persiflirte, gab dem ungezogensten Redner der Linken ein so lotterhaftiges, zerlumptes Aussehen, eine so leichfertig ekle Frivolität der Gesichtszüge, eine so unverholene politische Geilheit, die sich weder um Scham noch um Wahrheit kümmert, daß er als Incarnation des sittenlosen Proletariats eine um so tiefere Bedeutung erhält, je sprechender die Köpfe der abgewürgten Herren v. Radowitz und Beisler wie erjagtes Wildpret von seinen Schultern herunter hängen. Sieht man nun ihm zur Seite, hier den ernsten Lassaulx mit langem Halskragen, breitkrämpigem Hut und solidem Rocke bis an die Knöchel, dort den alten Arndt von Bonn, wie er eben einen Franzosen an der Gabel zum offenen Munde führt mit den Worten: „O wie famos schmeckt so ein Franzos!" so muß man dem guten Leonardo ein ungewöhnliches Gruppirungstalent zugestehen und seinen Scharfsinn höchlich bewundern.

Ueber diesem lehrreichen Tableau ragte eine doppelte Rednerbühne nach rechts für das Volk, nach links für das Parlament in Frankfurt, bloß durch eine spanische Wand von einander getrennt, und auf jedweder erscholl zu gleicher Zeit über den nämlichen Gegenstand die doppelgängerische Beredsamkeit des Robert Blum, einerseits dem Volke einzuschärfen, daß auf der rechten Seite der Reichsversammlung lauter Spitzbuben und Reactionärs sitzen, um die deutschen Volksrechte zu verkümmern, andererseits den Männern der Paulskirche zu beweisen, daß er jede Meinung achte und sich wohl hüten

werde, die Absichten der Majorität vor dem Volke zu verdächtigen. Darüber sitzt als Reiter rittlings Herr v. Itzstein im Talar eines protestantischen Predigers auf der Scheidewand, und läutet zur Rede seines jungen Doppelgängers den Tact mit den Füßen, die nach altfränkischer Art in Ziegenklauen auslaufen, während die ausdruckslose Stupidität seines Gesichts eine schauderhafte Theilnahmlosigkeit lügt unter dem blutrothen Federbusch, womit Leonardo seine Narrenmütze verziert hatte. Daß sich die Rückseite des lebendigen Mummenschanzes nicht minder interessant und namentlich auf dem Rücken „die Faschingskomödie" trefflich ausnahm, worin Herr v. Gagern den römisch-deutschen Kaiser spielte, und die zarten Sitzorgane, wie Vogt sich physiologischzart ausdrückt, die wohlgerathenen Porträts der berühmten Mitglieder der Reichsversammlung mit würdevollem Anstande ausstellten, darf ich meinen Lesern nach dem bereits Gesagten nicht mehr weiter auseinandersetzen.

Leonardo lief mit italienischer Lebhaftigkeit vor uns her, und kauderwälschte ergötzlich und bunt durcheinander, als er unsere Verwunderung über seinen Anzug bemerkte. „Hab' ich die Stiefel meines Herrn geputzt, und die Blumentöpfe der Madonna Adelheid begossen, und dem Canarienvogel der Signora Elise das Eigelb mit Zucker gehackt, so bin ich frei wie ein Vogel, und ich weiß mir in solchen Zuständen oft vor lauter Gedanken nicht zu helfen. Da haben sie nun in Frankfurt ein Parlament gemacht von sechshundert gelehrten Leuten, das hätte ich so gern einmal gesehen; man konnte keine Suppe mehr essen, ohne daß von demselben etwas eingebrockt wurde. Ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe mehr vor lauter Begierde nach diesem Parlament. Ich stieg alle Morgen bis über die Vesperglocke des Kirchthurms hinauf und spähte nach Frankfurt, das wirklich bisweilen vor mir lag wie Schneeflocken auf einer grünen Wiese. Il mio Signor benedetto — ich will sagen, mein gnädiger Herr Ludovico v. Rosenberg, erbarmte sich über mein parlamentarisches Schmachten, und führte mich eines Tags mit in die Versammlung der gelehrtesten Leute, die ich jemals gesehen hatte. Denn Alle hatten Papier in den Händen, Papiere wurden gelesen, Papiere vertheilt, Papiere zerrissen und unter die Bank geworfen. Diese Papiere schienen mir noch fast wichtiger als die Männer selbst, und ein

Gedanke stieg mir auf, wofür ich Gott, dem Geber aller guten Gedanken, täglich von Herzen danke. Ich faßte im Geist eine unbeschreibliche Liebe zu diesen Papieren, die man dort Anträge und Fragestellungen nennt, und die selten auf längere Zeit giltig sind. Ein abgesetzter Professor aus München, die harmloseste Seele des Parlaments, der mit meinem Herrn sehr gut stand, meinte, solcher Papiere könnte ich ganze Wagen voll haben, man würde mich sogar zahlen, wenn ich wöchentlich zweimal in den ohnedieß engen Zimmern der Deputirten aufräumen wollte. Es sei wirklich zu ersticken vor lauter Anträgen und Fragestellungen und anderen derlei Dingen, ich glaube, er hat sie „Auswurfsberichte" genannt. Das Samenkorn fiel auf ein fruchtbares Erdreich. In wenig Stunden war ich mit den meisten Parlamentsherren bekannt, ich suchte sie beim Essen auf, da waren sie am freundlichsten und voll Gedanken von deutscher Einheit und Kraft, das hat mir ein ganz artiges Kapitälchen eingebracht.

Seit dieser kritischen Stunde meines Lebens fliege ich alle Wochen zweimal auf der Eisenbahn nach Frankfurt und nehme die Papiere in Empfang, welche in den Zimmern der Herren haufenweise umherliegen. O, der gute Herr Grävell von Frankfurt an der Oder! Er schreibt mir zu Liebe alle Tage ein paar Dutzend Anträge, alle werden auf Kosten des deutschen Reiches gedruckt und gehen schnell in meinen Besitz über. Die meisten bekomme ich umsonst, für andere muß ich den Herren Deputirten die Fensterlücken verkleben oder ihren Frauen Wangenschminke bereiten oder falsche Haarlocken besorgen, da in der feuchten Luft daselbst die Haare so schnell ausfallen und die Zähne wackeln. Herr Wigard aus Sachsen mag mich auch gut leiden, er ist Oberaufseher über alles gedruckte und ungedruckte Papier des Parlaments, und läßt selbst wöchentlich einen halben Centner von eigener Erfindung drucken. Auch Nauwerck aus Berlin ist mein bester Freund, er schreibt alle Morgen aus Leibeskräften, und Abends ist es meistens schon gedruckt. Wenn ich die Papierstöße bei ihm abhole, so schenkt er mir mit christlicher Freigebigkeit jedesmal einen Groschen, und sagt: „Sei brav, Leonardo, und nimm dir an mir ein Beispiel!" Dafür bringe ich ihm jeden Montag ein Fläschlein Bartsalbe, die ich aus Kräutern bereite. Ach, er hat gar so einen schönen schwarzen Bart! Auf diese Weise erlange ich mit einiger Mühe und

Sorgfalt alle Wochen dritthalb Centner Papier und liefere es um geringen Preis auf der Eisenbahn nach Hochheim. Da wird es mit Fleiß sortirt in vier Abtheilungen, nämlich in Petitionen, Anträge, Fragestellungen und Auswurfsberichte. Mit den ersten, die nach Herrn Nauwerck vom Volke herrühren sollen, handle ich ins Gebirg von Nassau, wo so fein weißes Papier mit schwarzen Tupfen gesucht ist, die Käse einzuwickeln. Zugleich dienen sie den Landleuten zum Gelächter, wenn sie lesen, um was man sie Alles Petitionen machen läßt, und wovon sie ihrer Lebtage nie geträumt haben. Ein alter Schäfer von der Lahn sagte mir unlängst: „Was doch die Juden und Schreiberseelen in unserem Namen jüdeln und protestiren!“ Aus den Anträgen ziehe ich noch größeren Gewinn bei den lustigen Winzern vom Bingerloch abwärts bis nach Köln, welche dieselben an Sonntagen im Wirthshaus unter Fideln und Pfeifen verlesen und meinen, noch sei Deutschland frisch und gesund, weil so viel ernste Narrheit und Selbstverspottung im Volke keime, und zu Frankfurt so gravitätisch verhandelt werde. Die Unterschriften schneide ich in kleinen Stückchen heraus und verkaufe die Namen: Nauwerck, Ruge, Vogt, Spatz, Berger, Wesendonck, Simon von Trier und ähnliche besonders, jeden um einen guten Groschen, an die Damen von Darmstadt und Worms, welche sie auf das Butterbrod streichen und mit ungemeiner Herzensfreude in den Magen hinabschlucken. Sie müssen sehr gut schmecken, denn die liebenswürdigen Kunden sehen darnach so bezaubernd aus, daß ich an meine selige Schwester denke, als sie den ersten Honigfladen geschleckt. Die Fragestellungen und Auswurfsberichte sind minder geschätzt, die Minoritätsgutachten ausgenommen, welche stark nach der Pfalz und nach Böhmen gehen. Aber Käufer finden sie doch genug, ungeachtet die Zwecke, denen sie zu dienen berufen sind, nicht immer auferbauliche Vorstellungen erwecken. Ein Theriakshändler von Stolzenfels hat mir vor einer Woche gesagt: „Faß dir's zu Herzen, Kind! deine Parlamentspapiere dienen dem Höchsten und Niedrigsten wie die Sonne am himmlischen Parlament. Der ist ein leidiger Halber, welcher einen kleinern Umfang für seine Thätigkeit in Anspruch nimmt.“

Bei diesem Papierhandel bin ich auch mit Parlamentscarricaturen bekannt geworden, und habe mir daraus einen ganzen Leibesschmuck

gemacht. Mit demselben tanze ich den Tanz der deutschen Einheit auf Kirchweihen, Jahrmärkten und Zweckessen. Bei diesen Worten zog er eine Triangel aus dem Busen, spielte ein Lied nach der Arie des schweizerischen Kuhreigens, und fing im Tacte des Spieles gratiös zu hüpfen an auf einer vorspringenden Hügelterrasse, wo ein Vogelherd stand. Alle Bildchen am Leibe, die nur oben an einer Stelle mit Bindfaden befestigt waren, tanzten mit; er bekam ein wunderlich krauses, flughaftes Aussehen, und gewährte uns einen so seltsamen Anblick, daß der hessische Offizier in den Bart munkelte: „Ein Teufelsbube der!“ Als der Tanz geendet war, sagte Leonardo kalt: „So geht es zusammen, alle Bilder gehorchen dem Tacte, die schönste deutsche Einheit tritt zu Tage, und ich muß oft weinen, wenn ich sehe, wie die Rechte die Linke umarmt und küßt. Wohin ich immer komme, allen gefällt dieser Tanz und jeder Zuschauer zahlt gern einen Kreuzer für diese Verwirklichung der deutschen Einheit.“

Wir waren an den Kamm des muldenförmigen Hügels gekommen, welcher die Anhöhe von Hochheim gegen Nordwest begrenzt und in sanften Wellungen gegen Castell und Wiesbaden ausläuft. Auf seinem Gipfel stand die zierliche Villa unseres Freundes Rosenberg, nach dem Risse des verstorbenen Baumeisters Gärtner gebaut, mit der Prachtaussicht hier über den Rhein nach Mainz und die üppigen Ebenen des Rheinlandes, dort ins grüne, baumreiche Mittelland, welches sich zwischen Hochheim und dem tieferen Taunusgebirge in mannigfaltiger Schönheit eingelagert. Zu unserem Erstaunen war die Villa festlich geschmückt; um den Haupteingang mit einem hellgrünen, rosendurchflochtenen Bogen; aus allen Fenstern mit Teppichen und schwarzrothgoldenen Fahnen; über dem Giebel des Daches mit der Flagge des Nassauerlandes; in halber Höhe der Fronte mit dem Doppeladler des deutschen Reichs, um welchen seidene Bänder aller Farben im Abendwinde spielten. An der Thür standen zwei schwarzbekleidete Diener mit rother Schärpe, jeder einen künstlichgearbeiteten silbernen Teller in der Hand, worauf für jeden Gast eine Devise lag, für den Capitän des Delphin: „Anthropologische Glossen über Frankfurt im Verhältnisse zur ersten deutschen Reichsversammlung,“ für den hessischen Offizier: „Carl Vogt von Gießen,“ u. s. w. Der ältere Bediente rechts an der Thür erklärte mit hochrothem Gesicht und

merklich stotternder Zunge, er habe von seinem Herrn den Auftrag, zu vermelden, daß nur derjenige eingelassen werden dürfe, welcher bereit sei, über den auf der Devise bezeichneten Gegenstand beim heutigen Feste der deutschen Einheit in der Villa Rosenberg eine Rede zu halten. Der hessische Offizier ließ vor Schrecken den Stock fallen, der Capitän lachte laut auf, fast jedes Gesicht wurde länger als es gewöhnlich war, eine verlegenere Gruppe als die unsere war vielleicht nur im deutschen Hofe zu Frankfurt zu sehen gewesen, als der schwatzhafte Correspondent der Oberpostamtszeitung die Geldsendungen für die Linke aus Posen in die Versammlung der Paulskirche schleuderte. Es galt einen raschen Entschluß, die Abendluft blies kühl an unsere schweißtriefenden Wangen, und das Gewirbel dürrer Herbstblätter mißrieth, unter dem Nachtthau in Zelten zu wohnen.

Ein herzhafter Anlauf trug uns wie schwimmendes Meergras über die Schwelle. Die Flügelthüren des Gartensalons, welcher das Erdgeschoß einnahm, öffneten sich von selbst, und das stolze Männerlied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" empfing uns im Gewoge einer gewählten zahlreichen Gesellschaft aus Mainz, Wiesbaden, Bieberich und anderen Nachbarorten. Der Saal, durch Gasflammen reichlich erleuchtet, bot ein wundervolles Schauspiel. Rings an den Wänden prangten Georginen in großen Töpfen mit der strahlenden Blüthenfülle, wie sie die feuchte Luft der Rheinlande ins Leben treibt, durch einen buntfarbigen Asternkranz mit einander verbunden. Darüber an den Mittelräumen der Wand sah man im verjüngten Maßstabe eine kunstreiche Nachbildung der schönsten Gemäldepartien aus Schraudolph's und Schwarzmann's geistreichen Farbendichtungen im Dom zu Speier, den heiligen Bernard, die heilige Catharina von Siena, die Apostel und Propheten mit dem launenvollen Zauber einer mittelalterlichen Decoration, die uns diesen kühnen poetischen Traum einer längst entschwundenen katholischen Zeit geisterhaft aufregte. Um das Gesimse schlang sich eine kraus gewundene Einfassung von lebendigem Grün auf einem weißen Grundstreifen, und verästelte sich an der gegenüberstehenden Wandseite um das lebensgroße Bild des Kaisers Rudolph, der einst im Dom zu Speier begraben, mit einer Fahne wie neuerstanden in den Zimmerraum mit täuschender Aehnlichkeit hereinragte. Ihm zu Füßen erhob sich die schwarzweiß

ausgeschlagene Tribüne, zu höchst mit dem Präsidentenstuhle, wo Ludwig v. Rosenberg im schwarzen Talar mit blauem Barett und einer weißen Schärpe ernsthaft dastand, um seines Amtes mit Nachdruck zu pflegen. Etwas tiefer ruhte die Rednerbühne auf rothüberzogenen Stufen mit einem vorstehenden Tisch, auf welchem in farbigen Flacons die letzte Blüthe und Würze des Herbstgartens sinnvoll leuchtete. Männer und Damen, alle festlich geschmückt, füllten mit erwartungsvollen Mienen den Saal und ließen uns nur einen schmalen Durchzug bis vor die Tribüne, wo uns eine stumme Verbeugung des Präsidenten bewillkommte.

Wir nahmen auf dem vordersten Divan Platz, und v. Rosenberg sprach mit scharfbetonter Stimme: „Die Sitzung ist eröffnet! Ich bitte die Herren und Damen, welche so gütig waren, das Fest der deutschen Einheit mit Ihrer Gegenwart zu beehren, Ihre Plätze einzunehmen. Unser ehrenwerther Freund, der Capitän des Delphin, hat das Wort.“ Diesem stieg das Blut ins Gesicht, welches etwas breit gerathen war, er athmete noch lauter als es sonst bei seinem starken Leibesumfange gewöhnlich, und schien zweifelhaft, was er thun sollte. Ein deßhalb entstandenes Geflüster der Zuhörerschaft schlug der muthige Präsident mit einer schallenden Ziegenglocke nieder, die er, wie wir später erfuhren, aus dem Grunde gewählt hatte, um das monarchische Princip auf breitester Grundlage in Deutschlands künftiger Reichsverfassung anzudeuten. Mittlerweile hatte sich der Capitän mit der alten Herzhaftigkeit eines Helden, welcher auf einem englischen Schiffe bei Navarin Matrosendienste gethan, auf die Tribüne geschwungen, und begann mit heißerer Stimme also:

„Meine Herren! Wie ich heute in einer so gebildeten Gesellschaft zur Ehre komme, vor ihr eine Rede zu halten, ist mir so unbegreiflich als dem unverletzlichen Volksvertreter und Aufruhrsprediger Robert Blum die Verhaftung in Wien gewesen sein mag. Aber ich weiß aus der Noth eine Tugend zu machen, wie der tapfere Simon von Trier am 18. September im Unwesen der Barricadengefechte, und gebe mich dem Kugelregen ihres Urtheiles furchtlos preis. Glücklicherweise habe ich den Auftrag erhalten, anthropologische Glossen über Frankfurt im Verhältnisse zum ersten deutschen Reichsparlamente zu machen, und hierin kann ich als geborener Frankfurter aus

vieljährigem vertrauten Umgange mit der gutunterrichteten Judengasse und als Jugendfreund des seligen Börne auch unvorbereitet Erkleckliches leisten." (Großer Beifall von allen Seiten des Hauses.) Der Präsident: „Ich muß den Redner ermahnen, sich aller aufreizenden Ausdrücke zu enthalten, da die Verhandlung über diesen interessanten Gegenstand ohnehin leicht die Leidenschaft erregen kann." Der Capitän fuhr mit einem malitiösen Lächeln, das er zu gleichen Theilen zwischen der Versammlung und dem Präsidenten im Profil durch den Ausläufer seiner Nasenspitze halbirt hatte, in seiner Rede weiter: „Wie der Boden, so die Art, ist ein alterprobtes Sprichwort, und so schmerzlich die Tyrannei irdischer Einflüsse der Liebfrauenstadt am Main sein mag, sie kann sich trotz ihrer Kaiserkrönungen, trotz der Salpetersäure ihrer Trinkwasser, trotz des respectabelsten Straßenkothes in ganz Deutschland denselben nicht entziehen." (Bewegung. Eine Stimme: „Zur Ordnung!")

„Zunächst hat sich die Topographie derselben im Wesen ihrer Bewohner verewigt. Die Gegend wickelt sich aus der scharfkantigen Gebirgsnatur mit den abfallenden Hügelwellen des Taunus, des Spessart und des Odenwaldes ins Flachland hervor, wo alle spitzigausfahrenden Unterschiede aufhören und einige Charakterlosigkeit der Landschaft unvermeidlich ist. (Oho! Oho!) Aus diesem Grunde suche man im dortigen Volke keine ausdrucksvolle Begrenzung, keine naturwüchsige Schroffheit, keine unveräußerliche Festigkeit der Ansichten und Meinungen, die um so unbequemer sind, je strammer sie auf dem Herzen aufsitzen. Wie dort von Bergen eigentlich keine Rede sein kann, so fehlt auch die Charakterschärfe im Menschen fast ganz, und ist jedenfalls nicht größer als der Römer- und Liebfrauenberg, die Niemand findet, welcher einfach der Nase nachgeht. Selbst die ausgeprägteste Natur schwimmt in gallertartiger Weichheit, fähig, die widersprechendsten Eindrücke mit gleicher Geschmeidigkeit aufzunehmen und den listigen Meergreis Proteus erschrecklich naturgetreu durch allen Wechsel der Lebensereignisse zu spielen. (Gelächter.) Meine Herren! Glauben Sie ja nicht, daß ich übertreibe; ich mache Sie bloß mit den unparteiischen Studien eines langen Lebens bekannt. Was Goethe im Leben und in der Literatur gewesen, dieser leichtgesinnte, genußsüchtige, allschmiegsame, bürgerlichhöfische, aristocratisch-

gemeine Geist mit der Fertigkeit allen Grundsätzen aus dem Wege zu gehen und sich in die fremdartigste Eigenthümlichkeit einzuleben, das ist collectiv das Volk in und um Frankfurt. Im merkwürdigen Umstande, daß der Dichter der Iphigenie Grieche, Italiener, Franzose, Engländer, Götz v. Berlichingen und Werther, Faust und Egmont, Tasso und Wilhelm Meister mit gleicher Virtuosität war, liegt der innerste Grundzug der Frankfurter Natur beschlossen. Nur ein Frankfurter konnte Goethe sein! (Großer Beifall.) In der weiteren Erscheinung, daß unser größter und einziger Dichter in der Bildung von Frauencharakteren weit glücklicher war als in der Charakteristik von Männern, sehen wir hinlänglich erklärt, daß uns nur das gelingt, was im Bereiche der weichen Formen liegt, im Leben wie in der Liebe, im Senat wie im Kirchenvorstand, und daß die Herrschaft der Frauen zu jener allumfassenden Macht gelangen konnte, die als bewegender Athem durch unsere freistädtische Republik geht und den Pantoffel zum Symbol unserer bürgerlichen Vollkommenheit gestempelt hat.“ (Allgemeine Heiterkeit.) Der Präsident: „Ich muß dem Redner bemerken, daß er kein Recht hat, Anspielungen zu machen, welche der Obrigkeit zu Frankfurt ihr ohnehin schwieriges Amt noch lästiger machen. Ich muß darauf bestehen, daß er sich streng an die Sache halte, und von den Stenographen erwarte ich, daß sie ihren Collegen in der Reichsversammlung nachahmen und alle Anzüglichkeiten auf die Obrigkeit gebührend mildern.“ Der Capitän: „Aus gleichen Gründen ist die Sprache unserer Gegend so wohlklingend, so mundsam, weil alles Charakteristische, Markichte und Grobkörnige ausgeschieden ist, weil der Redefluß die rollenden Bruchstücke der Alpenregion ins Runde abgeschliffen hat. Man spricht die Worte nicht, sondern dehnt sie teigartig, lallt sie so süß wie der romanische Mund sein Anima mia, cuor mio in der Stunde des Jugendrausches. Ich wundere mich daher immer, daß unser gelehrter Doctor Böhmer noch keine Urkunde aufgefunden hat, welche nachweist, daß wir Abkömmlinge eines wälschen Volksstammes sind, der sich zu den Zeiten des Kaisers Hadrian am Main niedergelassen und die deutsche Barbarensprache so gemildert hat, daß sie es sich nicht herausnehmen darf, die Ohren der Zuhörer zu rädern. Ja, wir erleben es täglich, daß das deutsche Wort zu Frankfurt je nach dem Bedürfnisse von seinem natürlichen

Umfange einiges abzugeben artig genug ist, wie nach Carl Vogt die Mollusken des Oceans in Gläsern je nach dem Maße der vorhandenen Nahrung mit jedem Tage gliederärmer werden. (Sensation.)

Diese liebenswürdige, breiweiche Volksart macht es begreiflich, daß die Frankfurter Gegend für politische und religiöse Neulehren so vortrefflich gelegen ist, nicht um sie ernstlich aufzunehmen, o das wäre zu unbequem! nicht dieselben zu bekennen mit Muth und Kraft, das verdürbe die Eßlust! nicht dafür das Leben einzusetzen, ach das wäre zu gräßlich! Man will das „allerliebste Ding“ bloß durchspielen, wo nicht aus Neugierde, doch wenigstens aus Langweile, die für ein Frankfurter Gemüth so tödtliche Folgen haben kann (Zeichen des Entsetzens). Einen Putsch ja! aber um Himmels willen keine Revolution mit ihrer Nervenzerrüttung zum Unheil der süßen Theestunde, wo alle Geister ausrasten und die Seelenruhe ihre schönsten Triumphe feiert. (Rauschender Beifall.) Vom Lachen zum Weinen, vom Entzücken zum Grausen ist der Weg bei uns kaum so lang als die Brücke von Sachsenhausen zur schönen Aussicht, und zwischen den beiden Brückenköpfen trollt sich das wunderlichste Gemisch von Lust und Leid, Ronge und der Reichsverweser, Lichnowsky und Vogt, Vincke und Blum, kraus und quer, ohne die bösen Folgen nachhaltiger Wirkung, die zarten Seelen das Leben verbittern könnten. Unser Gefühl erholt sich weit schneller als Maria Stuart im Stadttheater vom tödtlichen Streiche des Henkerbeils und die erdrückende Schwere des Einerlei ist bei uns so unbekannt als ein Nero im gesetzgebenden Körper. (Allgemeine Zustimmung.)

Nur der Zahlennerv ist in unserem Organismus wundersam elastisch, und in dieser Beziehung unsere Gesammtbevölkerung ein Dase mit unerschöpflicher Fassung und Zähigkeit. (Große Bewegung.) Wer nicht rechnen kann, wem ein Gewinnchen gleichgültig ist, wessen Herz dem Handelsinteresse nicht Geistliches und Weltliches, Kirche und Politik, Republik, Kaiser und Reich unterordnet, der mag ein großer Mann sein, aber Frankfurter ist keiner, das ist gewiß. Selbst unsere Frauen sind hierin so geregelt wie ein Schuldenbuch, und so speculativ wie ein Geschäftsführer des Hauses Rothschild und Söhne. (Einsprache.) Aus diesem Grunde sind wir trotz unserer republikanischen Institutionen conservativer als in absoluten Monarchien, und

aristokratischer als an den Höfen der deutschen Kleinfürsten. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit soll man ausrufen, singen, in Placaten anschlagen, im Montagskränzchen spielen, im democratischen Vereine brüllen, auf der Börse näseln und raunen, aber wer damit ins Leben rückt, wer die Ungleichheit der Güter und die Würde der Patrizierfamilie antasten will, den muß man brennen, zwicken, köpfen, hängen, und ich habe die Frankfurterinnen nie liebenswürdiger gefunden, als in diesem unerbittlichen Eifer gegen die Krebsscheeren des unheimlichen Gewürms aus den proletarischen Schlupfwinkeln. Die Thräne des Mitleids, welche bei solchen Gelegenheiten oft zur Abwechselung ins schöne Auge tritt und dem unstrebsamen Bettelkinde zur socialen Beruhigung „ein Täßche“ Thee bereitet, ist die erhabenste Verklärung des Frauenthums in meiner Vaterstadt, das sich, der untersten Volksschichte gegenüber, selbst zu fühlen gelernt hat. (Donnernder Beifallssturm, besonders aus dem Hintergrunde, wo aus Bedienten, Köchinnen und Landleuten einige Galerie gemacht wurde.) Der Präsident: „Ich bitte, die lauten Beifallsbezeugungen zu unterlassen, sonst bin ich genöthigt, das Haus räumen zu lassen.“

Der Capitän: „Meine Herren! ich kann in Wahrheit mit Raveaux von Köln sagen: mich rührt weder ein Beifall von oben, noch der Beifall von unten, die innere Ueberzeugung allein bestimmt das freie Wort meiner Zunge. Ich kenne meine Landsleute zu gut, ich liebe sie zu uneigennützig, als daß irgend ein ungenaues Wort mir entwischen könnte. So lang in Frankfurt der Niersteiner im Keller und das Huhn im Topfe sicher ist, rührt man in zeitgemäßer Anschmiegung an die Ideen des Jahrhunderts keine Hand. Man muß „die liebe Straßenjugend“ des Herrn Vogt austoben lassen. Einige Katzenmusik mit Fenstereinwerfen und Gassenbrüllen bringt Abwechselung in die Stagnation des bürgerlichen Lebens, und kann nur als Beweis des zeitgemäßen Fortschrittes gut angerechnet werden. So lange die Emeute nur einigermaßen manierlich bleibt, muß man sie dulden wie die Flöhe im Pelze des deutschen Professors, welcher die Flohnatur gründlich und nach allen Seiten studiren wollte. (Zeichen allgemeinen Erstaunens.) Kommt die Sache zu Pulver und Blei, so kann man es der Stadtgarde nicht übel nehmen, wenn sie eingedenk der „süßen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und

Wirkens," den Schlafrock mit gehöriger Wattirung höher anschlägt, als des „ewigen Ruhmes lockenden Silberton," und mit Frau und Kindern ächt patriarchalisch um geröstete Kartoffeln und Pfannkuchen sitzt, geborgen vor der Hand „der rauhen Wirklichkeit." Und muß man in ruhigen Zeiten die „Heiligkeit hesiodischer Nächte" aufrecht erhalten, so begreift man leicht, daß man mit Recht die Scharwache verwarne, mit ihren Stiefelabsätzen nicht zu mörderlich aufs neueingesetzte Gassenpflaster aufzutreten, und die Nerven der Gichtbrüchigen zu schonen. Und hat ein Bube von Bockenheim unsanft am Bäckerladen gerüttelt, so ist das Zartgefühl gewiß höchlich zu loben, wenn den Beamten menschenfreundliches Betragen gegen das „arme Kindche" zur Pflicht gemacht wird. Ich gestehe aufrichtig, alle Gerechtigkeit ist höflich, das weiß die Welt, aber die zu Frankfurt könnte man aus lauter Zuneigung auf dem Butterbrod essen." (Lärm im entgegengesetzten Sinne.) Der Präsident: „Ich rufe den Redner zur Ordnung, so zweifelhaftes Lob kann unmöglich zur deutschen Einheit führen."

Der Capitän: „Ich kann mir den Ordnungsruf des Herrn Präsidenten nicht gefallen lassen. Meine Wähler haben mich hierher geschickt, die volle Wahrheit zu sagen, und ich erkenne Niemanden das Recht zu, meine freie, unabhängige Ueberzeugung zu beschränken." (Großer Tumult! Von der einen Seite: „Redefreiheit;" von der andern: „herunter von der Tribüne!") Der Präsident, mit Mühe die Ruhe herstellend: „Sie haben nicht das Recht, Frankfurt auf solche Weise in die Debatte hereinzuziehen." Der Capitän: „Ich lasse mir die Weisung gefallen, meine Rede steuert vorwärts, und solche Bewegung geht auch ohne Bürgermeister den unvermeidlichen Gang." (Neuer Tumult. Der Präsident: „Ich kann mein eigenes Wort nicht mehr verstehen; wenn nicht augenblicklich Ruhe eintritt, so bin ich genöthigt, die Sitzung zu schließen.")

Der Capitän fortfahrend: „Eigentliches Gesindel gibt es in der Stadt nicht. Gewerbefreiheit, Fabriken, unbeschränktes Ansässigkeitsrecht dulden die seidenen Republikaner in der eigentlichen Stadt nicht. Daher reichen die Wohlthätigkeitsanstalten vollkommen aus, die Arbeitsunfähigen zu versorgen. Die Bettelei florirt jedoch in der üppigsten Blüthe, und gewiß, es wäre grausam, diese liebenswürdige Ansprache an die Fremden in der mittelalterlichen Kaiserstadt zu unter-

drücken. Mädchen mit Rosen, Knaben mit ungültigen Lotterieloosen, alte Weiber mit Ortlepp's Gedicht „Germania,“ Hausirer mit Wachs- und Holzpuppen, Guckkastenträger und Geigerlein legen sich schaarenweise an die Rockschöße der Gäste und Durchreisenden, und wem der gute Ruf lieb ist, erfüllt die Wünsche dieser „herzigen Närrche.“ Jedermann wird es begreiflich finden, daß die Frankfurter sich selbst am besten gefallen, weil sie am meisten der Idee entsprechen, die sie sich von einem vollkommenen Menschen gemacht haben, und die Bescheidenheit des Katzenbuckels wird mit jedem Tage unbeliebter, gewiß zum Segen der ganzen menschlichen Gesellschaft. (Rauschender Beifall.) Das verhindert jedoch nicht, daß sie sich gegen Fremde äußerst freundlich und wohlwollend benehmen. Je unähnlicher dieselben ihnen sind, desto lieber haben sie ihre Gesellschaft. Das Schwäbischspaßhafte, das Tirolischnaturwüchsige, das Rheinländischderbe, das Westphälischgrobe oder das Westphälischfeine, wie man es gerade haben will, das Bayerischlustige und das Oesterreichtreuherzige findet um so größeren Beifall, je charaktervoller und kantiger es auftritt. „Das Natürliche ist doch gar zu lieb!“ war und ist ein Frankfurter Grundsatz schon von Goethe's Zeiten her. Daß die Natur oft zur Nacktheit, und die Einfachheit zur Carricatur wird, bemerkt man in Frankfurt nicht, oder sagt höchstens: „Das schad't nichts!“

Auch in moralischer und kirchlicher Beziehung ist das Ausdrucksame, das Abgrenzende unbeliebt. Die zwölftausend Katholiken, sechzigtausend Protestanten und achttausend Juden leben wie Seeanemonen der mannigfaltigsten Art im nämlichen Elemente von durchsichtiger Klarheit, Oberflächlichkeit und Natürlichkeit, und wer es wagt, einen Stein in die Fluth zu werfen, und sie mit unterscheidenden Ringen zu kräuseln, kann auf dauerndes Mißfallen des hohen Senates, der Frau Kirchenräthin Ohne-Beruf, und des Kaplans Zeitgemäß rechnen. (Bravo!) Der Religionsunterricht in den Familien, im Leben der Gesellschaft, in den meisten Privatinstituten, ist so dünn gesäet, wie der Waizen in den sieben mageren Jahren. Die Kinder lernen Anstand, obligate Geberde, Formel und Kirchengang mit Emsigkeit, aber die Durchdringung des innern Menschen mit göttlichen Dingen ist in allen Confessionen rar. Herzliche Andacht im Geiste der katholischen Kirche üben nur gezählte, auserlesene Seelen; denn

meistens gilt sie als Dummheit oder Gleißnerei. (Tumult in der Versammlung. Die Frauen remonstriren mit ihren Sacktüchern. Auf den Bänken der Männer dumpfes Gemurmel. Die Galerie zischt. Der Präsident: „Der Redner ist im Unrecht, wenn er sagt, daß in Deutschland Religion und Andacht als Dummheit und Gleißnerei gelte!“ Der Capitän ist sichtbar verwirrt; nur mit Mühe sammelt er sich wieder und fährt also weiter): Da, wie gemeldet worden, in meiner Vaterstadt sowohl auf kirchlichem als politischem Gebiete die Ausdruckslosigkeit und Gedankenarmuth trotz des Phrasengeklingels zum Entsetzen aller Freunde deutscher Kraft und Größe überhand nehmen, so hat es mich schon oft gewundert, warum meine lieben Mitbürger mit ihrer hoffnungsvollen Straßenjugend nicht wenigstens den Schein von Geist und Charakter retten, warum sie nicht dem Beispiele des Reichstagsabgeordneten Löwe von Calve in der Nationalversammlung folgen, der mit seinem falschen Pathos häufig in die Lage kommt, mitten im wächsernen Präparate seiner Parlamentsrede vom Zusammenhang und von allen vernünftigen Gedanken verlassen zu werden. In solchen hochnothpeinlichen Zuständen ruft er dann stets wie Krösos auf dem Scheiterhaufen: „O Magdeburg, Magdeburg!“ oder: „O Tilly, Tilly!“ oder: „O Reformation, Reformation!“ So wenig diese Ausrufe zur Sache gehören, so bleibt der glänzende Erfolg nie aus, die Galerie klatscht und die Linke knurrt und brüllt vor Entzücken. Wenn ich einmal Frankfurt auf dieser tragischen Stufe von Charaktergröße erblicke, so schlage ich einige Schwielen an meinen klatschenden Händen nicht an, unsere verfassungsgebende Stadtversammlung von hundert und zwanzig Mitbürgern, die aus Verstoß in die Wahlurne gerathen, hat die Ehre Deutschlands gerettet.“ (Schallendes Gelächter auf der rechten Seite des Hauses. Auf der Linken ballt ein Käsehändler die Faust gegen den Redner, wie Doctor Pattay in der Reichsversammlung, der Metzgermeister Fusel agirt wie geistesverwirrt in die Luft, Venedey nachahmend, und Mohr von Worms schüttelt den Bart wie ein Löwe seine Mähnen im Kampfe mit der Hyäne. Ungeheueres Durcheinander. Die Füße und Stöcke arbeiten aus Leibeskräften. Der Präsident sich mühsam Gehör verschaffend: „Meine Herren! ich sehe keinen Grund zu einem Ordnungsrufe. Der Redner hat in diesem Punkte sich nicht

von der Sache entfernt. Ich bitte um Ruhe.“ Der Capitän fortfahrend):

Die Stimmung einer so volkreichen Stadt, wie Frankfurt, muß natürlich ihre Wirkungen auch auf das benachbarte Land üben, und der Spruch: „Wie die Henne, so die Eier!“ findet seine volle Gewähr in den Anwohnern, mit dem Unterschiede jedoch, daß besondere Umstände mitwirken, die Schattenseite des Frankfurter Charakters aus dem feinen Firniß der gesellschaftlichen Bildung zu lösen und ungehindert walten zu lassen. Da im Bereiche des engeren Stadtgebietes keine Fabriken geduldet werden, schießen sie desto üppiger in den Nachbarorten auf. Offenbach, mittelst der Eisenbahn in sieben Minuten erreichbar, verfertigt besonders viel Luxuswaaren, die leider in aufgeregten Zeiten am wenigsten Abnahme finden. Hanau, zwei und zwanzig Minuten des Eisenbahnflugs von Frankfurt entlegen, arbeitet außerdem auch in Leinwand und Baumwolle, und beschäftigt in guten Verkaufszeiten eine große Menge von Proletariern, die im arbeitslosen Zustand eine ungewöhnliche Kraft und Keckheit den Straßenaufläufen zur Verfügung stellen. Bornheim und Bockenheim, kaum eine halbe Stunde vor den Stadtmauern, müssen ohnehin als Vorstädte der Kaufherrenstadt betrachtet werden. Durch die Fabrik- und Mischlingsbevölkerung aus allen Orten und Enden ist die Eigenthümlichkeit und Gesundheit der Landbauern ganz verwischt worden. Tracht, Genügsamkeit, Unversehrtheit des moralischen Kernes sind untergegangen im Andrange der städtischen Bedürfnisse, der Unersättlichkeit, der Schamlosigkeit. Der Abschaum von Zeitungsschmutzblättern ist an die Stelle der Bibel und der Hauspostille Spangenberg's getreten, und hat alle praktische Zartfühligkeit für ein arbeitsames Leben zerstört. Die stolze Stadtsünde geberdet sich wie eine Wahnsinnige im Rausche von Aepfelmost.

Aus diesem trüben Elemente stammen die Frankfurter Hausmägde, welche Madame in edler Würde ihres Standes nicht zur Familie rechnet, und oft schlechter bettet, als das „herzige Hündche“ mit dem rothen Seidenband um den Hals und einem süßklingenden Röllchen, das alle Herzen erfrischt. Soll ich noch ein Wort hinzusetzen? Soll ich von der Gewichtigkeit der Waare in zarten Punkten sprechen? Meine Herren! diese versteht sich unter diesen Umständen

von selbst. (Bravo!) Aus dem nämlichen Elemente stammen die derben Bursche, Turner und ehrsamen Gesellen des Handwerks, das Gesicht meistens zerkratzt, wie das eines Reichstagsabgeordneten, welcher deßhalb unlängst dem Zahne ruchloser Verläumdung anheimgefallen ist, auf jedem Ellbogen mit einem Loche, aus dem nicht eben reine Battistleinwand hervorzipfelt, reich bethrant und marmorirt mit Originalschmutzflecken, von deren Farbehältigkeit und Frische man anderwärts keinen Begriff hat, sorglose, oft geistreiche Jungen vom reinsten republikanischen Wasser. Des Tages stampfen sie nöthigenfalls auf der Galerie der Reichsversammlung um den Spottpreis von zwölf Kreuzern. Abends betteln sie in den Wirthshäusern, auf Scheidewegen oder im Park, und des Sonntags schreien sie in Volksversammlungen und hängen sich zum Mittranke an reiche Viehhändler, Schlächter und Reichstagsabgeordnete. Sie sind schnell in ihren Zügen von einem Orte zum andern. Man könnte sie die Antilopen der politischen Wüste Deutschlands nennen, wenn sie nicht zufällig männlichen Geschlechtes wären.

In diesem Schrot und Korn reifte der politische Meuchelmord an Lichnowsky und Auerswald; Robert Blum nennen sie den Schwan der deutschen Freiheit, dessen staatliche Gegner Geier und den unpoetischen Simon von Trier ihren Tyrtäus. Die allgemeine Charakterlosigkeit prägt sich in ihnen zum frakturmäßigen Satz und Glauben aus: „Das Eigenthum ist verletzlich,“ und ihnen zu Liebe ist die Linke beim Worte der Grundrechte: „Unverletzlich,“ sitzen geblieben.

Zur gänzlichen Demoralisation der Gegend kommen die Spielhöllen in Wilhelmsbad, Homburg vor der Höhe und Wiesbaden. Die Natur mit den schönsten Partien der Vorhügel des Taunus, herrliche Wald- und Laubgehänge, geschmackvolle Parkanlagen mit allem Luxus der Cur- und Gasthäuser, und die in verführerischer Form ausgeworfene Lockspeise des Lasters machen diese Trink- und Badeanstalten in ganz Europa bekannt und besucht. Abschaum und Blüthe der Russen, Engländer und Franzosen schwellt den Strom der Unterhaltung und mehrt das Gift des Umgangs in sittenlosem Wandel und ruchlosen Grundsätzen. Tausend Jünglinge und Männer kommen an diesen schmachvollen Stätten moderner Verwilderung zur Erfahrung,

die der Reichstagsabgeordnete Moritz Hartmann, bekannt als Reichsliebäugler und Dichter des neuaufgewärmten Hussitenhasses, laut seines eigenen Bekenntnisses, in „Kelch und Schwert" gemacht, daß sie vor der Zeit „altern und die schönen Sünden mit jedem Tage mehr abfallen." (Die Damen bekommen Anfälle von Nervenreiz und Herzklopfen.) Und doch können sie sich von der galoppirenden Badeschwindsucht nicht retten, weil diese Sünden nach dem nämlichen Gewährsmanne so „unbeschreiblich schön und höllisch sind." (Laute Seufzer lassen sich vernehmen.) Das Spiel am grünen Tische, das jede gesunde Natur mit Grausen erfüllt, ist nicht bloß das Verderben vieler Familien von Rang und Vermögen, sondern auch des gemeinen Volkes, das hier oft schon am Abend des Samstags den mühsam verdienten Wochenlohn einsetzt und verspielt.

Ich werde nie die langen dürren Finger ältlicher Frauen neben der schwieligen, schwarzen Hand des Holzfällers vergessen, die, miteinander wetteifernd, das letzte Geld in die verhängnißvollen Ringe schieben, und verstörten Gesichtes voll innerer Vorwürfe von dannen gehen. Die Entsittlichung der ganzen Gegend hängt damit zusammen, und man muß gestehen, daß die zusammengehäufte Würze des Scandals von Fremden und Einheimischen, besonders die unverwischbaren Spuren fürstlicher Maitressenwirthschaft, maßlosen Geldverschleuderung und weltvergessener Genußschwelgerei nicht wenig beitragen, alles moralische Gefühl abzuschleifen. Hier ist die Hochschule des gräßlichen Neides, welcher die Massen der Proletarier gegen die Besitzer zähnfletschen macht, und die tiefste Verachtung gegen die Obrigkeit ausbildet. Die französischen Spielpächter verschwenden ungeheuere Summen, die sie leichtfertigen Spielern abgenommen, um die größtmögliche Masse der Wagehälse in ihre Netze zu ziehen, und dem armen Volke zu zeigen, „wie man leben kann, wenn man Geld hat."

Wie gerade in solchen Kreisen rings auf dem Lande neben dem gemeinsten Laster krasser Aberglauben, neben völliger Religionsgleichgleichgiltigkeit religiöse Schwärmerei, neben atheistischem Materialismus mystische Geheimnißkrämerei wuchern kann, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß die Heldenthaten des Cagliostro, der Frau Krüdener und ähnlicher Gesellschaftsreiter einst auf dem nämlichen

oder verwandtem Boden die besten Geschäfte gemacht haben. Und es bleibt der Geschichte vorbehalten, den regenerirten Deutschen zu erzählen, wie es in allerneuester Zeit dem Herrn Ronge gelungen ist, in dieser Fäulniß seine duftigsten Orgien zu feiern, und wie bei einem Schmause jede anwesende Dame es für das schönste Glück ihres Lebens betrachtete, vom berauschten Reformator sich öffentlich küssen zu lassen.

Absit omen für die deutsche Reichsversammlung, die im warmen Beete dieser anthropologischen Studien sich tagend niedergelassen hat. Niemand wird leugnen wollen, daß die Einflüsse dieser Zustände auf ihre innere und äußere Gebarung von großer Bedeutung gewesen sind. Daher haben wohlgesinnte Männer vorgeschlagen, dieselbe nach Würzburg, Augsburg, Nürnberg oder Regensburg zu verlegen, während die Männer der extremen Linken Leipzig, Berlin oder Wien empfahlen, da Frankfurt zu einer großartigen Schilderhebung im republikanischen Sinne zu weich und zu feige wäre. In der Mitte zwischen beiden lehrten die Weltverbesserer, gerade weil die hiesige Gesellschaft verrottet sei, müsse die Reichsversammlung hier bleiben, um diesen wundesten Fleck des deutschen Nationallebens durch ihren Anhauch zu heilen. Meine Herren! Der Schiffscapitän des Delphin ist zu wenig Philosoph, um diese Frage zu entscheiden. Auch hat seine Heiserkeit dergestalt zugenommen, daß bloß Herr Eisenstuck von Chemnitz, Reichstagsabgeordneter für land- und volkswirthschaftliche Fragen in der Nationalversammlung noch ergötzlicher krähen kann. Ich räume die Tribüne mit der Ueberzeugung meine Pflicht, dem deutschen Volke gegenüber, in vollem Maaße gethan zu haben." (Langer, anhaltender Beifall.) Der Präsident war genöthigt, eine halbe Stunde die Debatte auszusetzen, bis die Geister sich ausgebraust und die alte Ruhe wieder gewonnen hatten. Es war nicht das erste Mal, daß ein Spiel, scherzhaft begonnen, in tiefen Ernst überging, und Referent ist keineswegs gesonnen, diese Wendung der Hochheimer Abendgesellschaft zu bedauern, oder ins Spaßhafte zurückzuführen. „Trügen nicht alle Zeichen der Zeit, so hat Deutschlands ernsteste Stunde geschlagen," sagt mit eben soviel Uneigennützigkeit als Weltklugheit der Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein, und so kann einiges Nachzucken derselben in Hochheim keineswegs befremden, wenn

auch daselbst keine Minister-Portefeuilles zu vergeben oder ungeschickten Händen zu entringen sind.

Nach einigem Ausrasten, das Capitänen bei geistigen Anstrengungen so nöthig ist als Herrn Jordan von Berlin beim Memoriren seiner Jungfernrede im deutschen Parlament, als er die Schläfer des Nachbarhauses durch seine Nachtübungen unglücklich gemacht, sprach der Präsident von Rosenberg: „Hauptmann Rettich vom hessischen Infanterieregiment Erbprinz hat das Wort!“ nachdem sich die Ruhe im Saal auf die Rede des Capitäns über Frankfurt und seine Umgebung wieder einigermaßen hergestellt hat. Der Gerufene war jedoch in leiblicher Mannslänge so kurz gerathen, daß er nur mit der Nasenspitze den Rand der Tribüne erreichen konnte. Aber die mitleidigen Damen in der ersten Zuhörerreihe eilten rasch mit einem Schemel herbei, welcher den Redner so ansehnlich vergrößerte, daß man Kopf und Nacken mit den rothen Aufschlägen in allen Theilen des Hauses leidlich sehen konnte. Rettich erfrischte sich mit einem Glase Wasser, das vor ihm auf einem Nebentische stand, und begann mit schriller Stimme also:

„Ich bedauere von Herzen, daß ich nicht die emsige Reichsmaus Lette von Berlin bin, welche im volkswirthschaftlichen Ausschusse zu Frankfurt am Main so geschickt verlorene Brosamen aus allen Ecken und Winkeln der Clubs und der Reichsversammlung zusammenlesen und in Zusatzanträgen der originellsten Art verarbeiten kann. Bei einer biographischen Skizze des Doctors und Professors Carl Vogt von Gießen würde mir ein solches minutiöses Talent sehr zu Statten kommen, da ich mich über Fülle des Stoffes zur Schilderung dieses „genialen Atheisten,“ wie ihn das Frankfurter Journal liebkosend nennt, nicht beklagen kann. Ich vertraue mich daher bei der Lösung dieser ehrenvollen Aufgabe meinem soldatischen Glück, und im Fall es nicht gelingen sollte, das Urbild zu erreichen, bleibt ja noch immer der honette Ausweg übrig, mich einen Söldling „der verthierten Soldatesca“ zu schimpfen. (Beifall.) Bei etwaigen Pausen wegen des plötzlichen Ausfalls coursmäßiger Gedanken, die leider aristokratisch-spröde zu werden anfangen, werde ich nach dem Vorgange der berühmtesten Humoristen Deutschlands durch Anführung eines nicht zur Sache gehörigen lateinischen Verses die Lücke auszufüllen

suchen. Mens immota manet, lacrimae volvuntur inanes. (Stürmischer Beifall.) Die „grobkörnige Salonsmanier“ meines Vorgängers hat mich gelehrt, daß sogar Zahnlose Nüsse knacken können, und alle zarten Seelen dankbar sind für den schönen weißen Kern aus der gelösten Schale. (Bravo! Einige Stimmen: „Zur Sache!“) Meine Herren! Wenn Sie mit Ihrem Rufe „zur Sache“ der rechten Seite dieses Hauses Ehre machen wollen, so muß er von der richtigen Einsicht in die Sache begleitet sein. Ein Redner von der Wetterau ist nie gründlicher bei der Sache, als wenn er ganz und gar nicht bei der Sache ist. (Pfui! pfui! auf der Linken.) Gerade diese herrliche Schwebe außer aller Sache im Elemente „sinnlicher Anschauung und Auffassung“ charakterisirt uns Gießener (Beifall), und wer sich an die Sache halten will, ist ein „Fanatiker der Ruhe, dem auf dem historischen Rechtsboden die Hüften lahm geworden.“ (Großer Beifall.) Aus diesem Grunde bin ich von Jugend auf ein besonderer Freund extravaganter Naturen gewesen, und Niemand wird in Zweifel ziehen, daß Carl Vogt unter denselben eine vorzügliche Stelle einnimmt. (Ja freilich! auf allen Seiten der Versammlung.) Er wurde zu Gießen geboren, das Jahr der Geburt ist mir unbekannt (Sensation) und thut auch nichts zur Sache, da Vogt, ein Kind dieses Jahrhunderts, auf endlose Jugend, und den Besitz der ganzen deutschen Zukunft Anspruch macht. Bei ihm wird es weder Abend, noch Morgen, und was von Runzeln an seiner Stirne sich angesetzt, hat einzig das Reichsministerium Schmerling verschuldet.“ (Lauter Zuruf: „Das ist wahr!“)

Sein Vater, früher von Gießen wegen seiner politischen Ketzereien vertrieben, wanderte nach der Schweiz aus und übernahm zu Bern ein Lehramt. Hier theilte sich der gelehrige Sohn mit Gießener Geschmeidigkeit noch bei Lebzeiten des Erblassers in die politische Erbschaft seines Vaters, so wie in die reichen Schätze des schweizerischen Wühlerthums und erhielt ein scharfes Gepräge, das man ganz falsch beurtheilt, wenn es für ein reindeutsches gelten soll. Es ist radicalschweizerisch, und aus diesem Grunde hat Vogt nie so populär in Deutschland werden können, als Robert Blum und weniger begabte Naturen ähnlichen Gelichters. Wollte man behaupten, Vogt habe sich in freier Selbstbestimmung auf die Naturwissenschaften

gelegt, so wäre das ganz unhistorisch. Er ist vielmehr in dieselben hineingenöthigt worden als letztes Mittel gegen die Langweile und den Selbstmord einer von Gott und jeder Gottesspur entblößten Seele. Er trat frühzeitig in ein enges Freundschaftsverhältniß mit Agassiz und seiner Eistheorie, und ich muß gestehen, so oft ich ihn von den Findlingsblöcken reden höre, fällt mir unwillkürlich ein, daß Vogt selbst mit nichts naturgemäßer verglichen werden kann, als mit einem solchen Blocke, den die furchtbare Eiskälte grundsätzlicher Gottlosigkeit aus den Alpenabhängen in der Schweiz ins Flachland am Main hinausgeschoben hat. (Schluß! Schluß! Der Präsident: „Ich hoffe, Sie werden den Herrn Rettich mit gleicher Geduld anhören, als die deutsche Reichsversammlung den Herrn Nauwerck. Noch kann von einem Schlusse nicht die Rede sein.") In jahrelangem Umgange mit Agassiz verlegte er sich als thätiger Mithelfer auf die Erklärung der Findlingsblöcke, der Gletscher und der fossilen Fische, und zog aus dieser Theilnahme insbesonders seine Vorliebe für das wunderbare, unermeßliche Reich der Flossen- und Muschelthiere. Mir ist dieser letztere Umstand immer beachtenswerth vorgekommen zur richtigen Beurtheilung Vogt's. Seine politischen und religiösen Ansichten haben sich so schlüpfrig, so kaltblütigherzlos, so schlammliebhaberisch ausgelassen, daß die Fischnatur an ihnen unverkennbar, und bei der Beweglichkeit seines Geistes der moralische Stumpfsinn und die kalte Lüsternheit seiner Haifischwitze leicht erklärlich ist. Er lebte mit Agassiz und gleichgesinnten Freunden monatelang auf dem Aargletscher zur Beobachtung der höchsten Alpenregionen, durchstrich die Schweiz nach allen Richtungen, und machte naturwissenschaftliche Ausflüge ins Jura- und Vogesengebirge.

Außer seinen naturhistorischen und geologischen Studien trieb er auch das Geschäft eines Wühlers in den Schweizer Wirren, welche die katholischen Kantone zu unterdrücken und eine atheistische Uebermacht der Revolutionäre aller Länder in den Schweizerbergen als Missionskern einer europäischen Propaganda zu begründen suchten. Von eigentlicher Politik war dabei keine Rede, sondern bloß vom Zerstören des Bestehenden nach allen Richtungen des Festlandes von Europa. Daher sein tiefer Schmerz über das Mißglücken des Freischaarenzugs an der Emmenbrücke, daher sein heller Jubel über die

wohlfeilen Siege gegen Freiburg und Luzern. (Langanhaltender Beifall.)

Um diese Zeit verdiente er sich auch die ersten Sporen als Correspondent der Allgemeinen Zeitung zunächst in naturhistorischer Beziehung, sodann als geistreicher Schilderer gewöhnlicher Tagesereignisse, und dieß verdient jetzt eine besondere Aufmerksamkeit; wenn man bedenkt, daß zwischen den ehemaligen Herzensfreunden erbitterte Feindschaft herrscht. (Hört! Hört!) Durch diese Verbindung mit dem reichausgestatteten Augsburger Blatte wurde es ihm möglich, zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris zu gehen, und sich vermittelst seiner gewandten Feder besonders in seinen vortrefflichen Berichten über die Sitzungen der französischen Akademie und den Zustand der Naturforschung für die genannte Zeitung eine unabhängige Stellung zu sichern. Hier befand sich der junge Mann in den Jahren 1845 bis 1846 in seinem Elemente. Die Anlage zur Frivolität erhielt im Umgange mit Herwegh, Heine und den Männern der atheistischen, naturhistorischen Schule an der Akademie die größtmögliche Ausbildung und die Materie machte ihre Macht über seinen Leib und seine Seele geltend. (Zeichen des Erstaunens.) Die Vorlesungen des Akademikers Elie de Beaumont über Geologie zogen ihn in zwei Wintersemestern dergestalt an, daß er die Lehre seines Meisters mit eigenen Zusätzen nach den neuesten Forschungen seines Freundes Agassiz unter dem Titel: „Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde“ bei Vieweg zu Braunschweig 1847 in zwei Bänden herausgab.

Von Paris aus machte er, in Begleitung Herwegh's, einen Sommerausflug nach Brest oder, wie er sich großartiger ausdrückt, an den Ozean, um daselbst die Wunder jener tausendgestaltigen Meerthierchen zu studiren, welche es seiner Sorgfalt zu verdanken haben, daß sie im Bewußtsein damaliger Fachgelehrten größere Aufmerksamkeit fanden. Das Jahr darauf ging er in gleicher Absicht ans Mittelmeer, wo er bei Nizza längere Zeit verweilte und die Meerthierunterschiede in atlantischen und mittelländischen Wassern mit merkwürdiger Schärfe der Beobachtung ans Licht stellte. Man findet die Resultate seiner dießfälligen Forschungen im Buche: „Der Ozean und das Mittelmeer 1847. Frankfurt am Main.“ Während er auf diese Weise in Deutschland bekannter geworden war, erhielt er als Professor

der Naturgeschichte in Gießen, wenn wir nicht irren, durch Verwendung des Herrn v. Linde, damaligen Kanzlers der dortigen Universität, und späteren Staatsrathes zu Darmstadt, eines gutgesinnten, wegen seiner katholischen Grundsätze von allen Seiten hart angefochtenen Mannes, der Ihnen als Schriftsteller in rechtswissenschaftlichen und kirchlichen Gegenständen vortheilhaft bekannt ist. (Starke Einsprache.) Vor dem Antritte seines Amtes reiste er anfangs zu Land, später auf Dampfschiffen mit seinem Freunde Herwegh nach Rom, und lernte in flüchtiger Anschauung die Seestädte Genua, Livorno und Civitavechia kennen. Eben so oberflächlich trieb er sich einen Monat in Rom und der angrenzenden Campagna umher, geführt von seinem guten Bekannten, dem Maler Stahl, einem Deutschen, welcher unter anderem deßhalb so hoch in Vogt's Vertrauen stand, weil er mit dem Pinsel so erdgeistig und gemein war als Vogt im Fache der Naturwissenschaft. Von Rom ging er auf dem nämlichen Wege zu Schiff nach Genua und Frankreich zurück und nahm im Jahre 1847 seine Lehrstelle zu Gießen in Besitz. Der endliche Sieg seiner religionsfeindlichen Grundsätze in der Schweiz würzte ihm die ungewohnte Professorenmühseligkeit und den Schmerz fühlbaren Gehaltentzuges zu Gunsten der Wittwenkasse, wie es hier zu Lande gesetzlich festgestellt ist, und die Märzrevolution des Jahres 1848 öffnete ihm bald darauf den Himmel deutscher Politik, um die Ruhelosigkeit und die Niedertracht der Schweizer Wühler auf dem faulsten Fleck des deutschen Bodens mit ekelhaftem Cynismus wo möglich zu verewigen.

Nachdem er durch die Schule des auf seinen Antrag mit zehntausend Gulden honorirten Vorparlamentes gegangen, kam die Wahl ins Reichsparlament. Vogt, persönlich noch wenig bekannt, bestieg einen geräumigen Wagen, und belud ihn mit Tabakspaketen. So fuhr er durchs Gießener Land und machte die Bauern durch Geschenke dieses köstlichen Nasenreizes kirre. Seine drolligen Spässe und Gemeinheiten, die überhaupt von der Person des Herrn Vogt unzertrennlich sind, wirkten als Zugabe und brachten ihn mit mäßiger Stimmenmehrheit als Reichstagsabgeordneten aus der Wahlurne. Seit dieser Zeit trägt durch heillose Aufmerksamkeit loser Spottvögel eine Sorte Tabak den Namen: „Vogttabak,“ und förderte die geistreiche Carricatur zu Tage, auf welcher der Traficant Dahlmann

dem Erzherzog Reichsverweser den Vogttabak als die beliebteste Sorte anpreist, aber zur Antwort erhält: „Lieber Herr Dahlmann! dieser Tabak ist mir zu stark.“ Meine Herren! ich bin gerührt durch Ihre stille Aufmerksamkeit, die Epoche machen wird in den Protocollen unseres parlamentarischen Lebens (Beifall), und glaube meinen Dank am besten auszudrücken, wenn ich hier meine Vorlesung über Vogt schließe.“ (Nein! Fortreden! Ruhe!)

Nun denn, da es Ihr souveräner Wille ist, den vorzüglichsten Kämpen der Souveränetät des deutschen Gassenpöbels näher kennen zu lernen. (Ungeheuerer Tumult! Stimmen: „Herunter mit ihm!“ Der Präsident: „Ich finde keine Veranlassung, den Redner zur Ordnung zu rufen, denn die deutsche Straßenbevölkerung ist allerdings souverän.“ Unermeßlicher Beifallssturm von der Galerie. Die Anwesenden auf den Sitzbänken erheben sich sämmtlich von ihren Sitzen mit dreimal drei Cheers auf den Präsidenten. Rettich hat indessen ruhig zwei Gläser Wasser zur nöthigen Herzstärke getrunken und fährt also weiter fort): „Die Fischerweiber von Nizza nannten den Herrn Vogt nach seinem eigenen Bekenntnisse „die Blume der Gesundheit“ (wer denkt hier nicht an la fleur de Marie?) und muß sich doch selbst eingestehen, daß man ihn durchweg für einen „Viehhändler, Mehlspeculanten und dergleichen“ gehalten habe, ohne leise Ahnung von seiner naturhistorischen und politischen Weisheit. Und in der That liegt in dem letztern Urtheile des südfranzösischen Volkes unendlich viel Aufrichtigkeit und Wahrheit. (Bravo auf der Rechten.) Kaum eine leise Spur von Geist spricht aus diesem wohlbehäbigen, von Bart umwucherten Gesichte, das in seiner prosaischen Breite durch den Anflug des politischen Zornes und Hasses nur wenig gestört wird. Wenn wir in seinen Büchern lesen, daß er selbst mit humoristischen Witzversuchen von seinem „stattlichen Bäuchlein“ redet (großer Beifall), so merken meine Zuhörer leicht, daß die Figur des Mannes statt in die Höhe unförmlich ins Breite gediehen ist, und eher auf Alles schließen läßt, als auf einen „großen Mann.“

Es verdient überhaupt unsere Aufmerksamkeit, daß die meisten jetzt lebenden Gassenvolksmänner ihre Gestalt erdwärts erweitert haben, als hätte ein Druck von oben oder ein Zug von unten ihre Lebenstriebe ins Breite und Formlose genöthigt, so wie auf der

andern Seite die philosophischen Democraten und akademischen Streitbengel so dünn gerathen sind, als hätten sie den Beruf, unaufhörlich durch das Schlüsselloch aus- und einzuschlüpfen, und den Verkehr der Volksväter mit der Gasse zu vermitteln. (Lauter Beifallsruf.) Die Ersteren erscheinen dadurch als die gediegensten Repräsentanten der Materie, während die Letzteren in bedientenhafter Dünnbeinigkeit dem „guten Faust" als „Wagner" dienen oder pudelhaft bellen, um doch auch etwas außer der Negation zu thun. (Laut! laut!)

Was ferner an Vogt so rein menschlich anspricht, ist sein guter Appetit (langanhaltender Beifall), den er mit der liebenswürdigsten Offenheit durch eine Reihe weißer Zähne hindurchblicken läßt, und den Professor des Morgens beim „heiß ersehnten Kaffe" oder des Abends beim „Glase Grog" in höchster Erdenseligkeit sitzen zu sehen, ist eine Art Sättigung für Liebhaber der Seelenkunde. Wenn er in einer italienischen Locanda mit Entzücken die Magd betrachtet, wie sie einem Huhne den Hals abschneidet, alles Blut ausrinnen läßt, und die Federn rupft in einer kleinen Viertelstunde, und diese Scene so interessant findet, daß er sie in seiner italienischen Reise nicht ohne auffallende Vorliebe für solche Operationen an der Materie ausführlich beschreibt, so zeichnet dieß nach meinem Gefühle den Mann weit besser, als die sublimste Abhandlung eines Seelenhistorikers. Diese Art Tiefsinns für solche Genrebilder folgt ihm mit unerbittlicher Consequenz in die Wissenschaft. Seine Beschreibungen von Thiermägen, Eßwerkzeugen und Afterdurchgängen sind stets mit besonderer Sorgfalt behandelt, und wie einst Thales begeistert in die Milchstraße am Himmel geschaut, uneingedenk seiner irdischen Umgebung, so späht Vogt mit unnachahmlicher Befriedigung in dem langen Canal des durchsichtigen Seethiers, welcher von der Mundöffnung an die entgegengesetzte Grenze führt. Und das ist zum Theil auch der Hauptgrund, warum seine Untersuchungen über Zeugung, Eierstock und Excremente so verdienstlich sind. (Allgemeine Heiterkeit.)

Was hinter einer so gesunden Wirklichkeit (Zustimmung) steckt, zum Theil im Widerspruche mit seiner äußern Erscheinung, kann ich zunächst mit Herrn v. Eckstein's Worten ausdrücken, welcher von einem Franzosen (Girardin) sagt: „Viel Muthwillen, Witz, Geist, leichtes Begreifen, rasches Handanlegen an die Dinge, aber was

weiter?“ Ich führe diese Worte um so lieber an, da Vogt wirklich sehr französisirt ist, leider nur in den weltbekannten Fehlern dieses Volkes, und mit Girardin unter anderem auch das gemein hat, daß er gern Minister der Centralgewalt werden möchte, wie sein französisches Gegenstück Minister der Republik. (Pfui! pfui! von der linken Seite.)

Gehen wir tiefer ein in die wissenschaftlichen Leistungen des Herrn Vogt, so beklagen wir zuvörderst bei theilweise anerkannter Virtuosität in einzelnen Zweigen eine fast allenthalben hervortretende Oberflächlichkeit, die es mit nichts strenge nimmt, das Schwierigste mit einem Witzwort erledigen will, und am liebsten von Dingen redet, die ihm persönlich ganz unbekannt sind. Auch hierin ist er mehr Franzose als Deutscher. Sein Styl bewegt sich anmuthig, leicht und ungezwungen, wobei ihm die natürliche wetterauische Schmiegsamkeit des Ausdruckes, den mein Vorredner so schön geschildert hat, so trefflich zu Statten kommt als Goethe'n seine Frankfurter Mundart. Nur verfällt er leicht ins Gemeine, theils einem witzigen Gedanken zu Liebe, theils aus angeborener Lust am Schmutze, der bei uns überhaupt in unverdientem Ansehen steht. (Lautes Mißfallen. Eine Stimme: „Achtung vor dem historischen Rechte!“) Und bei solchen Stellen fühlt man wieder, daß Vogt doch eigentlich kein Franzose ist, sondern ein abgründliches deutsches Gießner Kind. (Heiterkeit.) Denn ein Franzose kann sittenlos werden, aber ungezogen und gemein kaum, außer er wäre durch die romantische Pariser Schule verrückt geworden.

Ich bin nun an die Grenze gekommen, wo die eigentliche Nachtseite im Charakter des Herrn Vogt beginnt. (Zeichen allgemeinen Schreckens.) Bisher konnte man Vogt sogar liebenswürdig finden wie eine Blume von eigenthümlicher Bildung und Derbheit, wenn auch nicht ganz frei vom Duft der Stinkblüthe. (Allgemeiner Beifall.) Aber aus dem weiteren Verlaufe dieses schönen Geistes mit dem edlen Blute von Hermann und Thusnelda weht es uns kalt und schaurig an, und selbst Vogt fühlt die Versuchung zu frösteln in der furchtbaren Geistesöde, die er wahrscheinlich in Folge einer Verknöcherung im Gehirn um sich selbst geschaffen hat. (Hört! Hört!) Wenigstens kann ich mir die „Langweile“ nicht anders erklären, die

ihn überall begleitet, die sich in Paris und auf der wälschen Reise an seine Sohlen heftet und ihm so bittere Klagen entlockt. „Die Zeit todtzuschlagen“ ist ihm daher fast ein marterndes Bedürfniß. Wider seinen Willen protestirt der Geist des Gießener Professors gegen die Negation des Geistes, und die herkulische Anstrengung, das einzig Wesenhafte niederzukämpfen, erzeugt in ihm ein Gefühl der Abspannung, das am jungen, sonst lebensfrohen Manne nur höchst lehrreich sein kann. (Die weiblichen Zuhörerinnen schluchzen vernehmbar.)

In seinen naturwissenschaftlichen Studien arbeitet er mit scharfsinnigster Berechnung überall dahin, „die Scheidewand zwischen dem Materiellen und Immateriellen niederzureißen und dadurch den Forderungen der Zeit zu genügen.“ Für ihn gibt es nichts, als das „sinnlich Wahrnehmbare.“ Aus diesem Grunde schwatzt er nicht ungern aus der Schule und lehrt vor aller Welt, daß man vorzüglich deßhalb die Naturwissenschaften studiren müsse, weil dieselben am besten geeignet seien, den christlichen Staat, diesen Inbegriff zarter Seelen, und den Katechismus und das ärgerliche bürgerliche Gesetzbuch zu zerstören. (Oh! Oh! Oh!) Folgerichtiger als man auf den ersten Anblick glauben möchte, trägt er einen tödtlichen Haß gegen alles Latein, „wovon schon jeder Buchstabe ihm den guten Humor verdirbt,“ und hält die klassischen Philologen für „eine Landplage der menschlichen Gesellschaft.“ (Langedauernder Beifallsdonner auf allen Bänken des Saals.) Er kann sich ein solches Unwesen auf deutschem Boden nur dadurch erklären, daß die gelehrten Professoren Germaniens so unbekehrbar in gutwattirten Schlafröcken auf ihren Büchern sitzen und so völlig unweltläufig werden. („Das ist wahr!“) Zur Begründung des Nichtvorhandenseins geistiger oder persönlich höherer Kräfte benutzt er die Naturhistorie oft nicht ohne blendende Scheinbeweise, und eifert insbesonders gegen die vorgebliche Stufenleiter der Wesen, welche vom Unvollkommenen zur Vollkommenheit aufsteigen, und am Ende gar ein höchstes Wesen in mögliche Aussicht stellen könnten. Nach ihm sind alle Wesen von Haus aus revolutionär, d. h. keineswegs einander untergeordnet, sondern neben einander selbstständig bestehend. Er findet am Niedrigsten so gut einen freien Willen als im Menschen, und die allerwärts herrschende Gütergemeinschaft als Vorbild unserer europäischen Socialreform scharf ausge-

prägt. Er entdeckt sogar an den unscheinbarsten Meerthieren und Infusorien eine Metamorphose, die mit dem Lebenslaufe des Menschen ganz übereinstimmt, eine verständige Jugend, thätige Manneskraft, Lust zu Reisen, endliche Müdigkeit, Ruhe, Verdummung und kindisches Alter, woraus unwiderleglich hervorgeht, daß bei allen natürlichen, d. h. überhaupt wirklich seienden Wesen von der Käsmilbe bis zum Menschen einschließlich die Jugend die klügste, herrschertüchtigste Art ist — für unsere Staasformen gewiß von unberechenbarem Einfluß. Deßhalb sagt er als Repräsentant dieser klugen Jugend, die er auch als „liebe Gassenjugend" des Nähern zu bezeichnen pflegt, unverholen: „Wir wollen stolz sein und den Kopf so hoch tragen, als wir nur irgend können und unsere Hälse reichen; nur die Lumpen sind bescheiden. (Unermeßlicher Beifall! Viele Stimmen: „Ganz richtig.") Ich konnte bei dieser erhabenen Stelle des Vogt'schen Stolzes nur bedauern, daß sein Hals so kurz und die Welt somit um ein schönes Bild wahrer Menschenwürde ärmer ist. (Tiefe Bewegung.)

Auf diesem Wege ist es ihm ausgemacht, daß nur ein idealer Querkopf von Seelenunsterblichkeit reden kann, welche offenbar nicht länger dauern kann als die Materie in bestimmten Phasen des Uebergangs und Kreislaufes der ewigen Welt. Nur diese Ansicht erklärt den tödtlichen Haß, welchen Herr Vogt gegen das Christenthum und den Katholicismus insbesonders nährt, sowohl in Bezug auf Glaubens- als Sittenlehren, welche nach seiner Meinung das Menschengeschlecht leiblich und geistig verkrüppelt und entwürdigt haben, so daß es für jede große That, für alle bürgerliche Freiheit, für Kunst und Wissenschaft unzeugungsfähig oder fehlgeburtträchtig geworden ist. (Zischen auf der Galerie.) Er nennt daher die Christen im bittersten Spotte stets nur Nazarener, und den Namen Christus spricht er nie aus ohne ruchlose Beimischung von Gassenwitz. Mit gleicher Wuth lehnt er sich gegen das Evangelium oder die Bibel auf, deren Inhalt er als verkehrt und unbedeutend lächerlich zu machen sucht, oder solche Momente daraus hervorhebt, welche in seiner ungewaschenen Art zur Lästerung des Heiligsten für christliche Ohren dienen können. In solchem Sprudel eines bisher unbekannten Wahnsinnes, gegen den die französischen Religionsverächter nach Voltaire'schem Zuschnitte als

mäßige, wohlgezogene Leute erscheinen, nennt er das Christenthum „die Barbarei des Glaubens, welche Weiber hat, die keine Kinder gebären, und Männer, die keine zeugen können, die Dummheit der Hoffnung, welche Lohn erwartet, der nicht genossen werden kann wie ein Schluck Wein, und den Wahnwitz der Liebe zu unkörperlichen, also gar nicht existirenden Wesen, welche die Phantasie erfunden und die Pfaffen zu ihrem Vortheil ausgemalt haben."

Indem er auf diese Weise die Grundzüge des christlichen Lebens mit meisterhafter Trefflichkeit anfeindet, will er aller christlichen Moral den Nerv abschneiden durch die Behauptung, daß die Demuth im Sinne des Evangeliums eine Pfaffenerfindung sei zum Ruine der Völker und jeder kräftigen, volksthümlichen Entwickelung, und kann von Herzen bedauern, daß Chateaubriand nicht früher gestorben, ehe er das Leben des Abbé Rancé, dieses unseligen Opfers der hündischen Demuth, geschrieben.

Diese unchristliche Weltansicht tritt besonders auf dem Gebiete der Kunst hervor, die Vogt, weil er einmal bei einem Zeichenlehrer gekritzelt und Fische abconterfeite, mit seiner gewöhnlichen Oberflächlichkeit bespricht. Die Antiken haßt er. Die Verewigung des unsterblichen Menschengeistes mit seiner schöpferischen Kraft in Stahl und Marmor erschüttert den sinnlichweichen Grogtrinker, und singt ihm wider alle Gebühr ein Lied von der Eitelkeit des Genusses und vom unzerstörlichen ewigen Gedanken über den Kartenhäusern irdischer Bestrebungen. Was den Menschen mit gesundem Kerne vor dem Apollo des Belvedere's und Laocoon ernst stimmt, treibt den Professor von Gießen schmählich in die Flucht, weil er die künstlerische Offenbarung des Geistes, den er leugnet, nicht aushalten kann. Er lächelt sogar, wenn er sich von seinem Schrecken erholt, denn er hat den Muth der Feigheit im beneidenswerthen Maaße. Um so lieber berauscht er sich mit dem heitern Spiel der Farben, und entwickelt eine grausenhafte Kunsttheorie für Maler, die ihm nur so viel werth sind, als sie alles Geistes bar und ledig. Die venetianische Malerschule hat bei ihm vorweg den ersten Kranz des Ruhmes, weil nach ihm Christus im venetianischen Style nichts weiter ist, als ein sinnlicher Mann von Venedig, der seinen Rehbraten so natürlich wie Vogt von Gießen in die Brühe tunkt, weil Maria die Hochgebenedeite nicht edler aussieht wie eine Köchin oder Zofe, weil hinter dem

Vorhange des Bildes ein vorwitziger Senator mit seiner fleischrothen Ehehälfte porträtähnlich auf das Abendmahl hinausschaut, das der Herr mit seinen Jüngern feiert, und sogar der treue Haushund nicht fehlt, der aus Morea eingewandert, die Ehre genießt, auf den Füßen des Erlösers zu liegen. Vogt hat von der eigentlichen Bedeutung der venetianischen Schule nichts anders, als den einzig kargen Nutzen zu ziehen gewußt, daß er sich sagen kann: „Der Nazarener sieht nicht viel schöner aus als unser einer!“ wobei jedoch die deutsche Professoreneitelkeit ein wenig größer ist als die Sinnlichkeit des belobten Kopfes. Am Ende gar das naive Eingeständniß, daß bei einer tüchtigen Vorstellung gar nicht viel darauf ankomme, ob das Bild Original oder Copie sei! Heiliger Fra Domenico von Fiesole und Bartolomeo von San Marco! So reden deutsche Professoren, die unser Land und Volk regeneriren wollen!

Und die unerhörte Entdeckung, die Vogt bei Raphael und Michel Angelo macht: „So lange diese Maler Christen waren, kein erträgliches Bild! Langweile, Aengstlichkeit, kurz die christliche Demuth klebte ihnen an, welche alles Hervorragende zu Grunde richtet und niederbeugt. Erst als sie Heiden wurden, waren sie, was sie immer bleiben werden. Die christliche Kunst ist nichts anders, als die Darstellung verzerrter Züge, welche der Glaube dem Reinmenschlichen aufdrückt, nichts als die Verhäßlichung des menschlichen Ideals, das sie zerknirscht und mit allen möglichen Flecken des Körpers und Geistes (!) beladen muß, um den Contrast des Göttlichen hervorzubringen. Der christliche Typus liegt in der Unterdrückung des Sinnlichen, welches den Menschen schön macht. Das Christenthum ist der lebendige Gegensatz aller Kunst, da sein Zweck ist, alles Sinnliche zu tödten.“ (Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung.) Diese an Originalität gewiß einzige Kunstdoctrin wendet er auf die christlichen Maler an, welche jetzt einen Namen in Europa haben.

Als Hauptzielscheibe dient ihm Overbeck, der leidige Nazarener, mit dem protestantischen Pfarrergesicht, obwohl widersinniger Weise katholisch geworden. Und so malt er Nazarener, die aus kräftigen Menschen zu ärmlichen Schneidergesellen herabgebracht sind, Gesichter, die aussehen wie Schafe zur Schlachtbank geführt, denen nichts übrig geblieben als Knochen und Haut, die nazarenischer Aberwitz ebenfalls weg destilliren möchte. Veit früher in Rom, gegenwärtig zu Frank-

furt am Main, einer der berühmtesten Meister im Fache der kirchlichen Historienmalerei, zugleich ausgerüstet mit den Früchten einer universellen Bildung, wie sie wenige Maler aufzuweisen haben, kommt nach dem absprechenden Urtheile Vogt's nicht besser weg, und wir gestehen, daß, wenn ein Maler Vogt's Urtheil für sich gewinnt, er nach unserem Gefühl ins unpoetische, trostlose Feld einer materialistischen Langweile eingelenkt haben muß, wo alle Poesie und alle Kunst erstirbt wie der Keim im ewigen Eise Sibiriens. Noch weniger Anklang findet bei Vogt mit Recht der gemüthreiche Steinle, dessen Handzeichnungen ebenso christlichinnig als meisterhaft zart ausgeführt sind, und der noch weit entschiedener als Veit ins Reich christlicher Kirchenandacht eingegangen ist, und selbst die Allegorie häufiger zur Anwendung gebracht hat, um das Unaussprechliche himmlischer Geheimnisse den Sterblichen zu vermitteln, was nach Vogt ebenso verkehrt für das Leben als gottlos für den Cult der Materie ist.

Was könnten die angeführten Koriphäen der heiligen Kunst von einem Manne für ein Lob erwarten oder annehmen, welcher cynisch genug ist, vom „katholischen Wust einer Disputa zu sprechen, die nur Raphael einigermaßen genießbar machen konnte?“ Von einem Manne, der herzlos genug ist, von Raphael's Verklärung den Anlaß zu nehmen, alle Menschenbildung, allen geistigen Aufschwung, alles Gefühl heiliger Andacht mit der frivolsten Ruchlosigkeit zu verspotten? Er schlägt zu diesem Ende seinem Freunde Stahl vor, auch eine Transfiguration zu malen. Zum Grunde wird Raphael's Meisterbild dieses Namens im Vatican zu Rom genommen. Die Personen werden durch See- und Muschelthiere ersetzt, deren größere oder kleinere Durchsichtigkeit stufenweise aufsteigend die Verklärung der Materie andeuten soll. An Christi Stelle erblicken wir ein Rizostom mit zwei anderen Meerraubthieren zur Seite, einerseits durch ihre Dreiheit die christliche Trinität zu verhöhnen, andererseits durch die räuberische, hundertmäulige Art derselben die güterfressende katholische Kirche zu kennzeichnen. Im Mittelfeld, an der Stelle der drei Apostel, sind wieder drei dunklere Meerthiere angebracht, in emporgerichteter Haltung, wodurch sie nach Vogt's Auslegung das christliche Gebet, die Himmelssehnsucht und den von der Erde abgewendeten Sinn der Christen parodiren, nichts zu sagen von der schwarzen Bodengruppe, wo das scheußlichste Meergewürm noch hinter

dem Gifte zurückbleibt, welches Vogt auf alles spritzt, was nicht abgeschmackt und niederträchtig ist. Sogar der Rechtsboden des Herrn v. Savigny geht nicht ohne Tropfen des Hohns aus. Und dieses Bild, die Historienmalerei der Neuzeit nach Herrn Vogt, setzt er mit der gehörigen Erläuterung an die Spitze des zweiten Theils seines Buches: „Der Ozean und das Mittelmeer.“ Und solchen abgeschmackten Wahnsinn eines gottvergessenen, der Erde überlieferten Geistes duldet die deutsche Nation? Wahrhaftig, wenn sie das thut, dann lebe wohl deutsche Einigkeit, deutsche Freiheit und deutsche Ehre!

Nach solchen Vorsätzen kann der Nachsatz, die Politik des Herrn Vogt, nicht mehr zweifelhaft sein. Sein Staatsgebäude ruht auf der Nothwendigkeit eines Lebens ohne Gott, ohne Religion, ohne Recht, ohne Tugend, auf der Unerläßlichkeit eines Krieges Aller gegen Alle, bis der letzte Funke menschlichen Gefühls ausgetreten, und die rohe Materie ihre eigenen Kinder gefressen hat. Und wenn er dabei so oft vom Blute spricht, so ist das keine Ziererei, wie vieles Andere im Wörterbuche der Wühler, die nichts so sehr fürchten als Bajonettspitzen, heiße Kugeln und geschärfte Schwerter, sondern eine Folge des Vogt'schen Systems, das der Grausamkeit und des Blutdurstes nicht ledig gehen kann und darf, denn beides liegt im Wesen der Thierheit, die uns hier als menschliches Ideal vorgepredigt wird. Und das Project dieser allgemeinen Verthierung in Deutschland wird getragen vom Manne, welcher jetzt unstreitig und ohne Nebenbuhler an der Spitze der linken Seite in der Nationalversammlung steht, und sich selbst als einzig mögliche Macht der deutschen Zukunft proclamirt hat!

Daher darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn Vogt jeden thierischen Ausbruch des Volkes nach seiner Art in Schutz nimmt mit der Gewandtheit eines Meisters der Lüge, der Verdrehung, der Schönrednerei, wie noch keiner dagewesen. Das beweist besonders seine vor einiger Zeit ausgegebene Schrift: „Der 18. September in Frankfurt,“ worin er die gleißnerische Beschönigung und Rechtfertigung des Frankfurter Aufstandes, des Mordes an Lichnowsky und Auerswald, der Gewaltthat an der Reichsversammlung auf die Spitze getrieben hat, aber dabei so viele Eingeständnisse macht, die uns lehrreich werden können, wenn wir einmal für unser gutes deutsches Recht so unternehmend werden, als die Linke für die Unterwühlung Deutschlands.

Er gesteht mit der ihm eigenen Schwatzhaftigkeit ein, daß die Sympathien des Volkes in Frankfurt für die Linke nicht vom ganzen deutschen Volke herrührten, das noch nicht gewonnen sei. Dieses in der Gesammtheit aufzuwiegeln, müsse der Linken vorzüglich angelegen sein, und da der offene Aufruhr nichts fruchte, weil von zu Wenigen ausgehend, so bleibe nichts übrig, als durch Wühlerei im Volke die Majorität der Reichsversammlung zu vernichten. Jedes Mittel sei zu diesem Zwecke gut, und nichts sei thörichter, als in der Wahl derselben wählerisch zu sein. Schmerling habe sehr unrecht gehabt, das lustigheitere Osterspiel des 18. Septembers, wo alles nur Spaß gewesen, dieses Fest der lieben Straßenjugend, wozu die Soldaten selbst lächelten, so tragisch zu nehmen und daraus „Fäden zu spinnen zur Unterdrückung jeder freien Aeußerung, zur Verhinderung besserer Volkszustände und zur Umstrickung der öffentlichen Meinung.“ Man müsse einmal abkommen von der veralteten Thorheit, die Armee als Repräsentantin der deutschen Einheit anzusehen. Hätte man am 18. September die Preußen entfernt, die Oesterreicher in vereinzelte Patrouillen aufgelöst, augenblickliche Amnestie für alle Thaten dieses an sich harmlosen Tages bewilligt, und insbesonders die Linke als mitverwaltende Stadtbehörde dem Volke gegenüber anerkannt, so wäre ohne Zweifel alle weitere Unordnung verhütet worden. Selbst die Mörder des Fürsten Lichnowsky und des Generals Auerswald hätten sich „ohne Rohheit, ja sogar mit Höflichkeit“ betragen, und man müsse bedauern, daß die letzteren nach ihrer herausfordernden Art die einzigen Urheber ihres eigenen Unterganges gewesen seien. Gefehlt habe in dieser Sache die Mehrheit der Reichsversammlung allein, weil sie sich in ihren Beschlüssen gegen so harmlose Vorgänge „habe hinreißen lassen zum Ausbruche tobender Leidenschaft, zur Beleidigung aller Würde, zum Vergessen alles parlamentarischen Anstandes und jeder parlamentarischen Sitte.“ Es sei daher für jeden deutschen Ehrenmann unerläßlich, alle Kraft des „Fanatismus,“ alle „Kloaken der Leidenschaft,“ alle „Schlangen der Verläumdung,“ allen Schmutz „der Verdächtigung“ gegen die Majorität loszulassen. „Man muß sie besudeln mit dem Schmutze der Verdächtigung!“ schließt Vogt seine Schrift, die er im Auftrage der zwei äußersten Fractionen der Linken im deutschen Hof und im Donnersberge für das deutsche Volk bekannt gemacht hat.

Solche Schriften läßt des Haupt der Linken drucken, colportiren, unentgeltlich vertheilen, und klagt über Preßdruck! Und die Reichstagszeitung erfüllt redlich, was Vogt von jedem Freunde der deutschen Volksfreiheit fordert. Sie bringt jeden Tag unerhörten, in keinem civilisirten Lande jemals dagewesenen Schmutz von wildesten Ausbrüchen gegen die Majorität der Reichsversammlung, von Aufreizungen unverzeihlichster Art, wo die Lüge als privilegirtes Mittel in unausgesetzter Thätigkeit ist, von Verhöhnungen aller Ordnung und jedes sittlichen Gefühls. Sie wird in unzähligen Exemplaren auf dem Lande vertheilt, aufgedrungen, angepriesen, und jeder Mann der Linken ist ihr natürlicher Bundesgenosse, Verbreiter, Ausleger. Aus diesen Stricken flicht sich das Schiffstau der Begriffsverwirrung mit abentheuerlichen Gerüchten, Volksmißstimmungen, Todesdrohungen und geballten Fäusten zurück in die Nationalversammlung, und sonst kluge Leute stehen verblüfft vor dem schrecklichen Phantom, eingeschüchtert, besorgt um ihr liebes Leben, ach! ums theure Haupt! Daher die lächerlichen, sinnlos selbstmörderischen Beschlüsse für die Wiener Revolution, für den Berliner Reichstag, die in der Versammlung sonst weder Anklang, noch Beistimmung haben. Sogar das Reichsministerium hat in dieser Sache den Kopf verloren, und während die Democraten in der reformirten Kirche sich zuflüstern, wie ich es selbst gehört habe, daß Schmerling's Hals vortrefflich zum Geköpftwerden gemacht sei, während sie mit lüsternem Blutdurste sich an dieser Eigenschaft des Premierministers weiden, erklärt sich der geschlagene, ausgleichungssüchtige Mann, uneingedenk seiner früheren Haltung, uneingedenk seiner eigenen Erfahrungen, von der Tribüne gegen Windischgrätz! Ich gestehe, wenn das zur deutschen Einheit, Freiheit, Größe führt, dann bin ich kein Hesse mehr, jam dudum vera vocabula amisimus, quia alienarum rerum largitio liberalitas et malarum rerum audacia fortitudo vocatur!"

Rettich hatte den letzten Theil seiner Rede mit erhöhtem Nachdruck vorgetragen, die Versammlung war immer lautloser und ernster geworden, nur tiefe Athemzüge machten sich noch aus der Masse bemerkbar. Mit dem letzten Worte sprang der Redner in einem Satze von der Tribüne auf seinen Stuhl herab, und setzte sich schweigend zu den Schweigenden. Dem Präsidenten war das Haar zu Berg gestiegen, er hielt sich krampfhaft an den Ecken seines Pultes.

Ueber ihm flammte unerwartet ein Gaslichtkranz auf um das Bild des Kaisers Rudolph, als hätte ein überirdischer Hauch ihn angeblasen. Die Hinterthür des Saales ging zu gleicher Zeit auf, und Leonardo klingelte herein mit einer Mandoline, und flog furienhaft um die Anwesenden in jenen seltsam wilden Sprüngen wie die Hirten auf der römischen Campagna, mit Zweigen umflochten, des Abends um ihre Feuer tanzen. Sein Carricaturenbilderschmuck flatterte in grausiger Unordnung von Kopf und Schultern, während sein schlanker, schöner Leib im Tacte zur Mandoline eine Fülle von zierlichen Bewegungen entfaltete, die nur von innerer Harmonie getragen sein konnte. Und als er dreimal um die Zuhörer gebraust, drückte er dem Herrn Rettich mit einem schallenden Kuß auf die Wange einen Kranz von Epheu auf die spärlichen Locken. Die ganze Gesellschaft erhob sich beglückwünschend, und hätte bald aus Zärtlichkeit die theuren Athemzüge des tapfern hessischen Offiziers in Bedrängniß gebracht, wenn nicht von der Hinterthür eine bekannte, leider entlehnte Melodie in die Versammlung erschollen wäre, mit dem untergelegten Texte: „Noch ist Deutschland nicht verloren!“ eine Poesie und Veranstaltung des thätigen Leonardo, der sich schon seit acht Tagen mit fünf Knabenstimmen aus der Nachbarschaft eingeübt hatte. Am Ende des Liedes war kein Auge thränenleer, und man konnte kaum unterscheiden, war es Freude, oder Schmerz, wir hoffen beides! Die Freude hatte ihre Berechtigung in der Erfahrung, daß noch so viele Herzen dem Guten zugeneigt sind, daß bei jeder zufälligen Veranlassung die Keime deutscher Wahrheit, Redlichkeit, Güte hervorbrechen, wenn man sie nur zu locken versteht, daß die ruchlose Zunft der Volksverführer weit weniger bedeutend ist als ihr unverschämtes, keckherausforderndes Geschrei glauben machen will. Der Schmerz war bei solchen Erlebnissen nicht minder natürlich, einerseits um das deutsche Blut, das im Verführer und Verführten jämmerlich und nutzlos verloren geht, andererseits über die Feigheit der Guten, die sich dem Kampfe so gern entziehen und die freche Minderzahl gewähren lassen. Möge unsere Freude und unser Schmerz ein fröhliches Zeichen sein für eine glückliche deutsche Zukunft! Sie waren jedenfalls so ernst, daß wir seit dieser Zeit nicht mehr daran dachten, Parlament in Hochheim zu spielen.

Die Fahnenweihe in Finthen am 3. December 1848.

Es war am 2. December Samstag Abends, als mich die Taunuseisenbahn durch die nebliche Wintergegend von Frankfurt hinunterführte nach Castell, einem starkbefestigten, ansehnlichen Orte am rechten Rheinufer, der Stadt Mainz gerade gegenüber. Ich rastete in einem Gasthause daselbst aus von der wilden Fahrt, und fand noch alle Köpfe voll von der Trauerfeierlichkeit, welche in der dortigen katholischen Kirche für Robert Blum Statt gefunden hatte. Der Gefeierte, man muß es eingestehen, ist bei der unermeßlichen Mehrheit des deutschen Volkes nirgends beliebt, man verabscheut ihn als Wühler, und bedauert kaum sein verhängnißvolles Ende in Wien. Aber diese Mehrheit verhält sich still und ruhig als hätte sie in der Sache gar nichts zu reden. Dagegen führen in den Landgemeinden die überall gebildeten und mit den schlechtesten Grundsätzen verdorbenen Turnergesellschaften das große Wort, unter der Leitung der democratischen Vereine, in welchen sich der Abschaum proletarischer Wünsche und Begierden zum Schrecken aller Besitzer ablagert, und mit der Vorliebe für die rothe Republik wahnsinnigen Haß gegen alles Christenthum verbindet. Diese Gesellschaften beherrschen mit Drohungen, Sonntagszusammenkünften, Schützenfesten und Umzügen das Landvolk, und die Freiheit des Waffentragens gibt der rohen Gewalt gegen friedliche Mitmenschen den nöthigen Nachdruck. Sie sind die Träger der künstlich gemachten, oft mit geheimen Geldzuflüssen bezahlten öffentlichen Einschüchterungen und Demonstrationen, jetzt für Robert Blum, der als mythologische Person und Symbol republikanischer Weltverbesserung die Ausbrüche wilder Leidenschaft heiligen soll. An die Turner schließen sich die Arbeiter, Handwerksbursche und Landstreicher an, mit der Keckheit Alles zu wagen, und selbst den friedlichsten Bürger und Landmann wo nicht zu überzeugen,

doch wenigstens zur Unthätigkeit in politischen Dingen zu nöthigen. Deßhalb liegen auch die Wahlen auf breitester Grundlage meistentheils in ihrer Hand, und ihre Unverschämtheit und Jugend ersetzt reichlich, was ihnen an Weisheit und Erfahrung abgeht.

Von diesen wurde nun beschlossen, in Mainz eine Trauerfeierlichkeit für Robert Blum zu veranstalten, von eindringlich politischer Bedeutung, mit der besondern Absicht, die tapfere Garnison der Festung zu ärgern. Der Versuch mißlang. Keine Kirche war für diesen Zweck zu haben. Man wendete sich aufs rechte Ufer des Rheins, wo in Castell ein schwacher katholischer Priester sich bereit finden ließ, eine Hochmesse für die in der katholischen Religion verstorbenen Mitglieder der Familie Blum zu singen. Durch den letzteren Beisatz hoffte der Feige sich zu decken, und die Turner wünschten nichts weiter, als die äußerliche Veranlassung, ihre politische Gesinnung kund zu geben. So ging das kirchlich-politische Aergerniß für alle Gutgesinnten in bester Form vor sich, und der Ortsgeistliche lud sich dadurch ein ewiges Brandmal auf die Seele, das durch die Mißbilligung seiner Handlungsweise von Seiten der obersten bischöflichen Behörde noch verschärft wurde.

Bereits stand der Mond hell am Himmel im Geleite zahllos schimmernder Sterne. Frische Lüfte athmeten am Stromufer herüber und hinüber, und die Strahlenblitze von tausend Lichtern flackerten zauberhaft durch die dämmernde Nacht. Ein Jüngling vom kräftigen Blute des Hundsrückens hatte sich mir als Führer angeschlossen, und plauderte so geläufig seine rheinländische Mundart, daß ich Mühe hatte, dem Verständnisse seiner Rede zu folgen. Die unbeschreibliche Pracht der nächtlichen Landschaft erfüllte meine Seele mit Lust, und erweckte zugleich Gefühle aus ferner Heimath voll Schmerz und Sehnsucht. Geheimnißvoll rauschend ging der Rheinstrom in seiner üppigen Macht und Größe, die man an der Donau, am Po und an der Elbe vergeblich sucht, durch die lange Schiffbrücke zwischen Castell und Mainz, und der Wiederschein des gestirnten Himmels tanzte mit tausendfältigen Funken auf den kräuselnden Wellen. Die Thürme von hüben und drüben, die weißen Häusermassen mit flammenden Lichtaugen hinter den röthlichen Festungswerken hoben sich wie schwankende Mährchen vom dunkleren Grunde der Luft, und erfreuten mich

mit den wunderbaren Bildern einer unbegrenzten, beweglichen Welt, an denen die Phantasie nach Herzenslust träumen und deuten kann. Die Hügel der weiten Runde waren in ihren finsteren, abgeflachten Formen eingesunken wie schläfrige Schildwachen eines Belagerungsheeres, und verlorene Nebelflecken stiegen duftigkraus empor wie Athemzüge der Schlummernden aus winterlicher Landschaft.

„Ist in Mainz Alles ruhig?“ fragte ich meinen Begleiter gedankenlos, um das Schweigen zu unterbrechen. „O ja!“ erwiederte der Junge nachlässig, „nur heute war ein Crawall wegen der Gemeinschulen für Katholiken und Protestanten. Nun ist's auch vorbei, denn die Mainzer hören immer wieder zur rechten Zeit auf. Sind ein paar Lumpen zur Thüre hinausgeworfen und einige Augen blau geschlagen, so kommt der Friede in alter Zutraulichkeit zurück, und man fühlt es, daß nur ein Mainz auf Erden ist.“ Und so fing er allerliebst zu erzählen an, daß ich gar nicht merkte, wie kothig die Wege, wie eng und krumm die Gassen und Gäßchen, wie labyrinthisch die Schlüffe der Drusus- und Bonifaziusstadt sind. „Als uns noch der Kurfürst des heiligen römisch-deutschen Reiches regierte,“ sagte er mit weicher Stimme, „o da gab's nach den Erzählungen meines seligen Vaters ein gutes Leben in Rheinhessen, wir waren glücklich ohne Turner und Bürgerwehr, mit unseren Klöstern und Domstiften, mit unseren Prozessionen und Litaneien. Der Hunger, welcher jetzt eine so einflußreiche Rolle spielt, war uns fast unbekannt. Jetzt ist Alles anders geworden, und Zitz Napoleon führt ein gräuliches Regiment. Sie kennen ihn ja diesen Mann des Volkes in seiner wohlbeleibten Gestalt mit seiner königlichen Nase, mit seinen mächtigen Purpurlippen, mit der Rede, die Alles wahrscheinlich, aber Weniges glaubwürdig machen kann, mit einer Art liebenswürdigen Stammelns, das nicht allen Buchstaben des Alphabetes gleichmäßig gewachsen ist wie den Volksmassen, die an seinem Munde hangen. Er stammt aus einer gutkatholischen Familie von Mainz, leider zu ihrem Schmerz an Glauben und Sitte frühzeitig verkümmert in den Clubs republikanisch-communistischer Wühlerei, durch oftmalige Reisen nach Paris eingeweiht in die Pläne der unermüdlichen Umwälzungspartei in Europa, Großclubmeister aller democratischen Vereine Süddeutschlands, an Unverschämtheit jedem andern Volksbethörer am

Rhein überlegen, wenn gleich voll hoher Redensarten von persönlicher Ehre, dem Gelde zugänglich für Zwecke seiner Politik, und rastlos thätig im Sinnengenusse. Er wußte sich in seiner Advocatenstellung zu Mainz aus Handwerksgesellen, die gern Meister werden wollten, aus Arbeitern des Odenwaldes, des Hardtgebirges, des Hundsrückens, welche Aufnahme in den Bürgerverband der reichen Stadt anstrebten, aus der Turnerjugend, die ohne Verstand und Welterfahrung regieren will, eine prätorianische Leibwache zu bilden mit der Schlauheit des Pisistratus, aber ohne seinen Edelsinn, ohne seine Bildung, und beherrscht damit seine Vaterstadt durch Schrecken, Schmeichelei und Lüge, selbst der Hoffnung nicht fremde, bei günstiger Gelegenheit einen Otto oder Vitellius zu spielen, weil seine Eitelkeit noch größer ist als seine Lust. Durch solche Kunst wurde er rasch nach einander Vorstand der Mainzer Bürgerwehr, Abgeordneter in der Kammer zu Darmstadt, wo er mit Heinrich v. Gagern und Wernher v. Nierstein den frühern Kern der Opposition gegen die Regierung bildete, und Mitglied der deutschen Reichsversammlung zu Frankfurt. Und als nach einer, vom ehemaligen darmstädtischen Minister Heinrich v. Gagern, jetzigem Präsidenten des Reichsministeriums, erlassenen Verordnung im Jahr 1848 auch für Mainz ein Bezirksrath zur Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten gewählt werden mußte, so brachte es Zitz durch die Fäuste, Drohungen und Zudringlichkeiten seiner Proletarier dahin, daß er Präsident der vier und zwanzig, fast durchweg radicalen Bezirksräthe wurde, und somit unbeschränkt über Stadtgut, Schule und äußeres Kirchenwesen regieren kann, wobei nicht übersehen werden darf, daß Leute von ein und zwanzig Jahren, wenn auch nur zufällig zu Mainz in Arbeit stehend, als Wähler auftreten durften. Durch diese unvernünftige Verordnung des v. Gagern-schen Gesetzes haben die Wühler freie Hand, alle Bürgerwahlfreiheit zu ersticken, und der ärgste Terrorismus legt sich beängstigend auf alle städtischen Verhältnisse. Zitz richtet sein Augenmerk als Präsident des Bezirkrathes vorzüglich auf die Ansiedelung der größtmöglichsten Menge auswärtiger Proletarier im städtischen Verbande, und in der That erhält Jeder die Aufnahme, welcher über fünfzig Gulden Vermögen genügende Auskunft, ja oft sehr täuschende Bürgschaft guter Freunde nachweisen kann. Dadurch wächst sein Anhang in

eben dem Maaße, als die mit Armen überfüllte, in ihren Wohlthätigkeits- und Krankenanstalten erschöpfte Bürgergemeinde ihrem Verderben entgegengeht.

Seine zweite Bemühung geht auf die Verwendung des katholischen Schulfonds für Gemeinschulen zu Gunsten der Protestanten, welche bisher an den katholischen Confessionsschulen nie Antheil hatten, noch haben konnten. Zu diesem Zwecke trat eine Schulcommission in Thätigkeit, aus fünf Mitgliedern, deren vier protestantisch, das fünfte zwar katholisch ist, aber seine mit einer protestantischen Frau erzeugten Kinder in der Religion der Mutter erziehen läßt. Daß diese in einer größtentheils katholischen Stadt von nicht weniger als 40,000 Einwohnern die Confessionsschulen unterdrücken und Gemeinschulen einführen würden, erwartete man um so mehr, als die Bevölkerung schwankend eingeschüchtert, durch falsche Vorspiegelungen irre geführt, den allgemeinen Ingrimm über die unwürdige Tyrannei größtentheils verbiß, und sich aus den unsauberen Kreisen ewiger Aufregung in die Familie zurückzog, den Democraten freien Spielraum gewährend. Diese, mit ungemeiner Beharrlichkeit, List und Gewalt vorgehende Thätigkeit des Herrn Zitz zur Verbreitung republikanisch-antichristlicher Grundsätze unter dem benachbarten Landvolke wurde unterstützt durch seine Busenfreunde Löhr und Mohr, beide emsige Gönner der Deutschkatholiken mit dem charakteristischen Hasse gegen positives Christenthum; Löhr, Herausgeber eines Volksblattes, das an Frechheit, Schmutz und Lügenhaftigkeit jede andere Schandschrift in Deutschland übertrifft; Mohr, Abgeordneter des deutschen Reichstages zu Frankfurt und der Deputirtenkammer in Darmstadt. Auch Löhr ist der Sohn einer ehrenhaften katholischen Familie wie Zitz; um seine jetzige Ausartung zu bezeichnen, sagt man in Mainz: „Wenn man die Pfalz verderben will, muß man einen Pfälzer wählen!" Und in der That, die Untreue entarteter Katholiken gegen ihre Kirche und den christlichen Staat tritt in dem hiesigen Wirrsale so schamlos und übermäßig auf, daß man unter billigen Protestanten weit mehr Achtung für unsere katholischen Forderungen antrifft, wie der heutige Crawall in Mainz sattsam gezeigt hat."

„Die Schulcommission, bestehend aus den Protestanten Deininger, Dietrich, Hestermann, Noll und dem anrüchigen

Katholiken Prickarts, versammelte sich in öffentlicher Sitzung, um die Umgestaltung der Confessionsschulen in Gemeinschulen durchzuführen, angetrieben von achtzehn Schullehrern, die sämmtlich vom Wahnsinn einer unchristlichen Zeit bethört, die Verwirklichung der Eisenacher-Schullehrerversammlung in frecher Auflehnung gegen jedes religiöse Bekenntniß ungestüm forderten. Dagegen erhob sich unter der Leitung des Domherrn Lennig, der Seele bischöflicher Amtsverwaltung, der Mainzer-Piusverein und erklärte ein solches Verfahren für eine himmelschreiende Verletzung alles Rechts und aller Gerechtigkeit. „Unsere katholischen Schulen sind vom Anfang an katholisch gewesen," hieß es in der gedruckten Protestation, „Katholiken haben sie gegründet, der Schulfonds ist ein reinkatholischer, für die Bedürfnisse der Katholiken bestimmt, und als solcher von jeher vom Staat und von der Gemeinde anerkannt. Eine Vernichtung unserer katholischen Schulen, wie sie jetzt beabsichtigt wird, ist ein Angriff auf die religiöse Ueberzeugung, eine Verletzung der Gewissensfreiheit aller katholischen Eltern, Gewissenszwang und Proselytenmacherei im großartigsten Maßstabe an katholischen Kindern geübt zu Gunsten der irreligiösen Freidenkerei. Wir protestiren feierlich gegen die Grundsätze, wie sie in der, dem hiesigen Gemeinderath überreichten, Denkschrift der Schullehrer enthalten sind, wir fordern Gerechtigkeit für die Katholiken, wie wir sie den Protestanten zuerkennen, nimmer werden wir zu Gunsten unchristlicher Doctrinen, zu Gunsten unkatholischer Lehrer das unschätzbare Gut der katholischen Schulen fahren lassen." Auch die bischöfliche Behörde, früher unter dem befangenen, vom auflösenden Geiste der Neuzeit gestreiften Bischof Kaiser saumselig, war bereits seit längerer Zeit erwacht und richtete an die Schulbehörde eine Verwahrung gegen die Gemeinschulen, worin vorzüglich das Recht der katholischen Gemeinde auf das katholische Schulvermögen mit Nachdruck betont war. Diese Entschiedenheit von Seiten der Katholiken wirkte auf die Mitglieder der Schulcommission. Der Protestant Hestermann, wegen seines ehrenhaften Charakters auch bei den Katholiken in hoher Achtung, erhob sich in der Versammlung mit dem Erklären, daß er zwei Punkte der vorliegenden Streitsache allerdings für begründet halten müsse, zunächst die Furcht, durch Annahme der Grundsätze der Schullehrer die Religion aus der Schule zu verdrängen, wozu er nie

seine Zustimmung geben könne, da er dieselbe für das einzige Heil der Gesellschaft betrachte; sodann das Recht der Katholiken auf ihre Schulfonds, das die aufmerksamste Rücksicht verdiene. Es unterliegt daher wohl kaum einem Zweifel, daß die Schulsache, welche durch diese Anstände schwierig geworden, einer neuen Beherzigung von Seiten des Gemeinderaths unterzogen werden müsse. Noll, dessen Billigkeit ebenfalls rühmende Anerkennung verdient, machte die weitere Bemerkung, daß er die Klage der Katholiken, welche die überwiegende Mehrzahl der Mainzer Bevölkerung bildeten, gegen eine fast ganz protestantische Schulcommission ebenfalls anerkennen müsse; er sei daher bereit, aus derselben auszutreten und einem Katholiken Platz zu machen. Zu diesem Ende schlage er an seine Stelle den allgemein geachteten Bürger Nyllius vor. Da brach der Sturm der Galerie los. „Windischgrätz! Windischgrätz!" scholl es höhnisch aus dem Volkshaufen, und die Unruhe konnte nur dadurch beschwichtigt werden, daß man den Rufer zur Thür hinauswarf. Als hierauf durch ordnungsmäßige Wahl Nyllius wirklich zum Mitgliede des Schulraths gewählt wurde, krähte eine wüthende Stimme: „Hängt ihn! Hängt ihn!" Der Schreier wurde auf die Anzeige eines Mainzer Bürgers, welche über die Person keinen Zweifel übrig ließ, gleichermaßen aus dem Sitzungssaale fortgeschafft, und bis auf weitere Beschlußfassung die Zusammenkunft der Schulcommission vertagt. Beim Fortgehen erhielt der Mann, welcher den letztern Rufer namhaft gemacht hatte, einen so gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß er zusammenstürzte, und sich nur mühsam erholte, ohne daß man ausmitteln konnte, wer denselben geführt."

An diese Mittheilung meines Begleiters reihte sich die weitere Wahrnehmung, die mir überall ungesucht entgegen kam, daß die rechtschaffenen Bürger sich wirklich alles Ernstes abschlossen gegen die Wortführer der democratischen Partei, theils aus Ekel über den Cynismus derselben, theils aus Liebe zur häuslichen Ruhe und Sicherheit. So ist es gekommen, daß das schöne katholische Mainz, wo einst der Glaubensprediger Bonifazius den Grundstein zur katholischen Kirche Deutschlands gelegt, wo die Religionstreue der Bewohner alle Stürme der Reformation muthig überdauert, wo mehr als ein großer Kurfürst die Stadt mit unvergänglichem Ruhme verherrlicht

hatte, wo uns zur innigsten Freude eine Andacht und Gottbegeisterung aus den überfüllten kirchlichen Festversammlungen entgegen weht, die man selbst in Italien vergeblich sucht, unter dem schmachvollen Joche des Herrn Zitz und seiner Genossen innerlich zerrissen, an Glauben und Wohlstand gefährdet in stummer leidensvoller Gestalt, den verlorenen Muth wieder sucht, die Fesseln unwürdiger Knechtschaft zu zertrümmern.

Indessen geht die Agitation der Wühler rastlos fort. Aus der Stadt schlingt sich der verhängnißvolle rothe Faden in die Landgemeinden hinaus, und die Turner sind die Apostel der neuen Lehre, welche sich überall gegen die Kirche und das Evangelium eben so entschieden auflehnt, als gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit. Während des Sonntagsgottesdienstes sind die Wehrübungen, die Volksversammlungen, die Standreden angesetzt, um die sämmtliche Jugend vom einzigen Heilsmittel gegen sittliche Verwilderung abzuziehen. Thut der Geistliche seine Pflicht, spricht er von der Kanzel seine Mißbilligung gegen diese unchristliche Richtung aus, so sammeln sich die Turner während seines Vortrags in der Kirche, und fällt ein, ihnen mißfälliges, Wort, so entsteht Tumult, der Ruf tönt: „Pfui, pfui, du Pfaffe! Herunter mit ihm!“ so daß der Gottesdienst unterbrochen werden muß. Ja man erlebte den Fall, daß die Turner einen braven Landgeistlichen vor ihr Ehren- und Schiedsgericht luden, um ihn zu bestrafen, weil er seine Gemeinde aufgefordert, sich nur an Gutgesinnte zu halten. „Das führe Theilung in die politische Gleichheit aller Gemeindeglieder und störe die Brüderlichkeit aller Menschen.“ Man drohte zugleich mit Pulver und Blei, das man in Wien gegen die Volksaufwiegler so anstößig fand. Wird in einer katholischen Gemeinde eine besondere kirchliche Feier begangen mit möglichem Eindruck auf die Gemüther für die gute Sache, so schleudern die Turner furchtbare Drohungen umher, um die Leute von aller Theilnahme an derselben abzuhalten. „Wer mithält, dem sollen alle Glieder zermalmt und der Kopf wund geschlagen werden; man werde die Prozession mit gewaffneter Hand auseinandertreiben und die Kirchgänger gründlich heilen von aller Vorliebe für die Pfaffen; es sei unzeitgemäß anderen Fahnen zu dienen, als der einzig unbefleckten, der Turnerfahne des Bezirkes.“ Schlechte Bücher, irreleitende

Placate, Schmutzblätter, Wahlumtriebe, Anschwärzungen gutgesinnter Katholiken, unerhörte Beschimpfungen kirchlichtreuer Priester werden unter städtischer Oberleitung durch die Turnerjugend verbreitet, vertheidigt, und gegen Andersdenkende mit Trotz gehandhabt. Der politisch-moralische Zwiespalt dringt in die Familie ein, trennt die Kinder von den Eltern, und verhöhnt das Alter auf erschreckende Weise, so daß die „Intelligenz," welche allen Gehorsam, alle Liebe, alle Religion, alle Kirche ersetzen soll, dem Menschen nur bis in das vierzigste Jahr beiwohnt, und nach dieser Periode thatenreicher Jugend selbst die beste Volkskraft zum „alten Eisen" wirft für den Rost der Reaction, der Intrigue, der Pfaffenfurcht. Welche Verwilderung der Sitte durch ein solches Leben und Gebaren bei der männlichen Jugend einreißt, und von den Volksverderbern geflissentlich in Schutz genommen wird, kann sich ein Welterfahrner ohne unsere Bemerkung denken. Was Herodot den persischen Königen vorwarf, daß sie das Volk absichtlich mit Saitenspiel, weiten Gewanden und lustigen Feiertagen zu verweichlichen suchten, um dasselbe für knechtische Unterwürfigkeit desto fügsamer zu machen, das wird jetzt von den Democraten in größter Ausdehnung, nur in anderen Formen betrieben. Die Turnübungen, höchst mangelhaft und einseitig aufgefaßt, dienen bloß als Rahmen, die Jünglinge zu einigen und zu versammeln, um ihren Verderb auf die kürzeste und wirksamste Weise zu bewerkstelligen, und sie als willenlose Schaar stets zur beliebigen Verfügung zu haben, so daß eine Stelle des römischen Dichters auf die Turnerjugend wie gemacht scheint: Nos numerus sumus et fruges consumere nati.

Daher die Erscheinung, daß sich bei diesen von Geburt kräftigen Jungen der wahre selbstbewußte deutsche Muth, die schönste Zierde unserer wackeren Volksstämme, in eben dem Maaße verliert, als die sittliche Rohheit zunimmt, und die Neigung zum Meuchelmord, in tausend Erzeugnissen der schmachvollsten Presse offen gepriesen als einziges Mittel, die Welt zur Anerkennung der democratischen Forderungen zu bringen, geil und üppig in den Gemüthern der Verführten aufschießt. Daher die betrübte Erfahrung, daß diese eisenfresserischen Gesellen vor jeder regelmäßigen Gewalt des Militärs schmählich die Flucht ergreifen, und ihr Haupt wie Herwegh vor grimmiger Todes-

furcht in abgelegenen Winkeln verstecken, und sich von mitleidigen Weibern trösten lassen. Als die preußischen Husaren ins Rheingau einzogen, um die künstlich genährte Volksgährung zu beschwichtigen, und die bramarbasirende Jugend zu entwaffnen, fielen zum Theil höchst lächerliche Geschichten vor. Ein Maulheld der Turnergemeinde unweit Heidesheim, bis an die Zähne bewaffnet, erschrack beim Anblick eines Husaren mit blankem Säbel dergestalt, daß er alle Waffen fallen ließ, rücklings in einen Graben stürzte und kläglich um Schonung flehte. Es war jedoch vom Husaren nichts Böses gegen das junge Turnerblut beabsichtigt, nachdem er sich der Waffen entledigt hatte. Seine wehrlose Heimfahrt geschah so eilfertig und verzagt, daß noch jetzt die ganze Gemeinde über das knabenhafte Herzweh des flüchtigen Turners spöttelt. Ist eine solche Zaghaftigkeit im vorliegenden Falle dem Gemeinwesen ersprießlich, so wird doch jeder Vernünftige die Vorschule solcher Feigheit als nationale Calamität für deutsche Größe verabscheuen. Ueber diese Erscheinung darf man sich übrigens nicht wundern. Nimmt man dem deutschen Gemüthe seine moralische Reinheit, seinen Gottesglauben, den erhebenden Gedanken der Unsterblichkeit, seine kirchlichfromme Treue, so verliert es den Boden worin die Kraft, die Kühnheit, der Heldenmuth wurzelt; der Franzose kann darüber hinaus noch sein Leben theuer verkaufen, aber dem von Natur langsamen Deutschen bleibt nichts übrig als das Laster und die Feigheit.

Damit uns jedoch Niemand der Uebertreibung zeihe, wollen wir an einem ganz nahe liegenden Beispiele die traurige Quelle der erwähnten Erscheinungen näher begründen. Dem deutschen Volke am Rhein und Main ist Julius Fröbel, angeblicher Professor aus Berlin, für die Reußischen Lande jüngerer Linie in die Reichsversammlung zu Frankfurt gewählt, hinlänglich bekannt, ringsumher Prediger und Verbreiter des schmutzigsten Communismus, in seiner leisen, scheinbar mäßigen Art das Verderben von Stadt und Land. Er tritt ohne auffallende Ansprüche auf, schlank gebaut, nachlässig gekleidet, mit länglichem Gesichte, das aus schwarzer Bartverwilderung frühzeitig gerunzelt, angegriffen, in sich gedrückt hervorsticht, und die ursprünglich feinen Züge unheimlich verbildet hat. Auch seine weiche, fast frauenhafte Stimme klingt wie angezehrt krankhaft, und erzählt

von einer ehemaligen Gemüthsfülle, die nur durch einen ungeheueren moralischen Bankerott erschöpft werden und dem Cynismus der Feuerbach'schen Gotteslästerungen weichen konnte. Seine Ausdrucksweise bewegt sich ebenso klar als leicht und treffend, mit einer eleganten Nachlässigkeit, die an Goethe erinnert, aber weit populärer. Man hat bei den Vorträgen des Herrn Fröbel das Gefühl, als spreche zu uns eine adelige reichbegabte Seele, die durch klägliche Verpöbelung zur Strafe ihrer Sünden im unreinsten Hausthiere wohnen muß, welches die Pythagoräer als die tiefste Stufe menschlichen Verfalles bezeichneten. Um so mehr zieht der Mann an; für ein so ungeheueres Mißgeschick hat selbst der gemeinste Mensch ein Mitgefühl und die scheinbar leidenschaftlose Klarheit, welche den Redner über jede Ruchlosigkeit leicht hinwegträgt, überrascht alle Zuhörer. Wäre das Bild nicht zu sentimental, hätte Fröbel auch noch den Zauber einiger Erkenntniß seiner tiefen Versunkenheit, man könnte ihn den Abbadona der Reichsversammlung nennen, mit dem er eine gewisse Dummheit ebenfalls gemein hat, welche ihn verleitet zur Rechtfertigung seines Thuns, immer nur Beschwerendes anzuführen. Kaum war er durch die feigsten Bekenntnisse, Denunciationen und Erbärmlichkeiten aller Art dem Wiener-Standrecht und dem Stricke des Henkers entgangen, so zog er in der Gegend von Frankfurt wie ein Apostel der Volksbethörung umher, mißbrauchte das leicht erregte Gemüth des gemeinen Mannes für sein Wiener-Geschick, um seinen falschen wühlerischen Lehren Eingang zu verschaffen, und predigte auch in Mainz den verlockten Arbeitern die Erlösung des Fröbel'schen Menschen zur wahren Freiheit.

Dieser „Fröbel'sche Mensch" wird zunächst dadurch frei, daß der Glaube an einen persönlichen, herrschenden Gott aus seinem Bewußtsein verschwindet, welcher mit seinem inhaltlosen Phantom die freie Selbstbestimmung hindert, und als Herr und Gesetzgeber des menschlichen Geschlechts allen Königen und aller Obrigkeit zur Grundlage ihrer unzulässigen Herrschsucht dient. Der Mensch ist sich selbst Gesetz, und nur insofern als er sich selbst und seinen eigenen Gesetzen gehorcht, ist er frei. Ebenso unverträglich mit der wahren menschlichen Freiheit ist der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, welche den Menschen auf ein für uns nicht vorhandenes Jenseits weist, seine

volle und glückliche Entwickelung auf Erden unmöglich macht, und die Folgen der allein wesenhaften Wirklichkeit auf höchst verkehrte Weise ableugnet. Es gibt nur ein Höchstes, das ist der Mensch, der einzige wesenhafte, zulässige Gott, der Alles thun, Alles genießen soll, so weit er es möglicher Weise kann, und sich ganz auszuleben ein unveräußerliches Recht hat. Tritt er als gleichberechtigtes Wesen mit anderen Gleichberechtigten zu einem freien Staate zusammen, so nimmt er als Selbstzweck gleichen Antheil an der staatlichen Gesetzgebung; und ein Staat, welcher sich seine Gesetze nicht selbst durch seine Mitglieder gibt, ist ein unfreies, verwerfliches Institut, so verwerflich als der unfreie Mensch, der noch an Gott als höchsten Gesetzgeber und an die Unsterblichkeit der Seele glaubt. Nur der nordamerikanische Freistaat nähert sich einigermaßen der Idee des freien Staates, kränkelt aber noch fühlbar an den Stoffen der Tyrannei, die nur aufhört, wenn der Mensch sich von Gott, Gesetz, Autoritätsglauben und romanhafter Pedanterie priesterlicher Hoffnungen losgemacht hat. Deßhalb muß im freien Staate die Familie aufhören, diese Urknechtungsanstalt menschlicher Freiheit, diese durch ruchlose Mittel der schreiendsten Ungleichheit zusammengepreßte Masse ebenbürtiger Geister, die nur in völliger Lösung aller Bande der Abhängigkeit, der Blutsverwandtschaft, der Sclavengewohnheit gedeihen können. Deßgleichen unvereinbar mit der freien Selbstbestimmung ist das Privateigenthum, welches jeder wahren Republik widerstrebt. Mit dem Aufhören der Familie und des Privateigenthums fallen die Eigenthümer des Landes, die väterlichen Könige, die Obrigkeiten von Gottes Gnaden von selbst und erlösen die Gesellschaft von den verderblichsten und ältesten Erdübeln des Menschengeschlechts. An die Stelle der Monarchie, dieser Stallfütterung geknechteter Sclaven, an die Stelle der Aristocratie, dieser Verschwörung geldmächtiger Menschenblutsauger, an die Stelle der constitutionellen Monarchie, dieser Mischlingsgeburt von Autorität und Freiheit ohne wahre innere Versöhnung tritt im freien Staate die Democratie, wo selbst das weibliche Geschlecht völlig emancipirt und das widerlich unnatürliche Institut der Ehe unbekannt ist. Die Geschlechter regeln ihren wechselseitigen Verkehr durch Zuneigung und Liebe und behalten nach ihrer Eingebung ein völlig freies persönliches Dasein in unabhängiger äußerer Stellung. Jedes freie menschliche

Wesen erhält so viel Besitz, als zu seinem anständigen Behagen nothwendig ist, und erzieht die angeborenen Kinder, wenn es leicht geschehen kann. Widrigenfalls tritt für Jung und Alt vorsorgend und erziehend der Staat ein, welcher alles durch den Tod erledigte Besitzthum nach Bedürfniß lebenslänglich auslehnt. Mehr als Jemand vernünftiger Weise braucht, kann er nicht ansprechen; Luxus darf Niemand treiben, und erspartes Gut muß ihm durch Einkommensteuern regelmäßig abgenommen werden. Diese Zukunft ohne Gott, ohne Seelenunsterblichkeit, ohne Obrigkeit, ohne Familie, ohne Privateigenthum, ohne Ehe und ohne Erbrecht ist unser Ideal, unser Himmelreich auf Erden, das alle Menschen frei macht, glücklich und unbedürftig des nichtigen Trostes eines zukünftigen Lebens. Nur auf diesem Wege kann der Mensch sich ganz ausleben und voll werden."

Diese Fröbel'schen Lehren des niedrigsten Communismus verbreiteten sich auch unter den Turnvätern von Mainz und der ganzen Umgegend, und dienten den allerwärts entstehenden democratischen Vereinen zur Grundlage. Wo eine democratische Fahnenweihe stattfand, fielen ruchlose Reden auf Christus, den sogenannten „überflüssigen" Mittler zwischen Gott und Menschen, auf die heilige Jungfrau Maria, das Bedürfniß „krankhafter Phantasien," auf das Evangelium, diesen „Codex unerhörter Feigheit," auf die Demuth der Christen, „den Tod aller Vaterlands- und Freiheitsliebe." Die unverschämte Mainzer Zeitung unter der Hauptleitung des Herrn Bamberger, eines in dieser Gegend zauberhaft mächtigen, das Volk blind in die wahnwitzigsten Bahnen einführenden Parteimannes, leitete das Unternehmen mit gewissenlosem Geschick, und riß alle katholischen Geistlichen von entschiedener Gesinnung, ihre Predigten, ihren Eifer für das Gotteshaus, ihren sittlichen Wandel und die alte christliche Andacht des Volkes in den Staub.

Unter diesen Umständen ragten nur noch einzelne Inseln des katholischen Lebens aus der allgemeinen Ueberfluthung, um welche sich ein erbitterter Kampf der streitenden Parteien entspann. Eine solche war auch Finthen, anderthalb Stunden von Mainz, verderbt aus dem lateinischen ad fontes, weil Drusus beim Baue von Mainz das Wasser aus jener Gegend in die neue Stadt geleitet hatte, wovon noch Spuren riesenhafter Bauwerke zu sehen sind. Wer einmal auf

dem Mainzer Domthurm gestanden und die rings unermeßlich ausgebreitete Gegend bewundert hat, der sah auch im Süden und Südwesten liebliche Hügel, die sich in sanften Wellungen an den Grenzen Deutschlands hinziehen und tiefer im Hintergrunde höher strebende dunkelwaldige Bergeshäupter zeigen, von der Schweiz bis nach Belgien: zunächst die Vogesen, welche ins weinreiche pfälzische Hardtgebirge umschlagen, weiter gegen Westen den Donnersberg, welcher in den rauhen, vielgipfeligen Hundsrücken ausläuft und in den wundersamsten Gestaltungen die Moselgegenden durchirrt, eine weitgedehnte fruchtbare, von den lieblichsten Formen der Rebengehänge bis ins einsame Hafer- und Grützenfeld der Alpen aufsteigende Landschaft und unzähligen Durchgängen und Pfaden, mit Schlössern und Einödhöfen, mit dem Reichthum einer untergegangenen Welt in den Bildungen des mannigfaltigen Gesteins, und merkwürdigen Erinnerungen aus den wichtigsten Kapiteln der Menschengeschichte. Auf einem dieser Vorhügel gegen den Hundsrücken, zwei Stunden vom Rhein, unterhalb Mainz ist Finthen gelagert, ein ansehnlicher Ort mit städtischen Einrichtungen um die zu höchst gelegene Pfarrkirche, halb mondförmig, in kleinen schmucken Häuschen, bewohnt von einem kräftigen, arbeitsamen, in rastloser Anstrengung glücklichen, treu am katholischen Glauben hangenden Volke von wohl 1500 Seelen, die mit dem Mark ihrer erwachsenen Männer, mit der Tüchtigkeit ihrer muthigen Frauen zögern einzugehen in die mit jedem Tage wechselnde Zeitrichtung ohne Gott und Gewissen. An ihrer Spitze in geistlichen Angelegenheiten steht ein ältlicher Pfarrherr, eine von jenen scharfausgeprägten Naturen, woran die katholische Kirche so reich ist, mit dem uneigennützigen Eifer eines Vaters, der alle Glieder der Gemeinde wie seine Kinder umfaßt, mit rastlos thätiger Liebe für Alt und Jung, die Tag und Nacht auf seine Theilnahme, auf seine Mitfreude, auf seine Selbstaufopferung rechnen können, mit jener allgewinnenden Begeisterung, die ihre unversiegliche Quelle in eigener Andacht und Innigkeit hat, dem es ein unvergänglicher Ruhm ist für Christus und seine Kirche Schmach zu leiden. Der Bürgermeister des Ortes, die Schullehrer und Schullehrerinnen gehen mit ihm im schönsten Einklange zur Aufrechthaltung christlicher Zucht und Sitte in der willigen, vom besten Geiste beseelten Gemeinde, die alle zeitlichen Interessen der ungefärbten katholischen Wahrheit unterordnet.

Um diesen guten Sinn zu brechen zogen die Turner heran und wollten auch in Finthen einen democratischen Verein gründen ohne zu verhehlen, daß sie nicht an Christus, den Mittler zwischen Gott und Menschen, glaubten. Nun meinte der redliche Pfarrer nicht mehr schweigen zu dürfen. Er hielt von der Kanzel eine aus tiefem Herzen gequollene Ansprache ans Volk, zeigte demselben, daß die Grundlage zu einem democratischen Vereine nach den angegebenen Grundsätzen nothwendig zur Gottlosigkeit führen und zum Verderben an Leib und Seele ausschlagen müsse. Besonders tiefen Eindruck machte seine Bemerkung, daß die Andacht zur heiligen Jungfrau Maria, an welcher die Gemeinde seit Jahrhunderten festgehalten, unter diesen Umständen nicht mehr bestehen könne vor der democratischen Verhöhnung des Mittlers Jesus Christus. Dadurch wurde die Gründung des democratischen Vereins in Finthen schnell unmöglich. Junge und Alte erhoben sich dagegen wie ein Mann, und beschlossen ihren Abscheu gegen diese unchristliche Zeitrichtung durch ein großes Kirchenfest an den Tag zu legen, wozu der Pfarrer um so lieber seine Einwilligung gab, je mehr Gründe zu einer solchen thatsächlichen Erklärung durch die Zeitumstände vorlagen. Die Jünglinge und Jungfrauen kauften mit ihrem Spargelde kostbare Fahnen, andere Gemeindeglieder folgten diesem Beispiele, besonders eine Art von Händlern, die nach ihrer schlichten Ansicht bei Gott im besondern Vertrauen stehen, und die gebieterische Pflicht haben für die Reinheit der katholischen Kirche in ihrer Gemeinde zu wachen. So kamen fünf zierliche Kirchenfahnen in den Besitz der Gemeinde, die als Gegenerklärung zu den democratischen Fahnenweihen in der Umgegend am ersten Adventsonntag geweiht werden sollten. Alle Zeitungen verkündigten das Fest, die Gutgesinnten freuten sich in weiter Runde über den Muth der braven Finthener, die Turner und ihre Hetzer knirschten mit Drohungen, Spöttereien und Ungeberden aller Art. Ich wurde eingeladen, die Fahnenweihe vorzunehmen. Der democratische Factionsgeist rechnete im schlimmsten Falle wenigstens auf schlechtes Wetter, um den katholischen Eifer einzuschränken. Und in der That schien sich der letztere Wunsch zu erfüllen.

Ich, von jeher solchen Volksfesten leidenschaftlich zugethan, brach am Sonntagmorgen nach einer kurzen Nachtruhe in Mainz nach

Finthen auf. Trübes Gewölke zog sich in zerrissenen Massen über die Hügel der weiten Ebene, und bald fing es zu schneien und Schnee zu wirbeln an, als wollte es den ganzen Tag anhalten. Gleich außerhalb der Stadt auf bodenlosen Wegen eilten einzelne Mainzer Wagen mit Festgängern an mir vorüber und bald erreichte ich Fußwandernde, die dem Unwetter trotzten, zarte Frauen selbst aus gebildeten Ständen, stämmige Jünglinge aus dem Mainzer Mittelstande, ältere Leute mit freudigen Gesichtern, aus allen Kräften vorwärtsstrebend. Ich schloß mich nach alter Vorliebe der Jugend an, und frohlockte über die religiöse Stimmung dieser Leute, denen die Zukunft angehört, und die katholische Kirche ihre heiligsten Angelegenheiten empfiehlt. Die Straße lief allmälich aufwärts, und zeigte in weiter Ferne eine hochragende Warte mit regem Menschenleben. Böllerschüsse der Finthener Jünglinge begrüßten ihre Gäste und Altersgenossen aus Mainz. Wir stellten uns in Prozession auf, die Frauen schlossen sich uns an, und so zogen wir unter lauten Liedern auf Christus und die heilige Jungfrau Maria dem Dorfe näher. Die Macht dieser weithinschallenden Gesänge zerknirschte mich ganz. Ich hatte oft während meiner Wanderzüge in Deutschland Angesichts vieler Jämmerlichkeiten allen Glauben auf mein Land und mein Volk wanken gefühlt; es waren trübe, schwarzseherische Stunden, womit mich Vereine, Volksversammlungen, ruchlose Zeitblätter und sittenloses Stadtgesindel heimgesucht. Ich war zum Glücke größtentheils falsch berichtet; noch lebt das keusche, innige, kerngesunde Landvolk deutscher Nation, zwar vielfach angefochten, verkümmert, aber ungebrochen mit dem Reichthume seiner Andacht, seiner Gläubigkeit, seiner Wahrhaftigkeit, und dafür, hoffe ich, werden einstehen alle gesunden Kräfte des deutschen Bodens, und muthig werden alle Regierungen für ihr theuerstes Pfand, das zugleich ihre einzige Stütze ist in den Gährungen radicaler Weltreform, endlich schirmend in die Schranken treten.

Bereits lagen die weißen Häuser von Finthen mit ihrer spitzaufragenden Dachform erwartungsvoll vor uns; die Wolken hatten sich unerwartet getheilt und der heiterste Sonnenschein fiel auf die junge Schneedecke, welche wie ein zarter Schleier die Hügel ringsum verklärte. Das Dorf stand im feierlichsten Schmucke, aus allen Fenstern wehten Fahnen, dreifarbig deutsche, rothweiß hessische und selbst die bayerische

mit ihrem Weißblau. Alle Gassen wimmelten von fröhlichen Menschen zwischen aufgepflanzten Föhren und Tannen, die in langen Reihen die Häuser umsäumten und in mehrere Triumphbögen ausliefen. Die Hauswände prangten mit Blumen, grünen Gewinden und jedem möglichen Zierath, und die Lockenköpfchen rothbäckiger Kindlein schimmerten als lebende Blüthen anmuthig dahinter. Selbst ein paar Judenhäuser hatten ihr Möglichstes gethan, das Fest ihrer katholischen Mitbrüder zu verschönern. Wir erreichten noch den feierlichen Einzug. Die ganze Gemeinde, ihren Pfarrer an der Spitze, war mit allen Fahnen der Kirche, mit der stattlich aussehenden Bürgerwehr, mit den weißgekleideten Jungfrauen, unter dem Geläute aller Glocken, den Gästen aus Mainz entgegengezogen, und führte dieselben in Prozession mit Lied und Musik durch die geschmückten Gassen in den Pfarrhof. Die Inschriften von den Triumphbögen fielen bedeutungsvoll in unseren Zug, hier ein Lobpreis auf Christus und seine göttliche Mutter Maria, dort: „Eintracht macht stark," anderwärts: „Freiheit für die Kirche, Freiheit für die Gemeinde, Freiheit für Alle!"

An der Thürschwelle des Pfarrhofes wendete ich mich nach dem Wunsche des Pfarrers zum dichtgedrängten Volke, insbesondere zur Schuljugend, und sagte ungefähr folgende Worte: „Ich danke Euch herzlich für den mir ewig unvergeßlichen Empfang in Euerer frommen christlich tapferen Gemeinde, der mich um so inniger freut, weil er keiner irdischen Person gilt, die nur schwaches Werkzeug sein könnte für den schönen heiligen Zweck Eueres Festes. Euere Einigung gilt der heiligsten Angelegenheit des Menschen, dem Glauben an Jesus Christus, den uns Maria die Gottesgebährerin, Euere Schutzfrau, auf die Welt gebracht, daß wir alle eins werden in seinem Geiste, in seiner Liebe. Ich hoffe, der Tag, den wir feiern, wird sich als Aufforderung zur Treue an unsere heilige Kirche in unsere Herzen senken, und wird die Jugend und das Alter Euerer Gemeinde zum blühenden Kranze flechten für unseren Heiland. Seid mir tausendmal gegrüßt und mit Euerem schönen Eifer vor allen Heiligen willkommen!" Tausendstimmiger Jubel und Gegengruß verschlang die letzten Worte des Redners und die Schüsse der Bürgerwehr verkündeten weithin den Beginn des Festes.

Während die nächsten Vorbereitungen dazu im Pfarrhofe gemacht

wurden, wanderte ich nach meiner Art durch die Gassen des Ortes. Ueberall freudige Gesichter, ein kräftiges, wohlgenährtes Volk mit anmuthigen Zügen, fast durchweg einander ähnelnd wie Brüder und Schwestern einer Familie, der scharfe Gegensatz zur Bevölkerung der hiesigen Städte, welche vielfache Zerrissenheit an der Stirne trägt. Die Bürgerwehr vor der Kirche durch einfaches Hausgewand, in gewöhnlicher Tracht uniformirt und gleichmäßig bewaffnet, stellte die edelsten Männergestalten zur Schau, die uns Deutsche wohl ein wenig stolz machen könnten auf einen Boden, wo solche Männerkraft gegen den Feind im Westen bald Gelegenheit finden mag, sich im Kampfe zu bewähren. Und als ich ihnen zurief: „Heute friedlich in der Kirche, morgen muthig gegen alle Feinde Deutschlands!“ leuchtete ein kühnes Feuer in den Augen dieser Deutschen, und lauter Zuruf stimmte zu meinem Gruße.

Ich trat gerührt in die kleine unscheinbare Kirche, welche nächstens größer erstehen soll durch den Eifer der Gemeindeglieder. Die fünf Festfahnen ruhten in ihren Gestellen, eine rothe, reich mit Gold durchwoben mit dem Bilde des Heilandes, eine weiße mit dem Bilde der heiligen Jungfrau Maria in schimmernder Ausstattung, und drei sogenannte Standarten, die gesenkt nach einer Seite hin getragen werden. In der Mitte erhob sich auf einem tragbaren Piedestal eine Bildsäule der Gottesmutter, höchst einfach und zierlich, von den weißgekleideten Jungfrauen umkniet, deren frisches, blühendes Leben als Bürgschaft der Gesundheit des Volkes wohlthätig ansprach. An ihrer Spitze fand ich ein junges Frauenzimmer aus Mainz, die Lehrerin der Mädchen des Dorfes, mit einer kleineren Gehülfin, die mit rühmlicher Aufopferung der Jugend als Beispiel des Anstandes und der Sitte voransging, und die schöne Gluth der Marienandacht in den zarten Gemüthern belebte. Der ärmliche Hochaltar zeigte unter andern die Bildnisse der Heiligen Georg und Martin, dieser tapferen, christlichen Soldaten, die ich in meiner jetzigen Stimmung besonders verehre gegen das Unwesen der democratischen Vereine und Volksversammlungen, welche so viel Unheil über Deutschland gebracht, und die uns die Unschuld der deutschen Söhne und Töchter hüten sollen. Ich hätte sie gern küssen mögen diese Vorgänger unserer tapferen Armeen, in denen noch das Gefühl für deutsche Einheit und

Größe lebt, welche unsere mißrathenen Maulhelden nach Möglichkeit durch ihr hohles Geschwätz zu zerstören suchen.

Dieser politische Zorn meines Herzens wurde gedämpft durch den Eintritt der Geistlichkeit, den Donner des Geschützes und den Jubel des Musikchors. Das Gedränge um die Hochmesse, welche sofort begann, war nur durch die überall sichtbare Rührung und Andacht gemildert. Menschen aus allen Ständen hatten sich eingefunden, benachbarte Geistliche, höhere Beamte, selbst Turner trotz der Acht, die ihre älteren Bundesgenossen gegen jede Theilnahme an diesem Feste bekannt gemacht hatten. Riffel sang das Hochamt. Der reichste Sonnenglanz fiel auf die Versammlung, und gab ihr ein frühlingshaftes Aussehen. Nach dem Evangelium erfolgte die Fahnenweihe. Die neuen Fahnen wurden auf das Communiongitter niedergelassen. Der Pfarrer wendete sich zum Volke und sprach: „Ich habe einen tirolischen Abgeordneten der deutschen Reichsversammlung ersucht, die Weihe dieser Fahnen vorzunehmen. Ich hoffe, die katholische Glaubenstreue seines Volkes wird sich auf unsere Fahnen niederlassen und sich in unserer Gemeinde so unerschütterlich befestigen, wie die Berge Tirols!“ Die Worte der Weihe lauteten: „Allmächtiger, ewiger Gott! Segne diese Fahnen zum gerechten Kampfe, zum gewissen Siege für unsere heilige Kirche. Laß sie überall wehen, wo dieses fromme Volk sich schaart für deine Ehre, und der heilige Geist stärke bei ihrem Anblick alle Herzen zur Hut unserer Jünglinge und Jungfrauen, zum Troste unserer Männer und Ehefrauen, zur Wegzehrung des Alters, zur Einigkeit der ganzen Gemeinde in Christi Wort und Leben. Halte diese Fahnen rein von Verrath an unserer heiligen Religion, und gib uns durch ihr siegreiches Flattern den Frieden, den die Welt nicht geben kann!“ Die Macht dieser Worte wird wohl Niemand vergessen, welcher in der Kirche anwesend war. Die lautlose Stille, mit der sie angehört wurden, schnitt mir eindringlich in die Seele, wie ein Hauch aus der Gemeinschaft aller Heiligen.

Als ich hierauf zur Predigt die Kanzel bestieg, hatte ich wohl kaum jemals einen bereiteren Boden. Ich ging von der Bedeutung der Fahnen aus, welche uns ans Kreuz des Erlösers mahnen, um das sich alle Gläubigen auf Erden freudig schaaren, zu kämpfen den gerechten Kampf, und zu bewahren den Glauben irrthümlichen Rich-

tungen einer gottlosen Zeit gegenüber, welche dieses Symbol der Menschenerlösung und der wahren Freiheit mit der rothen Mütze zu vertauschen bestrebt ist (letzteres Bild gebrauchte ich natürlich nicht; ich supplire es aber in der Bosheit meiner Seele). Ich verwies die Finthener an die Inschrift ihres Triumphbogens: „Eintracht macht stark!“ aber nur die Eintracht der Liebe, des Gottvertrauens, der Demuth gegen göttliche und menschliche Gesetze, welche ihren Ausgang vom Kreuze Christi nehmen, und alle Menschen eines guten Willens demselben dienstbar machen will, damit die Freiheit siege über die Zuchtlosigkeit des Lasters, über die Doctrin des Irrglaubens, über die Schamlosigkeit der Volksverführer (ich sagte Letzteres nicht, aber ähnliche Unschuld des Ausdruckes von gleichem Sinne für die schlechte Sache). Ich forderte auf zum Weltgebet am Fuße des Kreuzes Christi für alle Verirrten, Verlorenen, Selbstgeknechteten (in feiner Frankfurter Sprache: irrende Brüder), zur Wachsamkeit der Familien für ihre häusliche Ehrsamkeit, der Gemeindevorstände gegen das Gift der Wühlerei (eigentlich: gegen die Unruhe der Zeit), der Bürgerwehr gegen die Schmach der Waffen im Solddienste des Teufels und seiner Schildgenossen (euphemisch: der Feinde christlicher Gesittung). So glaubte ich die Gemeinde von Finthen durch die Kraft des Kreuzes Christi zur Einheit gegliedert grünen und blühen zu sehen als Beispiel anderer Nachbargemeinden, in voller Gesundheit an Leib und Seele, zur Ehre der katholischen Kirche und des deutschen Vaterlandes. Ich wollte meine Redefreiheit nicht mißbrauchen auf Kosten der dichtgedrängten Versammlung bei ohnehin sehr verlängertem Gottesdienst, und schloß mit dem Ausdrucke der Freude über den Eifer der andächtigen Versammlung.

Das Hochamt rückte rasch vorwärts, der Sonnenglanz verschwand, dunkle Wolken legten sich um die Kirche mit Schneegestöber und Sturmwind, es schlug zwölf Uhr Mittags. Die Jungfrauen mit ihren Lehrerinnen gingen zur heiligen Communion, mehrere hundert Mädchen nach allen Abstufungen des Alters von zehn bis achtzehn Jahren. Ich sah bei diesem wehrlosen Aufzuge der Unschuld kein Auge thränenleer, von meinem nicht zu reden, das mit einem kindischen Herzen zu thun hat. Erlauben Sie mir hier ein Lied einzuschalten, das die Jungfrauen während des Hochamtes sangen; ich glaube, es gehört mit als

Farbe in den heiligen Moment, und ist aus einem ältern Kirchenlied umgebildet.

Mutter Christi, hoch erhoben
In des Himmels Glorie droben,
Aller Engel Königin!
Unsere Frau und Mittlerin!

Sieh es nahen arme Sünder,
Kranke, schwache Evakinder,
Die, um Deiner werth zu sein,
Ihre Unschuld Dir jetzt weih'n.

Will die Welt uns frech belügen,
Um der Unschuld Glück betrügen,
O Maria, steh uns bei,
Daß der Herr uns Kraft verleih!

Halt uns fern vom wüsten Treiben,
Daß wir Deine Kinder bleiben,
Halt vom Bösen stets uns fern,
Einig in der Zucht des Herrn!

Wenn zur Weltfahn' Andre schwören,
Kann uns das nicht mehr bethören,
Unser Herz, wie unsre Fahn',
Hängt dir fest, Maria, an.

Laß Dein Bild uns stets umschweben,
Und zum Kampf uns neu beleben,
Wenn wir straucheln auf der Bahn,
Die uns weis't die Jungfernfahn'.

Laß uns so den Sieg erringen,
Müssen wir auch Opfer bringen,
Wenn die Unschuld uns nur ziert,
Und zu Deinem Sohne führt.

Wenn wir dann den Kampf vollenden,
Und das Leben schmerzlich enden,
Steh, Maria, uns doch bei,
Daß uns Gott barmherzig sei!

Für mich bildete dieses Lied die Krone des Festes. Kalte Meister werden zwar an der Poesie desselben Mancherlei auszusetzen haben. Aber für mich war das Lied lebendig in tiefaufregenden Klängen

jungfräulicher Reinheit, Anmuth, Hingabe. Und der Eindruck auf alle Erwachsenen blieb nicht aus. Athemlose Stille fesselte die Volksmenge, Niemand dachte daran, sich die Thräne des Mitgefühls aus dem Auge zu wischen, Jeder ließ sich gehen auf den Wellen des harmonischen Stromes, der zum Ausdrucke der Volksempfindung geworden. Das Lied wurde nicht gesungen, sondern gelebt von allem Volke in der heiligsten Angelegenheit des Herzens. Und das ist mir wahrhaftige Volksdichtung, das gerade Gegentheil zu unserer holperigen Tagespoesie, die nur Phrasen hat ohne lebendige Theilnahme, ohne Volk, und meistens auch ohne Gott! Selbst unsere Sangvereine sind größtentheils gemacht.

Das Unwetter nahm indessen überhand, und trieb nach dem Gottesdienst alles Volk in die Häuser. Man war froh, daß die Hälfte des Festes glücklich vorübergegangen, und der Verzicht auf die nachmittägige Feier verstand sich unter diesen Umständen von selbst. Ich wanderte in den Schneewirbeln durch den Ort. An jeder Thür luden mich freundliche Gesichter zum Mittagsessen. Ich widerstrebte einige Zeit; als jedoch in ein grün geschmücktes Haus eine Schaar weiß gekleideter Mädchen und junger Turner aus der Nachbarschaft singend einzog, und der gutmüthige Wirth mich am Arme faßte mit den Worten: „An einem so fröhlichen Feste kann man nie Gäste genug im Hause haben!“ trug es auch mich in die Stube. Wir setzten uns um einen runden Tisch von Buchenholz, abwechselnd nacheinander Mann und Frau, Knabe und Mädchen. Niemand fragte mich um meine Herkunft, man behandelte mich als alten Bekannten, obgleich ich alle Gegenwärtigen heute das erste Mal sah. An allen Wänden hingen schlicht gezierte Bilder der Heiligen, besonders der Gottesmutter Maria, um ein größeres Kreuzbild, wo man um den Leib des Heilandes die letzten Astern der Gärten und das Immergrün des Waldes gewunden hatte. Dazwischen waren große Zettel angeklebt mit weithin lesbaren Lettern, die fromme Sprüche und Reime enthielten, zum Beispiele: „Wer da geht, in diesem Haus, treibe Sünd' und Laster aus!“ oder: „Bleib' bei uns, Herr Jesu Christ! denn bei dir gut wohnen ist!“ oder: „Laßt den Teufel nicht herein mit des Hasses Noth und Pein!“ Blanke Reinlichkeit sprach überall gemüthlich an; weiße Vorhänge an den Fenstern, um die Betten rothblau gestreifte, der Fußboden sorgfältig gescheuert,

allerwärts Spuren der ordnenden Menschenhand, welche den Haushalt einer schönen Seele durch äußere Zier und Sinnigkeit andeutet und liebenswürdig macht. Nur eines von den fünf Mädchen trug ein rothseidenes Band in den Haaren. Margreth, die größte unter ihnen, eine schlanke, geistvolle Blondine, ließ den Löffel auf dem Teller liegen, als sie es bemerkte, und flocht ihrer Freundin schweigend ein weißes Seidenband ein statt des rothen, das sie unwillig zum Fenster hinauswarf, mit einem ernsten Blick auf den ältesten Turnerjüngling, welcher eine rothe Halscravatte trug wie seine democratischen Spießgesellen. Er stand in sichtbarer Verwirrung auf, und kam erst nach einer Viertelstunde wieder, den weißen Hemdekragen einfach über ein blaues Halstuch geschlagen. Alle Tischgenossen sprangen ihm mit stürmischem Jubel entgegen, fielen ihm um den Hals und bedeckten ihn mit Küssen. Margreth, glühendroth im Gesichte, mit Thränenperlen auf beiden Wangen, hielt seine rechte Hand fest in der ihrigen, und schaute ihn mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an. Er war ja ihr verlobter Bräutigam. Democratische Gelüste der letzten Zeit hatten ihn gegen ihr christlichfrommes Vaterhaus, gegen ihre eigenen Grundsätze von Zucht und Demuth erkältet. Bange, zerrissene Wochen voll Kampf und Bitterkeit waren an den Herzen der jungen Leute vorübergezogen, wo die starre, glaubenslose Zeit täglich plänkelte mit der alten katholischen Treue und Gottesfurcht, und die Eltern beider Häuser weinten über die Uneinigkeit der Grundsätze in den Gemüthern ihrer Kinder, welche die Frucht der deutschen Einheit und Freiheit genießen sollten. Aber die Fahnenweihe zu Finthen am ersten Adventsonntage hatte die Kruste gesprengt, welche sich über das Herz des guten Willibald gezogen. Zerknirscht, um Verzeihung flehend stand er vor Margreth und ihren Schwestern. Für mich, den verlorenen, träumerischen Gast lag in dieser schweigenden Gruppe eine süße Prophezeiung für die Zukunft, es werde einst der Tag kommen für Deutschland, wo der confessionelle Hader schwindet vor der deutschen Innigkeit, wo die Gottlosigkeit der Politik verstummt im Glauben an den Heiland, wo die katholische Kirche alle Confessionen einigt im rechten Bekenntnisse der einzigen ewigen Wahrheit, der sich alle Volksstämme willig hingeben; dann erst wird wahre Einheit und Freiheit in Deutschland sein.

Mein wacher Traum, den unhöfliche Menschen oft Zerstreuung nennen, wurde unterbrochen durch den ehrwürdigen Hausvater, meinen lieben alten Jost mit der gelb bordirten Mütze, die heute ein grünes Zweiglein trug. Er faßte mich am Arm, zog mich zum Tische nieder und nöthigte auch die Anderen zum großen Festkruge, den er mittlerweile gefüllt. „Kinder!“ sprach er, „laßt mir die Freude der Versöhnung, der wiederkehrenden Liebe, des christlichen Friedens in diesem Hause! Ich bin alt geworden mit diesen Gütern, und möchte mich so gern damit letzen bis zum Tode. Ich fühle mich jung in euerer Eintracht. Hütet euch vor dem Streben nach einer Freiheit, die uns entzweit, die uns den Trost des Lebens und des Sterbens erbittert, die Christus lästert, unser einziges Heil. Solche Freiheit knechtet uns zu Anhängern sinnlicher, sinnloser Lust, welche durch die Gemeinden geht wie eine Rasende und aller Deutschen ärgste Feindin, aller Freiheit gewisses Grab ist. Darum lob' ich mir unsere Fahnen, die uns mit Christus vereinigen. Laßt uns denselben folgen treu, wahr, eifrig mit der Liebe, die nicht stirbt!“ Die Thür war indessen aufgegangen, junge Paare hüpften herein, die lichte Freude im Gesicht, ältere Nachbarn hintendrein, die ganze Stube wurde voll von fröhlichen Leuten. „Auf die Fahnenweihe in Finthen!“ rief Jung und Alt und wiederholte den Toast dreimal mit ausgiebiger Stimme. Das Gedränge wuchs auf der Gasse, man besetzte unsere Thür und Fenster. „Ein Cravall zur Liebe und Eintracht in unserer Gemeinde! Er soll hoch leben!“ Donnernder Freudensturm verschlang diesen Ausruf Willibald's, der mit seiner schlanken Braut die Versammlung um einen Kopf überragte. Der alte Jost nahm seine Mütze ab, es wurde ein Gefühl lebendig wie Andacht, die Mädchen stimmten unwillkürlich das Marienlied an, und betonten vorzüglich die Strophe:

„Will die Welt uns frech belügen,
Um der Unschuld Glück betrügen,
O Maria, steh' uns bei,
Daß der Herr uns Kraft verleih'!“

„Daß der Herr uns Kraft verleih'!“ wiederholte die ganze Versammlung, daß es weit in die Felder hinausscholl.

Der Schneesturm hatte wieder aufgehört, wie es die „Hauderer, welche mit Gott Vater in näherem Verkehre stehen,“ vorausgesagt;

ein frischer Wind säuberte die Hügel von fliegenden Wolken, daß sie wie ausgenüchtert zu uns herüberblickten, und die Streiflichter der Sonne tanzten in launischen Sprüngen über die herbstliche Landschaft. Unzählige Nachbargäste strömten heran, theils aus Andacht, theils aus Vorwitz, mitunter auch mit Neigungen gegen das Fest, welche aber vor der Eintracht in Finthen nicht laut werden durften. Die hellen Kirchenglocken luden zur zweiten Hälfte der Feier, und Schüsse, aus einer Art kleiner Mörser abgefeuert, weckten den Wiederhall auf allen Anhöhen. In Mainz erzählte man von Ueberfällen, welche die Turner auf den Nachmittag beabsichtigten, um die kirchliche Prozession zu stören; aber es kam nichts dergleichen zum Vorscheine, nicht die leiseste Anstandsverletzung, selbst die jüngsten Zuschauer schienen von der allgemeinen Begeisterung fortgerissen. Der Gottesdienst in der Kirche begann mit einer Predigt des Professor Riffel, dessen eifriges Wirken für katholisches Kirchenrecht in diesen Gegenden allgemein anerkannt ist, und der ein bedeutendes Rednertalent zur Verfügung hat. Hatte ich am Vormittag die Gunst des Augenblicks zur Rührung der Herzen mit Umsicht und Milde des Ausdrucks in einer Rede benutzt, welche aussah wie eine Improvisation, so trat Riffel in voller Rüstung eines Redners auf, welcher mit der Kraft einschneidender Logik, mit runder Anordnung der einzelnen Theile zum Ganzen, mit zwar gewählter, aber scharfer Charakteristik der Zeitverhältnisse seinen Gegenstand erschöpfte, und einen höchst befriedigenden Eindruck auf die zahlreiche Versammlung, besonders die gebildeten Zuhörer, machte. Er schilderte das Glück eines Schülers vom Kreuze Christi, dieser Hochschule des katholischen Lebens, und forderte die Gemeinde von Finthen auf, diese Eigenschaft höher anzuschlagen, als jede andere Würde dieser Welt. Er zeigte mit geschichtlichem Takte, daß von Anbeginn des christlichen Staates das Glück der Völker stets gleichen Schritt gehalten mit der Hingabe an das Kreuz, an den Erlöser, der auf demselben für uns geblutet, an die Kirche, die sich das Kreuz des Weltheilandes zum Panier erkoren. „Lasset Euch daher nicht verführen," fuhr er fort, „zu unreinen Pfützen oder zu Cisternen, die kein Wasser halten. Unter solchen Pfützen und Cisternen gibt es in unserer Zeit eine Unzahl, das arme Menschengeschlecht zu bethören, Zeitungen, geschrieben von verdorbenen, ehrgeizigen, gotteslästerlichen

30*

Buben, Bücher zum Volksverderb in der Form von Kalendern, Wintermährchen und Wochenschriften, Bildnereien voll Unzucht, Verleumdung und schmutzigen Spässen; Verschwörungen gegen alles christliche Leben unter dem Deckmantel von democratischen Vereinen, Volksversammlungen und Montagskränzchen, alle ohne Unterschied prahlend mit der Frechheit, die unkatholische Bestrebungen in christlichen Gemeinden geltend machen will. Hütet Euch vor diesem Abschaum eines religions- und tugendfeindlichen Zeitgeistes; haltet Euch an Euere Fahnen, die Christus geweiht hat, und nur die Ehre des Hauses Gottes verkünden." Der Redner beschrieb hierauf mit beredten Worten das Glück des Volkes, das den Fahnen des Erlösers folgt, keinem unterthan als dem Gesetze Gottes und der Obrigkeit, gesund in angeerbter Sitte und Zucht, heilig in frommen Kindern, Männern, Greisen; eine Gemeinde, deren Haupt Christus ist, deren Lehre das Evangelium und die heilige Ueberlieferung aller Kirchen. Er ermahnte mit zudringlicher Liebe zur Wachsamkeit gegen die Feinde des Glaubens, zur Einigkeit in der Aufrechthaltung der Andacht und des Gottesdienstes, zur Ausdauer in allen guten Werken. So habe ich ungefähr den Sinn der Riffel'schen Predigt aufgefaßt, und hätte ich im Ausdrucke geirrt, so wird mich bei der Ueberfülle von Eindrücken gewiß jeder Billigdenkende entschuldigen.

Nach der Predigt setzte sich die Prozession in Bewegung, geleitet vom Pfarrer, der mit seiner Freundlichkeit und Einsicht in wohlbekannte Verhältnisse die schönste Ordnung aufrecht erhielt. Der Dechant des Bezirks, ein feingebildeter, frommgesinnter Mann trug das Allerheiligste. Mädchen, Knaben, Männer und Frauen zogen gesondert in singenden Gruppen mit ihren Fahnen einher, die Bürgerwehrmänner in ehrfurchtgebietender Haltung, die Musikbande mit dem Schall von Tonwerkzeugen, der ganze Zug in aufsteigender Ordnung vom frischen Jugendleben der Gemeinde bis zum würdigen Alter, der reizendste Anblick von Gesundheit, Ehrlichkeit und Treue, den ich in meinem Leben genossen habe, umrauscht von Liedern, deren Uebermacht nirgends tiefer empfunden wird, als am Rhein, hart an den Grenzen Deutschlands. Ich hatte durch die Güte des Pfarrers auch einen Platz darin erworben und machte den ganzen Zug mit lebendiger Theilnahme mit. Er ging durch die Gassen des Ortes, die

mittlererweile eine fast zauberhafte Verklärung erhalten. Zum Schmucke der Fahnen, der Triumphbögen, der Bäume und Blumenguirlanden war die reichste Ausstattung mit Allem gekommen, was das Innere der Häuser an auferbaulichen und zierlichen Gegenständen barg. Die Hauswände waren mit den mannigfaltigsten frommen Bildnissen behängt, an den Thüren und Fenstern Altäre errichtet, überall brennende Kerzen, herausflatternde Teppiche, weiße Tücher und Bänder von allen möglichen Farben. Vor jedem Hause dampfte ein Gefäß mit Weihrauch voll lieblichen Duftes, und viele hundert andächtige Gesichter von zarten Kindlein und schwachen Greisen füllten auf die ausdruckvollste Weise den Raum der engen Fensterlein. In jedem Auge stand ein seliges Wohlbehagen, ein Gefühl inniger Gemeinschaft in Gott und Kirche, aufrichtiger Dank für die sinnvolle Darstellung der Andacht, die in allen Herzen glühte. Es ging mir ein süßer Stich durch die Seele, wenn das Kindlein an der Brust der Großmutter lächelte, seine Hand küssend dem Allerheiligsten zuwarf, und ich erstaunte, daß die Hand nicht hinausflog in das Gewühl der Prozession, wie die Blätter der späten Rose. Einem alten Manne, der vor der Hausthür kniete, rieselten die Thränen stromweise über den weißen Bart, er blickte mit stolzer Freude auf zwei kleine Enkelchen, die neben ihm auf dem Boden hockten, als wollt' er sagen: „Jetzt will ich gern sterben, denn ich lasse Euch ja Christus und seine heilige Mutter zurück.“ Eine ältliche Frau hielt das Bild der Jungfrau Maria zärtlich in ihrer Hand. Eine Reihe von Geschlechtern hatte es geküßt und die Farbe daran verwischt, tausend Thränen waren darauf geflossen, und nie war das Herz ohne Trost davon geschieden. Sie preßte es an ihre Brust als Beweis ihres christlichen Hauses, als Unterpfand, das Niemand verloren geht, der an Maria, der Gottesmutter, festhält, und die Unterschrift: „Maria Hilf,“ funkelte in Goldbuchstaben, die nicht erblassen wollten. Diese, allenthalben sichtbare Andacht zur Gottesmutter Maria ist in Finthen überhaupt etwas Charakteristisches, wie der Leser bemerkt haben wird, und gibt einen Fingerzeig für den rechten Weg zur Bewahrung katholischer Rechtgläubigkeit. Ich würde zu weitläufig werden, wollte ich Ihnen alle Einzelnheiten, alle Züge frommer Rührung, alle Spuren der Gottseligkeit während dieses schönen Umzuges beschreiben. Als wir

wieder in die Kirche zurückgekommen waren, beschloß der ambrosianische Lobgesang, „Herr Gott, wir loben dich!“ die erhebende Feierlichkeit mit überwältigender Macht auf alle Herzen, die sich eins fühlten in ihrem Gott.

Die ganze Gemeinde begleitete die Geistlichen unter Böllerschüssen und Glockengeläute zum Pfarrhofe zurück. An der Thürschwelle desselben trat eine Jungfrau aus dem Kreise des zahlreich versammelten Volkes, und richtete an mich folgende Worte: „Hochwürdiger Herr! Die Jungfrauen der Gemeinde Finthen danken Ihnen im eigenen und im Namen aller Bewohner für die unaussprechliche Freude, die Sie uns Allen dadurch gewährten, daß Sie durch Ihre Anwesenheit und durch die Abhaltung dieser schönen Feier uns den heutigen Tag so herrlich und ewig unvergeßlich gemacht haben. Nehmen Sie den schwachen Ausdruck unseres Dankes gütig auf, und wenn wir es wagen dürfen, noch eine Bitte anzufügen, so ist es die, daß Sie stets vor Gott unserer gedenken, und wenn Sie in Ihr glaubenstreues Tirol zurückkehren, sagen Sie den Jungfrauen Tirols, daß dieselben hier am Rhein Schwestern haben, welche sich auch mit inniger Liebe der seligsten Jungfrau Maria hingeben. O möchten Ihre frommen Landsmänninnen uns im Bestreben, fromm und heilig zu werden, mit ihrem Gebete freundlich unterstützen!“

Ich erwiederte beiläufig wie folgt: „Ich bin überrascht durch diesen Gruß der Jungfrauen der hiesigen Gemeinde an mein schönes Land, an die kerngesunde, fromme Jugend der tirolischen Berge. Was ich heute zu meiner Herzensfreude hier erlebt, was ich unvergeßlich in meiner Seele tragen werde, ist mir ein Beweis, daß unsere deutschen Jünglinge und Jungfrauen, durch Ströme und Gebirge nicht getrennt, in christlicher Einigung eine herrliche Zukunft verbürgen durch ihre Gottesfurcht, durch ihre Keuschheit, durch ihre Anhänglichkeit an die Kirche. Diese Ueberzeugung trage ich zurück in meine Berge, und werde den Tirolern erzählen, wie fromm und kräftig die Jugend hier am Rhein aufwächst, um das katholische Leben in Deutschland liebenswürdig zu machen, damit alle Stämme einmüthig beharren im wahren christlichen Glauben. Ich danke Euch herzlich für Euere freundliche Ansprache am deutschen Rhein; ich will sie an der Etsch bewahren als ein schönes Blatt meines Lebens, als Erinnerung an die Fahnenweihe in Finthen.“

Hierauf trat ein Jüngling vor und sprach: „Der Stimme unseres Herzens folgend, erscheinen wir im Augenblicke, der uns trennen soll, im Namen der Jünglinge und Männer von Finthen allen Priestern und theilnehmenden Gästen, die zur Verherrlichung unseres heutigen Festes beigetragen, unseren aufrichtigsten Dank abzustatten. Ja, so lange unsere Gemeinde besteht, hat sie noch nie einen so freudenreichen Tag erlebt, er wird dem Gedächtnisse unseres Volkes nie entschwinden. Wir danken dafür mit dem einfachen Ausdruck unserer Liebe, unserer nie versiegenden Erkenntlichkeit, unserer festen Treue für Ihre Lehren und Ermahnungen. Seien Sie versichert, auch in der Ferne werden wir Ihrer gedenken und Sie Alle in unser Gebet zur unbefleckten Himmelskönigin einschließen. Und kommt die Zeit, wo es gilt, als wackere Söhne unserer heiligen Kirche Mann an Mann einzustehen und für Christus zu streiten, dann wollen wir beweisen, daß wir die Bedeutung unseres Festes begriffen haben, wir werden uns sammeln unter der Fahne des Heilandes und unseren Dank durch die That bewähren."

Gerührt gab ich zur Antwort: „Lieben Freunde! Danken müssen wir für das schöne Beispiel, das Ihr uns heute durch Euere Eintracht, durch Eueren christlichen Eifer gegeben habt. Er ist uns ein Beweis, daß die Kraft des Volkes in Euerer Gemeinde noch ungebrochen ist. Dank den Lehrern und Lehrerinnen Euerer Jugend, die dem bösen Hauche der Zeit muthig widerstanden, und sich ein bleibendes Denkmal der Frömmigkeit und Berufstreue in gottesfürchtigen Kindern gegründet haben. Dank der tapfern Bürgerwehr, die das Fest begleitet. Wie sie heute Gott gedient, so wird sie in jeder Noth des deutschen Volkes bereit stehen, ihre Waffen mit Ruhm zu bedecken. Diese Wehrhaftigkeit der Gemeinde sei ein gutes Zeichen der innerlichen Tüchtigkeit aller deutschen Gemüther, die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche zu beschützen. Meinen herzlichsten Dank besonders dem thätigen Bürgermeister, welcher die Ehre eines Oberhauptes in der Gemeinde so glänzend rechtfertigt durch seine aufopfernde Sorge für das Volk, durch sein Einverständniß mit den Ortsgeistlichen. In solchem Zusammenwirken liegt das Glück jedes Gemeinwesens. Lebet wohl, lieben Freunde! und schenk' uns Gott noch einmal ein fröhliches Wiedersehen auf diesen schönen Hügeln unter einem so guten Volke!" Die Schullehrer, der Bürgermeister, der Hauptmann der Wehrmann-

schaft drängten sich heran zum Abschied, Alle gerührt, Alle mit heller Freude über ihr schönes Fest, Alle fest entschlossen, den Sinn desselben in ihrer Gemeinde festzuhalten.

Der Pfarrer zog wohl zwanzig Personen zum Abendessen, wo man im Gefühl einer gewaltigen Zeit sich tröstete mit den herrlichen Kräften des deutschen Landvolkes, das eifrigen Priestern ein so ausgiebiges Feld zur christlichen Tugend bietet. „Geht das deutsche Volk im Andrange gesetzloser Gottesleugner zu Grunde, so tragen die Priester einen großen Theil der Schuld," sagte ein höchst achtbarer, weltlicher Beamter von Mainz, welcher den Tag mit auferbaulichem Eifer mitgefeiert hatte. „Feigheit, Weltrücksicht und anschmiegende Halbheit bringen den Priesterstand um alle Achtung bei dem Volk und um allen Einfluß gegen die Volksverführer. Die Entschiedenheit allein bezwingt die Welt."

Nach einem, in solchen Gesprächen höchst lehrreichen Zusammensein von mehreren Stunden trug uns der Wagen durch eine helle, ruhige Mondnacht nach Mainz zurück, wo ich im Rheinischen Hof am Kai des Stroms Gelegenheit hatte, über das Erlebte nachzudenken. Zu meiner Freude fand ich die Mainzer selbst im Gasthause tief erregt durch die Predigt, welche der Freiherr v. Ketteler, Abgeordneter von Westphalen zur deutschen Nationalversammlung, am nämlichen Tag im Dom zu Mainz vor einem unermeßlichen Volksgedränge gehalten und die Gemüther ganz für sich eingenommen hatte. Dieser Mann ist ein lebendiger Beweis, wie viel ein entschiedener Geist über die schwierigsten Verhältnisse vermag. Er ließ sich herbei, in den folgenden Tagen noch vier Missionspredigten zu halten, deren Eindruck nicht so bald verschwinden wird aus den Herzen der Mainzer. Er ging dem Stoffe, der sich ihm aufdrängte, nicht aus dem Wege, und griff die unchristlichen Lehren des Herrn Fröbel mit den Waffen unerbittlicher Rede an, ohne des Mannes zu gedenken, welcher vor kurzer Zeit das arme, verlassene Volk zu bethören versucht hatte. „Die sittliche Freiheit im Glauben an einen persönlichen Gott, die Unsterblichkeit der für Gott erschaffenen Menschenseele, das Familienleben in heiliger Ehe, das Eigenthum als Grundlage aller sittlichen Ordnung, und das Ansehen der katholischen Kirche nach dem unabweislichen Bedürfnisse des menschlichen Herzens" traten durch seine meisterhaften Predigten in scharfer Wahrheit vor die Zuhörer, welche,

wohl 6000 jedesmal an Zahl, aus christlichen und nichtchristlichen Confessionen sich eifrig eingefunden hatten. Ein besonderes Gewicht erhielt v. Ketteler's Auftreten durch den Umstand, daß er im Begriff war, von der Frankfurter Nationalversammlung auszuscheiden und zu seiner Pfarrgemeinde Hobsten in Westphalen an der holländischen Grenze zurückzukehren. Sein Kommen, Weilen und Verschwinden in und um Frankfurt war tausend Herzen lehrreich, rührend, unvergeßlich geworden, und wir sind überzeugt, daß er als mächtige Persönlichkeit für die katholische Kirche in unzähligen Gemüthern fortleben wird zum Heil unseres Volkes, das er so innig liebt, dem er sein Leben geweiht hat.

Bereits schlägt die von ihm und anderen Geistesverwandten gestreute Saat Wurzeln selbst in jenen Schichten der Gesellschaft, welche bisher den geistlichen Lehrern so unzugänglich gewesen waren. Und daraus ist es zum Theil zu erklären, daß fast gleichzeitig mit seinem Erscheinen in Mainz ein von ihm weit abstehender Mann in einem offenen Sendschreiben an Fröbel zu sagen wagte: „Sie sehen die Windmühlen nicht für Riesen an, aber Sie sind ein Träumer. Sie bemerken die Wirklichkeit erst, wenn man Sie mit Gewalt darauf stößt. Sie haben keine Dialectik, man kann mit Ihnen nicht disputiren, denn Ihre Gedanken sind Ergüsse, Einfälle ohne Boden und Gesetz. Wer Ihnen widerspricht, muß Ihre Sprache reden, muß sich an Ihren Ansichten wenigstens scheinbar betheiligen. Man hört Ihnen gern zu, denn Sie sprechen schön, sogar mit Geist, aber es kommt nichts heraus. Sie werden mit Ihren Reden vielleicht das Volk anziehen, aber nie Einfluß gewinnen, weil Sie ewig nur in sich hineinsprechen, der Wiederhall einer uns fremden Innerlichkeit. Sie haben überdieß keine Kenntniß von Geschichte, von Politik, von deutschen Verhältnissen, und auch keinen Sinn dafür." Diese mäßige Aeußerung aus Freundes Mund über Fröbel, welche schonend nur die Oberfläche streift, ging in scharf ausgeprägten, entschiedenen Sätzen durch v. Ketteler's Predigten, und wir dürfen hoffen, daß sie bald die ausschließliche Ueberzeugung des deutschen Volkes werden, und diese Prediger des Communismus wurzellos machen wird in den Herzen unserer Jünglinge, die sich aus Unverstand und jugendlichem Leichtsinn diesen Weltverbesserern angeschlossen haben.

Die Trauerfeierlichkeit für Robert Blum zu Frankfurt am Main im December 1848.

Difficile est satyram non scribere. Die ernsthafteste Sache verliert sich heutzutage in einen so häßlichen Schweif, daß man zweifelhaft ist, ob man über die Fratze lachen oder weinen soll. Robert Blum, der angebliche Volksmann von Leipzig, erschien zu Frankfurt als Führer der Umwälzungspartei in den hoffnungsreichsten Umständen für sein Tribunat, das über alle faule Kräfte der mittleren und tiefsten Schichten der Gesellschaft verfügen konnte. Die Actien standen so günstig, daß er es für überflüssig fand, einige Bescheidenheit zu beobachten. Er gab sich unverholen für den ersten Minister der nächsten deutschen Zukunft aus. Aber dieses offene Hervortreten unter den wachsamen Augen der ganzen Nation wurde ihm schnell verderblich. Gleich in den ersten parlamentarischen Gefechten war der Rest seiner Straßenberedsamkeit verpufft, die gemeinen Räusche des Essighauses zerstörten den Verklärungsschein, der ihn bisher in der sächsischen Bierwelt fern von den überzärtlichen, süddeutschen Sittlichkeitsphantasten umflackert hatte. Die akademische Barricadenjugend Moritz Hartmann und Giskra mit dem doppelten Reiz der Keckheit und Liebesmacht, kraushaarige Docenten und Physiologen mit dem Sturm ihrer schweizerischen Freischaarenberedsamkeit, ja selbst die Carricaturen im lebendigen Zustande Zitz, Schlöffel und Wiesner mit dem weiten Ringen der polypenartigen Verbrüderung machten ihn schnell alt, und nahmen ihm die goldene Frucht der Frauengunst vom Munde weg, die er einst, trotz faunhaftiger Umpuppung, so reichlich genossen hatte. Er zog sich mit grollender Resignation in die Reichstagszeitung zurück, wo er als lauernder Mops im Gnadenbrode nach Herzenslust geifern und bellen konnte. Eine Sängerin des Frankfurter Stadttheaters, die vom Busche des Lebens auch bereits abgeschüttelt war, leistete dem Einsamen mitleidige Theilnahme,

und ein Gassenwitz machte sich in den Tagen europäischer Trauer für den standrechtlich Erschossenen öffentlich in der Zeitung dahin geltend, daß die Verwaiste ein gutes Recht habe auf einen Theil der Sammelgelder zu Gunsten der Hinterbliebenen Blum's, und zwar um so mehr, da er mit seiner Frau in Leipzig in einem Scheidungsprozesse begriffen gewesen sei. Mir schien dieser Zeitungsklatsch zur Geschichte des Tages, die überhaupt wenig Erbauliches bietet und selbst ihre Lieblinge verächtlich behandelt, eine charakteristische Zugabe als schneidender Gegensatz zur künstlich hervorgerufenen und gemißbrauchten Apotheose des Volksaufwieglers an allen Ecken Deutschlands. Blum fühlte das allmäliche Erblassen seines Sterns, er trat nur selten mehr als Redner in der Paulskirche auf, von seiner eigenen Partei kaum noch geachtet. Daher sein Bildniß mit der Unterschrift: „Zur Reichsantiquitätensammlung gehörig als antidiluvianisches Curiosum, aufgefunden in Köln und zur Schau ausgestellt in Auerbach's Keller zu Leipzig," das als geschickte Handzeichnung viele Heiterkeit erregte.

Da die höheren Stände den ehemaligen Prediger der Deutschkatholiken standhaft von sich wiesen und die gleichfalls aristocratisch-spröde Nationalversammlung alle seine Ministerhoffnungen vernichtete, so hatte Robert Blum, trotz seiner theilnehmenden Umgebung, viele trostlose Stunden, die nur bisweilen erheitert wurden durch angebliche Hilfsgelder aus Polen, von deren baaren Sendung die Zeitungen munkelten, und sein Zeltgenosse Schlöffel aus dem einfachen Grunde nichts in Erfahrung brachte, weil sie in guten Wechseln auf achtbare Bankhäuser ausgestellt waren. Dafür sollte auch Entsprechendes geleistet werden, namentlich die Fortsetzung der März- und Mairevolution, welche die Nationalversammlung zum Schaden des deutschen Volkes enden wollte. Drohungen, Schmähbriefe, schamlose Verdächtigungen in den Schmutzblättern, Spott und selbst thätliche Mißhandlung gegen die Mitglieder der Paulskirche fruchteten nichts. Sie hatten sogar den Muth, zwei nach einander eingebrachte Anträge zu ihrem persönlichen Schutze kurzweg zu verwerfen. Es mußte zum Aeußersten geschritten werden. Der Frankfurter Putsch vom 18. September, den Blum wie die Henne ihr Ei in der Reichstagszeitung verkündet, eingeläutet und als Nothwendigkeit für die deutsche Freiheit empfohlen hatte, während er mit seiner tapfern Seele zur Stunde der

Gefahr still im Generalstabsquartier des Deutschen Hofes gelegen, ging durch seine hitzigen Marodeurs und den unerwarteten Muth des Reichsministers Schmerling schmählich zu Schanden, und der Belagerungszustand legte sich als ersehnte Wohlthat für die ruhigen Bürger auf die angezettelten Fäden, welche beim Gelingen dieses ersten Handstreichs Berlin, München, Wien und Mailand in Aufstand setzen und alle gesetzliche Macht hätten vernichten sollen.

Angesichts dieses gewaltsamen Angriffs auf Frankfurt und die Nationalversammlung unter der wenig versteckten Appellation an die Todesfurcht der Abgeordneten war es dem Reichsminister Robert Mohl möglich geworden, eine Gesetzvorlage zum Schutze der Mitglieder der verfassunggebenden Frankfurter Versammlung mit Aussicht auf Erfolg einzubringen. Die Reichstagszeitung richtete vom ersten Augenblick an ihr schweres Geschütz gegen das beantragte Gesetz als eine Verletzung der Rechtsgleichheit aller Deutschen, welche für Volksmänner das erste Augenmerk bleiben müsse. Durch standhaftes, macchiavellistisches Geschrei gelang es, die ehrlichen, aber schwachen und in wundersamer Hirtenunschuld befangenen Mitglieder der Mitte und der rechten Seite zu betäuben und mit Drohungen der Volksungnade einzuschüchtern. Mittermaier, den der Witz als altes Weib carrikirt und lavatrix parlamentaris genannt, übernahm für diesen Fall die schmutzige Wäsche, und wußte sie in seiner bekannten weitläufigen Schönfärbungsmanier dergestalt zu empfehlen, daß die Nationalversammlung die Beschränkungen des amerikanischen Gesetzes zum Schutze der Volksvertreter, welches Hochverrath, Felonie und Falschmünzerei auch an den letztern rücksichtslos gestraft wissen will, fallen ließ und unter fortwährendem, zum Theil rohsten Schimpfen der Linken alle vernünftigen Bestimmungen des ursprünglichen Vorschlags mit überwiegender Stimmenmehrheit beseitigte. Aber auch in dieser, für die linke Wühlerpartei höchst günstigen Fassung fand das Gesetz keine Gnade bei Herrn Vogt und seinen Freunden, welche von der Tribüne aus erklärten, daß nie ein schlechteres zu Tage gefördert worden sei, und daß sie ihrerseits desselben gar nicht bedürften als festbegründet im Vertrauen des deutschen Volkes.

So wurde das Gesetz zum Stricke geflochten, die Männer der Rechten zu geißeln und in der öffentlichen Meinung zu verdächtigen

als solche, die das Vertrauen ihrer Wähler verloren hätten, und durch solche freiheitsmörderische Gesetze vor der Volkswuth sich schützen müßten. Die in solchem Sinne gegen das Gesetz geschleuderten Flüche und Verwünschungen der Reichstagszeitung, die Blum in verhängnißvoller Wuth entweder selbst geschrieben, oder doch wenigstens angestimmt hatte, übertreffen Alles, was politische Frenesie, Heuchelei und verbissene Schadenfreude ins Leben sprudeln, während die Männer der Linken mit unverkennbar wachsender Sicherheit ihre wohlbehagliche Seelenstimmung im Gefühle dieses Gesetzes nicht verbergen konnten, und die süße Frucht ihres Doppelsieges auf die leckerhafteste Weise benaschten. Ja sie gingen so weit, öffentlich durchblicken zu lassen, daß die Ungunst dieser Ausnahmsstellung für die Mitglieder des Reichstags durch geschickte Kartenmischerei ganz und ungetheilt auf die rechte Seite der Paulskirche falle, und den ganzen Vortheil der schlangenklugen Linken zuwende.

Unter dem Schutze dieser unerwarteten Ministerialhilfe wurde nun frohen Muthes getagt, um denjenigen Ort in Deutschland zu bestimmen, wo am meisten Aussicht wäre auf den glücklichen Erfolg einer kühnen Straßenemeute. Die Briefe der österreichischen Abgeordneten von der extremen Partei im Sinne Robert Blum's flogen leider nicht brieftäublich, sondern geierhaft in die Kaiserstadt an der Donau, drängend, zum Straßenaufruhr treibend. So erzählten uns Augenzeugen und theilweise selbst die Zeitungen. Wäre, wie Polen, Wälsche, Ungarn, Juden und jüdelnde Literaten, abgesetzte Militärs und Rongeaner gewiß versicherten, die Stadt Wien durch vermeintlich leichten Angriff in die Gewalt der Demagogen gefallen, die österreichische Monarchie von Grundaus durchwühlt, und der Convent mit seinen neuerfundenen Guillotinen, mit seinen niedermalmenden Schrecken, mit der frechen Gottlosigkeit eines blind stürmenden Gassenpöbels eingesetzt, so hätte der Aufruhr und die Ruchlosigkeit vermittelst der Dampfwagen eiligst nach Berlin zu brausen und auch hier alle Ordnung, alle gesetzliche Freiheit, alle höhere Menschenbildung aufzuräumen. Es verstand sich von selbst, daß die purgirten Nationalversammlungen in Wien und Berlin mit den geilsten Bildern ihrer Amtsvollmacht berauscht, und nach der Beseitigung aller widerstrebenden Kräfte als Hebel der neuen republikanischen Staatsanstalt in

Mitteleuropa gebraucht werden mußten. Daß die linke Seite dieser Volksvertreter zu Wien und Berlin so leidenschaftlich und selbstmörderisch in die umfassenden Pläne der Wühler eingingen, zeigt einerseits, welche tiefgreifende Fäulniß unsere gesellschaftlichen Zustände durchfressen hat, andererseits wie sicher und unermüdlich die revolutionäre Democratenzunft ihr Terrain zu bearbeiten und zu benützen verstand. Ueberhaupt habe ich seit langer Zeit weit mehr Achtung vor der concentrirten, entschlossenen Thätigkeit der Volksaufwiegler, als vor dem politischen Verstand und Muthe der Minister in den genannten Staaten aufbringen können. In Wien entwickelte Doblhoff insbesonders eine so unverschämte Koketterie mit dem Pöbel, der Preßzügellosigkeit und ihren Führern, eine so schmähliche Nachgiebigkeit gegen das frechste Laster, einen so unerhörten Stumpfsinn gegen alle Zeichen des nahenden Sturmes, daß wer die Untüchtigkeit und Inhaltlosigkeit dieses Mannes nicht näher kannte, nothgedrungen auf bewußten, vor Aller Augen ausgeführten Verrath an Kaiser und Reich hätte schließen müssen. Die furchtbare Bestechlichkeit und Genußsucht, bis herab in die untersten Lagen des Volkes schrankenlos betrieben und geübt, in der Wurzel leider ein längst wucherndes Uebel, öffneten der politischen Corruption mit lombardischen Zwanzigern, mit ungarischen Banknoten und russischen Rubeln alle Thore der Herzen, aus denen Zucht, Scham und Maaß entwichen.

Das gelang dem Straßenaufruhr vom 6. October mit überraschender Schnelligkeit, mit noch nie erhörtem Glück. Die jüdische Lügenpresse strengte alle Kraft an, die Augen der Welt über den wahren Sachverhalt zu blenden, die rohen Leidenschaften für die schlechte Sache aufzureizen und alle Gemüther, selbst die redlichsten, zu verwirren. Will man auch nicht wie Eisenmann behaupten, daß die deutschen Zeitungen sämmtlich bestochen waren, so kann sich doch der denkende Mensch bei Durchlesung der Correspondenzen aus jener Zeit kaum ein anderes Urtheil bilden, als daß die geheime Macht des Geldes, wenigstens die Correspondenten zu dieser wundersamen Uebereinstimmung für das Schlechte gebracht haben müsse. Daß in Frankfurt solche Motive nicht unthätig gewesen sind, unterliegt keinem Zweifel.

Es lag etwas Gräßliches in der Freude über das Glück der

sogenannten patriotischen Erhebung des Wiener Pöbels und den gelungenen Meuchelmord am Kriegsminister, wie sie mit gespreitzten Armen, fliegenden Locken, lauten Räuschen und vollen Backen gegen alles Recht und Gesetz auf den Straßen zu Frankfurt einherfuhr, wie sie aus den revolutionären Clubs brüllte und selbst auf den Bänken der Paulskirche ihre Lache aufschlug. Mir wird der Tag ewig denkwürdig bleiben, als der neugebackene Wiener Advocat Berger, ein dünnes, straffemporgerecktes Männlein, auf die Tribüne stieg mit dem dringlichen Antrage, daß die Nationalversammlung eine Lob- und Dankadresse mit unverholenem Beifall an die tapferen Freiheitshelden in Wien erlassen sollte. Sein bleiches Angesicht blieb in seiner grausenhaften Farblosigkeit unbewegt stehen, und die unverhältnißmäßig großen Augen waren wo möglich noch tiefer und lückenhafter für ein erträgliches Conterfei. Keine Wimper zuckte, kein Ton der Stimme versagte, die linke Hand grub nach Gewohnheit in der Hosentasche und der schmächtige Leib ruhte auf das Pult gestützt; der rechten Seite zugekehrt, als gälte es in der nachlässigsten Stimmung von der Welt eine Charade der illustrirten Leipziger Zeitung zur Beförderung der Verdauung aufzulösen, während die besseren Oesterreicher schamroth wurden für den kleinen Mann, dem es selbst zum Verrathe seines Landes und seines Kaisers am Gewichte fehlte. Der Antrag wurde nicht für dringlich erkannt. Berger sprang noch einmal wie ein Bedienter des theuersten Gasthauses zu Köln leichtfüßig auf die Rednerstätte und erklärte mit einem Versuche zum Zorne, der jedoch mißlang, daß er seinen Antrag nun ganz zurücknehme und die genannte Lob- und Dankadresse von der Linken „auf eigene Wag' und Gefahr" nach Wien zu befördern bestrebt sein werde.

Noch am nämlichen Tage wurden in den drei verschiedenen Clubs der Linken Adressen im genannten Sinne entworfen und berathen, aber mit einiger Zaghaftigkeit und mit dem unbewußten Gefühle des bevorstehenden Verhängnisses. Aus diesem Grunde fand auch nur das in den mäßigsten, wenn gleich noch immer für den Wiener Aufruhr höchst schmeichelhaften Ausdrücken abgefaßte Actenstück die nöthigen Unterschriften, und zu dessen Ueberbringung nach Wien wurde mit fast schweigender Uebereinstimmung Blum erkiesen, der diese Sendung auch mit beiden Händen ergriff als Rettungsanker

aus völliger Verschollenheit. Denn, wenn man ihn auch jetzt noch immer das Haupt einer Partei nannte, so war er dieses in der That schon länger nicht mehr. Er trat den Vorsitz lieber an Herrn Vogt und andere kräftige Mitglieder der Linken ab, und erheiterte sich in Wein- und Bierhäusern unter Metzgern, Fuhrleuten und Soldaten, die allein noch von den Ueberbleibseln seiner abgenutzten Redfertigkeit zehrten und in seinen Grundsätzen gegen Besitz und Macht zu Gunsten des sogenannten Volkes den Muth fanden, ihn als großen Mann zu bewundern.

Die Rechnung für diesen Schritt war nach dem Zeugnisse eines gut Unterrichteten ungefähr so angesetzt: „Sitzest du noch länger ruhmlos in den Kneipen zu Frankfurt, so denkt in wenigen Monaten keine Seele mehr an dich. Die Geldbeiträge für deine hiesige Wirthschaft werden in andere Säckel fließen, und du stehst an Leib und Seele, an Geld und Gut gebrochen da. Der Wiener Aufruhr allein mit seiner jungfräulichen Glorie kann die Blüthe deiner weltgebietenden Männerherrschaft wieder zur Bewunderung der Nationen ins Leben treiben und zwar auf die wohlfeilste Art von der Welt. Die Resurrection deiner alten, hier leider begrabenen Rednersouveränetät im Osten, wo sie noch nie mit ausgiebigem Eifer erklungen ist, ein gewandtes Mitspielen unter den Bärten der akademischen Legion, und deine bewährte Klugheit aus der Thorheit Anderer allen Vortheil an dich zu ziehen, werden dir zum Siege verhelfen, und die jetzige österreichische Regierung soll hoffentlich durch ihre Feigheit selbst mithelfen zu deiner Wiederbelebung fürs deutsche Volk und eine ehrenreiche republikanische Zukunft. Auf dem Heimwege steckst du auch in Berlin, wo der Schwall schöner Worte die preußischen Adler gelähmt hat, die Feder des Trutzes auf den Hut, und mit diesen Doppelzeichen deiner Revolutionsreise kehre nach Frankfurt wieder. Wir wollen dich als Kaiser in Sachsenhausen empfangen und dir die rechte Seite der Nationalversammlung zum Opfer bringen! Der Dictator ist für Deutschland gefunden, Robert Blum soll hochleben!“ Alle Proletarier kredenzten ihren Aepfelwein und nahmen ihre Mützen ab, im Gefühle ihrer baldigen Erlösung, die Wiener Reise war beschlossen! Herrn Blum zur Seite traten Fröbel, ein schlauer Mann von mehr Kenntniß und wissenschaftlicher Bildung, welcher in der Schweiz

ein Erziehungsinstitut geleitet und die Revolutionsgelüste der Schweizerradicalen mit dem ansprechenden Scheine von Maßhaltung und logischer Begründung überdeckt hatte, für diese Sendung vom Club der Linken im Donnersberge gewählt, und für eine dritte Fraction der Linken Trampusch, Moritz Hartmann, der Poet, und noch ein Fünfter, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnern kann.

Als sich eines Abends die Nachricht von der plötzlichen Abreise des Robert Blum und seiner Reisegefährten in den Kreisen der Abgeordneten verbreitete, war Jedermann erstaunt über diesen unerwarteten Muth, und viele konnten kaum an die Wahrheit dieser Thatsache glauben. Aber der Wunsch schien allgemein bei den meisten Abgeordneten, bei den angesessenen Bürgern und der Garnison, daß Robert Blum einmal in die eigene Grube fallen und seine Strafe finden möge. Wir hörten denselben sogar von zartem Frauenmunde emsig verlauten, denn Jedermann war der unaufhörlichen Wühlerei müde. Ja, als man erzählte, Vogt habe dem Herrn Blum bei der Abreise auf dem Bahnhofe die Hand gedrückt und scherzend gesagt: „Gib Acht, daß sie dich nicht aufhängen, verdient hättest du es längst,“ erhob sich allenthalben Heiterkeit, die aussah wie Hoffnung, welche keinen Zweifel zuließ über die allgemeine Volksstimmung. Nur die Oesterreicher von der rechten Seite sahen wir bei solchen Erzählungen und Wünschen ernsthaft, ja Manche merklich besorgt, weil sie fühlten, daß unter den gegenwärtigen Umständen und bei der Mißstimmung des österreichischen Volkes gegen diese ewigen Friedensstörungen leicht eine solche That erfolgen könne. Da Blum und seine Genossen plötzlich und ohne ordentlichen Urlaub abgereist waren, interpellirte Jahn die Minister und das Bureau, ob sie Kenntniß hätten von der Wiener Reise der genannten Abgeordneten und ob hinlängliche Sicherheit für ihre persönliche Unversehrtheit getroffen worden sei in einer belagerten Stadt, wo Fürst Windischgrätz vielleicht weniger Spaß verstände als die Mitglieder der Nationalversammlung. Ein schallendes Gelächter der Linken schlug dem Interpellanten entgegen; die Männer der Rechten lächelten zum Theil, oder senkten züchtig verlegen ihre glänzenden Augen. Der Präsident und seine Bureaugehilfen schwiegen mit unbegreiflicher, fast koketten Andacht, und der Reichsminister Schmerling sagte einfach: „Das hohe Haus wird mir

erlauben, auf die Interpellation des Herrn Jahn gar nichts zu antworten!" Dagegen protestirte Vogt von der Tribüne und forderte ihn auf, die Gründe seines Schweigens anzugeben, welche Forderung jedoch die Versammlung verwarf. So sicher war die linke Seite der Paulskirche, daß sie selbst aus dieser Sache einigen Vortheil gegen das Ministerium zu ziehen hoffte.

Diese halb spaßhafte, halb tragische Stimmung dauerte längere Zeit fort, und als man erfuhr, daß Blum wirklich in Wien angekommen und bei der akademischen Legion als Kämpfer eingetreten sei, erschienen sogleich Carricaturen, welche denselben in der Waffenrüstung des Elitencorps lächerlich machten. Das Wohlbehagen, welche durch den Genuß dieser leichtfertigen Witze entstand, ließ durchaus keine Besorgniß für das theuere Haupt aufkommen, und die Reichstagszeitung veröffentlichte fortwährend Briefe der verreisten Herren, welche keinen andern Zweck hatten, als die hiesige Nationalversammlung todt zu schlagen durch die Einflüsterung, daß man in allen Ländern, wo deutsche Zunge walte, ihre zu conservative Richtung verdamme. „Wenn solcher Cynismus straflos durchgeht, so ist keine Gerechtigkeit mehr im Himmel und auf Erden!" sagte ein Frankfurter Bürger im Casino, und warf die Reichstagszeitung zornig auf den Tisch. Das Holz, woran das Blatt befestigt war, sprang auf, einem österreichischen Abgeordneten von der Linken ins Gesicht, der am Tische saß. Er stand auf und ging mit seinem Regenschirme schweigend von dannen. Als sich der bekanntlich falsche Ruf verbreitete, Blum sei nach Berlin entwischt, ergoß sich von Neuem eine Fluth von Carricaturen über Robert Blum, dessen Muth nie großes Vertrauen eingeflößt hatte, und erheiterte die Frankfurter-Gesellschaft, welche trotz der bewegten ereignißreichen Zeit von der Langweile viel auszustehen hat. Männer und Frauen füllten nebenbei ihre Theestunden und Unterhaltungslücken bei der täglichen Mahlzeit mit schmerzlichen Klagen aus, daß der Volkstribun von Leipzig entkommen, daß er nicht von Windischgrätz ertappt und aufgehängt worden sei. Diese Stimmung fand ich in meiner bekannten aufrichtigen und natürlichen Auffassungsweise der Ereignisse so allgemein, so entschieden, so derb ausgedrückt, daß sie mir nicht als ganz anständig einleuchten wollte, weil ich oft wunderliche, ja fast christliche Bedenken gegen diese Aeußerungen der gebildeten Kaufmannswelt hatte.

Die Zeitungen klärten jedoch bald den Irrthum auf, die Maus war wirklich in der Falle. Kein leiser Gedanke von Zweifel stieg bei der Linken auf über die Giltigkeit des Gesetzes zum Schutze der Abgeordneten, selbst die Oesterreicher hielten im Allgemeinen eine Hinrichtung Blum's für politisch unmöglich. Der gute Reichsjustizminister, von den Wiener Zuständen vielleicht besser unterrichtet, ohne realen Boden unter seinem Amtstisch in nicht geringer Verlegenheit, machte jedoch ein sichtbar bekümmertes Gesicht, und blieb in seinen Antworten auf die gemachten Interpellationen öfter stecken, als es für seine Würde gut war. Da kommt eines schönen Morgens ein Brief an den Reichsverweser, zwar nur aus seiner Verwaltungskanzlei in Wien, aber von zuverlässiger Hand, mit der bestimmten Nachricht, daß Robert Blum erschossen worden sei. Die Minister und das Bureau der Nationalversammlung werden noch vor der Sitzung rechtzeitig von diesem Fall unterrichtet. Sie erscheinen, ernsthaft, fast betrübt, v. Gagern mit etwas gebrochener, jedenfalls von tiefer Erschütterung zeugender Stimme, und feierlichen Haltung, die seinen Schmerz nur desto interessanter macht. Kein Wort verlautet, die Rechte steht in Gruppen flüsternd, die Linke zerstreut wie nach einer verlorenen Schlacht, unstät trippelnd, als brennte ein unheimlich Feuer unter den Sohlen. Ich trat etwas verspätet ein, ohne von der Sache das Mindeste zu wissen. Auch die Galerie war ganz lautlos, wie festgebannt, und flüchtige Züge wie des Schreckens spielten um die zitternden Lippen. Den Frauen waren die Stecknadeln aus den Haaren gefallen, die Locken rollten auf die Schultern, und in einigen Augen glühte es wie Thränenglanz. Ich fragte einen Nachbar um die Ursache dieser Erscheinung, er gab mir keine Antwort, den Blick starr auf die Tribüne gerichtet.

Die Glocke des Präsidenten läutete, athemlose Stille herrschte im ganzen Hause. v. Gagern verlas mit unsicherer Stimme ein Schreiben aus Wien an den Abgeordneten Bauernschmied, worin Robert Blum's Tod ausgesprochen war. Ein anderer Brief, der später anlangte und ans Präsidium eingereicht wurde, erzählte die Einzelheiten der Hinrichtung, noch immer fehlte indeß der Bericht eines Amtes oder eines Augenzeugen. Aber der Justizminister Mohl, als er die Absendung der zwei Commissäre Paur und Pötzl zum

Schutze der Abgeordneten und zur Beilegung des Kampfes und seiner Folgen in Wien verkündete, ließ über Blum's Ende keinen Zweifel mehr übrig. Sie können sich bei dieser Gewißheit das zermalmende Gefühl, welches sich auf die Linke legte, nicht vorstellen, ich habe noch nie eine schrecklichere Wirkung auf menschliche Gemüther gesehen. Sie saß vernichtet und rathlos auf ihren Bänken, denn die Verletzlichkeit der Volksaufwiegler war mit blutigen Lettern geschrieben. Daß man solches noch auf Erden wagen würde, hatte keiner von ihnen geträumt. „Die Volksmajestät ist auf immer im Blute Robert Blum's ertränkt," stotterte einer unter ihnen und wurde leichenblaß. Besonders bemitleidenswerth erschienen die österreichischen Abgeordneten auf der linken Seite. Die Träume auf schnelle Beförderung im Vaterlande waren mit einem Male wie Morgennebel zerronnen. Sie wiederholten bloß den Refrain des zweiten, vom Präsidenten vorgelesenen Briefes zwischen den halbgeöffneten Lippen: „Ein Rächer wird für Robert Blum aus dem deutschen Volk erstehen," bei dessen Lesung v. Gagern's Stimme erschrocken in tiefen Baß herunterfiel wie eine Lerche, die der Jäger unter den Wolken aus ihrem Liedeswirbel geschossen hat. War dieser Beisatz des Wiener Correspondenten für die Linke ein schwacher Trost, so wirkte er nur desto erschreckender auf die rechte Seite, besonders auf einige Oesterreicher, die der Todesfurcht offenen Zutritt in ihre unerfahrenen Herzen gestatteten.

Der Vortheil ward auf der Gegenseite schnell bemerkt und schamlos ausgebeutet. Man sprach von zehn Oesterreichern, die von hundert Rächern in Frankfurt dem Andenken des Robert Blum zum Todenopfer gebracht werden müßten — inferias Jugurthae. Selbst aus Norddeutschen wollte man einige Schlachtopfer bezeichnen. Diesen Ton schlugen alle liberalen Zeitungen an. Die Meute der democratischen Vereine erhob ein furchtbares Gebell und Geheul, jeder Lotterbube des deutschen Reiches fand seine Volkssouveränität gekränkt und seine künftige Barricadenwirksamkeit gefährdet. Die sogenannte öffentliche Meinung, das heißt, das Gejohle der Gasse und der Bierhäuser, vor dem sich die vernünftigen und gutgesinnten Deutschen in unbeschreiblicher Blindheit und Muthlosigkeit entweder zurückziehen, oder halb und halb aus Furcht mitheulen, schlug zu Frankfurt in eine

gräuliche Katzenmusik um, die jeden edleren Sinn verletzte, und alle Hoffnungen auf wahre Freiheit in Deutschland niederschlug. Die hausirenden oder gastirenden Literaten, wovon eine Unzahl sich in Frankfurt umhertreibt, theils als Zeitungscorrespondenten für schmutzige Volksblätter, theils als Fabrikanten von Placaten, die sie von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf colportiren und colportiren lassen, krochen wie das Gewürm nach einem lauen Regen aus ihren Schlupfwinkeln und schrieen die Ermordung des deutschen Freiheitshelden Blum, die nothwendige Erhebung des deutschen Volkes gegen den Vaterlandsverräther Windischgrätz und die mörderliche Untreue der Kamarillen in Deutschland so laut in den Wald, daß der fortwährende Wiederhall selbst die klügsten Leute wankend machte und Manche um allen Verstand brachte. Niemand wollte sich selbst sagen, daß diese plötzliche Umstimmung im geraden Widerspruche mit der vorigen Denkweise stehe, der brausende Strom riß Alles mit sich fort.

Was ich nun in dieser Richtung gesehen, das wird mir ein unerschöpflicher Stoff bleiben, um mir das allzugroße Vertrauen auf die Menschen zeitlebens aus dem Kopf zu schlagen. Männer, die sich früher als Säulen des Staats und der Kirche geberdet hatten, redeten ganz irre, nnd aßen ihr Brod in der Bitterkeit ihres Herzens, das oft aus Eitelkeit, oft aus Furcht, bisweilen auch aus Haß gegen das katholische Oesterreich zu allen Lästerungen gegen Windischgrätz mitplapperte. Frauen, welche vor zwei Tagen schmerzlich bedauert, daß Blum dem verdienten Tode entronnen, trugen jetzt verstörte Gesichtszüge, Anwandlungen von Ohnmacht, jedenfalls Spuren schlafloser Nächte durch die Gassen der Stadt. Die farbigen Kleider wichen bei vielen dem tiefsten Schwarz, um das deutsche Herz vor der Welt zu rechtfertigen. Verkaufsgewölbe, früher dem heitersten Weiß an Leinwand und Sommerzeugen gewidmet, stellten mit unverkennbar deutschem Mitgefühle den ganzen Zauber des weiblichen Trauerstaates in der ekelsten Ausführlichkeit, und den größten Reichthum an Flor und Schwarzwollentuch für Männer zur Schau, und es gehörte zur Galanterie des Tages, sich wechselseitig Stücke dieses koketten Trauerschatzes zu verehren, galt auch das Geschenk einer sehr lebensfrischen Hoffnung. Knaben trugen ganze Schachteln voll Trauercocarden, das Stück um neun Kreuzer, in den Wirthshäusern umher,

um alle Hüte loyaler Wein- und Biertrinker auf dem kürzesten Wege mit diesem nothwendigen Zeichen einer deutschen Gesinnung zu versehen. Der gesunde Menschenverstand flüchtete aus dieser schmachvollen Heuchelei des neunzehnten Jahrhunderts in die Knabenschulen, wo überhaupt mehr Sinn und Zusammenhang ist, als die Gichtbrüchigen daheim glauben. Die conservativen ABCschützen rissen ihren radikalen Fibelinhabern die schwarzen Blumcocarden herunter, die ihnen die Eltern angesteckt und traten sie mit Füßen, weil Robert Blum als Verbrecher gegen Kaiser und Reich gestorben sei. Sie gewannen auch die Oberhand über ihre Mitschüler von der Linken, und ich küßte in diesen Tagen allen deutschen Schülern die rechte Wange für ihre tapfere Gesinnung, wenn sie mir auf den Gassen entgegenkamen, mit dem Ausruf: „Macte virtute puer, sic itur ad Astra!" In den Aushängekästen der Buch- und Bilderherren war Blum's Bildniß auf einmal in allen Formen zu haben, groß, klein, farbig, Stahlstich, Gemälde, wie man's haben wollte, und in den Handwerkshäusern, bei Metzgern, Auflegern und Polizeiprofosen nimmt es wirklich jenen Platz im Zimmer ein, wo man sonst die Porträte des Vaters und der Mutter aufzuhängen pflegt.

Die Sachsenhäuser, Straßenarbeiter, Tischler und Nadelfabrikanten steckten eine große schwarze Fahne am Brückenkopf vor dem deutschen Hause auf, und ich habe Leute gesehen, die mit entblößtem Haupte an derselben vorübergingen. Die größeren Bilderläden an der Zeil hatten das Porträt des Hingerichteten mit Trauerflören umhangen, und viele weichherzige Kaufherren gaben es zum Frommen deutscher Einheit um einige Kreuzer wohlfeiler, um selbst den Minderbemittelten die Anschaffung desselben möglich zu machen. - Andere Schildereien zeigten den Robert Blum auf der Gerichtsstätte. Er hat sich bereits der Kleider bis auf Hemd und Hosen entledigt, ein Jesuite mit einem Crucifix macht ihm die letzte Angst, über ihm erscheint im Gebirge von Tirol Andreas Hofer, der Gemeuchelte, der Leidensgenosse für deutsche Freiheit. Auf anderen Bildern sinkt er, von drei Schüssen durchbohrt, zur Erde, rothe Blutströme färben die Erde, für dich, du unterdrücktes Volk von Sclaven in den deutschen Gauen, gegen dich, du Natterngezücht deutscher Fürsten und Henker in seidnen Westen! Der Platz, wo diese Mordspectakelgeschichten

aushängen, wird den ganzen Tag nie leer von Menschen, man kauft sie nicht, man verschlingt sie mit den Augen, die Stirne runzelt sich, Flüche murren, brüllen, zischen, und spät Abends werden die gesehenen Scenen bei den Speisewirthen und in der Judengasse erläutert, eingetränkt wie Gifttropfen gegen die Gesellschaft und die Obrigkeit.

Ein Placat aus Offenbach, das zur Todenfeier einladet, zeichnet das Ende mit dem Beisatze: „Im Jahre der tiefsten Schmach Deutschlands!“ wobei der Schreiber den Doppelsinn nicht wahrgenommen und die Zeit treffend charakterisirt hat, wie ein berühmter Esel in der Bibel ebenfalls ohne Verdienst und Bewußtsein. Zu gleicher Zeit erschien eine gedruckte Aufforderung zur Geldsammlung für die Hinterbliebenen des Robert Blum, und das Comité, welches dieselbe unterzeichnete, enthält das bunteste Gemisch von anrüchigen Personen, Literaten, Doctoren und Handwerkern, die gleichwohl gute Geschäfte machen. Die eingehenden Geldbeiträge werden mit Devisen an Vogt abgeliefert, der sie in der Reichstagszeitung abdrucken läßt. Da heißt denn eine Devise: „Erhebe dich, Rächer Deutschlands! und rette uns vor Windischgrätz,“ eine andere: „Blum's Blut komme über sie und ihre Kinder!“ eine dritte: „Tod den Tyrannen, Tod der Nationalversammlung!“ während die Zeitung selbst sich überbietet an furchtbaren Ergüssen gegen die Männer der Ordnung und Gesetzlichkeit. Und unter diesen Umständen wanken selbst die Reichsminister. Nur Schmerling, über die Sache interpellirt, hat den Muth zu sagen: „Das Blut fällt auf die Partei, die ihn mit dem Minoritätsgutachten nach Wien geschickt hat. Wer sich in die Gefahr begibt, geht darin zu Grunde,“ — leider nur ein Lichtblick in dieser Verfinsterung der Gemüther.

Denn Raveaux, der Cigarrenhändler aus Köln, abgedankter Reichstagsgesandter in der Schweiz, mit den Ministern zerfallen, gedrängt, sich zu verlauten als Volksmann, und mit dem gedankenlosen Muth eines Emporkömmlings ohne Gefühl für Anstand und Schicklichkeit, macht in der Reichsversammlung den Vorschlag, eine würdige Todenfeier für Robert Blum zu veranstalten. Er stellt sich gerührt, als wenn er nicht reden könnte, er führt keine Gründe an, die sich nach seiner Meinung von selbst verstünden. Venedey, der seit längerer Zeit spricht und thut wie ein Irrsinniger, der die Anarchie

fürs beste Mittel proclamirt, die Verfassungen aufrecht zu erhalten, unterstützt den Antrag, gesteht ein, öffentlich, in unzweifelhaften Worten, daß Heinrich v. Gagern, der Präsident, nicht der Mörder Blum's sei, wie ihn die Democraten beschuldigten, zu denen er und seine Partei gehörten. Ungeachtet dieser unerhörten Einleitungen erhebt sich fast das sämmtliche Haus zu Gunsten des Antrags. Es ist noch früh am Morgen, viele Herren haben ihren Kaffe noch nicht bekommen, andere verhindert der Bartscheerer, wieder andere müssen erst einige Leibesübung am Mainkai machen. So ist das Haus sparsam besetzt. Die Todesfurcht, die heilige Vehme, die anonymen Briefe, welche v. Gagern, Welcker, Schmerling und Andere voll Todesandrohungen erhalten, die sieben Mann Militärs, welche die ganze Nacht Gagern's Haus bewachen, weil der Stadthauptmann Major Deetz, zugleich Reichstagsabgeordneter, vier Bewaffnete in der Nähe desselben lauernd antrifft, dieses und viel anderes von gleichem Gehalt wirkt auf die meisten Anwesenden, sie lassen sich überrumpeln und schauen sich selbst verwundert an, daß sie stehen und die größte Schmach für den deutschen Namen gut heißen. Man wählt fünf Festordner aus der Versammlung, es ergeben sich Meinungsverschiedenheiten, über Nacht kommt vielen Deputirten der verlorene Verstand wieder zurück, andern brennt die Scham so unwiederstehlich, daß sie Reue empfinden über den frühern Beschluß. Es kommt zur Verhandlung, man will bloß eine kirchliche Feier gestatten, das genügt der Linken nicht. Sie zieht sich zurück, und so ist glücklicherweise eine Demonstration der schlimmsten Art todtgeschlagen. Das Blum-Fieber legt sich, die Gedächtnißkunst zur Geltendmachung des frühern Aufstehens will nicht helfen, das Leben fordert sein Recht, und so sind wir bald auch über dieses Krankheitssymptom hinaus.

Als die österreichische Sache abermals zur Verhandlung kommt, wenige Tage nach dieser Erregung, so wagen es mehrere Abgeordnete, die österreichische Regierung geradezu zu rechtfertigen wegen der befohlenen Hinrichtung Blum's, und die Reichsversammlung muß sich die Lehre gefallen lassen, viele rufen sogar Beifall. Man spricht das Wort „Vereinbarung" Deutschlands mit Oesterreich als einzig zum Ziele führend aus. Und die Majorität fällt dem Redner, ich glaube Welcker war's, ohne vielen Anstand bei. Die Redner dagegen

Giskra, Vogt, Fröbel und Venedey gleichen ausgedrückten Schwämmen. Trotz aller Anstrengung tröpfelt es nur, sie sind mit ihrer Redeweisheit am Ende, oder helfen in gänzlicher Verwirrung wohl noch ihren Gegnern, wie namentlich Fröbel, dessen zweideutiges Wesen sogar einen Schatten auf sein Verhalten in Wien wirft. Er habe das Leben durch niederträchtige Angaben und Verräthereien erkauft, wagt man an allen Ecken zu sagen. So hat mein Nachbar Recht, wenn er mir gestern sagte: „Freund! gar so schlecht ist das Personal in der Reichsversammlung nicht; aber die wenigsten haben kein herniges Stück Fleisch im Leibe, sie sind aus lauter Butter. Und doch schwatzen sie gern von parlamentarischer Allmacht. Dadurch sind sie um ihren Credit gekommen, denn nichts macht lächerlicher, als ein großes Maul und ein kleiner Arm. Das Princip der Vereinbarung mit den Fürsten und Volksstämmen muß durchgreifen. Mit den Fürsten könnte vielleicht die Nationalversammlung fertig werden, meinen viele Köpfe in der Paulskirche, aber gegen die Volksstämme steht der Ochs am Berg! Dazu hat uns die Hinrichtungsgeschichte Robert Blum's geholfen!“

Inhalt.

Weber, Beda,

Charakterbilder

Frankfurt a.M. 1853